
SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868

Bayerischer Heimatschutz

Monatsschrift des Bayerischen Landesvereins für Heimatschutz — Verein für Volkskunst und Volkskunde — in München.

Schriftleitungsausschuß:

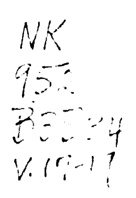
O. Professor der Technischen Hochschule H. Buchert; Baurat Professor Dr. H. Gräßel, Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste; Staatsrat im a. o. D. Regierungspräsident Dr. G. von Kahr; Brandversicherungsoberinspektor G. Köhler; Regierungs- und Landeswohnungsrat Dr. Löhner; Professor Dr. K. Reiser; Akademieprofessor H. Wadere; sämtliche in München.

Vorsitzender des Ausschusses: Dr. Gustav Ritter von Kahr, Staatsrat im a. o. D., Präsident der Regierung von Oberbayern, Exzellenz.

Schriftleiter: Baurat R. Rattinger.

Siebzehnter Jahrgang.

1919.



Inhalts-Verzeichnis.

A. Textbeiträge.

Seite

Abodhekersbüchs. Gedicht 67
Advents- und Weihnachtsgebräuche aus dem unteren Bliestal. M. Ruppert-Zweibrücken . . . . . 137—138
Alte bayerische Erde. Hans Mayr . 122—126
Bauernblut. Gedicht von Hans Mayr . 121
Bayern und Pfalz. Georg Berthold . . 39
Besuch des Bayerischen Landtags in der Pfalz im Jahre 1909. Ministerialrat O. Luxenburger . . . . 73—76
Bilder vom Rhein. H. Ullmann-München . . . . . . 98—106
Bildnisse Liselottes. H. Buchheit . 48—54
Buchbesprechung. Hof 152
Dom, der, zu Speyer. Rudolf Kautzsch 19—26
Fastnacht bis Ostern im untern Bliestal. M. Ruppert . . . . . 112—116
Franken und Bayern — auf ewig ungeteilt. Aug. Sperl . . . . 118—120
Heidenturm, der, zu Reinheim. M. Ruppert . . . . 150—152
Holzschnitzer- und Malerdorf, ein vergessenes. Prof. M. Heilmaier-Nürnberg 147—150
Industrie, keramische, der Rheinpfalz. Prof. Dr. Häberle . . . . . . 36—41
Kalkplattenbach, das, im Altmühlgebiete. Heinr. Ullmann . . . . 157—180
Karfreitagswanderung durchs Dahnertal. Cl. Eigner . . . . . . 93—96
Lustschloß Tschifflik bei Zweibrücken. Max Hautmann . . . . . . 54—58
Meisterkrippe, eine neue. Kurat Dr. H. Schmid . . . . . . 133—136
Mundarten, die, der Pfalz. Otto Maußer 58—67
's Paradies. Gedicht von Paul Münch 116—117
Passionskrippen 136
Pfälzer, der, und das Wandern. Kreisschulinspektor Hartmann . . 96—97
Pfälzer, der, und der Bayrischzeller. Gedicht von Franz v. Kobell . . 69—70
Pfälzer, der, im Kasten. Peter Dörfler 109—111
Pfälzer, die, als deutscher Volksstamm. Dr. Wappes . . . . . . 9—18
Pfälzer Dorfbilder. Hans Karlinger . 88—92
Pfälzer Keramik im 18. Jahrhundert. Dr. Gg. Bill . . . . . 42—47
Pfälzer Weinbau. Dr. F. v. Bassermann-Jordan . . . . . . 71—72
Pfälzische Naturschutzgebiete. G. Eigner-Nürnberg . . . . . . 27—35
Pfälzische Sagen. Wolfgang Krämer-Gauting . . . . 77—80
Pflanzendecke der Pfalz. Dr. Herm. Poeverlein . . . . . . 81—87
Ratsherrn, die, und die Reddigschwänz. Gedicht 68
Sammetärmel, der. Gedicht von Helene v. Besnard 108
Schneiderche, das, vun Mackebach. Gedicht von R. Müller 117
Schnellengärten, die, und der Heidenhübel in Reinheim. Max Ruppert . 107—108
Soll es wieder so kommen? Peter Dörfler 120
Vereinstätigkeit. Bericht über die Vereinstätigkeit im Jahre 1918. Baurat Rattinger . . . . 139—146
Zimmermannskunst, alte und neue. Dr. E. Schweighart . . . . 153—156
Zukunft, die, der Pfalz. Ed. Nortz . 127—132
Zum Geleit. Karl Alex. v. Müller . 1—2

B. Abbildungen.

Allegorie auf den Frieden von Ryswick. Nach einem Kupferstich 53
Altbayern, aus 121, 125
Altleiningen — Dorfbrunnen . . . 92
Amorbach — Würthweinhaus . . . 118
Annweiler, bei 86, 87
Berghausen — Blühende Mandelbäume . 83
Berwartstein — Burg 93
Brenschelbach, aus 112
Dannenfels — Kastanienbaum . . 84, 85
Diel, Professor — Bildnis . . . 133
Dörrenbach, aus 91
Drachenfels 95
Dürkheim — Michelsberg . . . 71
„ — Vom „Worschtmarkt in Dürkem" 110
„ — Von den besten Weinlagen . 72
Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Nach einem Ölgemälde . . . 49, 50
Festmahl zu Ehren Ludwig XIV. Nach einem Kupferstich 52
Flatensteine 95
Frankenthaler Porzellan . . . . 42—47
Freinsheim, aus 91
Geinsheim, aus 88
Germersheim. Nach Merian 7
Göllheim, aus 91
Grafen-Dahn, Burg 77
Harburg, Wörnitztal 120
Haardt, aus 128, 131
Haus der Frau Rätin 94
Herxheim, aus 32
Hettenleidelheim — Tongruben . . . 37
Hornbach, aus 127
Ilbesheim, kleine Kalmit 90
Kalkplattenbach im Altmühlgebiete:
Bohrmaschine, einfache 160
Bohrmaschine für Zwicktaschen . . 160

Seite

Breitenfurt — Doppelgiebel mit Kehle, Ortsbild . . . 167, 175
Dachgauben . . . 164, 165
Dachrinnen . . . 164
Dachstühle . . . 163, 172
Dachvorsprünge und Gesimse . . . 165
Dollnstein . . . 171, 180
Eichstätt — Altmühl bei Eichstätt mit der Willibaldsburg . . . 180
„ , aus . . . 168, 169, 174, 178
„ , bei . . . 173, 175
„ — Cobenzel-Schlößchen . . . 168
„ — Dachgaube . . . 165
„ — Gotisches Haus . . . 166
„ — Hangbebauung . . . 166, 179
„ , im Buchtal . . . 166, 168, 179
„ — Kloster St. Walburg . . . 176
„ — Partie an der Altmühl . . . 177
„ — Stadtbild . . . 178
„ — Steinbruch . . . 177
„ — Steinbruchhütte . . . 159
„ — Straßenbilder . . . 167, 176
„ — Teilansichten . . . 176, 178
„ — Verschiedene Dachdeckungen . 163
„ — Westenstraße . . . 167
Eindeckung mit Legschiefer, Dachdeckerhammer . . . 161
Formen der Kalkplatten, Aufreißeisen, Zwickzange . . . 159
Handhabung der Zwickzange . . . 160
Kamine . . . 164
Karte über die Ausdehnung des Plattenkalkvorkommens . . . 158
Kehlen, abgerundete, im Legschieferdach . 162
Kipfenberg, aus . . . 170
Legschieferdach . . . 161
Marienstein bei Eichstätt . . . 174
Mörnsheim . . . 179
Moritzbrunn bei Eichstätt . . . 169
Neuessing . . . 180
Obereichstätt . . . 174
Pfünz, aus . . . 170, 174
Riedenburg — Sägemühle . . . 175
Solnhofen — Steinbrüche . . . 158, 177
Steinbrüche auf der Hochebene bei Eichstätt 157
Steinbruch im Betrieb . . . 159
Stirnbretter und Bekrönungen . . . 165
Umdecken eines Daches . . . 162
Vergleich der Dachstühle gleicher Spannweite für Legschiefer u. f. Ziegelbedachung 172
Vergleich des Aussehens der Legschiefer- und der Zwicktaschendächer . . . 173
Kaltenbach-Mühle . . . 114
Klingenmünster, aus . . . 90
Kreuzeck bei Pfronten — Kapelle . . . 151
Krippen. Eine neue Meisterkrippe . 137—146
Krippenfiguren, alte . . . 134—136

Seite

Kropsburg, die . . . 5
„ , von der . . . 15
Lachen, aus . . . 90
Landau — Stiftskirche . . . 13
Landstuhl, aus . . . 113
Limburg, die . . . 79
Ludwigshafen, bei . . . 39
Madenburg, Blick von der . . . 9
Mittelbach — Mühle . . . 17
Mittelhambach — Mandelbaum . 81, 82
Naturschutzgebiete . . . 27—35
Neuleiningen . . . 3
Neustadt a. d. Haardt . . . 6
Nothweiler, aus . . . 35
Pfronten im Allgäu . . . 147
„ — Figuren am Altar der Kirche Mariahilf . . . 150
„ — Holzmodell für den Hochaltar der Pfarrkirche . . . 149
„ — Pfarrkirche . . . 148
Pfronten-Meilingen — Seitenaltärchen . 152
Pfronten-Refleiten — Allgäuer Stube . 152
Rhein, Bilder vom . . . 98—106
„ , Schleppende Pferde am . . . 11
Rhodt, aus . . . 89
St. Anna-Kapelle im Dahnertal . . . 93
St. Martin, aus . . . 91
Schifferstadt — Gemeindehaus . . . 115
Silhouette von Gg. Ernst . . . 111
Speyer, aus . . . 26
„ , bei . . . 21
„ , Das Altpörtel in . . . 23
„ , Dom im Jahre 1856 . . . 25
„ , Nach Merian . . . 19
Teufelstisch . . . 96
Treckenfeld — Dampfnudeltor . . . 92
Trifls, der . . . 80
Tschifflik, Lustschloß bei Zweibrücken . 54—56
„ , Stanislaus Leszczynski . . . 57
Ungstein . . . 70, 73, 75
Westheim, aus . . . 92
Wilgartswiesen, aus . . . 97
Winzer . . . 61—67
Winzerkeller in Ungstein . . . 75
Wörth a. Rh., aus . . . 129
Zeichnungen von G. Ernst 41, 58, 70, 109, 110
„ von R. Sieck . . . 121, 125
„ von H. Stockmann 68, 69, 117
Zimmermannskunst — Blockdielen . . . 153
„ — Blockwanddecke . 154
„ — Hund . . . 156
„ — Mittelwandzapfen . 154
„ — Türöffnung in der Blockwand . 155
„ — Türstock in der Blockwand . 155

C. Besondere Beilagen.

Weingelände aus der Pfalz. Gustav Ernst 1
Die Limburg in der Pfalz. Oskar Graf . 76

Druck von Carl Aug. Seyfried & Comp., München.



Weingelände aus der Pfalz. Gustav Ernst.



Monatsschrift des bayerischen Landesvereins für Heimatschutz — Verein für Volkskunst und Volkskunde — in München. (Ludwigstr. 14. Fernspr. Nr. 21753. Postscheckkonto 4684.)

XVII. Jahrgang, Nr. 1—8. — Zum Geleit. — Bayern und Pfalz. — Die Pfälzer als deutscher Volksstamm — Der Dom zu Speyer. — Pfälzische Naturschutzgebiete. — Die keramische Industrie der Rheinpfalz. — Pfälzer Keramik im 18. Jahrhundert. — Bildnisse Liselottes. — Lustschloß Tschifflik bei Zweibrücken. — Die Mundarten der Pfalz. — Die Abodhekersbüchs. — Die Ratsherrn und die Reddigschwänz. — Der Pfälzer und der Bayrischzeller. — Etwas vom Pfälzer Weinbau. — Der Besuch des Bayerischen Landtags in der Pfalz im Jahre 1909. — Die Zukunft der Pfalz. — Pfälzische Sagen. — Die Pflanzendecke der Pfalz. — Pfälzer Dorfbilder. — Karfreitagswanderung durchs Dahnertal. — Der Pfälzer und das Wandern. — Bilder vom Rhein — Die Schnellengärten und der Heidenhübel in Reinheim. — Der Sammetärmel. — Der Pfälzer im Kasten. — Von Fastnacht bis Ostern im untern Bliestal. — 's Paradies — Das Schneiderche vun Mackebach. — Franken und Bayern — auf ewig ungeteilt. — Soll es wieder so kommen? — Bauernblut. — Alte bayrische Erde. —

Zum Geleit.

Von Karl Alexander von Müller.

Wir glauben an die Heimat.

Seit die Menschen Menschen sind, bindet sie ein stiller, ahnungsvoller Trieb an die Stätten, wo ihre Kindheit, ihre Jugend gespielt, wo ihre Eltern gelebt und gearbeitet, ihre Vorväter gewohnt. Nicht wie bloße Schatten gleiten unsre Geschlechter über die Erde, die kommen und verschwinden, als wäre nichts gewesen. Sie treiben ihre Wurzeln in den Boden, auf dem sie stehen, sie saugen Nahrung aus ihm und teilen ihm selber wieder von ihrem Wesen mit, sie hinterlassen auf ihm die Spuren ihres Daseins, in denen sie geheimnisvoll weiterleben. Und je älter ein Volk wird, je länger es mit seinem Lande verwächst, um so heiliger wird dieses Band, und kaum die furchtbarste Not vermag es zu zerreißen. Wir glauben an die Heimat.

Wir glauben an die stille bildende Gewalt alles dessen, was Gott nur langsam wachsen und sich wandeln läßt auf Erden, wie den Boden eines Landes und das Wesen eines Volkes. Ungeheure Stürme brausen darüber hin, Unwetter schlagen verheerend darauf nieder; aber sie rauschen vorüber, und seine stille Kraft bleibt. Erdbeben tun sich auf und scheinen alles, was in ihren Bereich gerät, von Grund aus zu erschüttern. Aber sieh, wenn ihre Stöße sich beruhigen, so stehen die alten Höhen und Täler wieder wie ehedem. Nur flache Schrunden zeigen sie auf der Oberfläche. Bäche oder Flüsse haben vielleicht ihren Lauf verändert, fruchtbare Wälder sind niedergelgt; aber der Himmel droben ist der gleiche und die Erde drunten, und die Wasser rauschen wieder, und die Höhen begrünen sich von neuem. Ihre Herren wechseln: Heute hat der eine über sie das Recht und morgen der andre. Aber auch diese Herren alle sind Menschen gleich uns, auf der kurzen Spanne zwischen Geburt und Tod, fühlend, handelnd, liebend und leidend wie einst und immer, nach den ewigen Gesetzen, die uns auferlegt.

Darum glauben wir an die Dauer in allem Wechsel, an den Zusammenhang alles Werdens, an die geheimnisvollen Fäden der Gemeinschaft, die das Morgen mit dem Gestern verknüpfen. Darum glauben wir an die Heimat und widmen dieses Heft gerade der Gemeinschaft alles dessen, was sich bisher Bayern nannte.

Wie unsre Blätter in letzten Jahren hinausflogen, um die Bayern zu suchen, die sich nach ihrer Heimat sehnten, von Jerusalem bis nach Riga, vom Kaukasus bis nach Flandern, so suchen sie heut die Bayern, die ihre alte Heimat und ihre Gemeinschaft nicht vergessen wollen, in allen Gauen der Heimat selbst.

Sie suchen sie in Franken und in Schwaben, am Main und an der Iller, im Fichtelgebirg und am Bodensee, soweit die alten hellen weißblauen Fahnen im Winde wehten. Sie suchen sie vor allem heut drüben am Rhein, in der sonnigen, reben-

duftigen Pfalz, die seit Monaten soweit von uns abgeschnitten liegt, unter feindlichem Gebot.

Sie erzählen davon, daß diese Pfalz ein deutsches Land ist, seit der Rhein an ihren Ufern Städte und Dome spiegelt, seit die alten Frankenkaiser auf der Limburg und die Schwabenkaiser auf dem Trifels saßen, seit die breiten Giebel pfälzischer Dörfer sich um ihre Kirchen und Rathäuser lagern, seit die Sage des Volkes Berg und Burg vom „Großen Ingbert" bis zum alten Vater Rhein mit den Lieblingsgestalten der deutschen Phantasie bevölkert, seit die Pfälzer Sprache, lieblich und froh wie ihr Land, erklingt „wie mit Glock und Vogelsang."

Sie erinnern an alle die Bande der Zusammengehörigkeit, die Bayern und die Pfalz verknüpfen, seit den Tagen, da die Nibelungen des Volksliedes vom Rhein an die Donau zogen, hinunter ins Heunenland. Sie erinnern vor allem andern an die enge Gemeinschaft, welche die letzten hundert Jahre zwischen ihnen aufgerichtet. Denn es ist kein Kleines, wenn Völker ein Jahrhundertlang Sonne und Sturm, Freud und Leid miteinander teilen, und einem Schicksal unterworfen sind. Sie mögen sich untereinander schelten und verspotten, wie die forschen Pfälzer die „Zwockl" und die schweigsamen Altbayern die „Krischer" verspottet haben, — sie wissen gar nicht, wie nah sie trotz alledem durch eine solche Gemeinschaft verbunden werden und wieviel sie sich gegenseitig daraus zu verdanken haben. Von alle dem mag dieses Heft berichten.

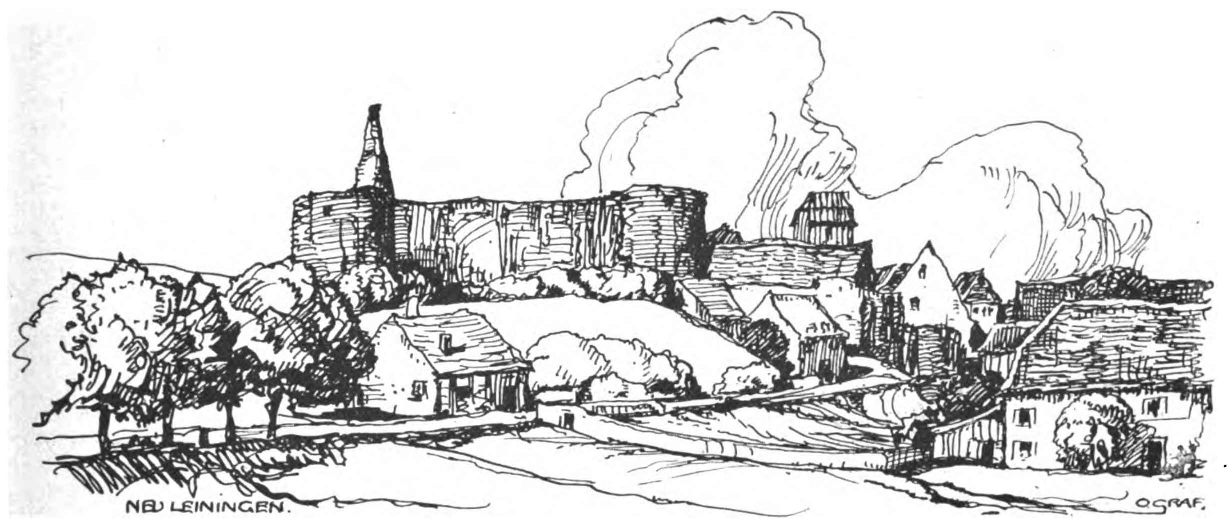
Wir sind uns wohl bewußt, und nicht erst seit heute, daß gerade in den Beziehungen zwischen Altbayern und der Pfalz noch vieles zu wünschen übrig blieb, und daß der Bund zwischen beiden noch ungleich reicher, wechselseitiger und fruchtbarer werden könnte als er bisher gewesen. Aber dennoch: was Bayern war, seit es im heutigen Sinne bestand, das war es durch die Verbindung von Altbayern, Franken, Pfälzern und Schwaben. Sie alle haben am neuen Bayern ihren Anteil gehabt, sie alle haben aus seiner Gemeinschaft ihre Früchte gezogen. Wenn eines sich aus dem Verbande löst, wird es ein neues Dasein für alle.

Die Zukunft schwebt vor den Völkern wie vor den Einzelnen in unbestimmten Umrissen, die Sehnsucht, die Einbildung deuten so gern und verlockend ihre Gestalt. Aber die Vergangenheit liegt hinter uns, abgeschlossen, mit klaren, fertigen Zügen, die keiner mehr ändern kann, er mag sich noch so sehr darum bemühen, ein aufgeschlagenes Buch des Gerichtes für jeden, ein unbestechlicher Spiegel unsres Wesens. Keine Erschütterung von heut kann sie mehr ungeschehen machen, jede Umbildung von morgen ruht dennoch auf ihrem Grund. Es gibt keine Revolution, die beseitigen kann, was geschehen ist. Natürlich gewachsene Dinge lassen sich nicht umdrehen, wie man vielleicht einen Handschuh umdreht, und er bleibt immer noch ein Handschuh. Alle großen Revolutionen, die englische, die französische, die russische haben das mit Opfern und Enttäuschungen erfahren.

Jeder Deutsche wünscht seinem Volke, daß die jetzige Umbildung ihm letzten Endes dennoch zum Segen gereiche. Neue Formen ringen ums Leben, neue Gestaltungen treten hervor, jeder von uns muß hoffen, daß sie im Innern ein neues, triebkräftiges, dauerhaftes Leben erfüllen wird.

Dieses Leben selbst aber steht unter den alten, ewigen Gesetzen, an die alles menschliche Leben gebunden ist. Es kann die Wurzeln nicht abschneiden, mit denen es in der Erde verankert ist, es kann sich vom Boden nicht trennen, aus dem es seine Nahrung saugt. Es kann die Vergangenheit nicht verleugnen, aus der auch seine lebendigen Kräfte erwachsen sind.

Deutschland muß Deutschland bleiben, solange die Erde zwischen den Alpen und dem Meer von Wiesen und Wäldern grünt und Menschen deutschen Blutes auf ihr leben. Unsre Schicksale sind nur ein Teil seines Daseins, ein Ring in der Kette seiner Bestimmung. Auch in Schmerzen und Sorgen umfassen wir das Volk und das Land, deren Kinder wir sind. Wir stehen auch jetzt zu unserer F hne. Wir halten fest an der Heimat.



Neuleiningen. Professor O. Graf.

Bayern und Pfalz.

Heute beim Umschwung aller Verhältnisse, den wir selber tief erschüttert miterleben, reist die Befürchtung, daß auf dieser Erde wirklich nichts von Bestand sei. Der Glaube an unsere, wie man meinte, granitene Grundlage ist dahin, schwankend ist das Gefühl der Gegenwart, dunkel das Los der Zukunft. Es heißt zwar, frei und selbst bestimmen sich jetzt die Völker! Und doch weiß das deutsche Volk noch nicht, ob alle Deutschen im künftigen deutschen Reich zusammenkommen werden. Nicht bloß das Ganze, auch die Teile sind erschüttert. Stimmen wurden laut, die auch den Bestand unserer engeren Heimat berühren, die Bayern aufteilen wollen geographisch, nach vorgeblich alten Bestandteilen. Gibt es in Wahrheit solche? Mangels jeglichen andern sichern Maßstabs kann hierauf nur die Geschichte antworten, die in der Vergangenheit ewig unverrückbar, wie in Erz gegossen, uns allein ein Licht gewährt zur Beleuchtung von Gegenwart und Zukunft.

Als Teile Bayerns gelten Altbayern, Schwaben, Franken und die Pfalz.

Besonders die abgetrennte Lage der Pfalz reizt Staatskünstler zur anderweitigen Zuteilung an. Alle solche Bestrebungen gehen von Irrtum aus und können nur zu Irrtümern führen.

Die Bevölkerung der Pfalz und des rechtsrheinischen Bayern sind seit 2 Jahrtausenden wesentlich gleichartig. Hundert Jahre vor Christi Geburt noch wohnten hier untermischt mit Ureinwohnern nur Kelten. Alsbald begann das Vordringen der alten Germanen von Norden. 72 vor Christi drangen zuerst in die Vorderpfalz die Truppen Ariovists ein, der unter sich neben Nemetern u. a. wesentlich Sueven und — ist der Ausdruck richtig überliefert — Markomannen hatte, gerade jene Völkerschaften, die 500 Jahre später die Stammväter der Bayern südlich des Jura und der Donau wurden.

Bald kam vom Süden eine neue Einwanderung, das waren die Römer. Sie kultivierten äußerlich gleichmäßig die Pfalz (Speyer, Rheinzabern, Pfortz, Altrip), ganz Südbayern, (Augsburg, Kempten, Regensburg, Passau) samt der Westgrenze (Weißenburg a. S., Stockheim a. Main), Nordbayern unterstand für vierhundert Jahre starkem römischem Einfluß. Doch auch die germanische Bevölkerung wurde von den Römern gestärkt. So siedelten sie in der Pfalz Usipeten (Westrich) an, in Südbayern germanische Söldner verschiedener Stämme.

Als sich um 350 siegreich die Sueven und Juthungen nach Süden vordrängten, den römischen Grenzwall zerstörend, siedelten sie sich neuerdings und ohne je wieder vertrieben zu werden, dauernd in der Pfalz, im Elsaß und im Ries an und nahmen um 500 das Land bis über den Lech, Donau und Inn in Besitz. Ihnen nach rückten 409 die Burgunden vom Main weg bis in die Pfalz, ihnen nach die Thüringer, die sich bis zum Jura ausdehnten und Siedelungen bis zur Pfalz vorschoben, wo Dürkheim (Thüringheim) noch an sie erinnert. Die Besiedelung beschlossen die Markomannen und Chatten, welch letztere als Hessen auch in Bayern noch fortleben (Pfalz: Haßloch, Heßheim, in Franken: Haßfurt, Haßberge). Man sieht Bayern ist seiner Bevölkerung nach durchaus einheitlich, von gleichen Stammvölkern herkommend, in gleicher Weise rechts und links des Rheins. Selbst deutsche Rückwanderungen von Süden (Gothen und Longobarden) fehlen nicht und lassen sich in der Pfalz und Ostbayern nachweisen. Römische Überbleibsel (Walchensee, Welchweiler, Walhalben) verschwanden durch Mischung mit den Einwanderern.

Als gemeinsames Band wirkte die römische Kultur in ihren Resten nach, belebt durch das Frankenreich und die erstarkende christliche Kirche.

Als diese in Bayern im Südwesten am Bodensee Fuß faßte, wurde zur ersten Bischofswahl in Konstanz der Bischof von Speyer (616) beigezogen. Speyer ist ja das älteste Bistum in Bayern. Die christlichen Glaubensboten Columban, Gallus und Pirmin wirkten am Rhein wie am Lech. Als aber Altbayern sich gänzlich zum Christentum bekehrte, da war es ein Pfälzer, der das Werk zu leiten hatte, es war der Bischof Rupert von Worms. Der Name Rupert wurde aber so recht der Name der geschichtlichen Verkettung der Lande an der Donau und am Rhein: Kurfürst Ruprecht I., geboren und erzogen in Wolfratshausen an der Isar, wurde der eigentliche Begründer der Kurpfalz — er hat insbesondere Nürnberger Einrichtungen (Nürnberger Fuß) in dieselbe verpflanzt — sein Großneffe Kurfürst Ruprecht III. herrschte als König über Deutschland und alle bayerischen Lande (ein Wittelsbacher, der Päpste ab- und eingesetzt hat, Pisa 1409), Pfalzgraf Ruperts Tod wurde 1503 Ursache des bayerischen Erbfolgekriegs, der für Bayern und die Pfalz wichtige Folgen hatte, der Name Prinz Ruprecht von der Pfalz erinnert an den englischen Admiral († 1682) und jener „Kronprinz Ruprecht" einigte in den Vogesen und als Hammer von Arras Bayerns Söhne vor dem Feind.

Die Westgrenze Deutschlands wurde erstmals gezogen 843 zu Verdun: die Gaue von Speyer, Weißenburg, Worms und Mainz kamen wegen des Weins zu Ostfranken, in dem damals Bayern das Übergewicht hatte und Regensburg Hauptsitz war. Von 870—924 wurde die Westgrenze bis zur Sprachgrenze ausgedehnt. Das junge Deutschland hatte bald seine Feuerprobe zu bestehen.

Schon seit geraumer Zeit litt Altbayern schwer durch die Einfälle der Ungarn, da war es die Schlacht auf dem Lechfeld 955, die Bayern befreite, in dieser aber starb den Heldentod der Führer der **Franken**, der Lothringer Herzog Konrad der Rote, der frühere Burggraf von Speyer. Diesen Sieg suchte Passau auszunützen, indem sein Bischof Ansprüche erhob auf Ober- und Niederösterreich bis nach Lorch. Bei diesem Bestreben ließ Bischof Piligrim (990) das Nibelungenlied niederschreiben, dessen Helden vom Rhein, von Worms und Speyer (Nemeter-Niederland) stammen, in welchem unter den Getreuesten des Königshofes der **alte Bischof von Speyer** ist, der die Königin Ute über ihren Traum, daß alles Gevögel tot vom Himmel gefallen sei, zu trösten hatte. Passau selbst und das Donautal abwärts wurden der Nibelungen Schlachtgefilde, seit im Waltharilied (970) erstmals das Nibelungenbereich ostwärts bis ins Hunnenland (Ofen, Wien) ausgedehnt war, also eine literarische Verbindung zwischen Ost- und Westdeutschland (Donau, Passau — Rhein, Worms, Speyergau) zustande kam, die Sage und Politik bis heute bestimmend beeinflußt hat. Ein bayerischer Dichter aber hat über diese rheinische Sage im Nibelungen-Lied die höchsten Töne erklingen lassen.

Einer der Heiligen des **Frankenlandes** ist der hl. **Otto**, Bischof von Bamberg. Dieser war aber, ehe ihn Kaiser Heinrich IV. zum Bischof erkor, Dombaumeister am Rhein in **Speyer**, während schon vorher 1033 Augsburg seinen Abt Reginbald an Speyer als Bischof und Dombaumeister abgegeben hatte.

Otto von Freising, der berühmte bayerische Bischof, wie sein Bruder, Herzog Heinrich XI. von Bayern, war von einer rheinischen Mutter geboren, der Agnes, Tochter Kaiser Heinrich IV. Er nennt (1146) die Pfalz den Schwerpunkt des deutschen Reiches. Seit Otto der Erlauchte die pfälzische Erbtochter Agnes heimgeführt, ist Bayern rechts und links des Rheins verbunden.

Als Ludwig der Bayer in Frankfurt zum deutschen König gewählt war, sagte er: wer das Feld behaupte, soll König sein und bleiben. Er eilte 1315 dem von den Gegnern bedrängten Speyer zu Hilfe, er verteidigte sich an der Spitze der Speyerer Bürgerschaft gegen Leopold von Österreich, der den Judenkirchhof angriff, und konnte auf Grund dieses Waffenerfolges erklären, er habe das Feld behauptet. Ludwig der Bayer fand aber in Speyer nicht bloß Kriegsruhm, er holte aus Speyer auch seinen Kanzler, den Domscholaster Hermann von Lichtenberg, Propst von S. German in Speyer, 1335 zum Bischof von Würzburg erwählt. Auch mit der Bürgerschaft von Speyer stand Ludwig dauernd in enger Beziehung. Seine dortigen Banquier Ebelin und Heinrich genannt vor dem Münster nennt er 1338, als er bei ihnen wohnte, meine lieben Wirte. Als 1330 die Patrizier durch die Handwerker und Arbeiter gestürzt wurden, hat er sich gegen letztere ebenfalls freundlich gehalten. Sein Großvater Rudolf von Habsburg hatte schon früher besondere Vorliebe für Speier und dessen Stadtverfassung. Er hat das Speyerer Recht unter andern den Städten Neustadt a. H. (1245 erstmals erwähnt), Kaiserslautern, Germersheim und Heilbronn verliehen. Das Speyerer Recht war aber auch Vorbild für Eßlingen, dieses aber für Ulm und Oberschwaben, selbst noch für weiteren Umkreis. Die Nachfolger aber Ludwig des Bayern eröffneten eine wahre Städtegründungsperiode rechts und links des Rheins, die über Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen, Neustadt a. H., Landshut, Straubing, Kelheim, Amberg führte über Frankenthal, Otterberg, Lambrecht schließlich bis Ludwigshafen, das von Speyer aus (1822) als Rheinschanze gegründet, 1843 vom Staate als Staatshafen übernommen und seitdem zur großartigsten Entwicklung gebracht worden ist.

Daneben laufen parallel allerlei kulturelle Fäden. Rheinische Salier waren Herzoge von Kärnten und wurden Stützen der Ausbreitung Bayerns in den Südostalpen (978—1039). Der Speyrer Bischof Mathias von Ramung (1464—1478) war ein rechtsrheinischer Bayer. Er war der Kanzler Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz, der eine Augsburgerin zur Gattin hatte.

Ottheinrich der große Kurfürst Heidelberg's ist in Landshut geboren. Der Zweibrücker Prinz Wolfgang Wilhelm ehelichte 1613 eine Tochter Max I. von Bayern, wurde Herzog von Neuburg, später erwarb er Jülich und Berg und damit Düsseldorf, wo sein Sohn Johann Wilhelm den Grund zu jener Gemäldegalerie legte, die später nach Mannheim kam und heute der Stolz der Münchner alten Pinakothek ist.

Als Speyer 1438 das Biersieden einführte, bezog es den Bräumeister von Bamberg. Als die Speyrer Druckerpresse von 1480—1500 selbst Mainz überflügelte, ließen Speyers Verleger bis nach Bamberg drucken. Als nach der Entdeckung von Amerika auch Süddeutsche sich der neuen Welt zuwandten, begegnet ein Georg Hohermut von Speyer, der in einem Kaufhaus in Memmingen groß geworden war. — 1527 erhielt der höchste Gerichtshof Deutschlands, das Reichskammergericht, in Speyer seinen Sitz. Die Mitglieder des Gerichts wurden bestellt von den deutschen Reichskreisen bezw. Staaten. Gerade der bayerische und fränkische Kreis hat seine Glieder mit am pünktlichsten bestellt, sodaß sich von 1527—1689 in Speyer eine altbayrisch-fränkische Beamtenkolonie befunden hat. Ein Jahrhundert später riet Dr. Joachim Becher, 1635 in Speyer geboren, dem kurbayerischen Hof in Amerika eine Kolonie zu erwerben (1664) und diese Siedelung ist jene Landzunge, auf der heute die Stadt New-York steht. Dr. Becher hat in München eine Seidenfabrik gegründet (die sogenannte Seidenhauskaserne hinter der Residenz), er war ja kaiserlicher Kommerzienrat und war auch Erzieher des späteren Kurfürsten Max Emanuel, für den er besonders eine lateinische Grammatik herausgegeben hat. Max Emanuel, der Sieger von Belgrad, wollte 1689 Speyer helfen und entsetzen. Er kam aber zu spät und sah nur mit seinem Heere von Bruchsal aus das brennende Speyer. Der Erbauer der ersten rechtsrheinischen Eisenbahn (1835) war ein Pfälzer Baurat Paul Denis.

König Ludwig I. hat bekanntlich den Speyerer Dom durch altbayerische Maler malen lassen. Dafür hat die Pfalz gleichsam in Gegengabe den Maler Feuerbach gegeben, der 1829 in Speyer das Licht der Welt erblickt hat. Von 1777—1806 hieß das Gesamtgebiet treffend: Pfalzbayern. Pfalzgrafen hießen alle Mitglieder des alten Herrscherhauses, seit 1806 nur noch der König, der ja auch vom Rhein kam, aus der Pfalz stammte, zu Schwetzingen geboren, vorher in Landau i. Pf. und Rohrbach bei Heidelberg den Aufenthalt hatte. 1817 hat das Bayerische Konkordat ein Pfälzer in Rom abgeschlossen, Kardinal Casimir Häffelin, geboren in Minfeld in der Pfalz.

Bei solch regen geschichtlichen Beziehungen, die sich noch erheblich vermehren ließen, waren Bayern und Pfalz, als sie 1816 durch die Politik des Wiener Kongresses wieder zusammengetan wurden, alte Bekannte, waren sich die Teile gegenseitig nicht fremd: beide waren urdeutsch, süddeutsch, miteinander in Verkehr und teilweise seit Jahrhunderten unter gleicher Staatsgewalt. Waren früher die staatlichen Verbindungen nur lose, personelle, so umschloß jetzt beide Teile die gleiche Staatsverfassung. Gleichwohl war gerade in rechtlicher Hinsicht vieles sehr verschieden. Die Pfalz brachte aus ihrer jüngsten Vergangenheit (1798 bis 1813) französisches Recht mit und behielt es vorerst auch. Damit blieben zunächst noch zahlreiche französische Einrichtungen. So sehr diese, wie der code civil, das öffentliche Gerichtsverfahren, Schwurgerichte, selbständige Verwaltung als Annehmlichkeiten empfunden und samt dem Verbot der Feudalität bei der Verkündigung der neuen Verfassung (1818) förmlich als besondere Institutionen des Rheinkreises vom König Max I. bestätigt wurden, so boten diese Einrichtungen auch



Die Kropsburg. Bauamtmann L. Ullmann.

Härten, die das finanzschwache Bayern beibehalten hat; so mußte die Pfalz alle Behörden der Verwaltung und Justiz der unteren Instanz bis 1. Oktober 1849 aus Kreisumlagen bestreiten, bis 1. Oktober 1831 wurde der zehnprozentige Zuschlag auf Gebühren (eingeführt 1800) als Kriegssteuern forterhoben, für die Einhebung der direkten Steuern muß die Pfalz bis heute einen besonderen Zuschlag zur Entlohnung der Steuereinnehmer leisten. Aber auch andere Mißlichkeiten ergaben sich beim Bestreben, Bayern rechts und links des Rheins gleichmäßig zu gestalten: als die Bewegung freiheitlich Gesinnter 1832 zum bekannten Hambacher Fest gedieh, wurde vielfach eingeschritten auf Grund von Vorschriften, wie sie in der Pfalz nicht eingeführt waren. Viele wurden verfolgt, gestraft, weil Bayern einem Druck auswärtiger Politik nachgeben mußte. Wer das Lied sang: Hinauf Patrioten! zum Schloß, zum Schloß! Hoch flattern die deutschen Farben (schwarz, rot, gold) wurde wegen Hochverrats verfolgt (Assisen in Landau). Als die neue Freiheitsbewegung 1848 und 49, die ebenfalls ein freies großes Deutschland erstrebte, niedergeschlagen war, setzte die Reaktion ein, indem sie sich freiheitsängstig, besonders bei den Landtags- und Gemeinderatswahlen bis dahin ungewohnte Eingriffe erlaubte, die gerade bei führenden Kreisen stark verstimmten. Von 1830 bis 1860 war die Pfalz schwer von Auswanderung geplagt ob der wirtschaftlich sehr gedrückten Verhältnisse. Statt diese zu bessern, wurden sie seit 1829 noch verschärft durch Einführung der Zolllinie (Maut) um die isolierte Pfalz, trotzdem der Landrat diese einhellig verworfen hatte. Erst seit 1866 wuchsen beide Teile auch in der Gesetzgebung mehr und mehr zusammen und erfuhren einen gemeinsamen Aufschwung. Pfälzer wandten sich jetzt in erhöhtem Maße dem Staatsdienst zu und der Austausch von Rechtsrheinischen in die Pfalz und von Pfälzern nach Bayern rechts des Rheins ist jetzt unbegrenzt, während es früher Ausnahme war, wenn z. B. ein Pfälzer Minister wurde. So hoch stiegen nur Staatsrat von Maurer, geb. in Erpolzheim, und Justizminister Heintz 1848.

Heute, wo sich die rechtlichen Verschiedenheiten zwischen Bayern rechts und links des Rheins, bis auf ein Geringes ausgeglichen haben, haben beide Teile den Wunsch beisammen zu bleiben. Denn jede Trennung und Zusammenwerfen mit anderen Gebieten gebe Rechtsverschiedenheiten auf Jahrzehnte. Es müßte wieder von vorne angefangen werden. Die Pfalz aber, die doch einem größeren Gebiet würde zugeteilt werden, müßte sich angleichen, also nachgeben, Veränderungen ihrer bisherigen Gepflogenheiten in Kauf nehmen, was niemand willkommen wäre. Heißt es doch, es kommt nichts besseres nach.

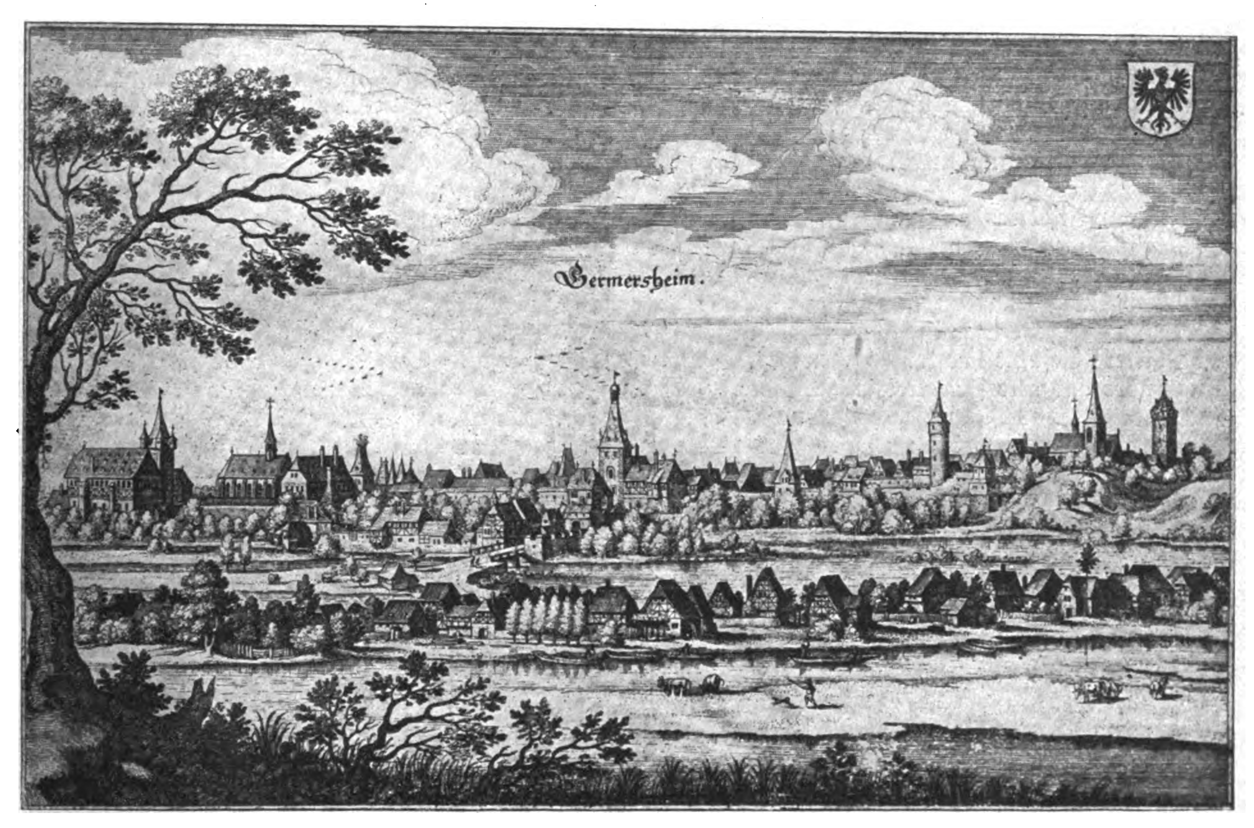
Freilich wäre zu wünschen, daß im künftigen Bayern Fehler nicht wiederholt werden, die in



Neustadt a. d. Haardt, nach Merian.

früheren Jahren vorkamen. So erfreut sich die Pfalz keiner bayerischen Zentralanstalt, vielfach nicht einmal ausreichender Vertretung solcher. Die alte Kurpfalz hatte ihre Akademie der Wissenschaften, deren Leistungen Einheimischer noch heute teilweise unübertroffen sind. Die bayerische Akademie der Wissenschaften hat sich leider seit 100 Jahren um die Pfalz und ihre reiche Geschichte nur zu wenig gekümmert. 1900 fand eine Untersuchung der Speyrer Kaisergräber statt. Die Akademie der Wissenschaften übernahm es das Werk hierüber herauszugeben. Bis heute nach 19 Jahren ist noch nichts erschienen, abgesehen von einer kleinen Publikation 1901. Auf diesen Säumniserfolg, kann das alte System Bayerns wirklich nicht stolz sein; ebenso wenig wie für die Überlassung der bibliotheca Palatina an den Vatikan (1623).

Als 1843 in der Pfalz die Einführung der Eisenbahn beschlossen wurde, hat man sie nicht als Staatsbahnen gebaut, sondern als Privatbahnen, ebenso hatte Bayern 1879 in der Pfalz fast keine Staatsdienstgebäude, selbst die Kreisregierung hat bis 1843 bei der Stadt Speyer in Miete gewohnt. Der Besitz der Pfalz wurde im Hinblick auf die hohe Geheimdiplomatie eben nicht als sehr gesichert erachtet. Und doch ist er es geblieben. Man hat zwar Ludwigshafen als Trutzmannheim und Staatshafen 1843 erworben, ausgebaut und anerkennenswert gefördert, hat aber darüber die alten Häfen der Pfalz Speyer und Frankenthal fast gänzlich vernachlässigt. Nur Ludwigshafen hat besondere Begünstigungstarife für Hafenfrachten nach der Ferne erhalten. Darüber mußte Ludwigshafen über die Häfen von Speyer und Frankenthal einen Vorsprung erfahren, der durch die Natur der Verhältnisse nicht gerechtfertigt erscheint. Diese Natur läßt aber die kommerziellen und industriellen Verhältnisse dahin sich entwickeln, daß Frankenthal mit Ludwigshafen schon fast zusammenhängt, das Zwischengelände zwischen Speyer und Ludwigshafen von 24 Kilometer Länge schon 1914 auf 16 Kilometer von Industriegelände besetzt war, sodaß auch hier in absehbarer Zeit das Gebiet ein zusammenhängendes Bereich von Fabriken darstellt, sodaß Frankenthal, Mannheim, Ludwigshafen, Speyer in Bälde ein großes Handelsemporium darstellen, wie es weder am Rhein zum zweiten Male noch an der Donau vorkommt. Zur Kräftigung und Durchführung dieser Wirtschaftsquelle ersten Ranges ist leider nur unzureichendes geschehen, wie wohl man seit 1911 diesem Gedanken nicht mehr ferne stand. Aber es kann jetzt noch alles nachgeholt werden, die gesunde Natur der Sache heilt selber aus, was das alte System unterlassen hat. Daneben hat sich freilich auch reicher Segen über die Pfalz vor dem Kriege ergossen, gefördert vielfach durch die Tatkraft der Kreisregierung, getragen durch Initiative, unterstützt vom pfälzischen Landrat.



Germersheim, nach Merian.

Aus Vorstehendem ergibt sich, daß Bayern rechts und links des Rheins nicht nur seit Jahrhunderten in enger und ununterbrochener Beziehung standen, daß sie vom gleichen Fleisch und Blut sind, sich gegenseitig ergänzen und stärken, sondern daß sie gerade jetzt ineinander verwachsen sind, daß sie dieselben und gemeinsamen Lebensinteressen haben, die beide Teile zusammen pflegen müssen, soll nicht jeder Teil Unterlassungssünden am eigenen Leibe zur Unzeit verspüren. Die vorübergehende Abschnürung der Saarkohlen ist wohl der stärkste Ausdruck dieser gemeinsamen Verhältnisse, wie ihn die Kohlen-, Gas- und Lichtnot Münchens nur allzu empfindlich vor Augen stellt. Dazu der Ausfall an sonst sicheren Lebensmitteln, besonders der Früheernte.

Darum kann jeder, der mit dem bayerischen Volke es ehrlich und aufrichtig meint, nur sagen: Hände weg von Bayerns Grenzen! Das bayerische Volk aber erhebe sich wie ein Mann, vereint in dem Rufe

Bayern und Pfalz,
zusammenhalt's
jedenfalls!

Zur Zeit liest man viel, wie schrecklich der Krieg in Belgien und Nordfrankreich gewütet habe, und daß Deutschland alle Schäden zu ersetzen hätte, trotzdem viele Schäden von den Granaten der Gegner herrühren. Als Frankreich 1688 Deutschland den Krieg erklärte, haben die Franzosen 1689 am Rhein noch viel ärger gewütet mit Niederbrennung von friedlichen Städten und Dörfern, ohne daß sie im Frieden 1697 auch nur einen Pfennig Entschädigung zugesagt hätten weder für verwüstetes Privatvermögen noch für die verlorenen Kunstsammlungen und Objekte der Kunst.

Als ich vor Kriegsausbruch einem Mitglied der Akademie Frankreichs die Zeugnisse (Ruinen) der Zerstörung von 1689, die ja heute noch in Speyer und Heidelberg zu sehen sind, zeigte, meinte der Herr aufrichtig: Sie müssen freilich über Frankreich bittere Gefühle haben! Ich erwiderte: Allerdings über das alte Frankreich! Ja sagte er, Sie haben Recht, das sind die Sünden der alten Regierung. Damit wollte er sagen, das moderne Frankreich tut so etwas nicht. Und doch will Frankreich, das 1697 wie auch später nach den Revolutionskriegen (1801) Entschädigung verweigerte, jetzt solche haben. Die Verheerung war aber 1689 so unerhört, daß England, das damals wie 1815 an Deutschlands Seite kämpfte, 1694 zum Andenken an den Sieg der Seeschlacht bei la Hogue, in welcher das Prestige der französischen Flotte versunken ist, eine Münze schlagen ließ, die auf dem Rande die Zeilen zeigt:

Den Brand von Worms und Speyer rächt England,
Lerne Ludwig XIV. jetzt den Umschlag des Kriegsglücks erkennen!

England kann diese seine Kriegserinnerung nicht vergessen haben. Es hätte Anlaß mitzuwirken, daß das ewige — zweitausendjährige — Kriegsunrecht zwischen Rhein und Maas und Mosel endlich ausgeschaltet werde. Gerade der Name Speyer gibt hiezu Gesichtspunkte der Völkerversöhnung.

Im Speyrer Dom hat sich 1867 König Eduard VII. von England verlobt, laut Zeugnis seines Schwagers des Kaisers Friedrich.

In Speyer lebte aber auch ein Mann, dem vor dem Krieg Frankreich und England gehuldigt haben. Das war Dr. Zeuß. Er hat in Speyer als Professor am Lyceum nicht nur den Codex von Weißenburg im Elsaß von 869 herausgegeben, sondern auch das Material gesammelt zu seiner berühmten Grammatica Celtica (Leipzig 1853). Dr. Zeuß († 1857) ist ja der Neubegründer der keltischen Sprachwissenschaft, ähnlich wie Grimm jener der deutschen.

1882 hat Heinrich Hilgard-Villard, geboren 1835 in Speyer, ein Bürger zweier Welten, die Northern-Pacifik-Bahn erbaut und damit den Nordwesten der Vereinigten Staaten von Amerika dem Verkehr und der Kultur erschlossen. —

Aber abgesehen von diesen nur idealen Gesichtspunkten gesellt sich hiezu noch ein Ereignis von größter politischer Tragweite. Als 1674 Frankreich in Deutschland Krieg führte, sagte Marschall Turenne zur Deputation des Reichskammergerichts, des höchsten deutschen Gerichtshofes, das von 1527—1689 in Speyer seinen Sitz hatte, Frankreich führe nicht gegen Deutschland Krieg, sondern nur gegen Holland. Er sei daher bereit, den Sitz des Gerichts für neutral zu erklären, wenn der deutsche Kaiser binnen 2 Monaten zustimme (29. Juli 1674). Und wirklich stimmte Kaiser und Reich zu.

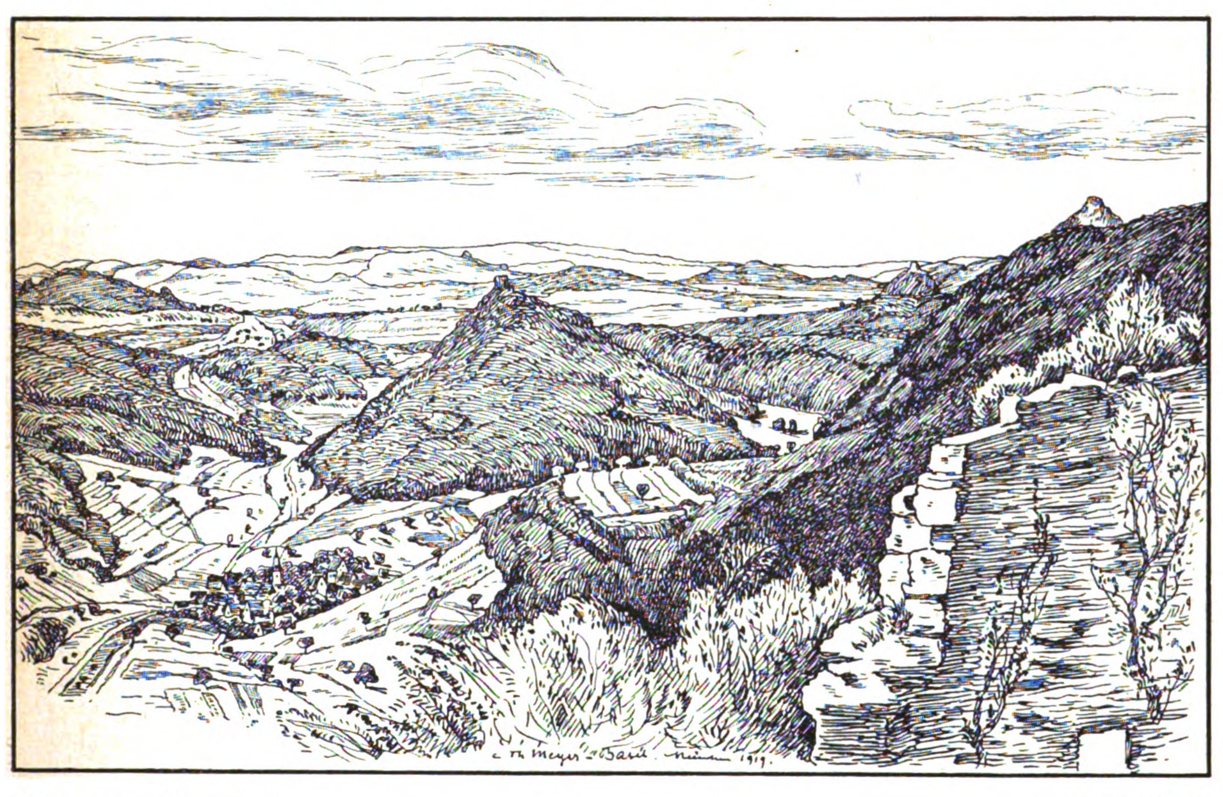
Das Gebiet von Speyer und des Reichskammergerichts wurden für neutral erklärt und es blieb die Neutralität für die Kriegsdauer (1674—1678) wirklich gewahrt, den damals Lebenden ein Wunder.

Dieser Neutralitätsgedanke, den der große Marschall Turenne als Vertreter Frankreichs zusammen mit Deutschland zum ersten Male verwirklicht hat, hat auf dem Wiener Kongreß und später große Weiterungen erlebt, da ganze Staatsgebiete für neutral erklärt wurden.

Will man die Wurzel aller Kriege im Westen des Rheins ehrlich ausmerzen, so bleibt nur übrig, in Turenne's Fußtapfen zu treten und wer seinem Gedanken folgt, sollte unbeschadet der politischen Zugehörigkeit einen Streifen Landes beiderseits der Sprachgrenze zwischen Maas und Mosel, Murthe und Oberrhein zwischen Schweiz und Luxemburg für militärisch neutral erklären, bar aller Festungen und Feldbefestigungen, sodaß die militärisch beherrschbaren Gebiete von Deutschland und Frankreich nicht mehr aneinandergrenzen.

Damit wäre jeder Kriegsmöglichkeit zwischen Frankreich und Deutschland jegliche Aussicht genommen, alle Vorsorge aber gegen künftige Kriege überflüssig gemacht, damit aber die einzige Voraussetzung gewonnen für einen wahren ewigen Frieden im Westen. Dieses Ziel zu erreichen ist die praktischste Arbeit für den Völkerbund. Der Weltkrieg wäre nicht ausgebrochen, hätte solch eine neutrale Zone einwandfrei bestanden. Die Erreichung dieses Endziels wäre ein Segen den Völkern, die dann in der Lage sein müßten, frei zu bestimmen, ob sie sich, ob sie jenem Volke zugehören wollen, zu dem sie nach Abstammung, Sprache und Gesinnung gehören. Bayern und Pfalz, Bayerns Volk wird aber in dieser Hinsicht stimmen, wie es nicht anders sein kann: Bayern unverkürzt den Bayern, Süddeutsche zu Süddeutschen, alle Deutschen ins neue deutsche Reich!

2. März 1919. Georg Berthold.



Blick von der Madenburg. C. Th. Meyer-Basel.

Die Pfälzer als deutscher Volksstamm.

Eine nicht einmal dilettantische Plauderei von Regierungsdirektor Dr. Wappes.

Ich weiß nicht, ob man von einer Volkskunde sprechen kann, so wie es eine Geographie gibt, d. h. einem Fach, welches die Volkskunde als selbständiges wissenschaftliches System auffaßt; ich weiß auch nicht ob es viel Leute gibt, die die volkskundliche Forschung als Beruf betreiben; jedenfalls bin ich keiner und habe auch noch keinen kennen gelernt, nicht einmal einen, der sich als Liebhaber dieser Wissenschaft bezeichnet hätte.*) Ich schließe daraus, daß Volkskundler jedenfalls eine sehr seltene Sorte von Menschen sind. Eigentlich ist das merkwürdig; denn man sollte meinen, ehe man für Käfer und Schmetterlinge, für Pilze und Blumen, für Gesteine und alles mögliche andere in der Natur wissenschaftliches Interesse hat, müßte man seinen lieben Nächsten, dessen „Leben, Meinungen und Taten" man ja gewöhnlich auf das genaueste zu erforschen und sich einzuprägen pflegt, als Mensch auch wissenschaftlich zu erfassen suchen. Ich glaube aber, man darf wirklich sagen: An nichts geht der Mensch wissenschaftlich teilnahmsloser vorbei als an seinen Mitbürgern.

*) Wie unsere Vereinsmitglieder wissen, sind wir mit dem Herrn Verfasser dieser Zeilen durchaus einer Meinung, daß ohne die Kenntnis der Resultate volkskundlicher Forschung jede Beurteilung und Beeinflußung volkstümlichen Handelns und Denkens ein Unding ist, und daß die Volkskunde als Wissenschaft mehr und mehr ihre bitterernste Bedeutung erweist und zielweisend an erster Stelle am Aufbau unserer Zukunft mitzuarbeiten berufen ist. Es ist ja gerade die Betätigung exakt-wissenschaftlicher Volkskunde seit Jahren eine der

Und darum ist wohl auch die Volkskunde eigentlich noch kaum über die ersten Anfänge einer Wissenschaft hinaus; und das feinere Studium des deutschen Menschen insbesondere ist trotz aller sonstigen Wissenschaftlichkeit eben dieses Menschen etwas, was einstweilen noch sehr wenige treiben. Sonst hätte es doch — nebenbei bemerkt — nicht passieren dürfen, daß wir alle so gänzlich überrascht waren, als sich auf einmal an dem sich selbst für so harmlos haltenden „Michel" ausgeprägt bolschewistische Merkmale zeigten. Und gegenwärtig spricht man mit tief einschneidenden politischen Absichten von Preußen, Bayern, Hessen, Württemberg usw. und will „Volksstaaten" auf Stammesunterschiede gründen, wiewohl man über die Voraussetzungen für die Unterscheidung solcher, über die Merkmale eines Volksstammes sich nicht im geringsten klar ist. Hier liegen zweifellos Versäumnisse und Lücken im Wissen vor, die nach meinem Dafürhalten schleunigst ausgefüllt werden sollten; denn auch hier, wie so ziemlich überall, kann richtige Praxis sich nur auf gediegene Wissenschaftlichkeit stützen. Wir hätten schon früher mehr voneinander wissen sollen; wir hätten uns nicht mit dem Zufall der bundesstaatlichen Grenzen begnügen, sondern uns volkskundlich studieren müssen; dann wäre vielleicht manches harte Wort nicht gesprochen, mancher Streit vermieden, mancher politische Fehler nicht begangen worden.

Aber woher hätte der arme Volkskundler das alles wissen sollen, da ihm der Stoff fehlte? Wissenschaft braucht gar viele Steine zum bauen und die meisten muß ihr — namentlich in den Anfängen — entweder die Praxis des Lebens oder der wissenschaftliche Dilettant liefern. Erst dann kann der Meister den Bau vollbringen. —

Auch diese Art des Beobachtens, Nachdenkens, Forschens und Berichtens scheint mir zum großen Gebiete Heimatkunde zu gehören. Im Gegenteil, das vor allem: denn der Mensch ist doch das Maß aller Dinge; Heimat wird uns die Natur erst durch die Menschen, die darin wohnen und ich möchte darum meinen, es gäbe eigentlich für den Heimatliebenden nichts, was für ihn mehr von Interesse und Bedeutung wäre, als durch stilles Sinnen und Horchen den tausendfältigen Akkord des Handelns und Fühlens der Menschen, unter denen er lebt, nach rückwärts aufzulösen und die einzelnen Töne, wie sie aus Charakteranlage, Außenwirkung und Überlieferung erklingen.

Aber freilich, es ist schwierig, in dieser rauschenden Symphonie des Volkslebens die einzelnen Töne zu verfolgen, namentlich wenn — wie heutzutage — wüster Lärm dazwischenschreit.

Und darum ist es nicht einfach, eine Antwort auf die Frage zu geben, ob die Überschrift meiner Plauderei überhaupt richtig ist. Darf man von Pfälzern auch in volkskundlichem Sinne sprechen? Und wenn, muß man dabei mit den politischen Grenzen der heutigen bayerischen Pfalz abschließen? Wenn aber nicht, wo und wie weit darf man über diese Grenzen hinaus, wo ist eine scharfe Trennungslinie und wo sind Übergänge? Welche Gesichtspunkte, welche Unterscheidungsmerkmale kommen in Frage, wenn man Stammeseigentümlichkeiten untersuchen will und wie viele oder welcher Grad ist nötig, um in Zusammenhalt des Ganzen die Bevölkerung eines Gebietes als Volksstamm zu bezeichnen?

Man sieht, aus der einen Frage entsprießen gleich Dutzende, wenn man ihr näher tritt, und was dann aus diesen wieder wächst, weiß man noch nicht.

All das sind Aufgaben, die schon für die Volkskunde Bedeutung haben. Die Probleme haben aber auch noch eine andere Seite; sie sind heute aus dem Rahmen der stillen Forschung herausgetreten und können unter Umständen weittragende Folgen haben für die politische Gestaltung unseres Vaterlandes und seine Geschicke.

Diese etwas lang geratene Einleitung glaubte ich voraussenden zu sollen, wenn ich versuche, einiges zu der oben gestellten Frage beizutragen. Es schien mir nötig, gleich zu Anfang zu betonen, daß ich die Sache nicht leicht auffasse, daß ich meine Gabe als höchst bescheiden bewerte und darüber durchaus nicht die Größe der Aufgabe vergaß. Ich bitte deshalb, das was ich als Einleitung geschrieben habe, mehr als Gedanken über ein Programm und das Nachfolgende, Inhaltliche als ein Beispiel zu diesem aufzufassen, als Beleg, wie auch der Nichtfachmann Steine zu dem großen Bau einer deutschen Volkskunde, der nach meinem Dafürhalten als eines der Fundamente für den Wiederaufbau des deutschen Volkes anzusehen ist, beizubringen vermag. Daß ich die Frage überhaupt stellte, daß es mich drängt, sie gerade jetzt zu stellen, wird man ohne nähere Begründung wohl verständlich finden.

Als Beruf für mein Unternehmen kann ich freilich keine wissenschaftliche Qualität anführen, sondern nur, daß ich, vor mehr als 30 Jahren zum ersten Male in die Pfalz „verschlagen", als reinrassiger Franke mich stammverwandt gefühlt und gut eingelebt, in dieser langen Zeit das Land nach allen Richtungen — dienstlich und außerdienstlich — zu Fuß, auf dem Rad, mit Wagen, Bahn und Auto durchwandert, und, wie ich glaube mit offenem Auge meine Volksgenossen beson-

---

Hauptaufgaben unseres Vereins, wie unsere jetzt im 6. Jahrgang stehende Vierteljahrsschrift (Bayerische Hefte für Volkskunde) beweist, sowie unser 1908 begründetes Volkskundliches Archiv, zu dessen Grundstock über 700 „Liebhaber" dieser jungen Wissenschaft aus allen deutschen Gauen — und nicht zuletzt der Pfalz — uns wertvollste Beiträge spendeten.

Die Schriftleitung.



Schleppende Pferde am Rhein. — Aufnahme von Regierungs- und Baurat H. Ullmann.

ders nach der Richtung beobachtet habe, nach der die volkskundliche Forschung geht. —

Zunächst aber noch eine Einschränkung!

Auf das Historische will ich nicht näher eingehen, will also nicht weiter untersuchen, seit wann es Pfälzer gibt und was man früher darunter verstand, will auch gar nicht entwickeln, wie und aus was sich die Bevölkerung bildete, die heute in dem Gebiete sitzt, auf dem sich zur Zeit der Völkerwanderung die Mischung der Franken und Alemannen vollzog.

Für meine Zwecke kann ja folgendes als unbestritten angesehen werden: Die heutige Pfalz, so wie sie 1815 beim zweiten Pariser Frieden — aus dynastischen Gründen als bayerischer Landesteil — aus Ganzen und Teilen von 45 Herrschaften[1]) zusammengeflickt wurde, ist ein Grenzland zweier großer deutscher Volksstämme, der Alemannen und der Franken.

Wenn diese beiden Stämme auch den Kern der Bevölkerung lieferten, so blieben doch auch Reste der Vorfahren und dazu mußten die Siedler einer Völkerstraße, eigentlich muß man sagen zweier sich kreuzender Völkerstraßen, die Bewohner einer Stätte politischer Zentralisation (man denke nur an die Zeit der Salier- und Hohenstaufenkaiser!) im Lauf der Jahrtausende noch Beimengungen der verschiedensten Art aufnehmen, nicht nur solche von Deutschen aller Stämme, sondern — durch fremde Besetzung — auch Nichtdeutscher.

Es ist also ein buntes Völkergemenge, das hier im Laufe der geschichtlichen Zeit auf der fruchtbaren Rheinniederung, an den Hängen der sonnigen Haardt und im ernsten Dunkel des Pfälzerwaldes sich zusammengefunden hat. Unablässig muß in einem Gebiete von so ausgesetzter Lage Einströmen und Ausfluß von Volksgliedern stattgefunden haben; nur selten mag es ohne Heeresdurchzug, Kaiserreisen, Kampf, Krieg und Not gewesen sein. Und so sind vielleicht die Jahrzehnte nach den Befreiungskriegen die einzige Zeit gewesen, wo die Bevölkerung des Gebietes politisch- und dadurch bis zu gewissem Grade auch wirtschaftlich und sozial — in so enger Umgrenzung abgeschlossen nach Jahrhunderten der Unruhe sich fassen, beruhigen und ausgleichen konnte.

Wenn man es biologisch ausdrücken will: die Voraussetzungen einer „Durchzüchtung“ waren mit den Verhältnissen nach 1815 für die neugeschaffene Provinz gegeben. Gegen das Elsaß war die deutsche Grenze, nach den übrigen Seiten waren deutsche Staaten, die damals noch eine Zollgrenze und überhaupt eine Absperrung hatten, die wir uns erst heute, durch die neuen Erlebnisse, wieder vorzustellen vermögen. Dazu kam der geringe Reiseverkehr, die Schwierigkeit der

[1]) Vergl. Kranz, Handbuch für den K. B. Regierungsbezirk Pfalz, Speyer S. 368.

Umzüge, kurz **die Pfälzer waren niemals so unter sich, wie in den ersten 30 oder 40 Jahren ihres Zusammenschlusses mit Bayern.** Auch der Austausch von Beamten war nur gering, die Justiz davon sogar ganz ausgeschlossen wegen des französischen Rechtes. Was an Versetzten aus Altbayern kam, hielt sich nicht lange. Umgekehrt ist allerdings viel Talent aus der Pfalz weggezogen worden durch die Berufungen in die Münchener Zentralstellen, woselbst sich die Pfälzer jederzeit rasch eingewöhnten.

Wie die unruhigen Verhältnisse der Revolutionsjahre 1832 und 1848 auf Umschichtung und Ausgleich der pfälzischen Bevölkerung gewirkt haben, wäre einer besonderen Untersuchung wert.

Im ganzen muß schon jene erste Periode zu einer langsamen Mehrung des fränkischen Elements geführt haben, denn dieses hatte immerhin Zufluß, während das alemannische mehr oder minder abgesperrt war.

Mit der steigenden Verkehrsmöglichkeit und dem nach 1848 einsetzenden Bestreben, die Pfalz mit rechtsrheinischen Beamten „zu durchdringen", gab es zwar mehr Beamtenwechsel zwischen rechts und links des Rheines, er führte aber wieder nur zu einer Mehrung der Franken. Denn auch jetzt noch blieben gewöhnlich nur diese, während die Beamten altbayerischen Stammes zumeist nach „Abdienung" der geforderten Frist wieder in die Heimatprovinz zurückstrebten.[2])

Eine weit stärkere Beimischung auswärtigen Blutes hat dann die nach dem 70er Kriege einsetzende **Industrialisierung** des Landes gebracht. Der Aufschwung der großen Fabriken in den Städten Ludwigshafen, Kaiserslautern, Pirmasens, St. Ingbert usw., zusammenfallend mit der allgemein größeren Beweglichkeit der Bevölkerung, wie sie der Zug nach der Stadt mit sich brachte, führte nicht nur Unternehmer und Angestellte, sondern auch Arbeiter aus aller Herren Länder in die aufstrebenden Industrieorte. Auch hierbei war der Zuzug aus Osten und Norden zweifellos stärker als aus dem Süden und Westen. Saarbrücken und Umgebung war selbst Zuflußland, das eher Pfälzer anzog als ihnen Zufluß gab und das reiche Bauernland des Elsaß hatte keinen Anlaß seine Söhne fortzuschicken. —

Wenn man nun daran geht eine Umschreibung sozusagen des Begriffes „Pfälzer" zu suchen, so greift man unwillkürlich zunächst in die Vergangenheit und prüft, wie das andere aufgefaßt haben.

Über Pfalz und Pfälzer besitzen wir treffliche Bücher.

Es ist gewiß merkwürdig, daß wenige Jahrzehnte nach der Neugestaltung des Ländchens, um die Mitte des Jahrhunderts, gleich vier größere Werke erschienen, die sich mit der Pfalz und ihren Bewohnern befaßten, dann aber keines mehr. Diese Werke sind: **Blaul** „Träume und Schäume vom Rhein",[3]) **August Becker** „Die Pfalz und die Pfälzer", **W. H. Riehl** „Die Pfälzer" sowie die volkskundliche Darstellung in dem Band Pfalz der von König Max II. herausgegebenen Bavaria, die Ludwig Schandein zum Verfasser hat. Jeder dieser Schriftsteller faßt seine Aufgabe in eigenartiger Weise, alle drei haben sehr Wertvolles zur pfälzischen **Volkskunde** gebracht und zusammen eine Schilderung geboten, wie sie wohl nicht viele Landesteile in Deutschland haben. Blaul und Becker gehen mehr auf Beschreibung der Landschaft, aber beide bringen dabei doch scharf umrissene — auch heute im Ganzen noch treffende — Darstellungen des Volkscharakters, wobei sie, wiewohl mit Begeisterung an der Heimat hängend, auch die Schatten bei der Zeichnung des Bildes nicht meiden. Becker insbesondere entwirft in dem kurzen Abschnitt von kaum 1½ Seiten eine Zeichnung seiner Landsleute, die für die damalige Zeit sicher als „Porträt" gelten konnte. Er rühmt am Pfälzer Fleiß, Ausdauer und Geschick in der Wirtschaft, die Gastfreundlichkeit, die Achtung vor dem Gesetz, die Tüchtigkeit der Gesinnung, das moralische Denken bei Toleranz in religiöser Hinsicht, das gesunde Urteil, die Freiheitsliebe und Selbständigkeit; diesen guten Eigenschaften stellt er gegenüber die allzumächtige Liebe zu Besitz, die zu starke Ausbildung des Selbstgefühls, das laute Auftreten und die leichte Erregbarkeit. Riehl berührt in seiner geistvollen, bei aller Wissenschaftlichkeit höchst anziehend geschriebenen Darstellung so ziemlich alle Faktoren, die für die Beurteilung eines Volksstammes in Betracht kommen: Haus und Hof, Kleidung und Sprache, Sitten und Gebräuche, Speise und Trank, Wissenschaft und Kunst, Vergnügungen und Arbeit. Auch er kommt, wie wohl er sich ganz auf den objektiven Standpunkt des Forschers stellt, zu einer warmherzigen Anerkennung. Alle drei Schriftsteller fassen aber in räumlicher Hinsicht den „Pfälzer"

[2]) Ergötzlich ist die Geschichte eines Speyerer Regierungsbeamten, der sich einmal äußerte, **barfuß** würde er nach Tirschenreuth laufen, wenn er damit aus der Pfalz wegkäme. Einige Tage darauf erhielt er mit der Post Schlappen zugesandt, damit er bei der Abwanderung seine Füße schonen könne.

Überhaupt hat der ursprünglich zweifellos vorhandene und ernst genommene Gegensatz zwischen Altbayern (worunter der Pfälzer gewöhnlich das ganze rechtsrheinische Bayern versteht) und Pfälzern heute seine Schärfe ganz erheblich verloren und wird mehr und mehr von der humoristischen Seite aufgefaßt; der Altbayer läßt sich ruhig „Zwockel", der Pfälzer „Krischer" nennen, ohne das übel zu nehmen. In Speyer besteht sogar eine humorvolle Gesellschaft „die Mission", die sich die „Bekehrung" der herüberversetzten Zwockel zum Ziel gesetzt hat. Ihr Wahlspruch lautet freilich: „**Omnia frustra**".

[3]) Das Blaul'sche Werk ist schon in den dreißiger Jahren geschrieben, wurde aber erst wesentlich später gedruckt, die 3. Auflage gibt als Jahr der Herausgabe der ersten 1863 an.



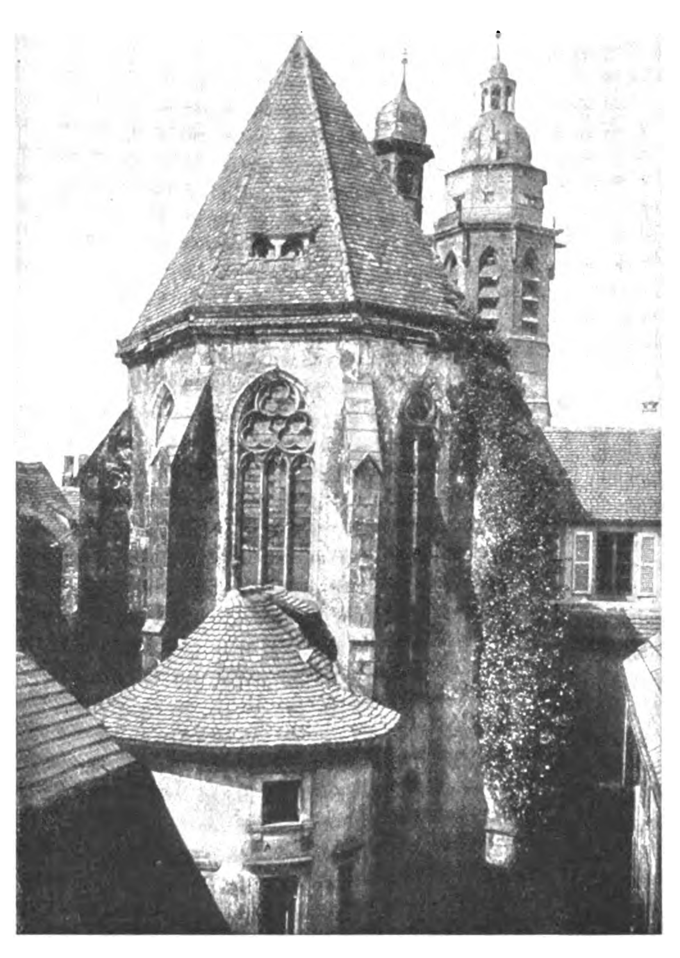
geographisch, d. h. den Bewohner des bayerischen Rheinkreises, wie man ursprünglich — bis zu König Ludwig I. — die Pfalz genannt hat.

Seitdem sind — mit ständig wachsender Hast und Stärke des Geschehens — 50 Jahre übers Land gegangen. Was ist die Zeit, wo Blaul träumte, Becker schwärmte und Riehl wandernd forschte, gegen heute! Große Ereignisse wirken auf ein Volk wie chemische Reagentien auf einen Stoff. So wie gegenwärtig war das deutsche Volk noch niemals in der Retorte. Darum ist es wohl an der Zeit abgeschlossene Studien wieder aufzunehmen.

Heute geht man an manche Sache, die früher glatt und einfach schien, tiefer und mit anderen Mitteln heran. Für den, der sich vornimmt, auch nur einen anspruchslosen Beitrag zur Kenntnis und Würdigung der Pfalz und der Pfälzer zu bringen, wird vor allem die Frage entstehen: Darf man das Urteil der Vorläufer, den Pfälzer als Mischvolk, aber im Ganzen doch als Zweig des fränkischen Volksstammes auf alemannischer Basis (Riehl S. 104) zu betrachten, ohne weiteres annehmen? Ich glaube ja; nach dieser Richtung wird auch tiefer schürfende Untersuchung kaum zu einem anderen Ergebnis kommen; aber schon um der wissenschaftlichen Gründlichkeit willen müssen wir uns doch bemühen, dieses erste Urteil nachzuprüfen, namentlich aber zu verfolgen, wie der Verlauf der Mischung weiter gewesen ist. Denn ich denke, es geht bei Völkern wie bei Kindern: Sie „verwachsen sich". Wie diese im Laufe des Lebens bald mehr dem Vater, bald mehr der Mutter gleichsehen, so werden vielleicht auch die Stammeseigenschaften bei Mischungen im Laufe der Zeit verschieden hervortreten.

Es wäre freilich falsch zu glauben, daß sich ein Volkscharakter von selbst in kurzer Zeit ändern könne. Änderung kann nur kommen entweder durch Ausgleich vorhandener oder durch Einströmen neuer Gemengteile. In der Pfalz sind aber diese beiden Faktoren wirksam gewesen. Und so darf man wohl erneut fragen: Haben sich die Bewohner der Pfalz mehr nach einer oder anderer Richtung ihrer „Eltern" entwickelt, ist ein Ausgleich eingetreten, d. h. gibt es jetzt mehr wie früher einen „Pfälzer" als eigenen Ast des großen Frankenstammes, wo sind seine Grenzen und worin unterscheidet er sich vom Hauptstamm?

Aber hier kommen wir auf den Mangel, den ich eingangs berührt habe: Die neue Zeit, die sonst in Bezug auf Tatsachenerforschung und Methodenausbildung Gewaltiges leistete, hat hier anscheinend nicht so viel geschaffen, daß wir mit einer gewissen Sicherheit an die Lösung einer solchen Frage herantreten können. Gewiß wurde verschiedenes Wertvolle an Forschungsergebnissen beigebracht, das Museum, die Schriften des Pfälzerwaldvereins und andere Blätter, die unermüdliche Sammeltätigkeit des zu früh verstorbenen Rektors Heeger und vieler Anderer haben Bausteine gerichtet; aber im großen und ganzen ist man doch, wenn man der Auffassung der älteren Schriftsteller eine neue gegenüber stellen will, auf die Art angewiesen, wie auch diese ihre Aufgabe zu lösen versuchten, aus freier Beobachtung also gewissermaßen „empirisch" sich sein Urteil zu bilden. Die Methoden, die sonst in der Wissenschaft üblich sind, die Messung, die zahlen-



Die Stiftskirche in Landau.

mäßige Erhebung, die systematische Umfrage sind auf diesem Gebiete noch wenig zur Anwendung gelangt. —

Es ist nun klar, daß, nachdem die Bildung der Pfalz im Jahre 1815 in keiner Weise Rücksicht auf Stammesart zu nehmen bestrebt war, die politischen Grenzen des Landes nicht mit den ethnographischen zusammenfallen konnten. Wenn man aber heute den Grenzen entlang geht und herüben und drüben vergleicht, so scheint es mir doch, daß man auch merkbare ethnische Unterschiede findet, daß also die politische Gestaltung einen nicht unerheblichen Einfluß in der Richtung einerseits des inneren Ausgleichs, andererseits der Unterscheidung von den Nachbarn ausübte. Sie wird ihn vermutlich auch heute noch ausüben, wiewohl man meinen sollte, daß die bundesstaatlichen Grenzen bei der völligen Freiheit des Verkehrs eine besondere Wirkung nicht haben könnten. Offensichtlich hat die innerpolitische Abgrenzung eben doch den sozialen Verkehr mit den Grenzgebieten erheblich gemindert, den innerhalb der Pfalz aber dementsprechend gemehrt.

Ziffermäßig und namentlich an körperlichen Eigenschaften sind natürlich so langsam wirkende Einflüsse nicht leicht nachzuweisen, darauf ist unsere rein nach politischen Grenzen arbeitende Statistik auch nicht angetan, mehr Belege lassen sich dagegen aus dem geistigen Leben erbringen. —

Im Nachfolgenden soll an einigen Beispielen erläutert werden, wie sich beim Bewohner der bayerischen Pfalz Mischung, Ausgleich und Eigenart heute darstellt:

Wie schon erwähnt läßt sich den körperlichen Eigenschaften ohne wissenschaftliches Rüstzeug schwer nachgehen, nur eine darf vielleicht erwähnt werden, die allerdings schon mehr auf das Geistige hinüberspielt, die Stimme. Aus langjährigen Vergleichen glaube ich die Behauptung aufstellen zu dürfen, daß sich der alemannisch-schwäbische Volksstamm durch eine sehr kräftige, sonore Stimme auszeichnet, während das Organ des Franken weich und leise ist. Der oberflächliche Beobachter wird nun geneigt sein ohne weiters zu sagen, der Pfälzer, der ausgeprägte „Krischer", sei hierin entschieden alemannisch. Mir scheint aber das wäre unrichtig; der Pfälzer hat im allgemeinen eine weiche Stimme, aber der weniger vertretene Typ mit der kräftigen Stimme macht sich eben mehr bemerkbar. Das Verhältnis ist hier wohl ähnlich gelagert wie beim Temperament. Man hält den Pfälzer allgemein für sehr lebhaft. Auch das ist meines Erachtens so nicht ohne weiteres zutreffend; es ist nur der Prozentsatz lebhafter Leute größer als bei den Franken und Alemannen. Von diesen beiden dürfte also der Einfluß nicht kommen (es müßte denn ein Zusammentreffen entgegengesetzter Eigenschaften Hemmungen auslösen), er ist also wohl keltisch-romanischen Ursprungs; ob aus der Zeit vor der germanischen Siedelung oder von späterer Beimischung kann dahin gestellt bleiben. Keinesfalls glaube ich, daß man die Pfälzische Lebhaftigkeit dem Wein zuschreiben darf. Die Franken der Weingegenden sind keineswegs lebhafter als die anderer Gebiete.[4])

Es wäre einer eingehenden Untersuchung wert, zu erforschen, wie die allgemeinen Charaktereigenschaften der beiden reinen Stämme im Mischvolke zum Ausdruck kommen. Man könnte sich ja vorstellen, daß es mit diesen Eigenschaften ähnlich geht wie bei den Merkmalen von Pflanzenrassen nach dem sog. Mendel'schen Gesetz.[5]) Aber dazu müßten eben die Charaktereigenschaften der Urstämme scharf kenntlich und umschrieben sein, was z. B. nicht der Fall ist. Immerhin läßt sich manches ziemlich feststellen. Der Alemanne ist vorsichtig zurückhaltend, empfindlich gegen Außeneinwirkung, selbstständig denkend, manchmal bis zur Querköpfigkeit, zähe, ja hartnäckig, der Franke ist in all dem so ziemlich das Gegenteil, zugänglich im Verkehr, rasch im Erfassen, frei heraus in der Rede, aber auch eine freie Gegenrede nicht übel nehmend, dem Neuen geneigt, über Hemmnisse hinweg gleitend oder sie umgehend. In der Pfalz ist nun ein Typ ziemlich vertreten, der vom einen und vom andern übernommen hat, sehr geneigt, in anderer Leute Sachen einzureden, für sich aber sehr empfindlich. Ich führe die vielen Streitereien — das „Krakehlen" — auf diese nicht gerade glückliche Mischung leichter Erregbarkeit bei großer Zähigkeit im Festhalten des einmal Erfaßten zurück. Selbstverständlich kann aber diese Eigenschaft auch sehr zum Guten ausschlagen, wenn sie auf ein nützliches Ziel gelenkt wird. Da kommt eben dann eine andere Eigenschaft zum Vorschein, die als durchschlagend bezeichnet werden darf, die Verständigkeit. Der Pfälzer „läßt mit sich reden" — wenn man zuerst ihn reden läßt.

Die Mischung merkt man auch im öffentlichen Auftreten. Der Pfälzer ist redebereit, aber nicht in der Art wie der Alemanne; dieser ist geborener Redner, schlagfertig, originell, der Franke dagegen baut seine Darlegung mehr logisch auf und reißt deshalb weniger mit. Der Pfälzer

---

[4]) Ein sehr guter Pfalzkenner macht mich auf das verschiedene Tempo des Sprechens in den einzelnen Gegenden aufmerksam und klassifiziert:
Grünstadt (hessisches Grenzland): Vivace
Neustadt, Landau: Allegro
Südosten, Süden, Südwesten und Westen: Andante.

[5]) Wenn man z. B. eine blau mit einer rot blühenden Pflanze in Bestäubung bringt, so vererben sich die Eigenschaften auf die Nachkommen nach einem ganz bestimmten Zahlenverhältnis.

liebt im Sprechen zwar Kraftausdrücke, im Aufbau der Rede geht er aber doch entschieden nach der Art des letztgenannten Stammes. Trotz großer Gewandtheit des Ausdrukkes im persönlichen Verkehr hört man in Versammlungen selten Ansprachen, aus denen die hinreißende Gewalt natürlicher Rednergabe klingt. Freilich muß man sich auch in der Pfalz mit hochtrabenden Redensarten sehr in acht nehmen — dafür ist das Publikum zu kritisch und gelegentlich auch spottsüchtig. —



Von der Kropsburg (Turm erbaut 1621). G. Eigner.

Bevor ich auf die geistigen Eigenschaften und die daraus entspringenden wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Verhältnisse weiter eingehe, möchte ich noch etwas über die Sprache sagen.

Wie mir verschiedene Beobachter übereinstimmend bestätigen, gleicht sich der Dialektunterschied der verschiedenen Gegenden der Pfalz mehr und mehr aus und zwar in der Richtung des Fränkischen,[6]) andererseits ist unverkennbar, daß die badischen Pfälzer — die um Heidelberg und Mannheim wohnenden alten Kurpfälzer — mehr und mehr vom Alemannischen des südlichen Badens annahmen; auch scheint mir an der nördlichen Grenze, bei Münster a. St., Kreuznach sich eine Art Scheidelinie zu bilden, indem der niederrheinische Dialekt Einfluß bekommt; die politische Grenze im Süden ist schon heute eine deutlich zu erkennende Sprachgrenze, wiewohl anzunehmen ist, daß auch die nördlichen Anwohner des Bienwaldes ursprünglich mehr Alemannen als Franken waren.[7])

Weit mehr noch als bei der Sprache, die ja immerhin etwas Äußerliches ist und angenommen werden kann, zeigt sich der innere Ausgleich der Pfalz im sozialen Verkehr aller Art. Die politische Umgrenzung des kleinen Ländchens brachte es mit sich, daß man sich in Bekanntschaft und Heirat mehr und mehr von der Umgebung abschloß; bei der Pflege der Verwandtschaft „bis in die siebente Suppenschüssel", — ein schöner Zug des Rheinlands überhaupt — und der starken Neigung (besonders des weiblichen Geschlechts), dies durch eifrige Familienbesuche zu betätigen, ergab die weitere Entwicklung von selbst, daß sich bald „die ganze Pfalz" kannte und mit einander verwandt war. Das brachte nicht nur einen gewissen „Nationalstolz" — man hatte ja seinen eigenen Namen und der Pfälzer hält etwas auf sein Eigenes! —, sondern sicher auch eine gewisse Annäherung der körperlichen und geistigen Eigenschaften. Ich habe allerdings (soweit ich mir ein Urteil anmaßen darf) den Eindruck, daß man nirgends in deutschen Landen in so weiten Grenzen Unterschiede des Körpers und der Art findet wie in der Pfalz und daß diese Unterschiede bis in die kleinsten Dörfer gehen, ein Beweis intensiver Mischung und dabei doch noch nicht hinreichend vollzogenen Ausgleiches.

Merkwürdig ist, daß selbst die große Beweglichlichkeit des modernen Reise- und Wirtschaftsverkehrs auf die soziale Abgeschlossenheit nicht besonders viel einzuwirken scheint. Der Speyerer kauft in Mannheim ein, der Landauer in Karlsruhe, der St. Ingberter in Saarbrücken usw. (die ganze Pfalz ist bis auf ein Zentrum um Kaiserslautern und Pirmasens in Bezug auf gewisse Einkäufe, z. B. Luxus-Gegenstände, eigentlich wirtschaftliches Hinterland der am Rande gelegenen Großstädte), aber darum sind die persönlichen Beziehungen und namentlich die geistigen Einwirkungen sehr gering. Worms, Mainz, Karlsruhe, Mannheim, Saarbrücken sind dem Pfälzer weniger bekannt und heimisch wie München.[8]) Nur Ludwigshafen—Mannheim bildet darin eine Ausnahme.

[6]) Bem.: Es wäre ein wertvolles Unternehmen, (aber auch hohe Zeit dafür) in phonographischen Aufnahmen die Dialekte festzulegen, so lang wir die alten Leute noch haben, die sie rein sprechen. Ihre Zahl schwindet von Tag zu Tag. —

[7]) Man merkt das ja heute noch. Es wurde mir auch gesagt, daß in Pirmasens der Darmstädter Einfluß noch wahrnehmbar sei.

[8]) Auch am Besuch der Hochschulen erkennt man mehr und mehr, wie München das früher bevorzugte Würzburg und selbst Heidelberg zurückdrängt.

In einem merkt man altbayerischen Einfluß: der Titel wird heute weit mehr gebraucht als vor 30 und 40 Jahren, wo, namentlich bei der Frau, fast nur der Anruf des Namens üblich war; freilich zur „gnädigen Frau" versteht sich der Pfälzer sehr ungern und noch weniger zum Handkuß, bei dem er sich fast noch steifer anstellt wie der Franke.[9])

Wenn so nach verschiedenen Richtungen der politische Pfälzer Ansätze zu einem ethnographischen Pfälzer gebildet und eine gewisse Abscheidung entwickelt hat, hat er in mancher Hinsicht wieder alte Eigenart aufgegeben.

Daß die Reste alter Tracht, von denen noch Becker und Riehl gesprochen haben, völlig verschwunden sind, ist wohl natürlich; auf so kleinem Raum können sich heute Gebietseigenheiten solcher Art nicht halten oder entwickeln.

In Speise und Trank bringt die Industrialisierung der Verpflegung die Nivellierung mit Naturnotwendigkeit. Das Bier z. B. hat in den letzten 20 Jahren den ortsüblichen Wein, selbst in den reinen Winzerdörfern, sehr zurückgedrängt. Das Örtliche wird hier in Zukunft noch weit weniger von Einfluß sein wie die Gesamtlage.

Auch bei der Bauweise der Dörfer und Kleinstädte durchdringt die allgemeine Stillosigkeit mehr und mehr das Land. Die schönen alten, einheitlichen Ortsbilder durchsetzen sich freilich überall immer mehr mit dem, was die Mode der Formen und des Baustoffes vorschreibt, aber das Tempo ist doch nach Volkscharakter und wirtschaftlicher Entwicklung verschieden. In der Pfalz hat die Fabrik-Siedelung und die rückhaltlose Hingabe des Bürgers und des Bauern an das „Moderne" ein völliges Aufgeben der baulichen Eigenart herbeigeführt — auch ein Zeichen dafür, daß der mehr konservative Alemanne dem beweglichen, das äußerlich Neue ohne viel Widerstand annehmenden Franken wich.

Ein scharfer Unterschied zwischen der Pfalz und ihrer Nachbarschaft tritt dagegen hervor im Städtebau. Die bayerische Pfalz zeigt auf diesem Gebiet einen geradezu betrübenden Abstand gegen die Nachbarstaaten. Der Grund dafür dürfte aber weniger im Unterschied des Volkscharakters als in administrativen Einflüssen liegen: Die Städteverwaltung der Pfalz lag unter dem System der Ehrenbürgermeister gerade zur Zeit der stärksten Ausdehnung sehr im Argen, während die Nachbarstädte wie Mannheim, Worms und Kreuznach usw. weitschauend und großzügig geleitet wurden. Es ist dabei nur eines charakteristisch, daß die Pfälzer bis in die neueste Zeit herein nicht recht einsehen wollten, daß ein berufsmäßig gebildeter und fest angestellter Gemeindevorstand mehr für den Fortschritt zu leisten vermöge als der aus dem Zufall und den kleinlichen Rücksichten einer alle paar Jahre wiederholten Wahl hervorgegangene Wahlbürgermeister. Aber der Pfälzer hält auf „sein" Gemeinderecht, wie er überhaupt mehr am alten hängt, als man bei seiner raschen Art sich zu geben meinen sollte. Er ist konservativer Demokrat ganz ähnlich wie sein badischer Nachbar überm Rhein monarchischer Republikaner ist.

Der pfälzische Städtebau zeigt in Anlage und Ausführung noch ganz den Charakter dörflicher Übertragung (nur Landau bildet eine Ausnahme): schmale Straßen, zusammengebaute Häuser ohne Vorgärten, naive Fehler in Stil und Verwendung des Baumaterials, Mangel an Alleen und großen Plätzen, kleinliche, dilettantisch behandelte Parkanlagen und überhaupt kurzsichtige Politik auf dem ganzen Gebiete der städtischen Unternehmungen, der Stadterweiterung und -Verschönerung. Man sieht eben sehr: Weder die Städtevertreter noch die Verwaltungsbeamten sind vor große Probleme gestellt oder durch Reisen an solche herangeführt worden — ein Fehler allerdings, bei dem vor allem „München" die Schuld zuzuschreiben ist.

Noch eine Erscheinung darf vielleicht bei dieser Gelegenheit in die Untersuchung einbezogen werden: Die Städtebildung überhaupt. Die Pfalz hat bekanntlich keine Hauptstadt im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes. Speyer als Sitz der Regierung wird Kreishauptstadt genannt, aber in den andern Städten behauptet man, das sei nur als Formel zu betrachten. Tatsächlich hat Speyer nicht die Konzentration staatlicher Behörden und anderer Einrichtungen, die sonst in Landeshauptstädten zusammen sind. Die Pfalz zeigt in dieser Hinsicht eine Zersplitterung, die selbst über mitteldeutsches Maß hinausgeht und sich nur aus geschichtlicher Entwicklung erklärt.[10])

---

[9]) Die drei obengenannten Schriftsteller haben sich noch bemüht neben Dialekteigenheiten auch Charakterunterschiede für die einzelnen Gegenden der Pfalz zu beschreiben, was sicher damals möglich und zulässig, wohl sogar veranlaßt war. Heute dürfte es schwer fallen solche Unterschiede räumlich festzustellen; dazu ist die Mischung zu weit vorgeschritten; dagegen würde eine vergleichende Untersuchung in anderer Art, vielleicht einen wertvollen Einblick in den Volkscharakter d. h. in die für volkskundliche Unterscheidung maßgebende Eigenart gewähren: Wie verhält sich pfälzische Art im Berufe? Und dabei ausgeschieden die Hauptstände des Bauern, Bürgers, Beamten und Arbeiters. Ich meine gerade heute, wo Soziales so wichtig ist, sollte man auf derartige Sonderfragen eingehen. Solche inneren Vorgänge sind für das große Geschehen in Staat und Politik von größerer Bedeutung als man glaubt, denn schließlich geht doch alles Handeln von Persönlichkeiten aus.

[10]) Speyer hat Regierung, Oberpostdirektion, prot. Konsistorium und ist Bischofssitz. Landau hat die höchste Militär-, Zweibrücken die höchste Gerichtsstelle, Ludwigshafen die Eisenbahndirektion, Neustadt a. H. ist der Verkehrsmittelpunkt, Industriehauptorte sind neben Ludwigshafen — Kaiserslautern und Pirmasens — ein geistiges Zentrum gibt es überhaupt nicht, heute weniger wie je, denn die Verbindung mit

Dieses Auseinanderlegen der staatlichen Verwaltungsstellen hatte gewiß den Vorteil, daß alle die alten Landeshauptstädte der Potentaten des 18. Jahrhunderts bis zu gewissem Grade Zentren blieben, aber sie führte auch zu einem oft ungesunden Rivalisieren der Städte, bei den Beamten selbst förderte es die sachliche Einseitigkeit; auf alle Fälle hinderte es die Bildung eines alle geistige und wirtschaftliche Kraft vereinigenden Mittelpunktes. Bei der Abneigung des Pfälzers gegen Unterordnung und Zusammenschluß — wohl ein alemannisches Erbteil — war das doppelt schädlich. Zur Zeit gibt es keinen Ort, der als Vertretung für die ganze Pfalz gelten kann. Eine bessere Zusammenfassung wäre sicher, wie anderswo, eine Quelle der Stärke und des Einflusses nach Außen, des Ausgleichs, der Regsamkeit, der Kraftentfaltung, der Kultur und des Fortschrittes nach Innen gewesen.

Daß man aus eigener Kraft oder Einsicht auch nicht einmal auf den Gedanken eines solchen Unternehmens kam ist jedenfalls ein Beweis dafür, daß das staatenbildende Moment im Volksbewußtsein noch wenig entwickelt ist, während das pfälzische Heimatgefühl gegenüber dem Hauptlande Bayern gewöhnlich sehr kräftig betont wird. — —

Man hat auch schon öfter darüber geschrieben, daß die Pfalz bis jetzt so wenig Männer hervorgebracht habe, die man den ersten Größen der Nation zur Seite stellen könnte, namentlich wenn man den verhältnismäßig hohen Stand der allgemeinen Bildung und Kultur in Betracht zieht. Und wirklich, wenn man denkt, was das Schwabenland an tiefen Geistern aufzuweisen vermag, wenn man Goethe den Franken zurechnet, so kann die Pfalz nicht heran. Viele Talente, aber kein Genie, sagen die Pfälzer selbst mit einiger Wehmut. Mir scheint, man spannt da die Forderung etwas zu hoch; der Pfälzer ist ja nur ein Zweig des großen fränkischen Stammes. So weit aber Eigenart in Frage kommt hängt es vielleicht damit zusammen, daß die kritische Ader des Alemannen den optimistischen und initiativen Idealismus des Franken zu sehr verdrängt hat. Schon Riehl hat getröstet, daß eben in der Pfalz die Breite der Bildung mit der Tiefe erkauft werden müsse. Seitdem — ich hoffe es werden sich nicht allzuviele gekränkt fühlen, wenn ich das sage — ist das Genie immer noch nicht gekommen. Aber dafür hat weitschauende und großzügige industrielle Tätigkeit Unternehmungen geschaffen, die zu den ersten der Welt zählen. Ich erinnere nur an die Anilin- und Soda-Fabrik Ludwigshafen, an die großen Maschinenfabriken, an die Pirmasenser Schuhindustrie. —

Nicht leicht gewährt etwas einen tieferen Einblick in das Gemüt eines Volkes als die Art seiner Erholung und seiner Nebenbeschäftigung. Die Berufsarbeit wird mehr oder minder durch äußeren Zwang bestimmt, aber die Richtung des Geistes und Herzens zeigt sich darin, was einer nebenbei treibt.

Da ist es nun charakteristisch, daß der Pfälzer sich mit besonderer Hingabe und Opferwilligkeit dem Vereinsleben widmet und ihm nicht nur Zeit und Geld, sondern auch organisatorische Arbeit widmet. Es ist ja schwer in deutschen Landen zu sagen, daß sich in dieser Hinsicht ein Volksstamm vor den anderen heraus hebe, denn die Vereinsbildung ist ja eine Leidenschaft der Deutschen, ich glaube aber doch, daß man der Pfalz eine besondere Regsamkeit auf diesem Gebiete nachsagen darf.

Und die Hauptrichtung scheint mir Musik und Naturfreude zu sein. In letzterer Hinsicht sagt schon Riehl (Seite 191), daß der pfälzische Bauer die meisten deutschen Bauernschaften im Sinne für das Naturschöne weit überrage. Auch beim Stadtbürger ist das der Fall und er zeigt es in der Wanderlust. Der Hauptwanderverband, der Pfälzerwaldverein, zählte vor dem Kriege über 16000 Mitglieder und war damit in seiner Art einer der größten Vereine Deutschlands, für das kleine Gebiet



Mühle bei Mittelbach (Westrich). H. Ullmann.

der Heidelberger Universität ist mehr und mehr zurückgegangen und die Strahlen aus München sind eben doch zu matt bis sie über den Rhein dringen. Die Einleitung zur Gründung einer freien Zentrale für wissenschaftliches, künstlerisches und wirtschaftliches Leben, die sich auf das Historische Museum und eine neu zu schaffende Kreisbibliothek gründen sollte, ist durch den Kriegsausgang ins Stocken geraten.

immerhin etwas Hervorragendes. Auch auf dem Gebiet der Musik scheint die Begabung (und Ausübung!) des Volkes erheblich über dem Durchschnitt anderer Stämme zu stehen.

Daß der Pfälzer aber auch trotz aller Nüchternheit Opfer bringen kann für die Zwecke eines freien Zusammenschlusses zeigt der Erfolg des Pfälzischen Kriegerverbandes, der in kaum 3 Jahren für ein Pfälzisches Kriegererholungsheim fast 900 000 Mark zusammengebracht hat. Eine ähnliche Summe kam auch für das Historische Museum der Pfalz zusammen.

Zum Schlusse sei, wenn auch nicht mit der tieferen Behandlung, die der Sache eigentlich berührt, ein Gebiet berührt, von dem nur eine Seite das Thema meiner Arbeit berührt, der Aufnahme der leitenden politischen Gedanken. Daß die Pfalz anno 1832 und 1848 mit dem Nachbarlande Baden zu den Brennpunkten politischen Lebens gehörte ist ja bekannt. Ein Nachklang zu diesen erregten Zeiten war es zweifellos, daß die deutsche Einigung und die Reichsgründung mit einer Begeisterung aufgenommen wurde wie kaum anderswo, sicher nicht im übrigen Süddeutschland. Im Zusammenhang steht damit, daß der Kreis bis zum Ende der 90er Jahre sowohl für den Reichstag wie den Landtag fast ausschließlich national liberale Abgeordnete entsandte. Es war die Zeit, wo freigesinnte Beamte und angesehene Bürger unbestritten die politische Führung hatten. Von da ab drängte Zentrum und Sozialdemokratie mehr und mehr hervor und heute dritteln sich etwa die Stimmen. Die politischen Kämpfe zwischen liberal-protestantisch auf der einen und Zentrum-katholisch auf der andern Seite wurden mit steigender Leidenschaft geführt und ließen die von Riehl und Becker gerühmte Toleranz der Pfälzer recht zurücktreten.

Mit dem Rückgang der Nationalliberalen, die erste Namen Deutschlands wie Miquel, Bürklin, Marquardsen, Buhl auf den Schild gehoben hatten, kamen mehr Heimatvertreter in die Arena und damit schwand der Einfluß der Pfalz im großen politischen Geschehen.

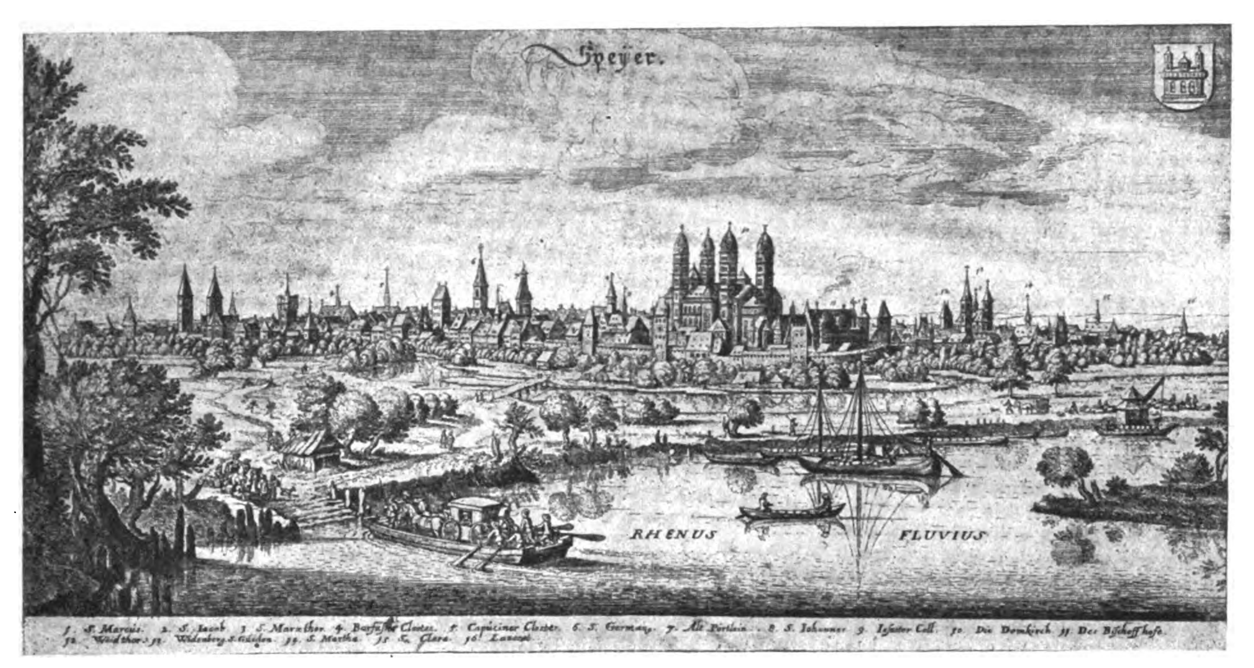
Eine Besprechung dieser Entwicklung darf nicht enden ohne die bewegenden Probleme unserer Zeit zu berühren.

Die Erforschung, wie eine Bevölkerung sich gegenüber den Geschehnissen und Gedanken unserer gegenwärtigen wildbewegten Tage verhält, bietet einen „Aufschluß", um in die Tiefe der inneren Veranlagung hineinzusehen wie nicht leicht wieder. Treten heute doch Volksschichten und Persönlichkeiten an die Oberfläche, von deren Sein und Art man in den seither führenden Kreisen keine Ahnung hatte. Man kann deshalb manches beobachten, was bisher — weil im Dunklen sich abspielend — dem forschenden Blick nicht erreichbar war und, weil in seiner Wirkung unbekannt oder unterschätzt, auch gar nicht als würdiges Objekt dafür erschien.

Tiefer auf diese Vorgänge einzugehen ist hier wohl nicht der Platz, will ich ja doch lediglich das Volkskundliche der Ereignisse berühren. Deshalb nur einige knappe Sätze in zusammengedrängtem Urteil. Ich glaube sagen zu dürfen, daß die Pfälzer selbst — gleich den Franken — trotz starker Industrialisierung des Landes unter deren Einflüssen sich weniger geändert haben als andere Volksstämme in deutschen Landen. Gewiß sind auch die pfälzischen Arbeiter nicht mehr wie früher. Aber das kommt nach meinem Dafürhalten weit mehr von auswärtigem Zuzuge als von der Änderung der Einheimischen. Bei aller äußeren Schmiegsamkeit ist fränkische Art zähe und konservativ im Innern. Das zeigte auch die Art wie der Novemberumsturz vor sich ging, der sozusagen nur als gesetzliche Folgerung des Münchener Ereignisses aufgefaßt wurde. Auch der jetzige Zustand verhältnismäßiger Ruhe ist ein Beweis dafür. Gewiß liegen hier äußere Hemmungen vor, aber wer in die Volksseele schauen kann, würde auch unter ruhigerer Oberfläche etwa vorhandene Bewegungen der Tiefe erkennen. Ich glaube nicht, daß es in dieser Hinsicht schlimm steht. Der Grund dürfte wohl darin liegen, daß der Stamm weniger zur Proletarierart neigt; der Franke will empor und zwar durch Arbeit. Mir scheint auch, fränkisches Blut ist nicht so empfänglich für Infektion mit utopistischen Ideen wie manches andere. Man hat dem deutschen Volke früher viele gute Eigenschaften zugeschrieben: Redlichkeit, Aufrichtigkeit, Gutmütigkeit, Treue, Hilfsbereitschaft, Fleiß, Berufsfreude, Mannesstolz. Das alles ist mehr als man bisher ahnte, untergegangen in der Proletarisierung mit ihrer Unbotmäßigkeit, ihrem Neid, ihrer Brutalität, ihrem Mangel an Nationalgefühl und innerer Haltung. Darum ruht die Hoffnung der Zukunft auf den Stämmen, die dafür weniger geartet sind.

Wenn ich so aus eigener Erfahrung zurückschaue auf das Frühere und es mit dem vergleiche, was mir heute aus Berichten und Gesprächen entgegentritt, so meine ich doch: Im Grunde ist der Pfälzer — auch der Arbeiter — geblieben, was er war. Insbesondere seine natürliche Arbeitslust und seine Freude am Ertrag der Arbeit, sein angeborener Sinn für Gesetz und Recht werden die — natürlich auch hier bemerkbare — Lähmung des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens rasch überwinden. Wurde mir doch gesagt, daß nicht selten die wütendsten „Spartakisten" die eifrigsten Akkordarbeiter sind. Bei solcher Praxis wird die Theorie nicht lange halten.

Möge, wenn die jetzt noch latente Krisis auch in der Pfalz einmal zur Lösung kommt, die Bevölkerung ihre Prüfung auf staatlichen Sinn, Recht und Billigkeit besser bestehen als verschiedene andere Stämme unseres Vaterlandes, denen die Geschichte einst ein schlechtes Prüfungszeugnis ausstellen wird.



Speyer, nach Merian.

Der Dom zu Speier.

Von Rudolf Kautzsch.

Wer sich heute dem alten Kaiserdom zu Speier auf der schönen breiten Hauptstraße nähert, erfüllt von Erinnerungen an das Heldenzeitalter unserer Geschichte, getrieben von der Erwartung, etwas ehrwürdig-altes, charaktervoll-mächtiges zu finden, erhoben von der Vorfreude, wieder ein Stück größter deutscher Kunst kennen zu lernen, der — erfährt eine schmerzliche Enttäuschung. Da steht er vor einer Vorhalle, die in ihrer gleichgültig-artigen Aufteilung, mit ihren glatten, charakterlosen, kleinlichen Formen, in ihren bunten, hellen, kalten Farben so gar nicht erhebend wirkt. Und tritt er ins Innere der Kirche ein, da ist — nach dem ersten Eindruck wenigstens — auch wieder alles neu, sauber, hell oder gar mit schwächlichem, vielteiligem Ornament, mit blutlosen Bildern in matten Farben, in gleißendem Gold überzogen. Kein Pfeiler, kein Gewölbe grüßt ihn mit der markigen, Ehrfurcht gebietenden Patina vieler Jahrhunderte. Da fällt ihm ein: Freilich! Der Dom ist ja einst abgebrannt, ist zur Hälfte eingestürzt damals, als in den schrecklichen Maitagen des Jahres 1689 die Franzosen die alte Stadt Speier in Asche legten. Wenn der Bau uns heute — zunächst — unversehrt erscheint, so verdankt er das nur den gründlichen Wiederherstellungen im 17. und 18. und dann noch einmal im 19. Jahrhundert.

Und dennoch: wollte unser Betrachter nach dieser Erkenntnis enttäuscht von dannen ziehen, so beginge er ein schweres Unrecht. Es ist noch übergenug des Alten da, um das Ganze, wie es einst war, sich wieder lebendig zu machen. Es gehört dazu nur ein wenig Aufmerksamkeit und Ausdauer, etwas Phantasie und — Liebe. Bringt man die auf, so winkt ein außerordentlicher Gewinn an Einsicht und Genuß als der schönste Lohn. Ich will in Kürze versuchen, willigen Betrachtern die Wege zu solchem Gewinn, soweit es mir möglich ist, zu ebnen.

Wir treten von der Vorhalle im Westen aus ein und betrachten, langsam im Mittelschiff vorschreitend, was wir da um uns sehen. Wir erfassen bald: der Dom ist eine dreischiffige Basilika mit einem mächtigen Querhaus, mit einem Langchor und einer großen Apsis im Osten. Pfeiler, durch Bogen verbunden, trennen das Mittelschiff von den Seitenschiffen. Diese Pfeiler sind nicht alle von gleicher Gestalt: es wechseln stärkere und schwächere. Die schwächeren haben einen rechteckigen Kern und eine einfache Halbsäulenvorlage gegen das Mittelschiff, die stärkeren eine flachrechteckige Vorlage, der dann wieder eine Halbsäule vortritt. Oberhalb der Pfeilerkämpfer springt jedesmal der Bogen und der ganze Mittelteil der Hochwand über ihm, in dem das Fenster sitzt, um eine Stufe zurück, während die Pfeiler in voller Stärke (und voller Breite) weiter hinauf hochgeführt sind und somit kräftige Wandvorsprünge bilden, an denen nun wieder die Pfeilervorlagen emporgehen können. Alle diese Vorlagen sind unter sich durch Wandbogen (Blendbogen) verbunden, und es entsteht somit ein doppeltes (zweimal eingestuftes) Blendensystem, das die Fenster umrahmt. Dabei ist eine Einzelheit merkwürdig. Die inneren Blenden, auf den Wand-

vorlagen oberhalb der Pfeilerkämpfer aufruhend, umschließen die Fenster konzentrisch. Die äußeren Blenden dagegen, die von den Halbsäulen der schwächeren und den rechteckigen Vorlagen der stärkeren Pfeiler getragen werden, umfassen die Fenster nicht konzentrisch. Woher kommt das? Genaue Untersuchungen der Pfeiler in älterer und neuerer Zeit, durch das Ausbrechen zweier Pfeiler unten in der Kaisergruft vollends zum Abschluß gebracht, haben ergeben: die Pfeiler waren nicht von Anfang an in stärkere und schwächere geschieden; vielmehr waren sie ursprünglich alle einander gleich, nämlich so gestaltet, wie heute noch die schwächeren. Erst nachträglich, später, hat man je den zweiten Pfeiler verstärkt, die Halbsäulenvorlage mit einer rechteckigen Vorlage ummantelt und eine neue Halbsäule ihr vorgesetzt. Diese neuen rechteckigen Vorlagen sind natürlich breiter, als die alten Halbsäulen waren und — an den schwächeren Pfeilern — noch sind. Daher können nun auch die äußeren Blendbogen oben nicht mehr gleichen Abstand halten: sie rücken paarweise zusammen und damit aus den Zentren der Fenster heraus.

Warum hat man je den zweiten Pfeiler in den Arkaden verstärkt? Die Antwort kann nur lauten: um die Einwölbung des Mittelschiffes zu ermöglichen. Anfänglich, als noch alle Pfeiler einander gleich waren, trug das Mittelschiff eine flache Holzdecke. Als man jetzt den Entschluß faßte, das Mittelschiff einzuwölben, da sah man sich sofort gezwungen, die Pfeilerarkade umzubauen. Man hatte sich für einfache Kreuzgewölbe zwischen Gurten (das sind die quer über das Schiff gespannten Bogen) und Schildbogen (das sind die der Wandfläche angeschlossenen Bogen) entschieden. Diese Bogen mußten irgendwo fest aufsitzen: es galt also, die Pfeiler, die sie tragen sollten, zu verstärken. Kreuzgewölbe lassen sich am bequemsten über quadratischer oder annähernd quadratischer Grundfläche ausführen. Indem man in dem ersten, dritten und fünften usw. Pfeilerpaar die Eckpunkte solcher fast quadratischer Grundflächen festlegte, sah man sich genötigt, diesen Pfeilern, als den Trägern der Gurt- und Schildbogen, Vorlagen zu geben. Diese neuen Pfeilervorlagen bekamen also nicht nur die Blenden um die Fenster, sondern auch noch die Schildbogen zu tragen; die neuen Halbsäulen stützen die Gurten. Das ist die Geschichte und der Sinn dieses Umbaus der beiden Mittelschiffarkaden.

Wann ist der Umbau bewerkstelligt, wann ist der Dom eingewölbt worden? Diese Frage ist die große Frage des Speierer Doms. Bevor wir sie zu beantworten suchen, müssen wir den Dom noch genauer kennen lernen. Setzen wir also einstweilen unsere Beobachtungen fort. Da ist noch ein Wort über die formale Ausbildung zu sagen. Sie ist an den älteren Teilen sehr schlicht und streng; so sind alle Gesimse ganz einfach, so haben die Halbsäulenvorlagen an den schwächeren Pfeilern Basen ohne Eckzier und glatte Würfelkapitelle. Dagegen sind die Halbsäulen der jüngeren Pfeilerverstärkungen reicher behandelt: ihre Basen haben, wie man sich unten in der Kaisergruft überzeugen kann, Eckſporen, und ihre Kapitelle sind mit Akanthuslaub geschmückt. Wir prägen uns das einstweilen ein: es wird sich später Gelegenheit finden, darauf zurückzukommen. Endlich noch ein Blick in die Seitenschiffe. Ihre Umfassungswände sind, wie man an den Außenseiten erkennen kann, altertümlicher als die Pfeilerarkaden des Mittelschiffs; innen aber stimmen diese Wände mit ihren gegliederten Vorlagen so genau mit den Pfeilern überein, daß man annehmen muß, den Wänden ist gleichzeitig mit den Pfeilern die heutige Form gegeben worden. Auch davon wird noch einmal die Rede sein.

Steigen wir nun eine der Treppen zum Hochchor empor und betreten wir das Querhaus. Zunächst müssen wir uns hier einmal der Raumform und der Raumgröße bewußt werden. In Kreuzgestalt geht der Raum nach vier Seiten auseinander. Aber machtvoll erhebt sich in der Mitte die Kuppel: sie zieht die vier Arme gewissermaßen an sich heran, hält sie fest, so daß wenigstens die drei kürzeren unter ihnen nur wie Ausstrahlungen dieses Mittelraumes wirken. Man hat das Gefühl, in einem Zentralbau zu stehen; diesen Eindruck verstärkt noch die Lichtfülle, die von der Kuppel niederstrahlt. Sicher hat hier, unter der Kuppel, immer ein Altar gestanden: hier ist das Ziel, dem das ganze Langhaus zustrebt.

Auch die absolute Raumgröße ist wahrhaft ungeheuer: der Kuppelraum ist im Lichten rund 45 Meter hoch, das kommt der Höhe von etwa drei ansehnlichen Großstadt-Miethäusern übereinander gleich.

Prüfen wir die Einzelheiten, so ist zunächst zu sagen, daß die oben erwähnten späten Wiederherstellungen des Baus, ganz besonders die Vorbereitung der Malerei an den Wänden, allerlei mehr oder weniger willkürliche Eingriffe in den ursprünglichen Bestand zur Folge gehabt haben. So ist die ungeschlachte Form der Vierungspfeiler, der Eckpfeiler des Kuppelraums auf eine späte Verstärkung zurückzuführen, anfänglich waren sie schlanker und feiner gegliedert; so sind im Langchor und oben in der Kuppel durch Zumauern von Nischen und Fenstern, durch Veränderungen der Gesimse zahlreiche ursprüngliche Feinheiten verloren gegangen; so unterstützt die Malerei eigentlich nirgends den Eindruck der Raumgröße und der Raumgliederung, sondern arbeitet ihm mit kleinlichen Musterchen und akzentloser Süßigkeit der Farbe entgegen. Man denke sich diese Malerei einmal ganz weg und versuche, sich den Raum nur so vorzustellen, wie ihn der Baumeister geschaffen. Da wird bald deutlich, daß seine

Kunst energisch darauf bedacht war, durch Wandpfeiler (Pilaster) und Halbsäulen die großen Flächen in schmalhohe Felder zu teilen und durch Eckvorlagen diese Felder zu rahmen. Die Eck- und Wandvorlagen werden dann oben durch Bogen miteinander verbunden, und so entsteht — ganz ähnlich wie im Mittelschiff des Langhauses — auch hier der Eindruck, daß diese Wände leicht und energisch aufsteigen, die Massen sich frei und stolz erheben. Nicht so sehr die Wirkung des ruhigen Gelagertseins, als die des kühnen Emporgehens ist gesucht und erreicht. Im einzelnen herrscht großer Reichtum. Namentlich die Nord- und Südwand mit ihren reizvollen Nischen unten und den mächtigen Fenstern darüber sind von außerordentlicher Schönheit. Hier und ebenso an den Altarvorbauten der Ostwand trifft man auch wieder reich und fein ausgearbeitete Kapitelle. Einzelne sind von nahezu klassischem Schnitt. Andere zeigen die mittelalterliche Umbildung deutlicher. Und unter ihnen begegnen Stücke, die den Kapitellen der Halbsäulen an den Verstärkungen der Hauptpfeiler im Mittelschiff so nahe verwandt sind, daß sie denselben Händen entstammen, mithin derselben Bauzeit mit jenen angehören müssen. Halten wir das fest. Es ist um so wichtiger, als alle die genannten Kapitelle des Querhauses unter sich so ähnlich und auch mit dem ganzen Schmuck der Querhausflügel außen so nahe verwandt sind, daß der Schluß unabweisbar ist: das Querhaus entstammt in der Hauptsache einer einheitlichen Bauperiode.

Ganz einheitlich freilich ist dieses Querhaus doch nicht. Man bemerkt einen Wechsel in den Formen der Wand- und Eckvorlagen. Offenbar ist das Querhaus einmal umgebaut worden. Die Ostwand im Bereich der außen anstoßenden Türme ist älter als das übrige; andere Unstimmigkeiten lassen sich auf eine Änderung in den Bauabsichten während einer längeren Bauperiode zurückführen.



Bei Speyer. **C. Th. Meyer-Basel.**

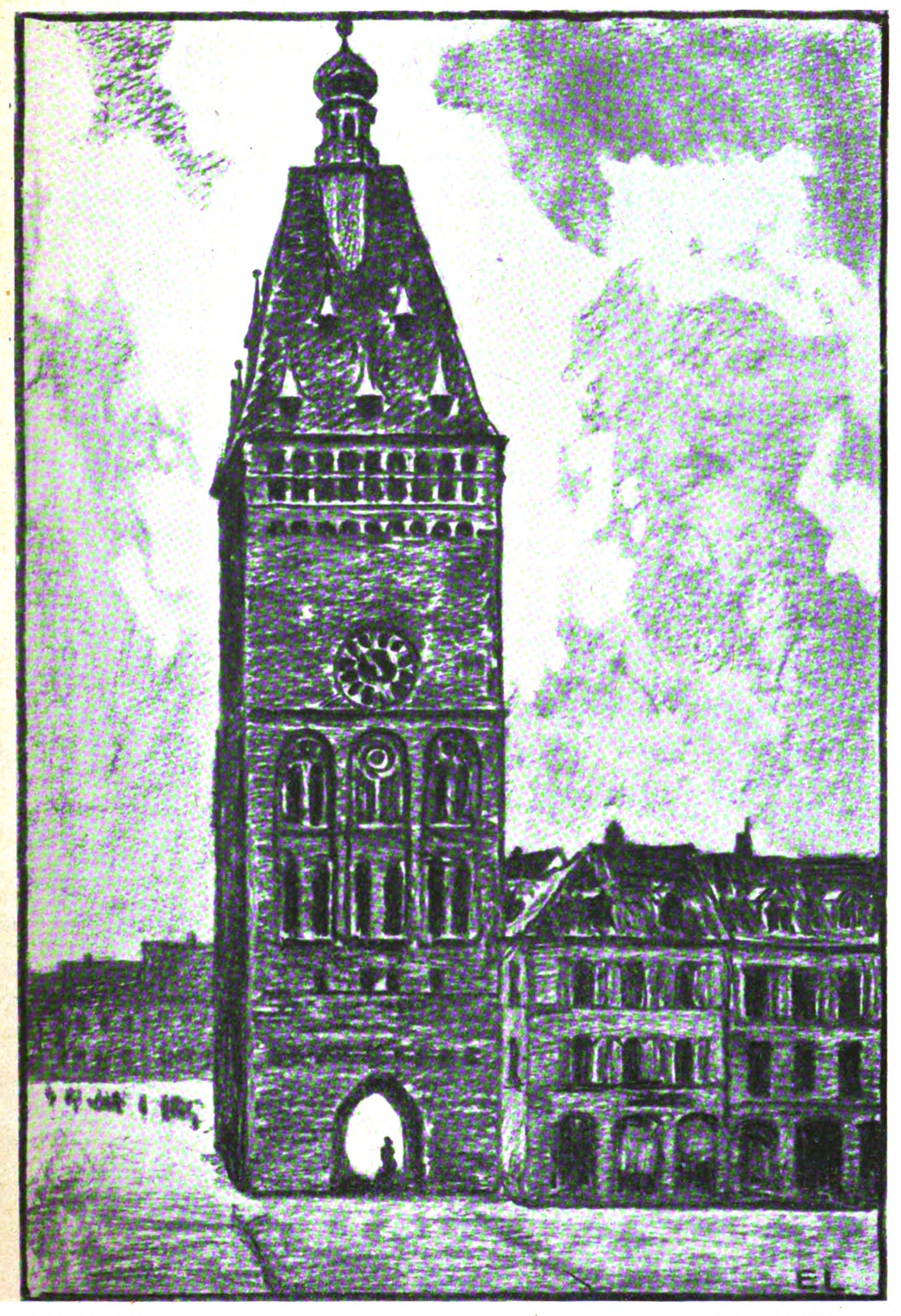
Wenn die genannten Besonderheiten, die vom Charakter der Nord- und Südwand und damit der Hauptteile des Querhauses abweichen, älter erscheinen als dieser, so gibt es nun auch noch eine Einzelheit, die jünger sein könnte, als die Mauern, nämlich das Gewölbe. Im Langhaus — das letzte, östlichste Joch des Mittelschiffes ist auch im Gewölbe alt — hatten wir einfache gratige Kreuzgewölbe; hier dagegen, im Nord- wie im Südflügel des Querhauses finden wir Kreuzrippengewölbe. Die schweren Rippen ruhen auf

den mittleren eckigen Vorsprüngen der Eckvorlagen auf. Das will nicht recht passen. Wo wir sonst Kreuzrippengewölbe von derselben Form finden, wie im Chor zu Maulbronn oder im benachbarten Wormser Dom, sind die Rippen immer von runden Mitteldiensten unterstützt. Das eckige Mittelstück im Speierer Querhaus ließe eher auch hier gratige Gewölbe erwarten. Der Schluß liegt nahe, daß ursprünglich Gratgewölbe da waren, daß sie aber später einmal durch Rippengewölbe ersetzt worden sind. Auch diese Beobachtung wird weiter unten, wenn von der Entstehung des Ganzen zu reden sein wird, herangezogen werden müssen.

Nun aber steigen wir in die Krypta hinab. Und da erfaßt uns nun endlich der ganze Zauber des unversehrten Alters unmittelbar. Dieser vielgliedrige Raum ist derselbe, in dem schon die großen salischen Kaiser umhergewandelt sind, auf diesen prachtvollen wuchtigen Säulen, diesen einfachen und doch so ausdrucksvollen Kapitellen und Gesimsen und Bogen haben schon die Augen eines Heinrich III geruht! Da ist nichts Wesentliches umgewandelt: der Stein selber, sein Korn, der Meißelschlag auf seinen Flächen, sein Schnitt und seine Fügung, sie sprechen ohne Tünche und schwächliche Bemalung mit allen ihren Reizen vortrefflicher kraftvoller, handwerklicher Arbeit zu uns. Die Formen erinnern an die älteren, unverstärkten Pfeiler des Mittelschiffs; ja sie sind eher noch um einen Grad gedrungener und wuchtiger. Dabei ist nichts plump, alles nur eben stark und mächtig. Und dann gönnen wir auch der neu eröffneten und so würdig ausgestatteten Kaisergruft noch einen Blick. Wenn wir eintreten und uns umwenden, haben wir den ursprünglich beabsichtigten Eingang zur Krypta vor uns. Auf einer breiten Treppe — wahrscheinlich sollte sie nahezu die ganze Breite des Mittelschiffs einnehmen, wie noch heute in mehreren Kirchen Oberitaliens, z. B. in Modena oder Verona — stieg man im letzten Joch des Mittelschiffs herab. Und da öffnete sich die Stirnmauer des Hochchors in drei Bogen zur Krypta. Das hätte eine herrliche Wirkung ergeben: der Hinabsteigende konnte das Auge hinaufschweifen lassen in die hohen lichterfüllten Hallen des Chors oder hinab in die dämmernden geheimnisvollen Schatten der Krypta: beide Perspektiven waren gleich reich und reizvoll. Dann aber hat man da, wo die Treppe hinkommen sollte, die Kaisergräber angelegt. Eins reihte sich an das andere: schließlich mußten die Zugänge zur Krypta in die Seitenschiffe verlegt werden. Und nun grüßen wir die Toten hier unten, die Erbauer des Doms, die Kaiser der größten Zeit der deutschen Geschichte. Für einen Augenblick wenigstens vergessen wir den Jammer der Gegenwart und flüchten uns in die Vergangenheit, an ihrer Größe uns aufzurichten.

Aber nicht nur die Sicherheit, daß wenigstens die Reihe der Fürsten aus dem salischen Hause ungestört von den Freveln des Jahres 1689 hier geruht hat und ruht, hat uns die verdienstliche Ausgrabung in unseren Tagen gegeben. Sie hat auch ganz wertvolle Aufschlüsse über die Baugeschichte gebracht. Abgesehen von dem alten Eingang zur Krypta hat sie die Füße der Pfeiler des östlichsten Mittelschiffjoches freigelegt: man kann sie hier in ihrer ganzen ursprünglichen unberührten Schönheit studieren. Dabei ergab sich, daß die Hauptpfeiler schon hier unten verstärkt waren, und daß diese Verstärkung schon zu Lebzeiten Kaiser Heinrichs IV durchgeführt worden sein muß: nach seinem Tode wurde der Fußboden im Bereich der Gräber erhöht; es wurde eine Steindecke über sie gelegt, die bis an die Pfeiler zu beiden Seiten heranreichte und deren Füße der Sichtbarkeit entzog. Deren Gestalt, wie wir sie heute hier unten sehen, muß also älter sein als das Todesjahr Heinrichs IV (1106). Diese ganz wichtige Feststellung wird uns später noch einmal beschäftigen.

Vorerst steigen wir wieder hinauf und vollenden unsere Betrachtungen durch einen Rundgang außen um den Dom herum. Von der schlichten Behandlung des Langhauses — einfache Lisenen und Rundbogenfriese an den Seitenschiffwänden, glatt gehaltene Fenstergewände — sticht die Pracht des Querhauses und des Chors merklich ab. Die Mauern sind durch Eckverstärkungen und Mauervorlagen kraftvoll gegliedert, die Fenstergewände eingetreppt, mit Säulchen ausgesetzt und auf das üppigste mit Ornamentbändern geschmückt. Die zierliche Galerie oben (die nachträglich, nicht ursprünglich, auch an den Langhausseiten durchgeführt worden ist) gibt dem Aufbau eine gewisse Leichtigkeit und einen vortrefflichen Abschluß. Über der Nord- und Südfront des Querhauses müssen wir uns richtige Giebel denken, und auch der Vierungsturm hat ursprünglich natürlich nicht die geschwungene Haube, sondern ein stumpfes Zeltdach getragen. Auch der Chor ist im Ganzen gut erhalten. Prachtvoll ist die Teilung der Baumasse. Die Apsis zeigt über dem kräftigen niedrigen Sockel, der die Fenster zur Krypta aufweist, ein hohes Hauptgeschoß, schlank gemacht durch die Wandblenden aus Halbsäulen und Mauerbogen, die die Fenster umrahmen; eine Zwerggalerie als Kopfstück bildet wieder den schönsten Abschluß. In ausgezeichnet abgewogenen Verhältnissen ist dieser Aufbau dem Langchor angegliedert und das schöne Bild stört einzig der neue Giebel dieses Chors: seine steigende Galerie ist eine neue Erfindung; ursprünglich war der Giebel geschlossener und wuchtiger. Immerhin — abgesehen von den genannten Veränderungen — ist hier das Allermeiste alt und, wie wir hinzusetzen müssen, in der Hauptsache einheitlich. Nur daß die Formen an der Apsis



Das Altpörtel in Speyer. Professor Ernst Liebermann.

und an den unteren Teilen des Langchors (bis zum Fuß der oberen Galerie) etwas weniger reich und etwas weniger entwickelt erscheinen als am Querhaus. Das stimmt, wie wir uns erinnern, durchaus mit unseren Beobachtungen im Inneren überein: auch im Innern stellten sich uns Chor und Querhaus im wesentlichen als einheitlich dar.

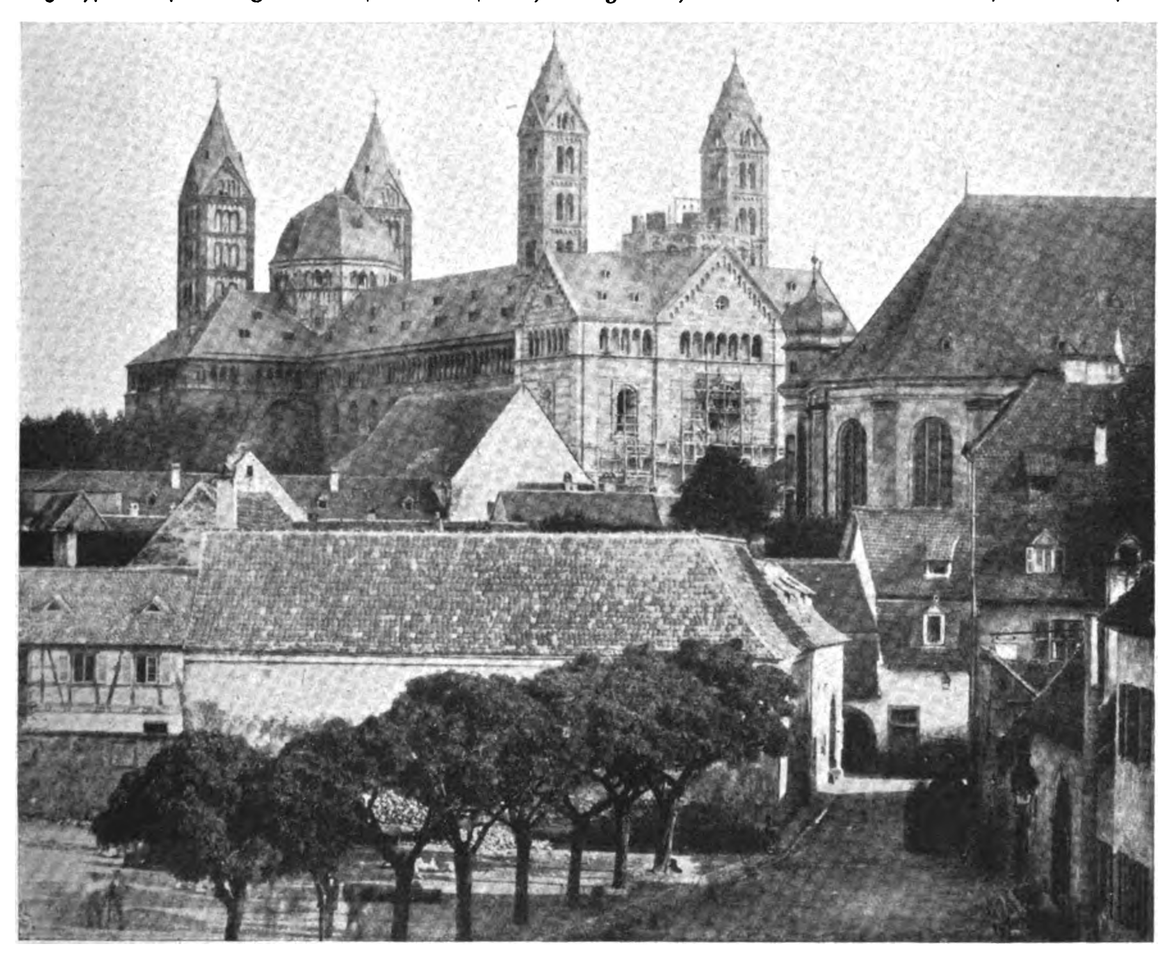
Dabei ist nur noch eins auffallend. Auch die Außenmauer der Krypta im Bereich des Querhauses und der Apsis gehört ganz offenbar zu dieser Einheit, fußen doch die Mauervorlagen der Oberwände unmittelbar auf ihr. Das Innere der Krypta dagegen ist, wie wir uns überzeugt haben, weit altertümlicher. Wie sollen wir uns das erklären? Genaue Beobachtungen haben ergeben, daß die Krypta in ihrer ganzen Ausdehnung außen ummantelt ist. Daher rührt auch die ganz außerordentliche Stärke der Mauern hier überall an Chor und Querhaus.

Damit stehen wir wieder vor einer Frage der Baugeschichte und es ist nun doch wohl endlich an der Zeit, auf diese Fragen einzugehen. Hören wir zunächst, was uns die sichere Überlieferung sagt. Der Neubegründer des Doms ist Kaiser Konrad II. Er hat alsbald nach der Stiftung des mächtigen Klosters auf der Limburg auch den Neubau unseres Doms begonnen. Wie weit man aber bei seinem Tode (1039) damit gekommen war, wissen wir nicht. Heinrich III baute weiter. Aber auch als er (1056) starb, war der Dom noch nicht vollendet. Bald darnach jedoch, spätestens um 1065, muß ein gewisser Abschluß erreicht worden sein: Heinrich IV nennt in den Urkunden dieser Jahre den Dom von seinen Vorfahren erbaut. Dann hören wir erst wieder von dem Bau, als er gegen das Hochwasser des Rheins gesichert werden muß, was unter der Leitung des bauverständigen Schwaben Benno, des nachmaligen Bischofs von Osnabrück, im Anfang der achtziger Jahre geschah. Diese Sicherungsarbeiten scheinen nun den Baueifer des Kaisers, Heinrich IV, entfacht zu haben. Wir hören, daß er in den neunziger Jahren in erheblichem Umfang am Dom arbeiten ließ. Otto, später Bischof von Bamberg, beriet ihn dabei eine Zeit lang. Schließlich muß Heinrichs IV Anteil an dem Bau so beträchtlich geworden sein, daß er den Chronisten seiner und der folgenden Zeit geradezu als der eigentliche Erbauer und Vollender des Doms erschien (so den Biographen Ottos von Bamberg, so dem Verfasser der Vita Henrici, so Otto von Freising). Und auch er selbst bezeichnet in seinen Urkunden den Dom als von seinen Vorfahren und von ihm selbst „ruhmreich erbaut". Diese Nachrichten sind so bestimmt, daß wir annehmen müssen: beim Tode des Kaisers 1106 war der Dom in allem Wesentlichen wieder fertig. Aus der Folgezeit sind nur noch zwei Ereignisse für die Baugeschichte von Bedeutung: ein Brand von 1137, der aber keine schweren Folgen gehabt zu haben scheint, und eine Katastrophe vom Jahr 1159, da infolge eines Brandes mindestens ein Teil der Decke einstürzte. Aus dem späteren 12. Jahrhundert und aus dem Beginn des 13. hören wir weder von erheblichen Beschädigungen der Kirche noch von nennenswerten Bauunternehmungen, und die weitere Geschichte des Baus kommt hier nicht in Betracht.

Versuchen wir nun diese Nachrichten mit dem, was wir am Bau selbst beobachtet haben, in Einklang zu bringen und machen wir uns dabei zugleich klar, was der Dom in der Geschichte der deutschen Baukunst eigentlich bedeutet. Die erste Bauperiode reicht von etwa 1030 bis 1060 oder 1065. In dieser Zeit ist sicher der ursprüngliche Plan wenigstens einmal gründlich geändert worden. Unter Konrad II beabsichtigte man, den Dom ähnlich wie die Klosterkirche auf der Limburg zu errichten. Erhalten sind aus dieser ersten Bauzeit die Umfassungswände der Seitenschiffe (ohne die inneren Vorlagen) und die Osttürme (und damit auch deren Wände gegen Langchor und Querhaus). Wäre der Dom so ausgeführt worden, wie man ihn damals wollte, so wäre er ein gesteigertes Limburg geworden: noch riesenhafter in den Raumabmessungen, die Wände — ähnlich wie dort, aber noch eindrucksvoller — durch kolossale Blenden gegliedert, im Langhaus gewiß Säulenarkaden in einem unerhörten Maßstab, aber dünne Mauern und flache Decken. Chor und Querhaus mögen in dieser Art errichtet gewesen sein, vom Langhaus wie gesagt die Umfassungsmauern der Seitenschiffe und vielleicht ein Anfang der Säulenarkaden, die das Mittelschiff von den Seitenschiffen trennen sollten. Da entschloß man sich zu einer tief greifenden Änderung des Plans: an die Stelle der Säulen im Mittelschiff sollten Pfeiler treten, die Umfassungswände der Seitenschiffe wurden nach innen verstärkt und die Seitenschiffe eingewölbt. Das geschah spätestens in dem Jahrzehnt 1050—1060. Damit erhielt der Dom den Charakter des Monumentalen. Große Kirchen hatte es auch vorher schon in Deutschland gegeben: die Klosterkirchen zu Limburg und Hersfeld, die Dome zu Mainz oder Straßburg waren gewaltige Werke. Jetzt aber sollte ein Bau entstehen, der in allen wesentlichen Teilen aus Quadern errichtet ganz anders den Eindruck unangreifbarer Festigkeit, ewiger Dauer zu erwecken vermochte. Absolute Größe, ein gewaltiger Aufwand an Baustoff, der in seinen charaktervollsten Eigenschaften gezeigt wird, und die technisch vollkommene Schichtung, Fügung und Verbindung dieses Baustoffes zum Ganzen vereinigen sich in dieser Wirkung. Das war für Deutschland ganz neu und auch draußen in der Welt, in Italien und Frankreich, fing man eben erst an, so zu bauen. Es gibt verwandte Werke (vor allem in der Normandie: die Südwand der Kirche des

Mont Saint Michel!), aber man kann wohl sagen: der Dom zu Speier war eines der gewaltigsten, wenn nicht das gewaltigste unter ihnen. Versetzen wir uns noch einmal in Gedanken in das Langhaus, wie es um 1065 doch wohl fertig dastand: elf Pfeilerpaare, alle einander gleich, und in ihnen ein Strom von Bewegung: die Pfeiler selber, die Wandvorlagen über ihnen, die Halbsäulen davor, diese ganze Gliederung reißt den Betrachter in die Höhe. Da aber beruhigt sich die Bewegung: in doppelten Bogen flutet sie auseinander und in gleichmäßigem Wellenschlag nimmt sie die Richtung auf das Ziel, Querhaus, Chor, Altar. So behauptet sich schließlich doch der alte Sinn der christlichen Basilika, dessen Langhaus den Weg zum Altar, den Weg zu Gott darstellt. Unwiderstehlich, unaufhaltsam leitete auch hier der Bau selber den Besucher und Betrachter vorwärts zu der Stätte, da sich das Opfer des Gottessohnes täglich erneuert. Ohne Zweifel: der Dom, den Heinrich III in der Hauptsache gebaut, der in den Jugendjahren des vierten Heinrich vollendet wurde, er war die mächtigste Basilika, die in Deutschland jemals errichtet worden ist, ein ewig gültiges Zeugnis der Frömmigkeit und des Hochsinns seiner Zeit und seines kaiserlichen Bauherrn. Woher Heinrich III die Kräfte nahm, so Großes zu vollbringen, das können wir noch nicht sagen. Es muß genügen, darauf hinzuweisen, daß eben damals an vielen Orten West-Europas gleichzeitig Ähnliches angestrebt und unternommen wird.

Und welches ist nun der Anteil Heinrichs IV am Dom? In seinen Tagen wurden zunächst die vom Rheinhochwasser beschädigten Ostteile des Baus gesichert. Man ummantelte die Krypta und erneuerte darüber Langchor und Apsis, dann legte man das Querhaus fast ganz nieder — es blieben nur die im Bereich der Osttürme stehenden Teile, die Pfeiler und Bogen gegen das Langhaus und Mauerteile über und neben ihnen — und baute es zusamt dem hell beleuchteten Kuppelturm in seiner Mitte neu (so besonders die Nord- und Südwand). Überall an diesen Teilen breitete sich ein reicher Schmuck aus, das sculptile opus, das der Biograph Heinrichs IV ausdrücklich als sein Verdienst rühmt. Groß muß die Zahl der Arbeitskräfte gewesen sein, die man beschäftigte, denn offenbar wurde rasch gebaut. Aus Oberitalien hatte der Kaiser den Architekten und wohl auch die vorzüglichsten Arbeiter mitgebracht. Denn aus Oberitalien stammt diese Art



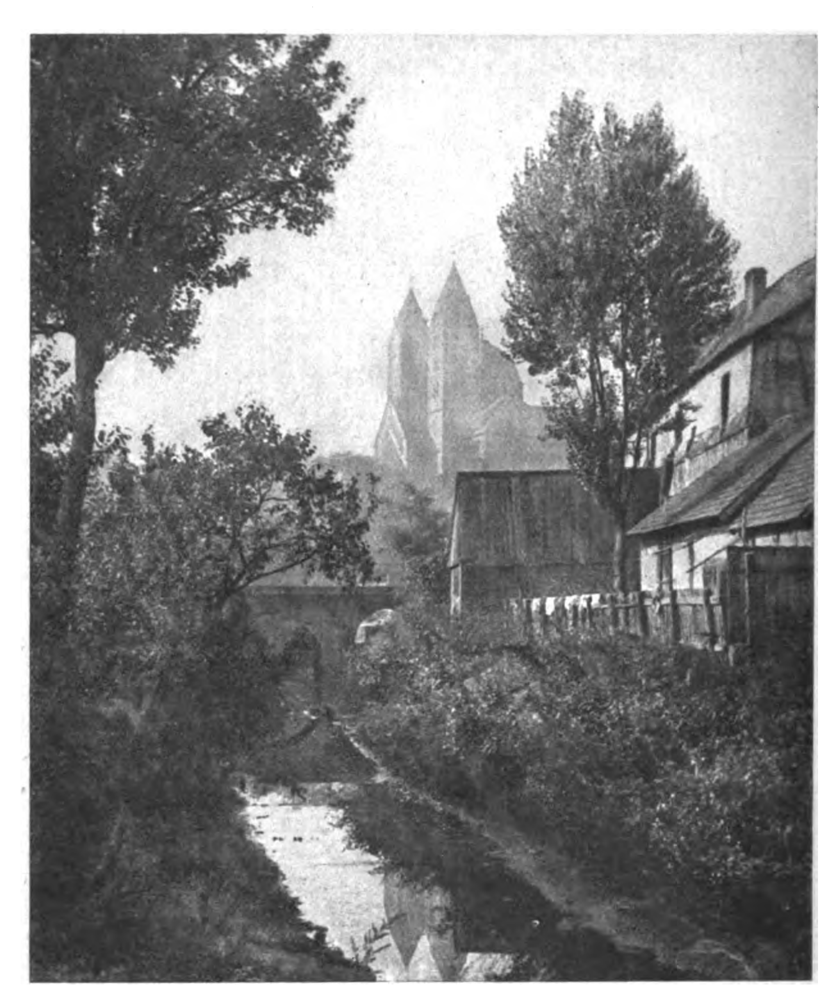
Der Dom zu Speyer im Jahre 1856.

der Apsisgliederung, stammen die Zwerggalerien, die Nischen unten in den Querhauswänden, stammen die antikischen Kapitelle ebenso wie die üppigen Fensterumrahmungen. In Oberitalien geschulte Kräfte also haben hier gearbeitet. Dennoch kann man nicht sagen, daß der Bau nun einfach eine Kopie italienischer Vorbilder geworden wäre. Dort in Italien würde man solche Räume, würde man vor allem die hohe hellstrahlende Kuppel in dieser Ausführung vergeblich suchen. Und man ging noch weiter: man wölbte alle diese Teile ein und beschloß nun auch das Hauptschiff einzuwölben. Und man wählte dazu die auch in Deutschland schon bekannte (in Oberitalien nicht übliche) Art der gratigen Kreuzgewölbe. Jetzt verstärkte man die Hauptpfeiler des Mittelschiffes, zog die Gewölbe ein und vollendete damit den Charakter des Langhauses: erst die gewölbte Steindecke gibt die endgültige, die vollkommene Monumentalität des Ganzen.

Es ist nun freilich nicht zu leugnen, daß das Langhaus in anderer Hinsicht seine Wirkung durch diesen Umbau sehr wesentlich verändert hat: nicht mehr gleiche Stützen, eine ungegliederte Reihe gleicher Elemente reißen uns vorwärts; jetzt ist ein Rhythmus da, die kleineren Einheiten ordnen sich größeren unter, die Gewölbejoche (über nahezu quadratischer Grundfläche) bilden Raumeinheiten; diese Raumeinheiten reihen sich aneinander zum Ganzen. Der Fortschritt wird verlangsamt, die Raumteile verlangen gesonderte Betrachtung, haben ein gewisses Schwergewicht in sich. Ein erster Schritt zu einer Zerlegung des Gesamtraumes in eine Summe selbstständigerer Raumglieder ist getan: die romanische Baukunst am Rhein ist diesen Weg später ganz folgerichtig weiter gegangen.

Wenn wir schon in den herrlichen Raumgedanken, die der Dom Heinrichs III. verwirklichte, deutsche Kunst anerkennen dürfen, so ist nun das, was Heinrich IV. aus dem Dom gemacht hat, erst recht deutsch-rheinisch trotz den oberitalienischen Elementen des Aufbaus. Der beleuchtete Kuppelraum, den er zur Vereinheitlichung, zur Zentralisierung des Raumes hier schuf, die Raumgruppierung im Langhaus, das sind Neuerungen, die dem deutschen Empfinden entsprachen und auf deutschem Boden weiter entwickelt worden sind. Der Dom zu Speyer gehört der deutschen Kunstgeschichte an; er ist eines ihrer größten Werke.

Zugleich hat Heinrich IV seit seinem Umbau dem Dom die endgültige, die noch heute wirksame Form gegeben. Er ist auch uns noch der Erbauer des Doms. Nach der Katastrophe von 1159 wird man einen Teil der Gewölbe erneuert haben; sicher entstanden damals die schweren Kreuzrippengewölbe der Querhausarme: an der künstlerischen Wirkung des Baus vermochten solche Herstellungen nichts mehr zu ändern. Er war und blieb das Symbol einer der größten Zeiten unserer Geschichte, der Tage der Kaiser aus dem Salischen Hause, gestiftet von Konrad II, als strenge, monumentale Basilika ausgebaut unter Heinrich III, als frühes Beispiel beginnender rheinischer Raumgruppierung und Raumzentralisation zum andern Mal und endgültig vollendet von Heinrich IV.



Aus Speyer. Aufnahme von H. Ullmann.



Blick vom Königsstuhl gegen das Donnersberg-Schutzgebiet.

Pfälzische Naturschutzgebiete.

G. Eigner, Nürnberg.

Mit Aufnahmen des Verfassers.

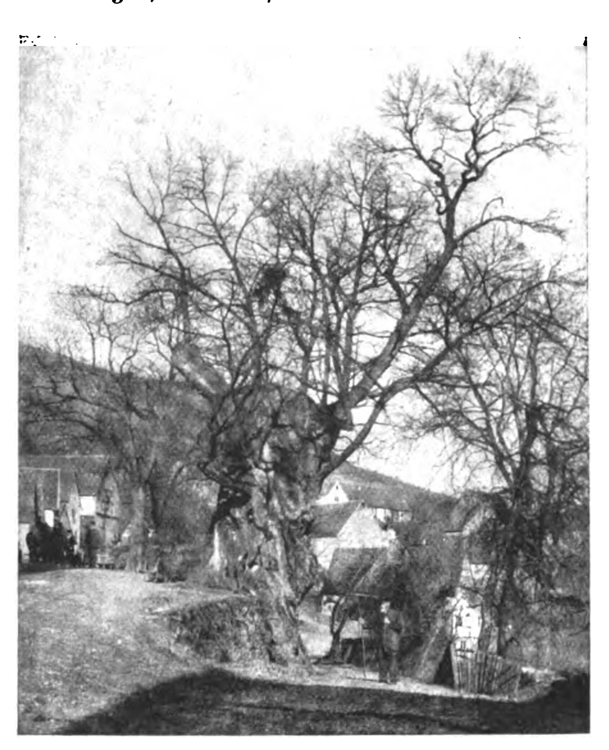
I.

Breit und mächtig sitzt im nordpfälzischen Berglande der Donnersberg, mit 687 m Meereshöhe sämtliche Höhen der Pfalz überragend. Sein geologisches Gerüste ist Quarzporphyr, der bald in mächtigen Wänden, wie im Falkensteinertale, bald in langgestreckten Graten, bald in turmartigen Gebilden, wie am Beutelfels, Hohenfels und Reißenden Fels, oder in größeren Felsgruppen, wie am Königstuhl und Hirtenfels, zutage tritt.

Von welcher Seite wir auch dem Gipfel zustreben, überall bieten sich reizvolle Landschaftsbilder und entzückende Fernblicke weithin über deutsche Gaue zu fernen Höhen, zum Vater Rhein, auf blühende Fluren, über ungezählte Ortschaften und zu den ehrwürdigen Domen von Speyer und Worms. Steigen wir seine Ostflanke hinan, so führt uns der Weg nach dem hochgelegenen Dannenfels, umsäumt von einem Haine mächtiger Edelkastanien, wie sie kaum sonst unser Vaterland aufweist; ehrfürchtig bestaunen wir im Orte selbst den „dicken Kastanienbaum", der auf ein etwa 700jähriges Leben zurückblickt und in dieser Zeit einen Stammumfang von 9 m erreicht hat. Und dann weiter aufwärts zum Hirtenfels! Wir werfen von da noch einen Blick zurück:

„Da lieget ausgebreitet, in stets verjüngter Pracht,
Ein weiter Gottesgarten, vom Himmel reich bedacht.
Sag' an des Landes Namen! — Das ist die Pfalz am Rhein."

Darüber hinaus umgrenzen die Berge am Rhein bei Bingen, Taunus, Odenwald mit Melibocus



Der dicke Kastanienbaum (Edelkastanie) in Dannenfels.

und Königsstuhl das Bild. Den von Nordwesten kommenden Wanderer leitet der Pfad über die ehemalige Wartembergsche Kastenvogtei Marienthal im Waldesschatten zum Gipfel. Oder wir durchschreiten, von Südwesten kommend, die Felsenenge im Falkensteinertale und erreichen über die Ortschaft Falkenstein mit den malerischen Resten der Burg, die einst der Grafschaft den Namen gab, die bewaldete Kuppe mit der daraus hervorragenden Felsgruppe des Königsstuhls, von wo ein Ausblick nach Westen in die Gebirgswelt der Hinterpfalz, zum Hoch- und Idarwald und zu den Bergen an der Nahe und des unteren Hunsrücks sich öffnet. Noch gibt es der Anstiege und Pfade, sorgsam bezeichnet, der Ruinen und Felsgruppen eine große Auswahl. Umfassend ist der Rundblick von der Zinne des auf der Höhe den Buchenwald überragenden Ludwigsturms. Was Wunder, wenn die wander-, wein- und sangesfrohen „Pfälzerwäldler" in begeistertem Chore laut die Heimat preisen:

„O Pfälzerland, wie schön bist du!"

Der Name des Berges läßt auf eine alte Kultstätte schließen. Wer den mächtigen Ringwall, der heute noch die Kuppe umzieht, errichtet und erstmals hinter ihm Schutz und Zuflucht vor dem Feinde gesucht hat, wissen wir nicht; eine aufgefundene Goldmünze weist auf die Anwesenheit von Galliern hin. Der Wall hat mit seinen Vorwerken eine Längenausdehnung von rund 6 km. In christlicher Zeit finden wir hier eine Einsiedelei mit einer dem hl. Jakobus geweihten Kapelle, von deren Ausstattung vor etlichen Jahren ein in Emailfarben bemaltes, der spätromanischen Stilperiode angehörendes Ziborium aufgefunden wurde. Im 14. Jahrhundert entstand ein Kloster der Pauliner, dem die Religionswirren wieder ein Ende bereiteten; nur der Klosterhof erhielt sich bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, um welche Zeit ihn der Staat ankaufte und das Gelände nach Niederlegung der Gebäude aufforstete. Die Benennung der höchsten Felsgruppe als Königsstuhl deutet auf einen ehemaligen Dingplatz für den vorderen Nahegau. Zur Franzosenzeit gab der Berg dem Département du Mont-tonnerre den Namen.

Abgesehen von dem Gürtel von Äckern und Wiesen, von Kastanienhainen und Obstgärten, die den Fuß des Gebirgsstockes umziehen und die auf den Abdachungen liegenden Ortschaften umgeben und nur bei Dannenfels weiter hinaufreichen, ist der Berg fast vollständig mit Laubwald, der im Eigentum des Staates steht, bestanden und zwar größtenteils mit prächtigstem Buchenwalde.

Stellenweise ist aber der Bergwald ganz eigenartig zusammengesetzt, namentlich an solchen Stellen, die noch wenig oder gar nicht durch die neuzeitliche Forstkultur beeinflußt sind. Dies gilt ganz besonders von dem Waldbestande auf dem Spendelrücken, der, von dem Hauptmassiv in südöstlicher Richtung abzweigend, das Wildensteinertal vom Spendeltale scheidet. Es war schon seit längerem das Bestreben, diesen Bestand in seinem ursprünglichen Zustande zu erhalten. Einem dahinzielenden Antrage des pfälzischen Kreisausschusses für Naturpflege entsprechend, ordnete die K. Regierungsforstkammer der Pfalz unterm 6. Oktober 1912 an, daß eine gelegentlich einer Ortsbesichtigung näher bestimmte Fläche „durch einen das Begehen ermöglichenden Graben abgegrenzt, bis auf weiteres die Nutzung auf dieser Fläche auf die Aufarbeitung des Dürrholzes beschränkt und bei der Erneuerung des Betriebswerkes die Ausscheidung der Fläche angeregt werde." Weiterhin erließen die zuständigen Bezirksämter Rockenhausen und Kirchheimbolanden distriktspolizeiliche Vorschriften, wonach auf diesem Gelände das Pflücken, Abreißen, Ausgraben, Ausreißen, Sammeln und Fortbringen wildwachsender Pflanzen aller Art, auch einzelner Pflanzenteile einschließlich der Früchte verboten ist. Damit war das erste Naturschutzgebiet der Pfalz geschaffen und die Erhaltung der ganzen Pflanzengemeinschaft in demselben in seiner natürlichen Zusammensetzung auf die Dauer sichergestellt.

Die Schutzfläche mißt etwas über 5 ha bei einer Längenausdehnung von 2,7 km; sie ist also sehr schmal, da sie sich dem Grate des Höhenrückens entlang zieht. Der Grat bildete, wie die



Französischer Ahorn (acer monspessulanum)

noch vorhandenen Hoheitszeichen ausweisen, in den Zeiten der pfälzischen Kleinstaaterei auch die Grenze zwischen den Gebieten der Fürsten von Nassau-Weilburg und der Grafen von Wartemberg.

„Gleichsam wie in einem forstbotanischen Parke", sagt von Ritter, als langjähriger Chef der pfälzischen Staatsforstverwaltung der beste Gewährsmann, „erscheinen hier die einheimischen deutschen Laubholzbaumarten mit wenigen Ausnamen vereinigt." Von den in Deutschland heimischen, den Wirtschaftswald bildenden Laubholzarten vermissen wir nur die Aspe und die Birke, wohl nur zufällig, da beide sonst im Donnersberggebiete vorkommen, und die Erle. Nadelhölzer fehlen ganz. Nach einer vom Forstamte Kirchheimbolanden vorgenommenen Auszählung sind Rotbuche, Esche und Traubeneiche am stärksten vertreten; ihnen folgen Hainbuche, Spitz- und Feldahorn. Auch der bei uns meist nur in Staudenform vorkommende französische Ahorn (Acer monspessulanum) weist hier Bäume bis 11 m Höhe mit einem Stammumfang von 34 cm auf und ist in 313 Stücken vertreten. Es reihen sich weiter noch an: Ulme, Sommerlinde, Elsbeere (Sorbus torminalis) und Mehlbeere (Sorbus Aria), Kirsch-, Apfel- und Birnbaum. Bastarde zwischen den Sorbusarten sind nicht selten. Auch die staudenartigen Gewächse sind nach Artenzahl reich vertreten: Steinmispel (Cotoneaster integerrimus), Felsenbirne (Amelancus ovalis), der rote Hollunder, Schwarz- und Weißdorn, die



Blühender Weißdorn mit Ahorn und Esche.

wilde Stachelbeere — in einer Hecke von nahezu 20 qm — und eine Anzahl Wildrosenarten (insbesondere Rosa pimpinellifolia). Daß an dieser Zusammensetzung des Bestandes etwa forstliche Kulturen mitgewirkt hätten, ist, wie von Ritter nachweist, ausgeschlossen; es handelt sich vielmehr unzweifelhaft um eine auf natürlichem Wege entstandene Holzartenmischung, wie sie im deutschen Mittelgebirgswalde wohl einzigartig ist.

Auch die Kleinflora ist reich und durch verschiedene Seltenheiten ausgezeichnet; namentlich weist sie zahlreiche montane Arten auf, zum Teil gemeinsam mit der übrigen Flora der Nordpfalz; nur einige durch ihre Blütenpracht auch dem Nichtbotaniker besonders in die Augen fallende Arten seien hier genannt: vor allen der prächtige Diptam (Dictamnus alba), der glänzende Storchschnabel (Geranium lucidum), der sich auch in größeren Beständen findet, der purpurblaue Steinsame (Lithospermum purpureo-caeruleum), der gemeine Akelei (Aquilegia vulgaris), die astlose Zaunlilie (Anthericum Liliago) der gefleckte Aronsstab (Arum maculatum) u. a. m.

Nicht bloß der Forstmann und der Botaniker, sondern gewiß jeder Naturfreund, der, namentlich zur Hauptblütezeit Ende Mai oder Anfangs Juni, bei Sonnenschein offenen Auges den Spendelrücken hinanwandert, wird es dankbarst empfinden, daß dieses unverfälschte Stück Natur, ein Naturdenkmal von ganz besonderem Werte, soweit abzusehen, für immer in seiner ursprünglichen Schönheit erhalten bleibt. Wir wollen ihm noch den Weg dahin weisen: er verlasse in der Station Börrstadt der Linie Kaiserslautern-Kirchheimbolanden die Bahn und wende sich über die Ortschaft Steinbach dem Eingange des Wildensteinertals zu; beim Waltari- oder Spitzfels steige er links die Höhe hinan und verfolge den Grat, auf dem er bald den Beginn des Schutzgebietes erreichen wird; über die Felsgruppe Grauer Turm, die noch innerhalb des Schutzgebietes liegt, erreicht er den Königsstuhl. Im einsamen Waldhause auf der Höhe des Berges mag er dann unter den schattigen Buchen bei einfachem Imbiß Rast halten und die herrlichen Bilder, die er geschaut, nochmals an seinem Auge vorüberziehen lassen.*)

---

*) Als Kuriosum sei hier noch angemerkt, daß unterm 23. Nov. 1913 eine belgische Zeitung, L'Etoile Belge, eine Notiz über unser Schutzgebiet, als Park national du Palatinat bezeichnet, brachte, in der neben manchem Richtigen erzählt wird, daß in dem „Nationalpark" auch folgende Vogelarten vorkommen und sich vermehren: le corbeau à reflets d'or (?), le grand duc (Uhu), l'aigle (Adler), l'orfraie (Seeadler), le martin-pêcheur (Eisvogel), le héron (Reiher), la cigogne (Storch), le vanneau (Kiebitz), le pic noir (Schwarzspecht), la huppe (Wiedehopf), und la petite effraie (Schleiereule). Der Verfasser dieser Notiz scheint wohl einem Spaßvogel in die Hände geraten zu sein; den „Nationalpark" hatte er sicher nicht zu Gesicht bekommen.



Schutzgebiet bei Dannstadt. Aufnahme von Alfred Löwenberg.

II.

Von der Station Schifferstadt aus wandern wir eine kleine halbe Stunde auf der Distriktsstraße in nordwestlicher Richtung Dannstadt zu. Rechter Hand liegt unter uns eine flache Mulde, die in einem nach Osten offenen Bogen sich hinzieht, offenbar ein uraltes Rheinbett, das schon gegen Ende der Diluvialzeit durch irgendein Elementarereignis trocken gelegt worden ist. Nur ein kleiner Wasserlauf durchzieht jetzt noch das Wiesengelände, das bei seinem durchlässigen Boden in heißen Sommern so trocken ist, daß sich die Aberntung kaum lohnt, in nassen Zeiten jedoch infolge des hohen Grundwasserstandes und des Mangels an Ablaufmöglichkeit nur schwer betreten werden kann. Bei näherem Zusehen bemerken wir in den Wiesen unregelmäßig verteilte kleine Erhebungen, die bisweilen mit einer Eiche oder Föhre oder einer Hecke bestanden sind; es sind die Überreste einer ausgedehnten prähistorischen Nekropole. An die hundert Grabhügel und Reste solcher wurden noch festgestellt, obwohl offensichtlich bereits eine größere Anzahl derselben der Wiesenkultur zum Opfer gefallen ist, indem die Hügel ganz oder stückweise — oft waren drei, ja selbst fünf Grundbesitzer an einem Hügel beteiligt — durchschnitten und abgetragen wurden und das Erdreich zur Auffüllung der tiefer gelegenen Stellen Verwendung fand. Ein Teil der Hügel wurde schon vor einer Reihe von Jahren wissenschaftlich untersucht.

Ist das Gelände schon kulturgeschichtlich bemerkenswert, so erhöht sich seine Bedeutung noch dadurch, daß seine Pflanzendecke eine Reihe seltener Arten aufweist und sich überhaupt von der Umgebung augenfällig abhebt; gerade auf den Grabhügeln selbst und in deren unmittelbaren Umgebung treffen wir manches, was sonst fehlt. Schon den Klassikern der pfälzischen Floristik Pollich und Friedrich Schultz war die Reichhaltigkeit der Flora dieses Gebiets bekannt, denn sie führen eine Reihe von Pflanzenarten aus demselben an; der letztgenannte beklagt auch schon das bedenkliche Zurückgehen vieler seltener Pflanzen. Durch die erhöhte Wiesenkultur der neueren Zeit erschienen Grabhügel und Flora aufs höchste bedroht. Im Jahre 1910 nahm daher der pfälzische Kreisausschuß für Naturpflege eine Anzahl von Grabhügeln in Pacht, um die Zerstörung und Aberntung derselben zu verhindern. Gleichwohl schien eine dauernde Sicherung noch nicht gewährleistet. Erst dadurch, daß ein für die Schönheiten der Natur und Kunst seiner Heimat begeisterter Pfälzer, Generalkonsul August Ludowici in Gent, in freigebigster Weise Geldmittel zur Verfügung stellte, wurde es dem Kreisausschusse für Naturpflege möglich, einen Teil des Geländes käuflich zu erwerben, wobei freilich die ursprünglichen Wünsche angesichts der hohen Forderungen der Besitzer erheblich zurückgeschraubt werden mußten. Immerhin konnte um den Preis von 5700 Mark eine zusammenhängende Fläche von 1,2ha erworben werden, die mehr als 30 Grabhügel bzw. Reste von solchen umschließt; sie wurde in das Eigentum der Distriktsgemeinde Ludwigshafen a. Rh. übergeführt. Durch einen Hag von Weißdornen und Weiden ist das Schutzgebiet abgegrenzt und kenntlich gemacht. Den Dank an den Spender der Mittel bringt ein einfacher Denkstein zum Ausdruck. Durch die Leitung des Historischen Museums der Pfalz wurden einige floristisch weniger bedeutende Hügel geöffnet und wissenschaftlich näher untersucht; weiters wurde eine möglichst genaue Aufnahme der Flora durchgeführt. Hiebei wurde festgestellt, daß die Mehrzahl der Gräber der dritten Stufe der Hallstattperiode, also der Zeit von 850—700 v. Chr. angehört; aber auch die Latèneperiode ist vertreten und vereinzelt fand sich sogar ein steinzeitliches Objekt. Die genauere, auf mehrere Jahre erstreckte botanische Durchforschung ergab noch reichere Ausbeute, als nach



Frühlings-Feuerröschen (Adonis vernalis).

den früheren Beobachtungen und nach den Angaben in der Literatur bekannt war.

Dem Auge des Besuchers, der sich in die Welt des Kleinen versenkt, bietet das Gelände eine Fülle von Schönheiten dar, namentlich im Frühjahre, wenn das Frühlings-Feuerröschen (Adonis vernalis) mit seiner golden leuchtenden Blumenkrone und dem zerschlissenen Blätterwerk und die blauviolette Osterblume (Anemone Pulsatilla) die Hügel schmücken, oder im Frühsommer, wenn Orchideen der mannigfachsten Gestaltung und Farbe da und dort im Grase zerstreut ihre absonderlichen Blüten zeigen oder die prächtig gezeichnete blaublühende sibirische Schwertlinie (Iris sibirica) und die purpurfarbige Sumpfsiegwurz (Gladiolus paluster) sich im Winde wiegen. Nicht unerwähnt darf ein Rosenstrauch bleiben (Rosa gallica), der mit einer niedrigen Hecke, aus der die karminroten Blüten hervorleuchten, einige Hügel überzieht. Aus naheliegenden Gründen muß davon abgesehen werden, alle vorkommenden Raritäten hier aufzuzählen.

Es ist aber nicht blos die Seltenheit des Vorkommens oder die Blütenpracht einzelner Pflanzenarten, worin die Schutzwürdigkeit des Geländes begründet ist. Die Hauptbedeutung liegt in der Eigenart der Zusammensetzung der Pflanzendecke. Diese bildet eine eigenartige Mischung verschiedener, namentlich pontischer und mediterraner Florenelemente, die einst auf verschiedenen Wegen



Französische Rose (Rosa gallica).

teils aus den Ebenen und Steppen Südosteuropas, teils von den das Mittelmeer umgrenzenden Gebieten hierher eingewandert sind. Unsere Pflanzengemeinschaft gleicht in vielen Stücken dem südbayerischen Heidetypus der Garchinger Heide bei München, der Heidewiesen am Lech und an der Isarmündung. Während dort aber auch noch das alpine Element stark vertreten ist, fehlt dieses hier bei uns, wogegen unser Typus einige andere Bestandteile, insbesondere die schon angeführte französische Rose (Rosa gallica) voraus hat. Mit der Garchinger Heide besteht noch insoferne eine Übereinstimmung, als auch dort zwei Gruppen von Hügelgräbern, wenn auch aus früherer Zeit, nämlich aus der Stufe B der älteren Broncezeit 2500—1900 vor Chr., sich finden und daß hier wie dort gerade um die Grabhügel und auf denselben die fremden Florenelemente am reichsten vertreten sind. Letzteres mag darin seinen Grund haben, daß die Hügel von der mehr oder minder intensiven Bewirtschaftung der umliegenden Flächen verschont blieben und anderseits auch den einzelnen Pflanzenarten den ihnen am meisten zusagenden Standort boten.

In dieser floristischen Eigenart und Zusammensetzung finden wir diesen Typus in der Pfalz nicht mehr und wir dürfen daher die Flora unseres Schutzgebietes als **den letzten Rest der einstigen Heidewiesenformation der Vorderpfalz** ansprechen. Auf den Grabhügeln haben die durch die Kultur der Gegenwart gefährdeten Pflanzen ihre letzte Zufluchtsstätte gefunden und es erfüllt uns mit stummer Ehrfurcht, wenn in diesem Friedhofe aus längst entschwundenen Zeiten die Gräber unserer Vorfahren im Sonnenglanze des Pfälzer Frühlings mit dieser eigenartigen Blütenpracht geziert sind.

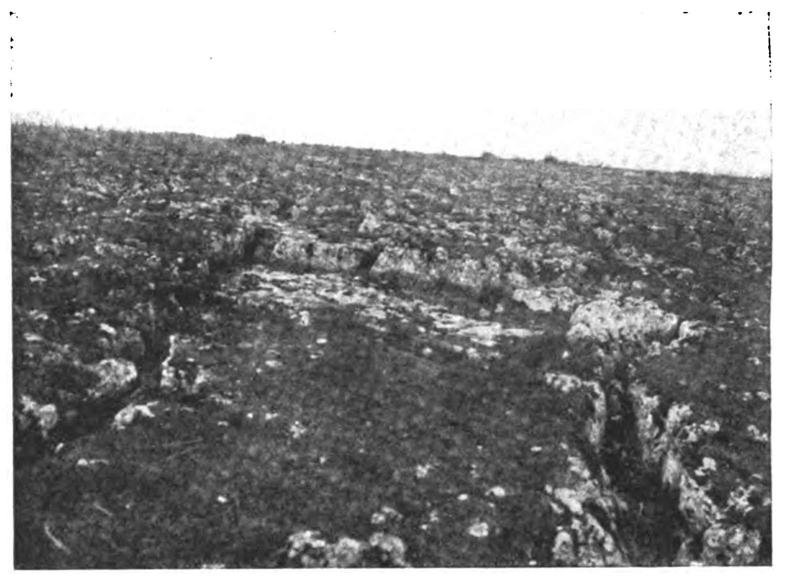
III.

Von den vielen Tausenden, die alljährlich zur Hauptblütezeit das „Pfälzer Kirschenland" bei Lambsheim, Weisenheim und Freinsheim durchwandern, um an der schier unübersehbaren Blütenpracht der Kirschen, Frühbirnen, Aprikosen und Pfirsiche sich zu erfreuen, lenkt mancher seine Schritte noch aufwärts zu dem auf einem Vorhügel der Haardt gelegenen reizvollen Weinorte **Herxheim a. B.**, um nochmals von der Höhe zurückzublicken auf das Blütenmeer des „Wonnegaus" und sich dann zu laben an dem guten Tropfen, der dort an den Kalkhängen wächst. Nicht bloß hier, sondern auch weiterhin in den Weinbaugebieten der Haardt sind die kalkhaltigen Böden für den Weinbau sehr geschätzt; der Streifen von Kalk, der sich mit einzelnen Unterbrechungen von Grünstadt bis hinauf zur Kleinen Kalmit bei Landau an den Vorhügeln der Haardt hinzieht, ist daher für den Weinbau von großer Bedeutung. Auch zum Kalkbrennen und als Baumaterial wird er, wo er zutage tritt, so namentlich bei Leistadt und Kallstadt, vielfach genutzt, so daß in diesem Gebiete nur mehr wenige Reste der ursprünglichen Erscheinungsform erhalten sind. Es handelt sich um sogenannten Tertiärkalk, der als Sediment des Meeres, das in der Tertiärzeit die heutige Rheinebene bedeckte, sich gebildet hat. Bei Herxheim erreicht der Kalkstreifen eine Breite von etwa 3 km; er wird durch ein vom Peterskopf herabziehendes Tälchen, dessen Hänge eine Höhe von 50—60 m aufweisen, durchschnitten. Die ursprünglichen Felsen der Talhänge sind unter der Kultur fast vollständig verschwunden; ertragsreiche Weinberge, terrassenförmig angelegt, sind an ihre Stelle getreten. Der Name **Felsenberg** ist geblieben. Die Höhe dieses Felsenberges bildet eine fast vollständig sterile Felsplatte, die sich gegen die Ortschaft zu etwas absenkt und gegen das Tälchen hin in einer einige Meter hohen Wand abbricht.

Diese im ganzen fast ebene Kalkplatte weist nun eine für die Pfalz einzigartige Erscheinung auf, indem sie im kleinen die Anfänge der Karrenbildung zeigt, wie sie uns im großen in den Karrenfeldern der Kalkalpen entgegentritt. Netzartig durchziehen Gräben und Spalten die Fläche; dazwischen finden sich trichter- und flaschenförmige Vertiefungen oder schwache warzenartige Erhöhungen. Tiefe und Breite der Spalten betragen bis zu 0,8 m. (Ein Teil der Fläche und der Spalten hat durch Steingewinnung die ursprüngliche Form bereits verloren.) Diese eigentüm-



Aus Herxheim a. B.



Schutzgebiet bei Herxheim a. B.

liche Oberflächengestaltung der Kalkplatte ist offenbar durch die bei der seinerzeitigen Absenkung der Kalkschicht erfolgte Sprengung und auf die Einwirkung der Atmosphäre und des Wassers zurückzuführen.

Nur stellenweise auf der Platte und in den Vertiefungen findet sich soviel Humus, daß er einer spärlichen Vegetation das Fortkommen gestattet. Gerade diese weist aber eine Reihe von Pflanzen auf, die entweder überhaupt oder in der Pfalz selten sind oder durch Ausrottung an anderen Standorten zu Seltenheiten geworden sind. Besonders erwähnenswert ist vor allen der reizende, im ersten Frühjahre blühende Felsengelbstern (Gagea saxatilis), der dank der Sammelwut der Botaniker nur mehr in wenigen Exemplaren vorhanden ist, die Osterblume (Anemone Pulsatilla), der feinblättrige Lein (Linum tenuifolium), die gemeine Kugelblume (Globularia vulgaris ssp. Willkommii), die Goldaster (Aster Linosyris) u. a.

Das Grundstück war Eigentum der Gemeinde Herxheim. Dem Kreisausschusse für Naturpflege gelang es im Jahre 1913, den größeren Teil der Felsplatte im Ausmaße von 0,312 ha um den Kaufpreis von 1500 M., der teils aus einer größeren Spende, teils aus Zuschüssen des Kreises gedeckt wurde, anzukaufen; das Eigentum wurde dem Distrikte Dürkheim übertragen. Leider war es aus örtlichen Gründen nicht möglich, auch den Felsabbruch gegen das Tälchen hin mitzuerwerben.



Felsengelbstern (Gagea saxatilis).

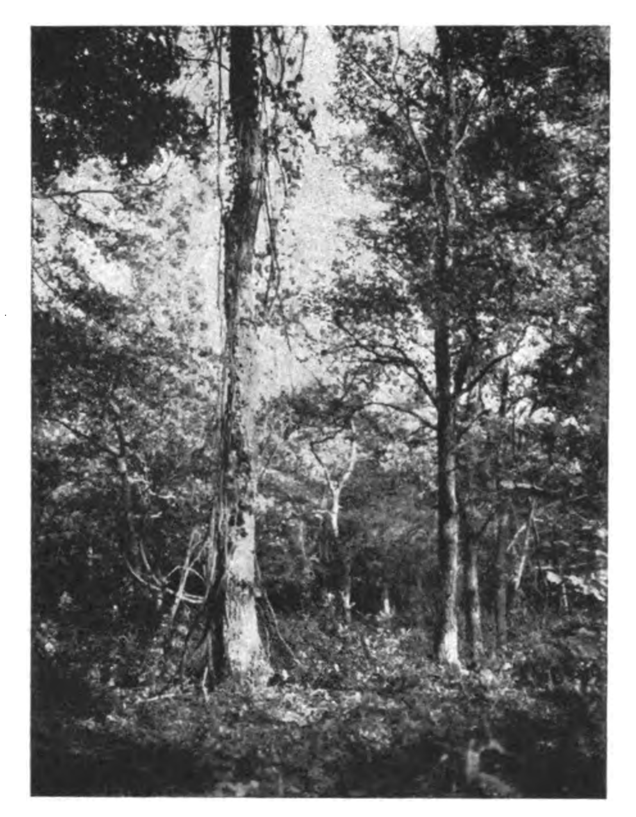
Um den dringend notwendigen vollständigen Schutz der Flora und der Felsbildung zu bewirken, mußte die Fläche mit einem Drahtgitterzaune umgeben werden. Der Zutritt wurde durch eine vom zuständigen Bezirksamte erlassene Besuchsordnung geregelt. Weiter veranlaßte der Kreisausschuß eine genaue geometrische Aufnahme des Spaltenverlaufes und der Vertiefungen.

Eine eingemeißelte Inschrift gibt dem Danke für die hochherzigen Spenden, die den Ankauf dieses Naturdenkmals ermöglichten, dauernden Ausdruck.

IV.

Wir haben die Naturschutzgebiete der Pfalz rasch durchwandert.

Es würde zu weit führen, auch noch all den besonders schönen Bäumen oder grotesken Felsbildungen, die unter Schutz gestellt sind, einen Besuch abzustatten, oder aufzuzählen, welche Pflanzenarten durch Sammelverbote gegen Ausrottung geschützt sind; nur zwei Beispiele mögen noch angeführt sein. In den Auwaldungen der Rheinebene finden sich da und dort, emporrankend an den Waldbäumen, wildwachsende Weinreben, Wildreben genannt (Vitis vinifera), deren Vorkommen für die Geschichte des pfälzischen



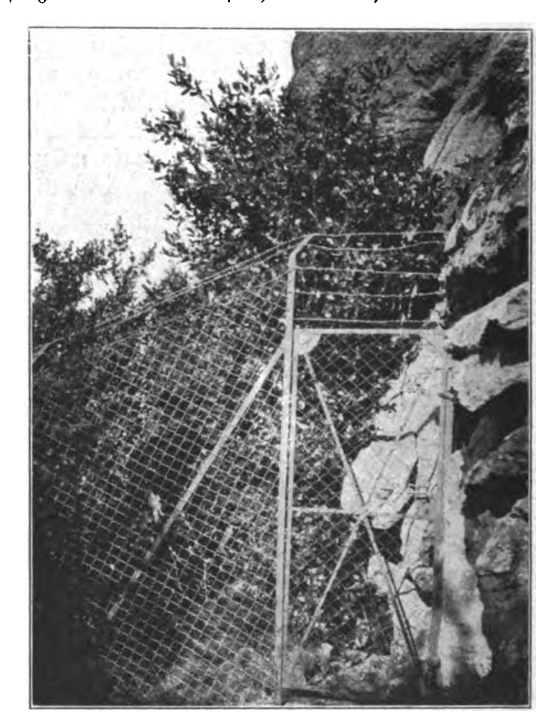
Wildrebe (Vitis vinifera).



Stechpalme (Ilex aquifolium).

Weinbaus, insbesondere für die Entscheidung der Frage, ob die Weinrebe in der Pfalz von jeher heimisch war oder, wie vielfach angenommen, erst durch die Römer eingeführt worden ist, von besonderer Bedeutung ist. Die **Stechpalme** (Ilex aquifolium), im Schwarzwalde und Elsaß häufig, tritt in der Pfalz nur selten auf, so namentlich im Bienwalde, bei Leimen und bei Bundenthal am Flatenstein. Wie ein Fremdling in unserem Walde mutet sie uns an. Ihre Schönheit wird ihr zum Verderben! Das dorniggezackte Laub und die scharlachroten Früchte locken Touristen und Spaziergänger, ein Zweiglein zum Schmucke des Hutes zu brechen; besonders aber wird das Laub zur Anfertigung von Kränzen und zur Verwendung als „Palmbusch" am Palmsonntag gesammelt, so daß die Gefahr allmählicher völliger Ausrottung nahe gerückt war. In den Staatswaldungen wurden daher Wildreben und Stechpalmen unter Schutz gestellt; ferner wurden sie unter die durch Polizeivorschrift geschützten Pflanzen aufgenommen. Einen größeren Bestand an Stechpalmen am Flatenstein schützte schon 1905 der Pfälzerwaldverein durch Umzäunung.

Leider hat der Krieg die Durchführung mancher weiteren Pläne unterbrochen; jedenfalls aber werden sie, wenn endlich der Friede eingekehrt ist, zu Ende geführt werden, so die Schaffung eines Schutzgebietes in den Staatswaldungen der Südpfalz und im Landstuhler Bruch und die Siche-



Zum Schutze eingezäunte Stechpalme auf dem Flatenstein.



Wacholder bei Nothweiler.

rung des einzigartigen Vegetationsbildes bei Nothweiler, wo mehrere hunderte von stattlichen Wacholdern, die in gleicher Größe in der Pfalz nur mehr selten anzutreffen sind, den Abhang der Weglenburg schmücken: ein entzückendes Bild, wenn im Frühjahre der ganze Berghang in der goldenen Blütenpracht des Ginsters leuchtet, daraus die dunklen Wacholder mit ihrem geschlossenen Wuchse sich emporstrecken und dazwischen die hellschimmernden Birken im Winde sich wiegen. Der Gedanke, die Halde, über die in den Julitagen des Jahres 1870 Graf Zeppelin den Rückweg von seinem berühmten Erkundungsritte in das Elsaß nahm, zu schützen und dem Schöpfer der deutschen Luftschiffahrt zu Ehren als Zeppelinhalde zu benennen, gleichzeitig auch den Dorfbrunnen, an dem der kühne Reiter, wie ein einfaches Täfelchen besagt, sein Pferd tränkte, würdig zu gestalten, hat bereits in weiteren Kreisen Anerkennung gefunden. — Dank der allbekannten Opferfreudigkeit der Pfälzer auch für ideelle Zwecke, deren hervorragendstes Denkmal das „Museum des goldnen Herzens der Pfalz", das historische Museum zu Speyer, bildet, und unter verständnisvoller Beihilfe der staatlichen Stellen und Behörden ist es bisher gelungen, überaus charakteristische, in wissenschaftlicher Beziehung und von schönheitlichen Gesichtspunkten aus bedeutungsvolle Ausschnitte der pfälzischen Landschaft, die noch ihr ungeschminktes Antlitz gewahrt hatten, vor der drohenden Nutzbarmachung und Einebnung in die Gleise des Alltäglichen zu retten und damit Kindern und Kindeskindern ein Bild der unverfälschten heimischen Natur zu bewahren. — Möge die Pfalz auf dem mit so großem Erfolge betretenen Wege fortschreiten! Mit- und Nachwelt werden Dank und Anerkennung zollen.



Aus Nothweiler.
„An diesem Brunnen tränkte Graf Zeppelin am 24. Juli 1870 (auf dem Rückweg von seinem Erkundigungsritt) sein Pferd."

Die keramische Industrie der Rheinpfalz.

Professor Dr. Häberle in Heidelberg.

Die Pfalz ist nicht so arm an Bodenschätzen wie man im Vergleich zu anderen Gebieten manchmal annimmt; einzelne Lagerstätten bieten sogar in ausgedehntem Maße die Rohstoffe für wichtige Industrien. Es hat zwar jede Pfälzer Landschaft irgendwelche technische verwertbare Mineralstoffe, aber gerade diejenigen Mineralien, die in unserem gegenwärtigen Wirtschaftsleben eine besondere Bedeutung und Verwendbarkeit haben, wie z. B. Steinkohlen und die verschiedenen Erze, sind doch sehr unregelmäßig und nur auf einzelne Striche und auch da nur in geringen Mengen verteilt. Dies beruht auf dem eigenartigen und so ganz verschiedenen geologischen Aufbau des Landes. Es gibt in unserem deutschen Vaterlande nicht viele Gebiete, die fast alle Gesteinsarten und die hiervon abhängigen Oberflächenformen in so bunter Mannigfaltigkeit und dabei doch wieder in so klarer Anordnung auf verhältnismäßig kleinem Raum vereinigen wie gerade die Pfalz: Ebene, Waldgebirge, Hochflächen und Hügelland wechseln in rascher Folge. Dadurch wird die Verteilung der Bodenschätze und in zweiter Linie auch die Verteilung der von ihnen abhängigen Industriezweige von vornherein bestimmt oder doch bis zu einem gewissen Grade beeinflußt.

Der früher so blühende Pfälzer **Bergbau** auf Silber, Quecksilber, Kupfer, Blei und Eisen und die Gewinnung des Rheingoldes ist unter dem Einfluß des ausländischen Wettbewerbs und der veränderten Produktions- und Verkehrsverhältnisse im Laufe des letzten Jahrhunderts fast ganz zum Erliegen gekommen. Sein Hauptfeld war das Nordpfälzische Bergland, doch wurden auch an einzelnen Stellen des Pfälzerwaldes Erze gegraben; sie lieferten das Material für zahlreiche, meist aber nur für den örtlichen Bedarf arbeitende Hüttenwerke. Die Gewinnung der Steinkohle ist, obwohl immer noch 109 Grubenfelder verliehen sind, jetzt auf die äußerste Südwestecke der Pfalz bei St. Ingbert beschränkt; den z. Zt. noch im Betrieb befindlichen fünf pfälzischen Kohlenbergwerken machen die reichen Kohlenlager des Saarbeckens eine scharfe Konkurrenz, so daß die zahlreichen, minder ergiebigen Gruben im Nordpfälzischen Bergland den Abbau nach und nach einstellen mußten.

Für die Beschränkung der früheren berg- und hüttenmännischen Tätigkeit bieten aber jetzt die **nutzbaren Gesteine und Erden** einen Ersatz. Mit ihrer Gewinnung und Verarbeitung beschäftigt sich die umfangreiche und vielverzweigte „Industrie der Steine und Erden". Unerschöpflich sind die Vorräte an roten und weißen Sandsteinen im Pfälzerwald, an Kalksteinen in der Vorder- und Westpfalz, an Hartsteinen im Nordpfälzischen Bergland: im Anschluß an diese Vorkommen hat sich unter der Gunst der verbesserten Produktions-, Verkehrs- und Absatzverhältnisse eine ausgedehnte **Steinindustrie** entwickelt. Dasselbe gilt auch für die **Tonindustrie**,*) welche die Gewinnung und Verarbeitung der Tongesteine, insbesondere von Ton, Lehm und Löß zum Gegenstand hat und die uns hier näher beschäftigen soll. Diese zuletzt genannten Gesteinsarten werden in der Pfalz mit einem landläufigen Ausdruck kurzweg als „Erde" bezeichnet. Farbe und Beschaffenheit der pfälzischen „Erden" sind je nach den Beimischungen recht verschieden. Wir finden weiße, graue, gelbliche, grünliche, bräunliche und rötliche Tone; als färbende Bestandteile treten neben Eisen auch organische Stoffe auf, so daß sogar dunkle Schattierungen vorkommen können.

In der keramischen Industrie unterscheidet man zwischen fetten und mageren, zwischen plastischen und nichtplastischen Tonen. Magere Tone werden als Letten bezeichnet; vielfach sind sie durch Eisenverbindungen rot und bunt gefärbt, manchmal auch gebändert.

Die Verwendung der Tone zur Herstellung von Backsteinen, Ziegeln, Töpfen usw. ist allgemein bekannt, doch ist die Eignung für die verschiedensten Zwecke, wie wir später sehen werden, von der Beschaffenheit des Materials abhängig, da dadurch die Haltbarkeit und Beständigkeit der daraus hergestellten keramischen Erzeugnisse bedingt wird.

In der Rheinpfalz treten die verschiedensten geologischen Formationen auf; es ist also auf verhältnismäßig engem Raum die Möglichkeit für das **Vorkommen** fast jeder Tongattung gegeben. Da es sich bei ihnen, abgesehen vom Löß, der als feines, vom Winde verfrachtetes Gesteinsmehl aufzufassen ist, um Absätze des Wassers handelt, können sie auch nur dort vorkommen, wo die Vorbedingungen dazu gegeben sind, also in erster Linie im Verbreitungsgebiet des Tertiärs und Quartärs in der Rheinebene, dann aber auch im Buntsandsteingebiet des Pfälzerwaldes, im Muschelkalkgebiet der Südwestpfälzischen Hochfläche und schließlich im Permokarbon des Nordpfälzischen Berglandes, kurzum überall dort, wo einmal Tone oder tonige Gesteine im Laufe der Erdgeschichte von fließendem oder stehendem Wasser abgelagert worden sind. Allerdings besitzen diese

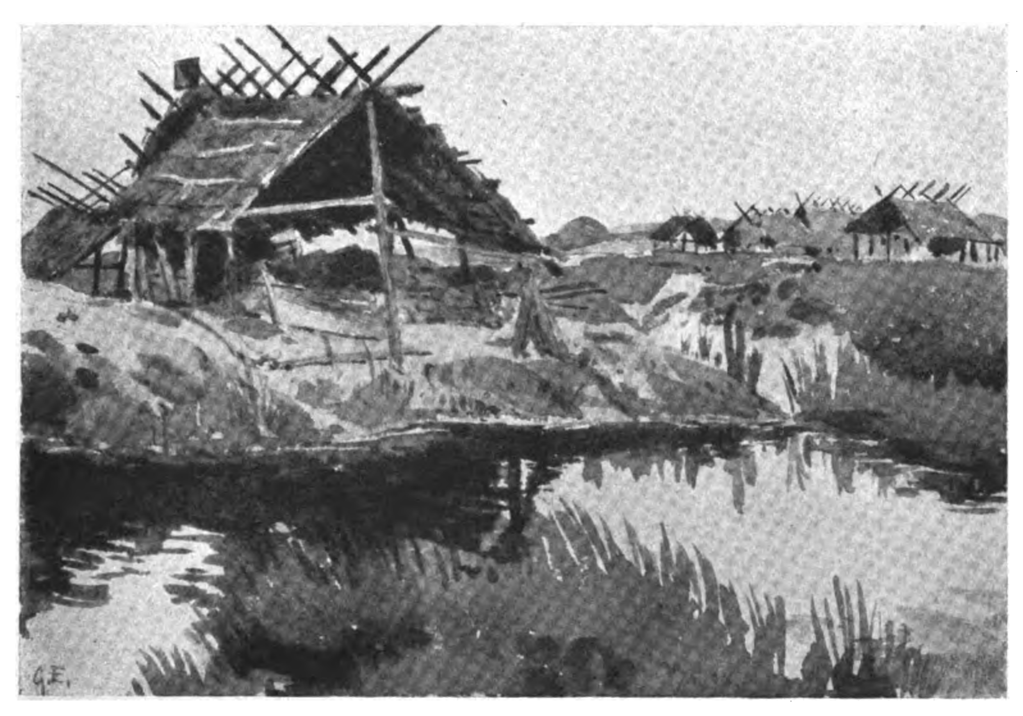
*) Eine ausführliche Darstellung der Tonlager der Rheinpfalz und ihrer Industrie habe ich in der Fachzeitschrift „Der Steinbruch", Jhrg. 1918/19, XIII/XVI, Nr. 47 ff. gegeben (Verlag Union, Berlin S. 61). Auch als Sonderabdruck erschienen: Mitteilungen und Arbeiten aus dem Geologischen Institut der Universität Heidelberg. Neue Folge Nr. 33.

recht verschiedenartigen Absätze auch eine verschiedene Beschaffenheit und Mächtigkeit, so daß sie nur unter bestimmten Voraussetzungen für eine technische Verwertung in Betracht kommen können.

Die reinste Varietät des Tons, Kaolin oder Porzellanerde tritt in der Pfalz nur in ganz unbedeutenden, nicht abbauwürdigen Mengen auf. Vereinzelte Vorkommnisse in der Kuseler Gegend und im benachbarten preußischen Gebiet, z. B. bei Bärweiler, wurden früher zur Porzellanfabrikation und zum Walken von Tuch verwendet. Die im Laufe des 18. Jahrhunderts an verschiedenen Orten der heutigen Pfalz und ihrer unmittelbaren Umgebung von einzelnen Fürsten ins Leben gerufenen Porzellanmanufakturen knüpften nicht an vorhandene Kaolinlager an, sondern mußten die wichtigsten Rohstoffe von auswärts beziehen. Als solche künstliche Schöpfungen sind zu erwähnen: die Porzellanmanufaktur der pfälzischen Kurfürsten in Frankenthal, der Bischöfe von Worms in Dirmstein, der Herzöge von Zweibrücken in Zweibrücken, der Fürsten von Nassau-Saarbrücken in Ottweiler, der Grafen von der Leyen in Blieskastel usw. Auch der Mannheimer Bürger Gerhard Bontemps erhielt 1701 vom Kurfürsten Johann Wilhelm das alleinige Recht auf Bau und Betrieb einer Porzellanfabrik — es handelt sich um weiße Fayence, die damals vor Böttgers Erfindung Porzellan genannt wurde — in den kurpfälzischen Landen. Die in Mannheim errichtete Fabrik geriet 1710 in Konkurs. Wir treffen Bontemps dann in Großkarlbach bei Frankenthal als „Porzellanmacher". Anscheinend hat er auch die Herstellung irdener Tabakspfeifen betrieben; 1701 wurde ihm das alleinige Privileg des Tabakpfeifenverkaufs in den kurpfälzischen Landen verliehen. Alle diese künstlich unter der Herrschaft des Merkantilismus ins Leben gerufenen Betriebe hatten trotz ihrer vielfach hervorragenden Erzeugnisse nur eine beschränkte Lebensdauer, so daß ihre Erzeugnisse jetzt von Sammlern sehr gesucht sind.

Im Gegensatz zum Kaolin sind Tone und Letten im eigentlichen Sinne in der Pfalz weit verbreitet und zwar, je nach der Art ihrer Entstehung, in den verschiedensten Gattungen. In der Rheinebene treten sie uns als Absätze des Rheins und seiner Nebenflüsse entgegen, am Haardtrand und da namentlich in der Grünstadter Gegend sind sie als Absätze einer im Pliozän dort vorhandenen Ansammlung von Süßwasser zu deuten, im Pfälzerwald wurden sie als ausgewittertes Bindemittel von tonigem Buntsandstein in Vertiefungen zusammengeschwemmt, auf der Südwestpfälzischen Hochfläche sind sie vielfach die Verwitterungsrückstände stark toniger Sandsteine (Muschelsandstein des unteren Wellenkalkes), im Nordpfälzischen Bergland endlich treten namentlich im Oberrotliegenden tonige und lettige Schichten an zahlreichen Stellen und oft in größerer Mächtigkeit auf.

Lehm endlich ist durch feinstes Brauneisenerz gelblich oder bräunlich gefärbter sandiger Ton. Seine Bildsamkeit und Feuerfestigkeit ist weit geringer als die des eigentlichen Tones, so daß er hauptsächlich zur Herstellung von Backsteinen verwendet wird. Bekannt ist auch seine Verwendung zum Hausgebrauch, insbesondere bei Fachwerkbauten und Backofenanlagen, zur Mörtelherstel-



Tongruben bei Hettenleidelheim. Gustav Ernst

lung usw. Wir finden ihn allenthalben in der Pfalz, sowohl in der Rheinebene als Absatz von stehendem und fließendem Wasser, dann auch als Lößlehm mehr gegen das Gebirge hin, insbesondere in der Gegend von Landau, und schließlich als Verwitterungsrückstand toniger Kalke im Muschelkalkgebiet der Südwestpfälzischen Hochfläche, und zwar sowohl auf den Höhen (Höhenlehm), wie auch vom Wasser verschwemmt auf den Talterrassen (Terrassenlehm). Vereinzelt tritt er auch auf den Höhen des Nordpfälzischen Berglandes auf.

Wie wir sehen, gibt es in allen Teilen der Rheinpfalz Tone und Lehme. Im Anschluß daran wird von alters her die Herstellung von Dachziegeln und Backsteinen in ausgedehntem Maße betrieben; fast bei jedem Ort befindet sich oder befand sich früher eine Ziegelei (Ziegelhütte, Ziegelscheuer) oder wenigstens eine primitive Einrichtung zur Herstellung von „Feldbrand". Diese kleinen, mit einfachen Hilfsmitteln arbeitenden Betriebe versorgten den Bedarf der nächsten Umgebung. Hauptsächlich wurden Backsteine, Flachziegel (Biberschwänze) und Hohlziegel hergestellt. Vielfach waren mit diesen kleinen Ziegeleien auch Nebenbetriebe verbunden, meistens Landwirtschaft, daneben auch Kalkbrennerei und Baumaterialienhandlung, da die Arbeitskraft durch den Ziegelbetrieb nicht voll und vor allen Dingen nicht das ganze Jahr hindurch in Anspruch genommen war.

Diese kleinen, für den örtlichen Bedarf arbeitenden Ziegeleien gehören mit wenigen Ausnahmen der Vergangenheit an; sie sind infolge des Wettbewerbs seitens der großen, mit den neuesten Einrichtungen ausgestatteten, bessere Ware erzeugenden und meist auch billiger arbeitenden Dampf- oder Kunst-Ziegeleien bis auf wenige Reste verschwunden. Diese Großbetriebe finden wir dort, wo Rohmaterial in genügender Menge und guter Beschaffenheit vorhanden ist und die Transportverhältnisse günstig sind, also in der Nähe der Eisenbahnen und besonders am Rhein zur Ausnutzung des billigen Wasserweges. Sie haben die von den Kleinbetrieben mit dem Rohmaterial gemachten Erfahrungen wissenschaftlich weiter ausgebaut und erzeugen, wie wir im einzelnen sehen werden, unter möglichster Ersparung der teuren Menschenkraft mit Hilfe der fortgeschrittenen Technik Massenware der verschiedensten Art und für die verschiedensten Zwecke.

Im folgenden wollen wir nun die Standorte der Ton verarbeitenden Industrien in ihrer Abhängigkeit von dem Vorkommen des Rohmaterials betrachten. Von nur geringer Bedeutung ist die Tonindustrie im Pfälzerwald, da die dortigen Tonlager ihre Entstehung dem ausgeschlämmten tonigen Bindemittel des Buntsandsteins zu verdanken haben. In den engen Tälern des eigentlichen Pfälzerwaldes finden wir nur ganz wenige und unbedeutende Ziegeleien, die lediglich für den örtlichen Bedarf arbeiten. Dasselbe gilt auch für die auf den Höhen im Anschluß an einzelne Lößvorkommnisse entstandenen Betriebe. Anders dagegen ist es, wo verbreiterte Täler oder langgestreckte Senken die Möglichkeit zur Tonablagerung in größerem Umfange gegeben haben, wie z. B. in der Gegend von Kaiserslautern, wo mehrere größere Ziegeleien sich des auf diese Weise zusammengeschwemmten Rohmaterials bedienen. In der Westpfälzischen Moorniederung treten hier und da weiße Tone auf, die unter der Einwirkung von Humussäure ihre ursprünglich rotbraune Farbe verloren haben; ein derartig rein weißer Ton wurde bis vor einigen Jahren beim Einsiedlerhof zwischen Kaiserslautern und Landstuhl in großen Gruben abgebaut. Es sind rote und weißliche Abarten, die, mit einem dazwischenliegenden, gelblichen, feinen Sande gemischt und gemagert, in einer großen Ziegelei, die inzwischen den Bahnerweiterungsbauten weichen mußte, zu Ziegeln verarbeitet wurden. Ähnliches Material wird auch westlich davon in der Dampfziegelei an der Straße Landstuhl-Ramstein verwendet. Noch weiter westlich gegen das Saargebiet werden die von Flußanschwemmungen herrührenden alluvialen Lehme (Aulehm, Blieslehm) bei Schönenberg-Kübelberg und bei Beeden (für die Dampfziegelei Homburg), bei Limbach und Mittelberbach in großem Umfange gewonnen; aus diesen Tonen brannten schon die Römer beim Eschweilerhof die bekannten Terra-sigillata-Gefäße.

Wir sind damit bereits im Gebiet des Nordpfälzischen Berglandes angelangt, das ebenso wie der Pfälzerwald nur örtliche, technisch verwertbare Tonvorkommnisse aufzuweisen hat. Auch hier finden wir nur kleinere, meist in Tälern gelegene Ziegeleien, die manchmal auch an vereinzelte Lehmvorkommen anknüpfen. Allerdings treten im Oberrotliegenden zwischen Donnersberg und Pfälzerwald ausgedehnte Lettenlager auf, die vielfach eine gute Ziegelerde liefern, aber anscheinend wegen ihrer dem modernen Verkehr entrückten Lage neben kleineren Ziegeleien bis jetzt bedeutende Großbetriebe noch nicht entstehen ließen.

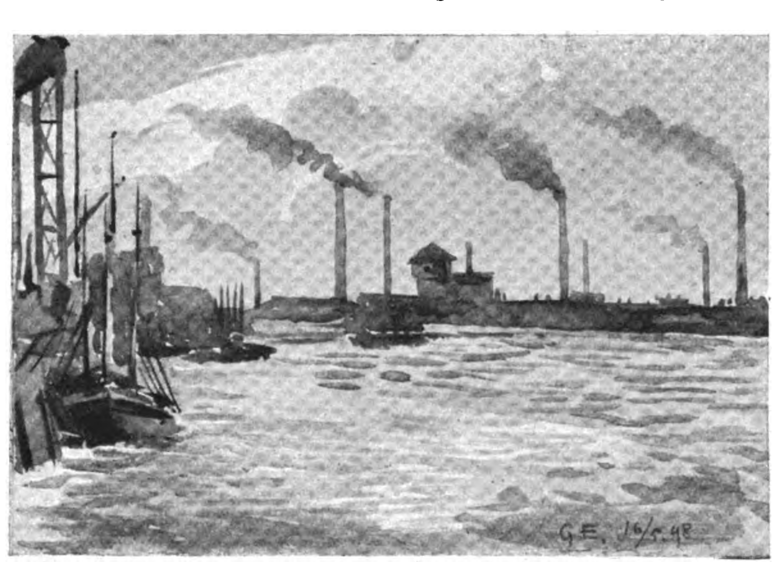
Im Muschelkalkgebiet der Südwestpfälzischen Hochfläche liefern die aus der Verwitterung des Muschelsandsteins hervorgegangenen graugrünen, sandigen Letten, wie sie auf der Sickinger Höhe vielfach auftreten (Martinshöhe), ein gutes Material für Ziegeleien. Die auf den Talterrassen in der Zweibrücker Gegend vorkommenden Lehme (Terrassenlehme) finden sowohl für den Hausgebrauch wie auch in Ziegeleien Verwendung. Die Ziegeleien bei Zweibrücken, Hornbach und in anderen Talorten gewinnen ihr Rohmaterial aus solchen Ablagerungen. Hauptsächlich werden, der Beschaffenheit des Materials entsprechend, Backsteine und Falzziegel hergestellt. Im Muschelsandstein treten bei Niederwürzbach

(Petersberg) an zwei Stellen grünlichgraue, dünngeschichtete, feinsandige, leicht zu zerkleinernde Tonschichten auf, die abgebaut und mit einer über 700 m langen Drahtseilbahn einer Dampfziegelei zugeführt werden. Aus gleichartigen Ablagerungen gewinnt auch die Ziegelei nordwestlich von Blieskastel ihr Material. Der auf den Hochflächen des Südwestpfälzischen Muschelkalkplateaus vorkommende Höhenlehm wird bei Oberwürzbach, Ensheim und Heckendalheim, sowie bei Kröppen (südwestlich von Pirmasens) zu Ziegeln gebrannt.

Wir wenden uns nun der pfälzischen Rheinebene zu, in deren tertiären und quartären Schichten wir ausgedehnte Tonlager finden. Sie kommen besonders in Verbindung mit grauen, glimmerreichen, zahlreiche Konchylienreste führenden, diluvialen Sanden („Schneckensanden") vor, die entlang dem Hochufer des Rheins eine große Verbreitung besitzen und in zusammenhängendem Zuge von Wörth über Jockgrim, Rheinzabern, Kuhardt, Hördt, Bellheim, Sondernheim, Germersheim, Lingenfeld, Mechtersheim, Speier bis Schifferstadt und Rheingönnheim verfolgt werden können. Aus diesen Tonlagern versorgen sich die großen Kunstziegeleien am Rhein und weiter landeinwärts bei Jockgrim und Rheinzabern, wo schon die Römer ihre bis jetzt noch unerreichten Terra-sigillata-Gefäße herstellten, mit Rohmaterial.

Von den im Anschluß an diesen ausgedehnten Tonzug an den obengenannten Orten entstandenen großen Ziegeleibetrieben sind die Falzziegelwerke der Firma Carl Ludowici in Jockgrim mit ihren verschiedenartigen Erzeugnissen die bedeutendsten.

Die gleichen grauen Sande mit zwischengelagerten, ebenfalls als Ziegelmaterial verwendbaren Ton- und Lettenbänken breiten sich vom Steilufer des Rheins auch westwärts aus und werden von zahlreichen, quer durchziehenden Talrinnen geschnitten. Die tonigen Zwischenschichten liefern hier vielen Ziegelhütten das erforderliche Rohmaterial, so namentlich bei Herxheim, Herxheimweiher und an anderen Orten. Auch in den nördlichen Teilen der Rheinebene treffen wir solche Tonzwischenlagen, die bei Frankenthal, Oggersheim, Maudach usw. ebenfalls für Ziegeleibetriebe ausgebeutet werden.



Bei Ludwigshafen. Gustav Ernst.

Tonzwischenlagen von 0,50 m bis 2 m und mehr Mächtigkeit führen auch die am Haardtrand entlang ziehenden und nach Rheinhessen sich fortsetzenden, geologisch etwas älteren Freinsheimer Schichten, die wahrscheinlich auch noch dem älteren Diluvium zuzurechnen sind. Die Farbe dieses Tones ist je nach den verschiedenen Beimischungen verschieden, bald weiß (Erpolzheim), bald rot (Freinsheim, Großkarlbach, Gerolzheim, Arzheim), bald grau (Erpolzheim, Edenkoben), oder gelbbraun (Arzheim). Auch dieser Tonzug hat zahlreiche Ziegeleibetriebe ins Leben gerufen. Die jetzt aufgelassenen Ziegeleien bei Großniedesheim und Gerolzheim gewannen ihr Material aus einem etwa 3—4 m mächtigen Lager grünlich-gelben, plastischen Tons. In der Gerolzheimergrube am Abhange des Palmberges wird eine etwa 1 m mächtige Tonlage noch jetzt nach Bedarf ausgebeutet und als gesuchtes Material für Töpfereien nach Heuchelheim, Frankenthal und Worms versandt.

Hier sind auch die zahlreichen Ziegeleien zu erwähnen, die im Anschluß an die mächtigen Ablagerungen von Lößlehm in der Rheinebene entstanden sind. Die zahlreichen Betriebe in der Landauer Gegend sind an solche Lößlehmvorkommnisse geknüpft.

Einen besonderen Abschnitt wollen wir der sogenannten „Grünstadter Erde" widmen, da sie sowohl nach Mächtigkeit des Vorkommens, wie auch hinsichtlich ihrer technischen Verwertung unter den pfälzischen Tonen mit an erster Stelle steht.

Südwestlich von Grünstadt tritt das industriereiche Tal des Eisbaches aus dem Pfälzerwaldgebiet durch die Vorhügel der unteren Haardt gegen Rheinhessen in die Ebene aus. Auf den es begleitenden, wohlangebauten Höhen finden wir unter einer diluvialen Decke rechts und links mächtige Tonlager, die namentlich bei Lautersheim und Hettenleidelheim eine ganz bedeutende Entwicklung erreichen. Während der Ton von Lautersheim fein und weiß ist und somit der Porzellanerde (Kaolin) gleicht, ist der von Hettenleidelheim mehr grau gefärbt; in der Technik geht er

unter dem Namen „Grünstadter Erde" und ist als solche weit über die Grenzen der Pfalz bekannt und geschätzt. Außer in Lautersheim, Eisenberg und Hettenleidelheim wird ein ähnlicher Ton neben Klebsand auch in den Gemeinden Albsheim, Kolgenstein, Kerzenheim, Dirmstein und Asselheim, wenn auch in geringerer Menge, gewonnen. In der Südpfalz haben die Klebsande namentlich bei Barbelroth eine größere Verbreitung; in den dort auftretenden Sanden sind mehrere Gruben zur Gewinnung von Sand und Ton im Betrieb. Aus dem weißen Ton der Klebsande gewinnt man in jener Gegend durch Waschen und Schlämmen an einigen Orten, z. B. Schwanheim, auch sogenannte Weißerde oder Weiße als Material für feinere Tonwaren.

An die Namen von Lautersheim und Hettenleidelheim ist die pfälzische Tonindustrie in erster Linie geknüpft. Die technisch wichtigste Eigenschaft dieser „Grünstadter Erde" ist ihre Verwendbarkeit als feuerfestes Material, da sie außerordentlich hohen Temperaturen widersteht; auch ist sie gegen die meisten chemischen Reaktionen unempfindlich und infolgedessen vortrefflich als Material für feuerfeste Steine (Schamotte) geeignet; ferner dient sie zur Herstellung von Steingut, Kölner Pfeifen und als Fleckerde. Die Güte der „Grünstadter Erde" ist von altersher bekannt und hat namentlich in Grünstadt selbst schon früh eine ausgedehnte keramische Industrie ins Leben gerufen. Der sehr reine, kaolinartige, fette Ton von Lautersheim wurde zu Pfeifen und auch zu Fayencen verarbeitet, nachdem er mit dem weißen Sande von Albsheim gemagert worden war. Im Jahre 1801 erwarb Herr von Recum die Formen der aufgelösten kurpfälzischen Porzellanmanufaktur in Frankenthal, um im ehemaligen Leiningschen Unterhof zu Grünstadt eine Porzellanfabrik zu errichten. Die aus Frankenthal übernommenen Formen waren jedoch lückenhaft und deshalb zu weiterem Gebrauch ungeeignet; sie wurden deshalb als geschichtlich bemerkenswerte Zeugen der so künstlerische Erzeugnisse liefernden Frankenthaler Porzellanmanufaktur später den Sammlungen des Historischen Vereins der Pfalz in Speier überwiesen. Die Grünstadter Porzellanfabrik wurde bereits 1818 in eine Fayencefabrik umgewandelt, die früher besonders Anrauch-Pfeifenköpfe herstellte. Zu diesem Unternehmen traten später infolge Verbesserung der Verkehrs-, Produktions- und Absatzverhältnisse sowohl in Grünstadt selbst wie in den Dörfern der Umgebung (Neuleiningen, Eisenberg, Hettenleidelheim und an anderen Orten) Steingutfabriken, Kunstziegeleien, Schamottewerke usw.

Bei Lautersheim sind die Tone in einzelnen Lagen so fein, weiß und plastisch, daß sie gewissermaßen als Porzellanerde gelten können. Das abbauwürdige Vorkommen befindet sich unmittelbar beim Dorfe und erstreckt sich von Südwest nach Nordost in einer Länge von etwa 600 m und in einer Breite von 200—250 m. Der Ton wird in etwa 5—6 m tiefen Schächten durch Tagebau gewonnen. Zwei große, auf diese Weise entstandene, teilweise auch wieder durch Abraum zugeschüttete Gruben befinden sich rechts und links der nach Göllheim führenden Straße am westlichen Ende von Lautersheim; die Grube nördlich der Straße gehört der Firma Ernst Mann, die südlich davon der Firma Schiffer & Kircher in Grünstadt. Man kann hier etwa acht bis zehn in Farbe und Beschaffenheit voneinander verschiedene Tone, wechselnd vom hellsten Weiß bis zu Schokoladenbraun und Schwarz (Beimischung von Braunkohle) unterscheiden. Dazwischen schieben sich hellgelbe, dunkelgelbe, hellblau mit weiß marmorierte und dunkelblaue Lagen. Die oberste, etwa 1—2 m mächtige Tonlage ist weiß und liefert eine fette Pfeifenerde, die zwar nicht völlig weiß brennt, aber wegen ihrer hervorragenden Plastizität geschätzt wird. Der mehr dunkle Ton wird getrennt von dem darüber liegenden weißen Ton gewonnen und mit der Braunkohlenlage zusammen von der Firma Utzschneider & Co. in Saargemünd verarbeitet. Da Lautersheim hoch über dem Eistal liegt, muß der Versand mittelst Fuhrwerks zu der das industriereiche Eistal erschließenden Eisenbahnlinie Grünstadt-Eisenberg (Station Mertesheim 3 km) bewirkt werden, wodurch der Absatz selbstverständlich beeinträchtigt wird.

Die bei Hettenleidelheim auftretenden Tone sind mehr grau gefärbt. Das Grubenfeld dehnt sich rechts und links der nach Eisenberg führenden Straße zwischen diesem Orte und Hettenleidelheim aus und verleiht der Gegend mit seinen zahlreichen zerstreuten, manchmal recht primitiven Schuppen über den Schächten (Grubenüberbauten) ein ganz eigenartiges, an die älteren Darstellungen der australischen Goldfelder erinnerndes Gepräge. Der bessere Ton wird jetzt fast nur noch bergmännisch unter Tag in modern eingerichteten Schächten und in von diesen aus seitlich getriebenen Strecken, sogenannten Kammern von 10 bis 15 m Länge, teils mit elektrischer, teils mit Dampfförderung gewonnen. Die Loslösung aus den Schichten geschieht bei dem fetteren Ton mittelst beilähnlicher Äxte in Form länglich-viereckiger, bis ungefähr einen Zentner wiegender Stücke; der magere Ton dagegen wird in Brocken einfach losgehauen. Sobald der Ton rings um einen solchen Schacht abgebaut ist, wird der Bau verlassen und in etwa 30—40 m Entfernung ein neuer Schacht angelegt. Zur fachmännischen Leitung größerer Betriebe sind eigene Obersteiger angestellt; die Aufsicht führt die Berginspektion Zweibrücken.

Der Hettenleidelheimer Ton zeichnet sich in physikalischer Beziehung aus durch seine große Plastizität, durch die metallische Härte der daraus hergestellten Steinprodukte und deren vollständige

Schwindefreiheit, welche bereits bei verhältnismäßig niederen Brenntemperaturen erreicht wird. Diese Eigenschaften zeigen natürlich nicht alle Tonlagen, da solche in fetter und magerer Beschaffenheit vorkommen, wodurch auch ihre verschiedene Verwendbarkeit bedingt wird. Am wichtigsten ist der fette, reine, lichtblaue und, wie sämtliche guten, feuersten Erden, perlmutterglänzende Ton, die „Grünstadter Erde" im engeren Sinne. Die fetten Tone werden zur Herstellung einer Art von Fayence- und von Steinzeugrohren benutzt, hauptsächlich aber dienen sie für Zwecke der Eisen- und Stahlindustrie, zur Herstellung von Schmelztiegeln, Glashäfen, feuerfesten Steinen, überhaupt für Feuerungsanlagen der verschiedensten Industriezweige. Eines besonderen Rufes erfreut sich der Glashafen- und Tiegelton, der sehr begehrt ist und in den Glasfabriken und Tiegelstahlwerken des In- und Auslandes Verwendung findet. Die halbfetten Tone geben einen vortrefflichen Töpferton, der von Ofenfabriken sehr begehrt ist.

Im Anschluß an die Tongräbereien haben sich in Hettenleidelheim, Eisenberg, Grünstadt und an anderen Orten Schamotte- und Steingutfabriken entwickelt, wo auch der in der Gegend gewonnene, hochfeuerfeste Kleb- oder Glassand mit Verwendung findet. Die erste Schamottefabrik wurde von der Firma Fliesen in Eisenberg angelegt, die den Hettenleidelheimer Ton verarbeitete und gute Geschäfte machte. Dieses noch bestehende Werk wurde später an die Aktiengesellschaft Schiffer & Kircher in Grünstadt abgetreten, die ebenfalls in Eisenberg ein Schamottewerk errichtet hatte. In der bereits 1877 gegründeten Falzziegelfabrik von F. v. Müller in Eisenberg wird ein kalkfreier roter Letten des in der Nähe auftretenden Oberrotliegenden, vermischt mit Hettenleidelheimer Ton von geringerer Qualität, zu außerordentlich wetterbeständigen Ziegeln von hellroter Farbe gebrannt.

Endlich kam man in Hettenleidelheim selbst dazu, an Ort und Stelle das treffliche Material zu verarbeiten, und zwar waren es die obengenannten „Pfälzischen Tonwerke", welche die technische Verwertung der Tone in großzügiger Weise in die Hand nahmen und mit Erfolg durchführten. Vor dem Kriege beschäftigte dieses Unternehmen, welches zu den bedeutendsten in Deutschland gehört, schon etwa 160 Tonbergwerksarbeiter und etwa 220 Fabrikarbeiter. Das in mehreren Schächten gewonnene Material wird auf einer 6 km langen Grubenbahn mit eigenen Lokomotivzügen zum Werke befördert. Die Fabrik ist nach den neuesten technischen Erfahrungen erbaut und eingerichtet; täglich werden etwa 30—40 Eisenbahnwagen Rohmaterial verarbeitet. Sie erzeugt hauptsächlich hochfeuerfeste Schamottesteine aller Art, insbesondere Hochofensteine, Winderhitzer, Steine für Glasfabriken und Stahlwerke, und außer diesen basischen Steinen auch solche saurer Qualität. In den acht Öfen der „Pfälzischen Tonwerke" können feuerfeste Platten größten Ausmaßes fertiggebrannt werden; in zahlreichen Kugelmühlen werden die zu Schamotte hartgebrannten Tone zu Schamottemehl vermahlen und in Säcken versandt. Das Werk erbaut auch mit seinen eigenen Leuten Öfen für andere Werke der keramischen Industrie und versorgt einen großen Kundenkreis mit „Original" Eisenberger Klebsand. Das zweite Unternehmen am Orte, die „Union, Schamottewarenfabrik", widmet sich im wesentlichen derselben Produktion und beschäftigt etwa 80 Arbeiter.

Wenn einmal die angestrebte Durchführung der Eisenbahn nach Enkenbach sich verwirklichen sollte, wird wegen der damit zu erreichenden kürzeren Verbindung der Absatz der Tonerde und der daraus hergestellten Erzeugnisse nach Westen, insbesondere nach dem aufnahmefähigen Industriegebiet an der Saar, unzweifelhaft eine ganz bedeutende Steigerung erfahren und damit noch in erhöhtem Maße einen bedeutsamen Faktor im pfälzischen Wirtschaftsleben bilden.



G. Ernst.



Frankenthal: Servierplatte um 1771.
Mit grünem Gitterwerk und bunten exotischen Vögeln.
Bayr. Nationalmuseum.

Pfälzer Keramik im 18. Jahrhundert.

Von Dr. Georg Lill.

Wenn wir von dem gewerblich regsamen, geschickten und phantasievollen Pfälzer Volke verhältnismäßig wenig kunstgewerbliche Erzeugnisse aus der Vergangenheit überkommen haben, so liegt dies im wesentlichen an den fortgesetzten kriegerischen Erschütterungen, die die Pfalz, wie kaum ein anderes deutsches Gebiet, heimsuchten und die zahllosen Keime eines auf langsameres Wachsen angewiesenen Gewerbes immer aufs neue zerstörten. Trotz alledem nimmt die Pfalz Dank der Vorsorge seiner Fürsten und dem Reichtum seiner Bodenschätze in der ruhmvollen Geschichte der deutschen Keramik des 18. Jahrhunderts einen nicht geringen Platz ein, ja behauptet sogar mit den Produkten einer seiner Manufakturen den ersten Platz neben wenigen andern Konkurrenzunternehmen.

Ein eigentümlicher Zufall bringt es mit sich, daß gerade diese Frankenthaler Fabrik, die die älteste und bedeutendste in der Pfalz war, sowohl in ihrem Entstehen, wie in ihrem Ende bestimmend von dem nahen Frankreich beeinflußt wurde. Die Verordnung König Ludwigs XV. nämlich, daß niemand mehr in seinen Landen Porzellan herstellen dürfe, außer seine königliche Manufaktur in Vincennes, veranlaßte den berühmten und bedeutenden Keramiker Paul Anton Hannong in Straßburg seine Porzellanfabrik von seiner Fayencemanufaktur zu trennen und sich im Jahre 1755 an den jungen und unternehmungslustigen Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz zu wenden, ob er nicht in seinen Landen Porzellan bereiten dürfe.[1]) Den wirtschaftlichen Wert dieses Unternehmens erkannte der Fürst sogleich mit scharfem Blick und stellte dem Fabrikanten die alte Kaserne auf

[1]) Vergleiche Fr. H. Hofmann, Frankenthaler Porzellan, 2 Bände, München 1911. — E. Heuser, Pfälzer Porzellan des 18. Jahrhunderts, Speyer 1907. Dort weitere Literaturangaben.

dem Reitplatz in Frankenthal zur Verfügung. Damit war die Pfälzer Porzellanmanufaktur begründet, die zuerst von dem Sohn des Gründers, Karl Hannong († 1757) und dann von Joseph Adam Hannong geführt wurde, die auch ihr resp. ihres Vaters Monogramm neben dem gevierteten Rautenschild oder dem Pfälzer Löwen als Marke führten. Schließlich übernahm der kurfürstliche Hof seit dem 1. Februar 1762 die Manufaktur in eigener Regie, weshalb seit jener Zeit das kurfürstliche Monogramm C T mit dem Kurhut, von 1770—1789 auch mit der Jahreszahl, als blaue Unterglasurmarke verwendet wurde.

Diesem fürstlichen Signum machte die Fabrik aber auch alle Ehre, sowohl in der gleichmäßigen, schönen und technisch einwandfreien Masse als auch in den Formen, Modellen und der Malerei. Als technische Leiter figurierten von 1762—1775 Adam Bergdold, der aus Höchst herübergekommen war, und von 1775—1794 Simon Feylner, der auch in Höchst, sowie in Fürstenberg seine Kenntnisse erworben hatte. In den künstlerischen Ruhm der Figurenmodelle, die den besonderen Wert Frankenthals ausmachen und es mit an erste Stelle in der Kleinplastik des 18. Jahrhunderts stellen, teilen sich verschiedene Bildhauer, die im Laufe der Jahrzehnte der Ma-



Frankenthal: Winzer und Winzerin. Modell von Joh. Fried. Lück.
Ehem. Sammlung Jourdan, Frankfurt a. M.

nufaktur ihre Dienste weihten. Noch von Straßburg kam Johann Wilh. Lanz, ein Meister, der einem barocken, vollsaftigen Empfinden seine ländlichen Gruppen von Bauern, Schäfern, Gärtnern, seine Jagdfiguren und Komödianten entnahm. Zu seinen berühmtesten Schöpfungen gehört die Toilette der Venus, die in einem reichen Rocaillegehäuse ihr „Lever" theatralisch zur Schau stellt. Lanz ist von 1755 bis zirka 1761 in Frankenthal nachweisbar. Noch zu seiner Zeit war Johann Friedrich Lück von 1758—1764 dort beschäftigt, der eine reiche Erfahrung von Meißen und Höchst mitbrachte. Er ging in das Graziösere des Rokokos über, indem er sein bewegte Gesellschaftsfiguren in Zeittracht, Jagdfiguren, Menuetttänzer, Ausrufer und vor allem zum erstenmal die so beliebten Chinesen und Chinesenhäuser schuf, die eine Spezialität Frankenthals wurden. Den Höhepunkt dieser leichtbewegten, anmutigen Kunst, die am besten im Porzellan sich Geltung verschaffen konnte, erreichte der einzige geborene Pfälzer in der Künstlerschar Frankenthals, nämlich Konrad Link, der 1732 zu Speyer als Sohn eines Bildhauers geboren war, 1763 Hofbildhauer wurde und hauptsächlich von 1762—1766 die Modelle für die Manufaktur fertigte. Auf ihn gehen die pompösen und doch dem zarten Porzellan angepaßten Figuren von Ozeanos und Thetis zurück, die zum hervorragendsten der ganzen Porzellankunst gehören, aber auch die zierlichen Büstchen, die Serie der neun Musen, der zwölf Monate, der Jahreszeiten und Elemente, große allegorische Kompositionen, dann auch Einrichtungsgegenstände wie Spiegelrahmen, Kronleuchter, Armleuchter und anderes. Sein Schüler war der jüngere, Karl Gottlieb, Lück, der schon seit 1758 in dem Unternehmen tätig war, aber erst von 1767 bis 1775, in welch letzterem Jahre er starb, den größten Anteil der plastischen Produktion auf sich nahm. Er liebte vor allem die zarten, kleinen Figuren der Handwerker und Kinder, der Kesselflicker und spanischen Musikanten, er nahm die Chinesenfiguren in drolliger Spielerei wieder auf, aber er ließ sich auch zuerst von dem neuen, theoretisch tugendhaften Geschmack des Westens beeinflussen und schuf in Anlehnung an Greuze moralisierende Familiengruppen wie die „gute Mutter" und ähnliches. Noch weiter ging hierin Joh. Peter Melchior, den man 1779 von Höchst berufen hatte, und der unermüdlich bis zu seinem Übersiedeln nach München-Nymphenburg im Jahre 1796 seine empfindsamen Kinder- und Puttenfiguren im Werthergeschmack, aber auch realistischere Porträtmedaillons modellierte. Weniger tritt Adam Feylner als Modelleur um 1770 in Erscheinung und geringer von Bedeutung ist auch Adam Bauer, den man 1775 bis zirka 1778 von Stuttgart herübergeholt hatte, um etwas derb klassizistische Götterfiguren und Schäferszenen zu schaffen.

Machen auch diese plastischen Schöpfungen den internationalen Ruf Frankenthals in erster Linie aus, was sich heute in ungewöhnlich hohen Preisen für alte Plastiken der Fabrik am signifikantesten ausdrückt, so stehen die Gefäße dem nicht viel nach, weniger vielleicht was die Orginalität der Formen anbetrifft, die von anderen deutschen und französischen Fabriken herübergenommen wurden, als vielmehr wegen der außerordentlichen Feinheit ihrer Bemalung, die ja auch an den Figuren in glänzende Erscheinung tritt. Von den zahlreichen Malern können die hervorragendsten wie Joh. Bernh. Magnus (1762—1798), Jakob Osterspei (1759—1782) und Winterstein (zirka 1760—1780) mit zahlreichen signierten Stücken, die Figuren und Landschaften zeigen, belegt werden. Die mannigfaltigen Geschirre, Toiletten- und Galanteriewaren, die die Fabrik im Laufe der Jahre herstellte, wurden mit reizenden Watteaubildern, mythologischen Bildern, niederländischen Bauernbildern, Vogel-, Obst- und Blumenmustern, feingliedrigem Gitter- und Rocaillenwerk und Guirlanden bemalt. Besonders geschätzt sind die Camaïeumalereien in Grün, Purpur und Rotbraun, aus späterer Zeit auch ein königsblauer Fond und ein irisierender Goldlilafond. Noch kurz vorm Ende steht das berühmte, vornehme „Krönungsgeschirr von 1790", das im antkisierenden Louisseizegeschmack ein Medaillonbild mit Vase und umrahmenden Blumenstücken zeigt.

Überragende kunstgewerbliche Bedeutung hat sich die Frankenthaler Manufaktur ohne Zweifel erworben. Dagegen die erhoffte wirtschaftliche Bedeutung hat sie trotz aller Anstrengung und Ausdehnung — zeitweise bis 200 Arbeiter — nicht erreichen können, da bei den vielen Porzellanfabriken in den kleinen Staaten, der Absatz des teueren Luxusgeschirres zu gering war, sodaß das Unternehmen ständig Zuschüsse in Anspruch nehmen mußte. Die Besetzung Frankenthals durch die Franzosen im Jahre 1794 machte daher der Fabrik ein schnelles Ende. Zwar verkauften die Eroberer im Jahre 1795 die Bestände an Peter van Reccum und Waldmann, doch wurde die Fabrik nach ihrem Abzug wieder in kurfürstlichen Besitz genommen. Aber der zweite Vorstoß der Franzosen im Jahre 1797 brachte sie zum zweitenmal, diesmal an Johann Nepomuk van Reccum, der alte Formen benützte und sie mit seiner Marke V R versah, der aber aus einem zusammengebrochenen Unternehmen auch nichts mehr herausholen konnte und deshalb im Jahre 1800 unter Mitnahme von Formen und Modellen nach Grünstadt übersiedelte, wo er eine Steingutfabrik begründete, die gedeihlicher sich entwickelte. Damit hatte die kurfürstliche Fabrik Frankenthal nach glänzendem Wirken ein stilles, schmerzloses Ende gefunden.

Bewegter, aber auch kürzer und weniger künstlerisch bedeutend verlief die Geschichte der Manu-



Frankenthal: Tänzerin. Modell von Karl Gottlieb Link, Kaufmann Rothberger, Wien.

faktur Zweibrücken, die der Herzog Christian IV. in seinem kleinen Lande errichten ließ.[2]) Der Alchimie geneigt und ziemlich leichtgläubig, war der Fürst, der mit allen Mitteln seinen und seines Landes Finanzen aufhelfen wollte, dabei einem jener halb genialen, halb hochstaplerischen Abenteurer in die Hände gefallen, wie sie im 17. und 18. Jahrhundert zu einer allgemeinen europäischen Kulturerscheinung geworden waren. Diesmal war es ein kurpfuschender Arzt namens Josef Michael Stahl, der um 1726 in Steinheim bei Mainz als Sohn eines Schullehrers geboren war und schon längere Jahre die Saar- und Moselgegend unsicher machte. Im Jahre 1766 kam er nach Zweibrücken und wußte, nicht ohne, wenn auch nicht tiefen, Kenntnissen, und sicher mit Geschäftsgewandtheit den Fürsten für das „Wachsen" von Gold zu interessieren. Da er aber dabei mehr Gold verbrauchte, als entstehen ließ, mußte er nach gewinnbringenderen Unternehmen Ausschau halten und bewog deshalb den Fürsten im Jahre 1767 auf dem Schlößchen Gutenbrunn bei Zweibrücken eine Porzellanfabrik zu gründen. Wenn er auch von der Fabrikation wenig verstand, so führte ihm doch ein glücklicher Zufall den Arkanisten Laurentius Russinger von Höchst zu, den er geschickt für seine Zwecke einspannen und ausholen konnte. Infolgedessen glückte es ihm in verhältnismäßig kurzer Zeit gebrauchsfähiges Geschirr herzustellen. Die Modelle

[2]) Vergleiche Emil Heuser, Die Pfalz-Zweibrücker Porzellanmanufaktur, Neustadt a. d. H. 1907.



Frankenthal: Drei Vasen. Um 1755—59. Mit Purpurdekor und Maskenszenen. Schloß Bamberg.

dafür fertigte Russinger, bei der Malereiabteilung war hauptsächlich der Obermaler Höckel tätig. Die Gefäße wurden mit bunten Blumenguirlanden, ostasiatischem Muster, Obst, Vögeln, Purpurlandschaften und selbst Figurenmalereien geschmückt. Neben den üblichen Kaffeeservicen wurden kleine Köpfchen, (=Koppchen), Pfeifenköpfe, Galanteriewaren, Hirschfängergriffe, aber auch in den Jahren 1768—1770 Figuren von Komödianten, eine Serie von Elementen, Kindergruppen, dann mehrere genrehafte, humoristische Figuren, Brustbilder (Medaillonreliefs?) und ähnliches fabriziert. Die Fabrik litt ständig unter technischen wie finanziellen Schwierigkeiten, weshalb sie der Fürst 1768 in eigene Verwaltung nahm, und Stahl nur noch Oberdirektor blieb. Nachdem Russinger entlassen war, wurde Höckel Modellmeister. Immer mehr ging man dazu über, neben dem teuren Porzellangeschirr, für das man keine Abnehmer fand, feuerbeständiges, irdenes Geschirr und schließlich auch englisches Steingut für weitere Abnehmerkreise herzustellen. 1769 verlegte man die Fabrik in ein Nebengebäude des Zweibrückener Schlosses. Schließlich brach mit dem Tod Herzogs Christian IV. im November 1775 das ganze Gebäude von Lug und Schwindel, Intrigue und Bedrückung, das der Herr Geheimrat von Stahl aufzurichten verstanden hatte, in sich zusammen und begrub auch das keramische Unternehmen unter sich. Man verpachtete zwar die Fabrik weiter, doch scheint sie bald nach 1781 eingegangen zu sein, ohne daß sie in den letzten Jahren noch Porzellan herstellte. Erzeugnisse dieser herzoglich pfalz=zweibrücker Manufaktur gehören heute zu den größten Seltenheiten auf dem Antiquitätenmarkt. Figuren sind bisher überhaupt noch keine nachgewiesen worden, und wenn ein kleines Geschirr oder gar ein kleines Service mit der ligierten P Z Marke oder der noch selteneren Brücke mit zwei Bogen auftaucht, so wird es trotz der nur mittelguten Qualität der Masse und Malerei mit Blümchen oder ostasiatischen Muster als Rarität mit außergewöhnlich hohen Preisen bezahlt.

Aus der Zweibrücker Manufaktur entwickelten sich zwei neue keramische Unternehmen, die aber von vorneherein ihre Ziele nicht so hoch gesteckt hatten, sondern sich begnügten, für die weitesten

Kreise Gebrauchsgeschirr aus dem in dieser Spätzeit des 18. Jahrhunderts immer mehr in Mode kommenden englischen Steingut (der sog. Wegdwoodware) herzustellen. Dies war einmal Jxheim bei Zweibrücken[3]), das von 1777—1779 nachweisbar ist und dessen Oberaufseher Rousse hieß. Vermutlich war der Besitzer oder Besitzer Andreas Windschügel, ein Heckel wird als Bossierer genannt.[4])

Derselbe Windschügel mit seinem Sohn Karl August besitzt dann 1784 die englische Steingutfabrik Bubenhausen bei Zweibrücken, die 1786 in herzoglichen Besitz überging und auf den Kirschbacher Hof verlegt wurde.[5]) Von beiden Fabriken sind bisher keine Produkte nachgewiesen worden. Einen künstlerischen Wert haben sie sicher nicht besessen.

Mehr wissen wir von der bischöflich Wormsischen Fayencefabrik zu Dirmstein, die 1778 von Fürstbischof Friedrich Karl von Erthal, Kurfürst von Mainz und Bischof von Worms errichtet wurde.[6]) Inwieweit dort echte Fayence mit Zinnglasur hergestellt wurde, möchte ich dahingestellt sein lassen. Nachweisbar sind nur Stücke von englischem Steingut knochenweißer und paillefarbiger (strohgelber) Glasur mit einem charakteristischen schwefelgelben Fluß in den Tiefen der Kanten. Der erste Bossierer war Vogelmann aus Höchst, der auch wohl Höchster Formen verwandte. Nach einem halben Jahr brachte der Oberschultheiß Gräf durch Intriguen die Leitung an sich. Auch der geschickte Bossierer Freybott aus Frankenthal, dann ein Heckel und jener Andreas Windschügel werden hier wieder aufgeführt. Um 1788 ist das Unternehmen verkracht. Erzeugnisse, die den schrägstehenden Wormser Schlüssel mit acht Punkten zeigen, sind heute auch sehr selten geworden und werden trotz ihres sehr geringen kunstgewerblichen Wertes hoch bezahlt. Neben Geschirren mit bunten Buketts und Streublumen finden sich auch langweilige Figuren von Dichtern (Voltaire, Rousseau, Shakespeare), ein Kruzifix, Putten, Schäfergruppen, teilweise mit Benützung von Formen von Höchst und Frankenthal.

Schließlich sei noch der Steingutfabrik Grünstadt gedacht, die Johann Nepomuk van Recum 1800 mit den Beständen von Frankenthal begründete, und die im gräflichen Leiningenschen Schloß Oberhof untergebracht war.[7]) Nach dem Tod des Besitzers (†1805) erwarben im Jahre 1812 die Gebrüder Wilh. und Bernh. Bordollo die Fabrik. Neben Ausformungen von alten Frankenthaler Figurenmodellen wurden auch Geschirre, teilweise mit dunkeleisenroten Blümchen geschmückt, hergestellt. Auch eigene Figurenmodelle steifer Art in bürgerlichem Biedermeierkostüm wurden um 1810—20 dort ausgeformt. Charakteristisch für Grünstadt ist der grünliche Fluß in den Tiefen der Glasur. Eine kunstgewerbliche Bedeutung haben diese Erzeugnisse auch nicht.



Frankenthal: Sieg der Schönheit über den Neid. Modell von Konrad Link. Bürgermeister Bordollo, Grünstadt.

[3]) Heuser, a. a. O. S. 144.

[4]) Heuser, Pfälzer Museum XXVII (1910), Seite 103, Anmerkung.

[5]) Heuser, Die Pfalz-Zweibrücker Manufaktur, S. 145.

[6]) E. Zais, Die bisch. Wormser Fayencefabrik Dirmstein, München 1895. — W. Stieda, in Annal. für Nassauische Altertumskunde XXXV (1904), S. 166 ff. E. Heuser, Die Dirmsteiner Fayencen im histor. Museum zu Speyer, Pfälz. Museum XXVII (1910), S. 102 ff.

[7]) E. Heuser, Pfälz. Porzellan a. a. O. S. 54. — Monatsschrift des Frankenthaler Altertumsvereins, 23. Jahrgang (1915), S. 47.

Bildnisse Liselottes.

H. Buchheit.

Wer sich eingehend mit Ikonographie befaßt hat, ich verstehe darunter jahrelang, wird mit Erstaunen bemerkt haben, in welch unzuverlässiger Weise Porträtzuschreibungen früher und auch jetzt noch erfolgten. So kenne ich ein Lokalmuseum in Niederbayern, das ein patriotischer Bürger mit einer großen Reihe von Porträts namhafter Persönlichkeiten beglückte, die in der Lokalgeschichte eine bedeutende Rolle gespielt haben. Die größte Anzahl dieser Porträts sind völlig wertlose Neuschöpfungen eines stümperhaften Malers, wobei Dürer, Rembrandt, Rubens und van Dyck Pate standen zu den Bildnissen der ehrsamen Bürger, weit schlimmer ist aber hier die Anzahl der direkten Fälschungen, indem alte Bilder mit neuen Inschriften durch Übermalen für den betreffenden Zweck zurecht gemacht wurden. Ähnlich schlimm steht es auch mit den Porträts alter Schloßgalerien, wo man zur Vervollständigung einer Serie oder um ein passendes Gegenstück zu schaffen, ein beliebiges Bild hernahm, anstückte oder abschnitt, es mit einer langatmigen Inschrift versah und so für spätere Zeiten den Anschein der Echtheit erweckte. Auf diese Weise wurde in vielen Fällen beispielsweise bei den großen Porträtstücken der Mannheimer Galerie verfahren, ebenso in der Münchner Residenz, noch bis zur letzten Revision in der Schleißheimer Ahnengalerie, ferner besonders übel in der Clementischen Sammlung in Lustheim. Ebenso leidet die gerade an Pfälzischen Porträts so reiche Graimbergsche Sammlung im Heidelberger Museum in hohem Maße an den alten verfälschten Inschriften. Diese gefälschten Bestimmungen gehen in der Hauptsache auf das 18. Jahrhundert zurück, es ist kein Wunder, wenn deshalb das 1773 erschienene Werk von Zimmermann, die Series Imaginum Augustae Domus Boicae, schwerverwirrende Zuschreibungen enthält, es herrscht dadurch auf diesem unsicheren Boden ein heilloses Durcheinander, dem schon viele Forscher zum Opfer fielen. Hauptzweck dieser Zeilen soll es sein, eine Anzahl fälschlich als Liselotte bezeichnete Bilder endgültig aus der geringen Anzahl der zuverlässigen Bilder auszuscheiden.

Eine zusammenfassende Übersicht über die Bildnisse Liselottes hat zuerst Dr. Helmolt aufgestellt, der bekannte Herausgeber der Briefe Liselottes, in den Mannheimer Geschichtsblättern (Jg. XI, Nr. 9), leider vertraute er allzusehr auf die Bestimmungen seiner Vorgänger, so daß sich in seine Zusammenstellung mancherlei Fehler einschlichen. Gleich das von Helmolt unter Nr. 1 angeführte Bild, Liselotte im 8. Jahre, Ölgemälde in den Städtischen Sammlungen in Heidelberg, kann unmöglich nach Tracht und Auffassung ein Kinder-Porträt aus der Zeit um 1660 sein (Liselotte geb. 1652). Das malerisch drapierte Gewand mit darüber geschlagenem Hemdrand, gehalten durch ein Perlband, die eine Schulter entblößt, die befehlende Geste der ausgestreckten Linken, die in die Seite gestemmte Rechte, dies alles ist typisch für die Auffassung vom Ende des 17. Jahrhunderts, das Bildnis gehört in den gleichen Zeitraum, wie die um 1690 entstandenen Jugendbilder des späteren Kaisers Joseph I. und seiner Geschwister im Bayerischen National Museum (Miniaturen Katalog Nr. 394). Wie Kinderbildnisse aus der Zeit Liselottes aussahen, wo man den Kindern noch ein enganschließendes Häubchen aufsetzte, sie in ein langes, modisches Kleidchen mit Schürze und breitem Spitzenkragen steckte, zeigen schlagend Bilder aus der Zeit um 1660, so die Enkelkinder der Landgräfin Eleonore von Hessen Darmstadt (Miniaturensammlung des Großherzogs von Hessen Nr. 25), Pfalzneuburgische Prinzen im Bayerischen Nationalmuseum (Gemäldekatalog Nr. 650, 651) oder die Kurfürstin Henriette Adelheid von Bayern mit dem Kurprinzen (Münchner Residenz, Miniaturenkabinett), ich wähle absichtlich drei verschiedene Höfe aus, um das Übereinstimmende der Tracht darzutun. Ein Kinderbildnis Liselottes ist daher vorläufig zu streichen, vielleicht ist es möglich, daß sich in dem Bilderschatz Hannovers, wo Liselotte einen Teil ihrer Jugend verlebte, und den ich noch nicht Gelegenheit hatte, daraufhin durchzuprüfen, ein derartiges Bildnis findet. Doppelt erfreulich wäre es dann, wenn wieder ein solches Kunstwerk zu Tage käme, wie die Bildnisse der Kinder des Winterkönigs, die erst durch eine Veröffentlichung des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin bekannt wurden, eine köstliche Reihe Miniaturbilder von der Hand des englischen Miniaturmalers Alexander Cooper.

Wir lernen Liselotte erst im Bilde kennen als junge Frau um das Jahr 1671, ein Ölgemälde von François de Troy im Museum zu Versailles, angeblich im Vermählungsjahr gemalt. Die Herzogin, sitzend, Kniestück, legt den rechten Arm, über den sich der Hermelinmantel legt, auf eine breite kissenartige Lehne, die Linke entnimmt einem rechts auf einem Tischchen stehenden Blumenkorb eine Blume. Die spitzzulaufende Brokattaille mit tiefem spitzenbesetztem Ausschnitt, Halbärmeln mit Ausputz, ist mit reichem Perlenschmuck versehen, den Hals schmückt gleichfalls eine Perlenkette, die nochmals als Schmuck in der zu zahllosen Löckchen gedrehten Frisur erscheinen, von der zwei Spirallocken an den Seiten bis zur Schulter herabfallen. Diese Frisur, die sogenannte Kohlkopffrisur, mit den zahlreichen Löckchen ist charakteristisch für die Porträts bis zum Anfang der 80er Jahre, es ist daher ziemlich leicht, die

Porträts Liselottes aus dieser Zeit einzuordnen. Weniger charakteristisch ist für den französischen Hof die am Ende des Jahrhunderts einsetzende tiefe Dekolletierung, da noch bis in das erste Jahrzehnt am Hofe des Sonnenkönigs bei feierlichen Hofaktionen, wohl unter dem Einfluß der Maintenon, ein Staatskleid für Damen mit geradem, über der Schulter ansetzendem Abschluß getragen wurde. Wir halten das Bildnis von Troy und ein gleich anzuschließendes für die besten, am wenigsten geschmeichelten Bilder der jugendlichen Liselotte, beklagt sich doch Liselotte in einem Brief an Frau von Harling vom 20. August 1678, bei Überschickung eines „Schächtelgen, worinen ich mein berenkatzenaffengesicht eingespert", über die französischen Maler: „Sie wollen einen hir alß hübscher mahlen als man ist; drumb haben sie mich fetter gemacht, alß ich in der that bin, wie ihr sehn werdet. Daß es aber nicht sehr gleicht, ist meine schuldt nicht, denn ich hab mich euch zu gefahlen einen gantzen nachmittag daher gesetzt, umb mich mahlen zu laßen, welches gar nicht divertissant ist, aber vor seine Freünde undt insonderheit Freünde, die man obligirt ist, wie ich euch bin, thut man wol waß, das man sonst nicht thete." Es ist allerdings schon eine Zumutung für einen Maler, in einer Nachmittagssitzung die Züge einer so lebhaften Persönlichkeit, wie es Liselotte war, getreu festzuhalten, dies nicht divertissante Stillsitzen mag mit ein Grund sein, daß wir so wenige und für das geistige Wesen Liselottes charakteristische Bilder haben.

Gleichzeitig mit dem Bilde von Troy ist ein fast lebensgroßes Porträt im Besitz des bayerischen Staates (jetzt auf einem Gang des Kultusministeriums), das wir hier zum ersten Male in Abbildung bringen und das Dr. Helmolt erst nach Aufstellung seines Verzeichnisses bekannt wurde. War das Bildnis von Troy mehr ein für den Familienkreis geschaffenes Bild, so sehen wir hier Madame la duchesse d'Orléans, Schwägerin Ludwigs des Einzigen, Königs von Frankreich, in der Auffassung das typische Repräsentationsbild der 70er Jahre. Die blonde Frisur wieder in gleicher Weise wie auf dem Bild von Troy angeordnet, Perlen im Haar, Perlenhalskette, und reiche Perlenstickerei am Kleid, dessen Taille und Überwurf von hellem Braun sind, während der großgeblumte Rock mit Silberbrokatblumen und reicher Perlenstickerei eine rötliche Färbung zeigt. Der hermelinverbrämte Mantel ist hellblau, die ganze Figur steht vor rötlichem Vorhanghintergrund, der links einen Blick in die dunkle Landschaft frei läßt. Die längere Aufschrift rechts unten, die diesmal glücklicher Weise das Richtige trifft, stammt aus späterer Zeit. Haben wir mit diesem Bilde eine Bereicherung der frühen Bilder Liselottes zu verzeichnen, so muß auf der anderen Seite wieder das Jugendbildnis gestrichen werden, das Helmolt unter Nr. 5 anführt, die Herzogin angeblich um 1675, ein Gemälde von Jan Weenix im Schloß in Berlin. Die Zuschreibung dieses Porträts an Liselotte ist ein besonders schwer wiegender Irrtum, da sich Abbildungen davon in zwei hervorragenden Publikationen befinden, so in dem großen allgemeinen historischen Porträtwerk von Seidlitz, das gerade bei diesem Werk in der Abteilung berühmter Frauen völlig daneben griff, und in dem weitverbreiteten Buche von J. Wille, Teutsche Charakterköpfe: Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans (Leipzig, Teubner) das, hoffentlich bald in neuer Auflage mit revidiertem Bilder-



Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans.
Ölgemälde im Besitz des Bayerischen Staates.

schmuck versehen, neben der Pfälzischen Weltgeschichte von Münch und Riehls Pfälzer das Buch sein sollte, was einem jedem Pfälzer bekannt sein müßte. Wir sehen auf dem Ölgemälde von Weenix, das auch noch in einer Wiederholung in St. Petersburg vorhanden ist, eine jugendliche vornehme Dame in einem Park, zu ihren Füßen ein Mohr, der ihr einen Korb mit Früchten anbietet. Das schmucklose Samtkleid mit Halbärmeln, die mit herabhängendem Flor besetzt sind, ist tiefausgeschnitten, die Frisur hellgepudert, von bedeutender Höhe. Schon auf Kleidung und Frisur hin ist es unmöglich, das Bild in die 70er Jahren des 17. Jahrhunderts zu setzen, es ist die schon oben angedeutete Tracht vom Ende des Jahrhunderts. Voll wurden unsere Zweifel dadurch bestätigt, daß das Bild zum Überfluß auch noch datiert ist, 1697 wurde es laut Signierung von Jan Weenix gemalt, also zu einer Zeit, als Liselotte bereits 45 Jahre zählte. Das Bild stammt aus Bensberg, wurde also für den Hof Johann Wilhelms gemalt, und stellt daher wohl eine der zahlreichen Prinzessinnen des kinderreichen Pfalzneuburgischen Hauses dar, mit denen gerade Liselotte in wenig herzlichen Beziehungen stand. Hier sei gleich angefügt ein von Helmolt nicht verzeichnetes Bild, das Bildnis einer jugendlichen Prinzessin aus der gleichen Zeit wie das Bild von Weenix in pfälzischem Privatbesitz, abgebildet 1902 im Pfälzischen Museum, es ist aus den gleichen Gründen wie das vorhergehende Bild als Porträt Liselottes zu streichen.

Wir kommen nun zu einer Gruppe von Bildern, die noch den 70er Jahren angehören, und zu denen wir endlich ein langgesuchtes Original beibringen können.

Es sind die unter Nr. 2 und 3 bei Helmolt verzeichneten Gemälde im Kestnermuseum in Hannover und in der Ahnengalerie Schleißheim (Nr. 105, Copie). Sie beide gehen zurück auf ein Original von Mignard, von dem zwei Exemplare existieren, eins in Windsor Castle, das wir hier zum erstenmal in einer deutschen Zeitschrift in Abbildung bringen und auf ein noch nicht ver-



Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans, mit ihren Kindern Philipp, Herzog von Chartres, u. Elisabeth Charlotte. Ölgemälde von P. Mignart, Windsor Castle.

öffentlichtes Porträt im französischen Privatbesitz. Die Auffassung ist ähnlich wie bei dem Bilde von Troy, die jugendliche Herzogin, diesmal wohl ein wenig geschmeichelt, sitzt wieder in einem Lehnstuhl und entnimmt einer rechts stehenden Vase Blumen. Einen etwas genaueren Anhaltspunkt für die Datierung erhalten wir diesmal durch die zwei zur Seite der Herzogin stehenden kleinen Kinder, Philipp II. Duc de Chartres, den späteren Regenten, geb. 1674, der auf ein vor ihm liegendes Schwert, auf einem Kissen liegend, deutet, und die sich an die Mutter schmiegende einzige Tochter, Elisabeth Charlotte, die spätere Gemahlin Leopolds von Lothringen, geb. 1676. Wir können daher das Bild, in dem sich einerseits in der etwas ceremoniellen Haltung der Mutter, der befehlenden Geste des kleinen Prinzen, anderseits in der zärtlichen Hingabe der kleinen Tochter Ceremonien- und Familienbild vermengen, kurz um 1680 datieren. Das Bild in Hannover, Brustbild, ist mit geringen Veränderungen am Gewand ein Teilausschnitt, während die Copie in Schleißheim, erst aus dem 19. Jahrhundert stammend, die Mutter ohne die Kinder darstellt. Bei dem durch den englischen Kunstforscher Cust zuerst im Burlington Magazin 1910 veröffentlichtem Bildnis, das nun auch die Autorschaft des Malers an dem langgesuchten Bilde klarstellt, ist der umgekehrte Fall eingetreten, da das Bild bis dahin als Bildnis der Madame de Vallière gegolten hatte, wobei schon der mit den Lilien geschmückte Hermelin eine solche Zuschreibung ausschließen mußte. Durch die Ausführungen von Cust sind wir glücklich wieder zur richtigen Bestimmung gelangt. Hierher gehört auch die unter Nr. 6 von Helmolt angeführte Lithographie nach dem Gemälde von Mignard, und in die gleiche Zeit ferner ein von Helmolt nicht angeführter großer Stich, Brustbild mit Veränderungen in der Kleidung, bezeichnet Elizabeth Charlote Duchesse d'Orléans, P. Mignard Pingebat, Magdalena Maßon seul., zu dem auch noch das Gegenstück, der Herzog von Orléans vorhanden ist, beide bisher unveröffentlicht. Der Stich, Großfolioblatt, den ich in den Anfang der 80er Jahre, etwas früher wie den gleich anzufügenden Stich von Pierre Simon (Helmolt Nr. 8 d) setze, zeigt wieder die charakteristische Kohlkopffrisur mit kleinen Spirallöckchen an der Stirn und den Schläfen, zwei lange gedrehte Haarlocken fallen bis zur Schulter herab, der Ausschnitt ist mit breiten Spitzen geziert, über das sich ein gefältelter Flor legt, auf dem eine Schmuckkette von Perlen und Edelsteinen aufliegt; auf der Schulter und in der Mitte der Brust ein großes Schmuckstück, die Hermelinkorsage ist gleichfalls mit großen Edelsteinen garniert, der Mantel mit den Lilien bestickt.

Um die Zeit von 1682 ist dann der Stich von L'Armessin zu setzen (Helmolt 8 b) wo das reichgelockte Haar mit Edelsteinen und einer Schleife geziert ist. Ein Stich vom Jahre 1682 zeigt uns auf einem Ball die Damen in ganz gleicher Tracht, das Haar noch in der Kohlkopffrisur, entweder ganz aufgenommen oder teilweise noch in 2 Haarsträhnen bis zur Schulter herabfallend, die Ärmel gleichfalls wie auf dem Stich von L'Armessin, mit Schleifchen besetzt.

Vom Ende der 80 Jahre führen wir hier ein unveröffentlichtes Bild an, das, wenn auch die Porträtähnlichkeit nicht sehr groß ist, doch für Tracht und Sitte am Hofe Ludwig XIV. ein gutes Beispiel bietet. Es stammt aus einer wichtigen, bis jetzt fast noch gar nicht benutzten Quelle, den Pariser Almanachblättern, Kupferstichen größten Formats (60 br. 90 h). Die Geburt eines Prinzen, Verlobung im Königshaus, Feldzüge Ludwigs XIV., Empfang ausländischer Gesandtschaften, feierlichen Einzug des Königs und der Königin in ihre gute Stadt Paris, der cercle royal des Hofes von Frankreich, Ordensverleihung, Denkmalseinweihung und Volksfeste, kurz, der ganze höfische Apparat mit all seinen feierlichen, umständlichen Ceremonien wird uns auf diesen großen Blättern, verbrämt mit allerlei allegorischem Beiwerk, ausführlich vorgeführt. Wir wählen zuerst ein Blatt aus dem Jahre 1687, in dem Feierlichkeiten zur völligen Wiederherstellung der Gesundheit des Königs veranstaltet wurden, so Festsitzungen des Parlaments und der Maleratademie, Dankgottesdienste, Illumination, und dann das hier abgebildete Diner für den König, gegeben von der Stadt Paris. Ausdrücklich heißt es bei diesem Blatt, daß es an Ort und Stelle aufgenommen sei im Auftrage der Stadthäupter am 30. Januar 1687. Eine große Galatafel, an der der Hof Platz genommen hat, breitet sich vor uns, bedeckt mit schwerbeladenen Schüsseln, zu der im Vordergrund noch immer neue gleich üppig belegte Geflügelplatten hinzugetragen werden. Die Herren der Stadt, dichtgedrängt, sind beflissen, die sitzende Corona mit Getränken zu bedienen, durften doch bei den Galatafeln Getränke nur kredenzt werden. In der Mitte, bedeckten Hauptes, wie die übrigen männlichen Mitglieder des Hofes, der König „Louis le Grand, l'amour et les délices de son peuple", zu Mr. de Fourey, dem prévot des marchands gewandt, der ihm Wein anbietet, barhäuptig, wie es sich für ihn und die übrigen bürgerlichen Anwesenden in Gegenwart der Majestät geziemte. Zur Rechten des Königs sein Sohn Louis, der Dauphin, und sein Bruder Philipp, dann an der Ecke der Duc de Chartres, Philipp, der Sohn der Liselotte, den wir auf dem Bild von Mignard als kleinen Buben kennen gelernt hatten. Zur Linken des Königs dann die Damen, zuerst die Gemahlin des Dauphin, die unglückliche Schwester Max Emanuels, Maria Anna, der Liselotte so nahestand und dann neben ihr, einen Bissen zu Munde führend, Madame Liselotte selbst, mit ihrer Tochter. Die Grande Duchesse de Toscane, Marguerite



Festmahl zu Ehren Ludwig XIV. in Paris 1687.
Kupferstich aus dem Almanach für das Jahr 1688. Paris, N. Langlois.

Louise d'Orléans, Gemahlin Cosimos III. von Toskana und die Madame de Guize (Guise) schließen sich nach rechts zu an. Monsieur Chupin, Schöffe der Stadt Paris, hat die Ehre, Madame aufzuwarten. Auf der gegenüberliegenden Seite hat dann zu äußerst links auch noch eine Prinzessin Platz genommen, in deren Adern pfälzisches Blut floß, Madame la Prinzesse, Anna, die zweite Tochter des Pfalzgrafen Eduard, Gemahlin von Henri Jules de Condé, von der Liselotte rühmte, „sie sei die einzige vom Hause Condé, so etwas taugt, ich glaube, sie fühlt noch das gute deutsche Geblüt an ihren Adern." Allzuviel mag sich Liselotte bei diesem Festmahle nicht divertiert haben, „ich bin in allem, auch in eßen undt drincken, noch gantz teütsch, wie ich all mein Leben geweßen. Ich bin keine großen eßerin nicht, hab selten großen apetit undt daß frantzosch gefräß verlaydt mir alles eßen", und sie dachte mit Sehnsucht an ihren Krautsalat mit Speck, den sie in Heidelberg verstohlen abends schnabulierte, an ihre Mett- und Bratwürst, die sie bei der Tante Sophie in Hannover verzehrt. Doch „genung und übergenung" von diesen kulinarischen Genüssen im Zeitalter Ludwig XIV. in unserer rationierten Zeit! — Charakteristisch für die verän-

derte Tracht ist das mit Litzen besetzte Mieder, und das in der Mitte schon etwas gescheitelte, mehr gewellte, als gedrehte Haar.

Um 1690 setzt dann Helmolt (Nr. 9) ein angebliches Ölbildnis der Liselotte in der Heidelberger Sammlung, eine schwarzgelockte, tiefausgeschnittene Dame, zu der auch das Pendant, ein Herr mit gewaltiger Allongeperrücke, angeblich ihr Gemahl, Herzog Philipp von Orléans, vorhanden ist. Auch dieses Bild hat mit Liselotte nichts zu tun, ich habe an anderer Stelle den Beweis gebracht, daß es sich hier um Porträts der Kurfürstin Anna Luise, einer Tochter der Grande-Duchesse de Toscane, die wir beim Festmahl kennen lernten, handelt und ihres Gemahles, Johann Wilhelms, entstanden um 1700, die Ausstellung in Heidelberg 1914 brachte bereits die richtigen Benennungen. Wir greifen daher für die 90er Jahre wieder auf Stiche zurück, die aber mehr als Kostümbilder gelten können, Stiche von Berey und Trouvain (Helmolt 10, 11) aus der ersten Hälfte der 90er Jahre, teilweise noch aus den 80er Jahren, die sich vorzüglich wiedergegeben finden in Hirts kulturgeschichtlichem Bilderbuch (Nr. 2797, 2795), Liselotte im Reit- und Jagdkostüm.

Dann wieder ein fest datierter Stich von 1697, Liselotte Mitte der 40, gleichfalls aus dem Almanach royal für das Jahr 1698, eine allegorische Darstellung des Friedens vom Jahre 1697, des Friedens von Ryswick. In der Mitte le Roi, Louis le Grand, zur Rechten des Königs das Haus Orléans, zuerst sein Bruder, Monsieur, der Herzog von Orléans dann anschließend nach links, etwas zurücktretend, Madame de Chartres, die Schwiegertochter Liselottes, dann etwas hervortretend, Madame la Duchesse d'Orléans, unsere Liselotte, die Frisur à la Fontagne, das Gesicht wie ihre Schwiegertochter, mit Schönheitspflästerchen beklebt, mit großen Ohrenringen, Perlenkette mit Anhänger, edelsteinbesetztem Kleid mit viereckigem Ausschnitt, den Einsatz mit Spitzen garniert. Ferner neben ihr im Hintergrund, der Embassadeur de Savoye, und ganz links Liselottes Sohn, Philipp, duc de Chartres, der spätere Regent. Auf der Gegenseite zunächst die Gruppe der Erwachsenen, an ihrer Spitze Monsieur le Dauphin, Louis, der Sohn Ludwig XIV., der große Dauphin, dann anschließend zwei Damen, die erste im Profil Madame la Prinzesse de Conti douairière Marie Anne de Bourbon, Tochter Ludwig XIV. und der Vallière. Dann aus dem Bild herausschauend, Liselottes gehaßte Feindin, Madame de Maintenon, hinter ihr der Conte de Tou-



Allegorie auf den Frieden von Ryswick mit der Familie Ludwig XIV.
Kupferstich aus dem Almanach für das Jahr 1698. Paris, N. Bonnart.

Louse, Louis-Alexandre, der Sohn Ludwig XIV. und der Montespan, und schließlich ganz rechts Monsieur le Duc de Maine, Louis, älterer Bruder des zuletzt genannten. Die kleine Welt eröffnet das Paar Louis Duc de Bourgogne, Sohn des Dauphin, mit der Prinzessin Adélaïde von Savoyen, die 1697 im Alter von 15 und 12 Jahren in Versailles getraut wurden. Dem jungen Ehemann schließen sich die Brüder an, Charles Duc de Berry, und Philipp, Duc d'Anjou, der spätere Philipp V. von Spanien.

Liselotte ist in die Jahre gekommen, 1698 bereits schrieb sie an ihre Herzallerliebe Amelisse, die Raugräfin Amalie Elisabeth: Wen man schön ist, wehrt es doch nicht, undt ein schön gesicht endert baldt, allein ein gutt gemüht ist zu allen zeitten gutt. Ihr müst meiner sehr vergeßen haben, wen Ihr mich nicht mitt unter den heßlichen rechnet; ich bin es all mein tag geweßen undt noch ärger hir durch die blattern worden; zu dem so ist meine taille monstreuse in dicke, ich bin so viereckt wie ein würfel, . . . meine naße ist ebenso so scheff, als sie geweßen. — Wenn wir auch die ausführliche Schilderung, die Liselotte weiter von ihrem Äußeren gibt, für in manchem übertrieben halten müssen, so mußte sie doch der Zeit ihren Tribut zollen. Die frühere Zeit, wo sie durch Jagd und Reiten den Körper trainierte, war der Zeit gewichen, wo sie nur mehr vom Wagen aus an den Jagden teilnahm und ihre letzten erhaltenen Bilder, das Miniaturbild im bayerischen National Museum vom Anfang des 17. Jahrhunderts (Helmolt Nr. 12) und ihr bekanntestes Bild von 1713 (Helmolt Einleitung), indem sie uns Rigaud als stattliche Matrone vorführt, bezeugen wohl, daß ein schön Gesicht und Gestalt bald ändert, aber glücklicher Weise ihr gutt gemüth zu allen Zeiten gut geblieben war. Wir Pfälzer sollten aber ein jeder ein Bildnis dieser kerndeutschen Frau, die es auch am französischen Hofe „jederzeit für eine Ehre gehalten hat, eine Teutsche zu sein," besitzen mit der Unterschrift aus einem ihrer Briefe: Wir Pfälzer haben das, wir lieben das vaterland biß in todt und geht uns nichts drüber.

Lustschloß Tschifflik bei Zweibrücken.

Von Max Hauttmann

Wenn sich das Wesentliche und Eigentümliche mancher Gegenden wie etwa der Schweiz in ihren landschaftlichen Schönheiten, anderer in ihren ummauerten Städtchen, ihren stattlichen Bauernhöfen, ihren reichen Klöstern darstellt, so ist unsere Pfalz das Land der Burgen und Ruinen: Limburg und Hardenburg, Madenburg und Trifels, Burg Landstuhl und die Dahner Schlösser, das ist „die malerische und romantische Pfalz am Rhein", wie sie uns die Großväter sehen und lieben gelehrt

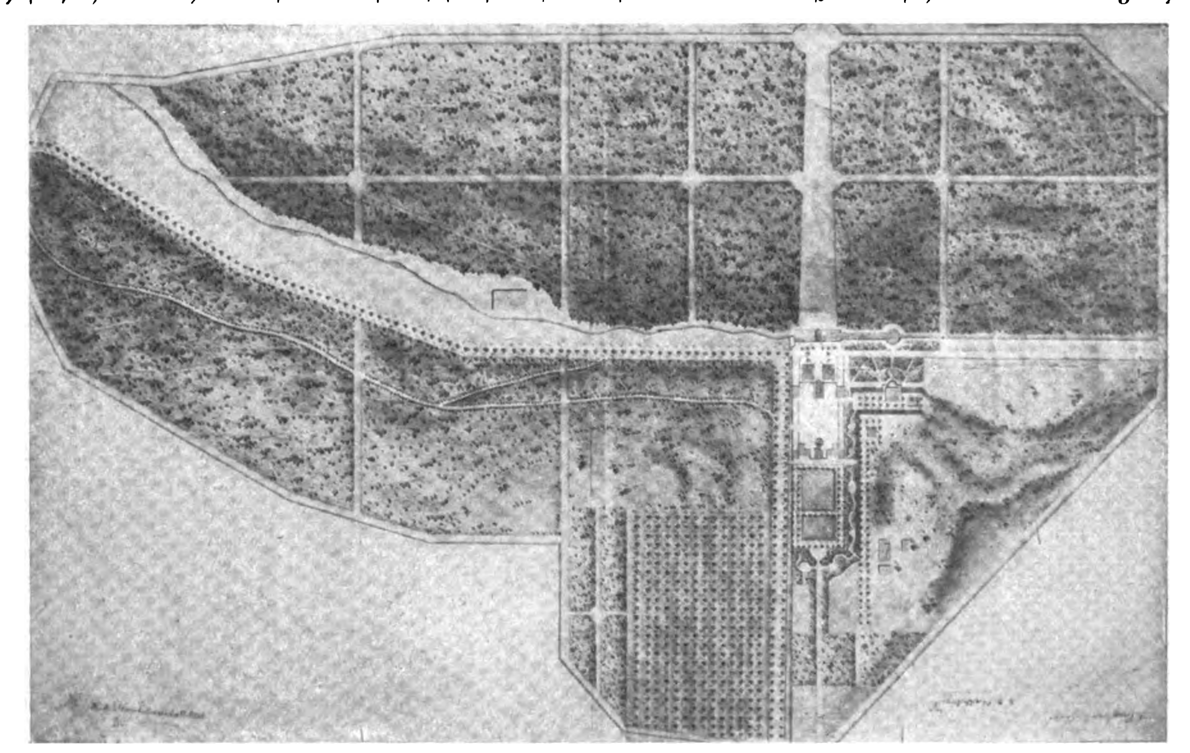


Abb. 1. Tschifflik in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

haben. Daß die späteren Jahrhunderte mit ihrer ungewöhnlich reichen Geschichte in dem Augenbild der Pfalz und ihrem Denkmälerschatz so stark zurücktreten, liegt zum einen in dem namenlosen Leid, das die Franzosen am Ende des 17. Jahrhunderts über die Pfalz gebracht haben, wo alles Bestehende zerstört und verwüstet und auf Generationen hinaus das öffentliche Leben, Wohlstand und Unternehmungsgeist untergraben wurden; zum andern daran, daß das kulturelle Schwergewicht der damaligen Pfalz rechtsrheinisch lag: in Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen, spielt sich das geistige und künstlerische Leben ab und greift nur ganz ausnahmsweise, mit Oggersheim z. B., auf das linke Ufer herüber. Ja sogar ein linksrheinischer Fürst, der Bischof von Speyer, baut im 18. Jahrhundert sein Schloß rechts des Rheins in Bruchsal. Wer in der heutigen Pfalz das 18. Jahrhundert sucht, muß in den Westrich gehen. Aus den Zügen der Stadt Zweibrücken kann man das Bild der fürstlichen Residenz noch deutlich herauslesen: ein höchst imposantes Stadtschloß mit vorgelagerter freier Platzanlage als Ehrenhof, ein schnurgerader Kanal und Alleen als Reste des alten Schloßgartens, Hofkirche, Adelspalais, ein auf fürstlichen Befehl nach einheitlichem regulärem Plan aus dem Boden erstandener Stadtteil, dessen Häuser seinerzeit teils verschenkt, teils zwangsweise verlost wurden, Lusthäuser des Hofadels in der Umgebung und wenigstens die Kunde von dem Schloß Karlsberg, dem Versailles, das sich der vorletzte Zweibrücker Herzog auf den Höhen gegen Homburg erbaut und das die französische Revolution hinweggefegt hat; nach den alten Berichten stellt es sich die Phantasie als ein Wunderwerk an Pracht und Aufwand vor.

In den Anfang des 18. Jahrhunderts, den Moment, wo das entwickeltere höfische Leben in Zweibrücken einsetzt, führt uns das Lustschloß Tschifflik, von dem sich in München bei der ehemaligen Hofgartenabteilung — vielleicht mit dem letzten Herzog von Zweibrücken, dem späteren ersten König von Bayern Maximilian I. herübergekommen — ein Plan fand (Abb. 1 u. 2). Kein Wittelsbacher war der Erbauer dieses Lustschlosses. Ein Bild dynastischer Politik des 18. Jahrhunderts mit etwas abenteuerlichem Einschlag: der erbberechtigte Wittelsbacher, dem 1697 das Herzogtum Zweibrücken zugefallen war, war als Karl XII. König von Schweden und hat sein pfälzisches Land nie gesehen. Wohl aber weist er 1714 seinem Schützling, dem vertriebenen König von Polen Stanislaus Leszczynski das Herzogtum mit seinen Einkünften als Asyl und Unterhalt an, bis er ihm Polen wieder zurückerobert hätte. Bei einem Werk der Architektur ist der Auftraggeber fast ebenso wichtig wie der Künstler. Ein Gemälde, eine Plastik tragen ihre Welt in sich und nehmen nur in besonderen Fällen und in zweiter Linie Bezug auf die Außenwelt; bei einem Bau aber muß man immer wissen, aus welcher Gesinnung heraus und zu welchem Zweck er entstanden ist. Gesinnung und Zwecke sind dem Wandel der Zeit unterworfen wie die Kleidermoden, nur daß sich jener Prozeß in größeren Zeiträumen abspielt und deshalb uns nicht so unmittelbar zum Bewußtsein kommt wie dieser. Daß ein landesflüchtiger König, der von vornherein mit einem nur vor-

Abb. 2. Tschifflik als Fasanerie.
(Ausschnitt aus dem Plan Abb. 1.)

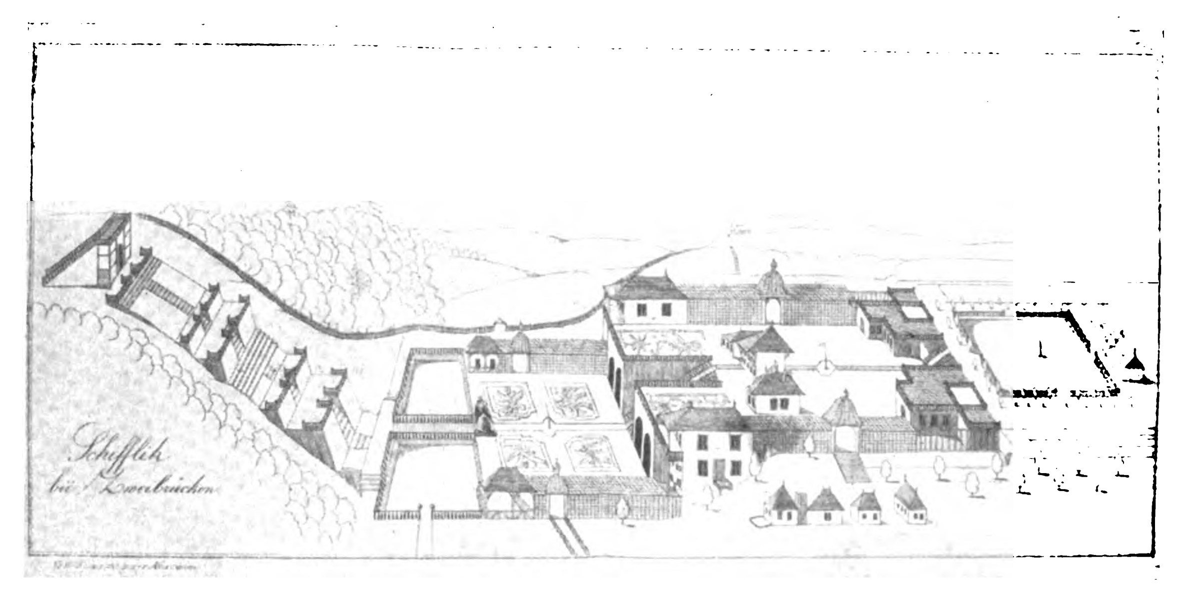


Abb. 3. Tschifflik nach dem Plan Stanislaus Leszczynskis.

übergehenden Aufenthalt in der Gegend rechnen mußte, aus der Tasche seines Gönners lebte und einer hoffnungslosen Zukunft entgegensah wenn nicht ein unerwarteter Glückszufall eintrat, der in Zweibrücken bürgerlich bescheiden in einem Privathaus wohnte, sich nun eine Stunde vor der Stadt einen Park mit einem Lusthaus anlegt, ist der Ausfluß eines Bedürfnisses nach fürstlicher Repräsentation und Luxus, einer Sorglosigkeit und Unbekümmertheit um die äußeren Umstände, wie sie unserer bürgerlich empfindenden Zeit fern liegt. Es ist ebenso der Zug eines andern Jahrhunderts, wenn wir hören, daß der Fürst sein eigener erster Architekt war, sogar die Pläne seiner Bauten selbst zeichnete, in der Malerei dilettierte und sich mit Vorliebe mit Künstlern und Technikern über Bauten, Bilder und Maschinen unterhielt. Und ebenso ist das Leben, als dessen Rahmen dieses Lustschloß geschaffen wurde, noch nicht das unsere, wenn es auch gerade bei Stanislaus dem bürgerlichen Begriff näher zu stehen scheint als bei der Mehrzahl seiner fürstlichen Zeitgenossen: er lebt mit Frau und Töchtern und einem kleinen Gefolge von bewährten Vertrauten zusammen und widmet seine Zeit einerseits einem schöngeistigen Briefwechsel und philosophischen Interessen — wir wissen zufällig, daß er in den Zweibrücker Jahren sich eingehend mit Leibniz beschäftigte, außerdem ist er selbst philosophischer Schriftsteller und hat philosophische Werke hinterlassen, die Oeuvres du philosophe bienfaisant; andererseits legt er Wert auf die materiellen Genüsse des Lebens: das verrät der ungeheure Bauch, der, wie die Porträts beweisen, auch den Zeitgenossen als ein Kuriosum erschien — man mußte später für ihn eigene Tische mit Ausschnitt fertigen — und liebt sehr die Geselligkeit (Abb. 4). Er zieht stets fremde Gäste und die Fürstlichkeiten und den Adel der Westpfalz an sich heran und die Provinzherrschaften tun sich nicht wenig zugut auf ihren regen Verkehr mit einem veritablen König und sind entzückt von seiner charmanten weltmännischen Art. Aus dieser Atmosphäre ist das Lustschloß entstanden, dem Stanislaus in Erinnerung an seinen Aufenthalt in der Türkei den Namen Tschifflik, d. i. Landgut, gab.

Abbildung 3, deren Vorlage möglicherweise auf die eigenhändigen Zeichnungen Stanislaus zurückgeht, zeigt jedenfalls die Anlage, wie sie von ihm geplant war. Um eine Achse senkrecht zur Längsachse des schmalen Waldtälchens entwickeln sich auf beiden Hängen Terrassenanlagen. Das gestreckte Haus rechts auf der obersten Terrasse war für den Hofmarschall und die Kavaliere bestimmt; das Wasser des quadratischen Teiches fließt auf die nächste Terrasse in einer kleinen Kaskade zwischen zwei Pavillons mit flachen Dächern, den Wohnungen der Königin und der Prinzessinnen. Den Mittelbau der rechts und links von Gittergängen begleiteten zweiten Terrasse hatte der König sich vorbehalten; vor seinen Fenstern stürzt die große Kaskade, das Prunkstück der Anlage, zwischen zwei Treppen in den Talgrund hinab, beiderseits von hohen Substruktionen eingefaßt. Von den Eckpavillons dieser zweiten Terrasse diente der vordere als Speisesaal, der rückwärtige als Spielsalon, außerdem waren der Hofkonditor und der Hausmeister hier untergebracht. Die Räume unter der Terrasse, die sich in vier hohen Bogen öffnen, mögen als Orangerie verwendet worden sein. Auf der Talsohle ein Gartenparterre mit einer Statue des Pan, Gittergängen und Teichen, zu denen sich das Bächlein erweitert, auf dem jenseitigen Hang ein System von Terrassen und Treppen als Pro-

spekt und Blickpunkt für die diesseitige Anlage gedacht und von einer Art Ehrenpforte gekrönt. Der Park war, wie Abb. 1 zeigt, von einer fahrbaren, im Knie abgebogenen Allee durchzogen und durch geradlinige, sich senkrecht schneidende Waldschneusen gegliedert.

Der Architekt, dessen Unterstützung sich Stanislaus bediente, ist der seit 1704 in Zweibrücken tätige schwedische Baumeister J. C. Sundahl. Die Architektur der Pavillons ist so bescheiden, daß sich nicht viel darüber sagen läßt. Von dem „morgenländischen Geschmack", in dem sie in Erinnerung an den türkischen Aufenthalt und wohl auch der eben in der höfischen Gartenarchitektur aufkommenden orientalisch-chinesischen Mode entsprechend gebaut sein sollen, zeugen allein die hohlschwingenden Dächer. Über die Gesamtanlage hätte sich im Jahre 1718 ein reisender Kenner kaum sehr günstig ausgesprochen. Er hätte schon den Bauplatz getadelt: ein dumpfes, feuchtes Waldtal ohne Aussicht, während das Zeitalter für ein Lusthaus die flache, heitere Ebene mit weiten Blicken liebt. Und er hätte von der Anlage gesagt, daß sie in der reichlich veralteten italienischen Manier entworfen sei, alles so gerade und eckig und ein bißchen holperig und schwer ohne Übergänge, nicht praktisch eingeteilt, nicht so „bequem und heiter", wie man sie in Frankreich jetzt sähe. Es ist gut, daß der Architekt Sundahl nach dieser gemeinsamen Arbeit mit dem fürstlichen Dilettanten zusammen später am Zweibrücker Stadtschloß zeigen durfte, was er in Wirklichkeit konnte.

1718 hat Stanislaus wohl den Bau begonnen. Im Dezember des gleichen Jahres starb sein Gönner Karl XII., Gustav Samuel Leopold übernahm die Regierung in Zweibrücken und schon im Februar 1719 zieht der Polenkönig nach einem andern Asyl, dem elsäßischen Weißenburg. Von dort erhob das Glück sein Haus aus der dürftigsten Verborgenheit auf den Gipfel des Glanzes: die hohe Politik vermählt seine Tochter Maria dem König von Frankreich, Ludwig XV. Er selbst findet als Herzog von Lothringen in Nancy und Lunéville die Möglichkeit seine künstlerischen Neigungen und seine Baulust großen und lohnenden Aufgaben zuzuwenden. Aber an seiner bescheidenen Schöpfung in Zweibrücken haben auch die folgenden Herrscher noch ihre Freude. Das beweist der neu gefundene Münchner Plan von Tschifflik.

STANISLAS PREMIER
Roy de Pologne, Duc de Lorraine et de Bar

Abb. 4. Stanislaus Leszczynski.

Wenn er sich selbst durch seine Zeichnungstechnik als ein Erzeugnis der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ausweist, so bestätigen dies seine sachlichen Angaben: hier ist der Park bereits mit der Mauer umzogen, die zwischen 1757 und 1769 erbaut wurde, und die Anlage des Polenkönigs — man sieht auch, daß zum mindesten der Hauptpavillon der zweiten Terrasse ebenso wie die Anlage auf dem jenseitigen Talhang nie zur Ausführung gekommen sind — zeigt einige neue Bauten und Veränderungen (Abb. 2): oberhalb der rechteckigen Teiche und im Talgrund sind Waldstücke angelegt mit Schlängelwegen, die sich zu runden, ovalen, rechteckigen Plätzen erweitern und stellenweise von Bassins und Wasserläufen durchzogen sind — in ihrer lebendigen Linienführung ein starker Gegensatz zu der geradlinigen alten Gartenanlage: das sind künstlich angelegte Fasanengehege, zu Zucht- und Jagdzwecken, wie sie seit etwa 1730 in die Mode kommen. Das Münchner Beispiel wäre das Schlößchen Amalienburg im Nymphenburger Park, das zum Zweck der Fasanenjagd 1734—39 inmitten eines solchen Geheges erbaut wurde. Herzog Christian IV. hat Tschifflik in eine Fanaserie umgewandelt und diese Anlage ist also auf unserm Plan wiedergegeben.

Die französische Revolution hat auch Tschifflik vogelfrei und zu einem Steinbruch für das benachbarte Dorf gemacht, so daß heute nur mehr die

Teiche, verwachsene Alleen und anspruchslose Mauerreste der Pavillons und Terrassen an die früheren Tage erinnern. Um so lebhafter beschäftigen sie die Phantasie. Es ist ein eigener Sinn in unserm Volke, der uns den Reiz dieses Bildes empfinden läßt wie ein starkes auf Beherrschung und Regelung der Natur gerichtetes menschliches Wollen hier wieder ganz in der Natur unter überhängenden unbeschnittenen Bäumen, Gras, Moosen und Farnen unter- und aufgegangen ist, und der Phantasie aus geringen Anhaltspunkten eine Königsherrlichkeit vorträumt. Der alte Zweibrücker spricht gern von Tschifflik und dann genügen ihm die kleinen Pavillons und Teiche nicht, es muß ein großes prächtiges Schloß gewesen sein, das sich Stanislaus auf die Höhe baute dort, wo unser Plan (Abb. 1) einen Baumgarten zeigt. Und wenn dann die Schicksale des Polenkönigs und die große Glückswendung in seinem Leben ausführlich erzählt sind, so fügt er das anmutige Geschichtchen bei, das auch hier beschließen soll: Von dem Kirschbaum, den Maria Leszczynska als Kind in Tschifflik eigenhändig gepflanzt und von dem sie sich später als Königin von Frankreich jedes Jahr ein Körbchen Kirschen nach Paris schicken ließ, weil sie ihr „weit besser mundeten als alle jene von Frankreich" — auch noch zu einer Zeit, wo das Bäumchen schon lange abgestorben war.



Wer kann 'n liebe' Glocke' klang
So schreibe' wie er klingt,
Un' wer kann schreibe' mit der Schrift
Wie schö' en' Amsl singt,
Deß kann mit aller Müh ke' Mensch,
Denk' nor e' bische' noch,
Un' wie mit Glock' und Vochlsang
Is's mit der Pälzer Sproodh.

Fr. v. Kobell.

G. Ernst.

Die Mundarten der Pfalz.

Otto Maußer.

Das ehemalige Königreich, nunmehr der junge Volksstaat, Bayern weist eine sprachlich-mundartliche Buntheit auf, in der es unter den vielen Territorien des Reiches nur der einstige Hegemonialstaat Preußen übertrifft. Zwei Hauptgebiete des, durch die vollständige Durchführung der Erscheinungen der sog. 2. Lautverschiebung im Konsonantensystem so scharf charakterisierten, Oberdeutschen und abermals zwei markante Vertreter des Mitteldeutschen, dessen Vokale in der Hauptsache, unter Luthers Einfluß, das Gepräge unserer deutschen Schrift- und Umgangssprache bestimmen, sind innerhalb der weiß-blauen Grenzpfähle anzutreffen: in der Osthälfte klingt das Bayrische oder Bajuwarische durch Altbayern und die Oberpfalz hindurch bis weit nach Mittel- und Oberfranken hinein, gesellt im Schwabenland mit dem Schwäbischen und dem, in den südlichsten Teilen der Provinz über die Grenze herüberreichenden, Hochalemannisch-Schweizerischen, im Norden aber reckt der ebenso kräftige wie schmiegsame Sprachstamm des Ostfränkischen mit Würzburg der wundersamen, sommerheitren Wein- und Main- und Kirchenstadt als Hauptort seine Äste über Tal- und Berggebreiten voll bald schmeichelnder, bald wieder auch trotziger, immer herzverfesselnd stolzer Romantik, während drüben in der Kurpfalz, im Rheingebiete Bayerns, und im westlichsten Streifen Unterfrankens, bestimmt etwa durch die Linie

Aschaffenburg-Miltenberg, das Südrheinfränkische, als zweiter Hauptsproß der mitteldeutschen Dialektzone, so reich und vielgestaltig blüht wie nur einer der vorgenannten Hauptdialekte des Landes der weiland „königlich bayerischen Ruah", die gewiß auch in der annoch etwas ungebärdigen Republik, hübsch rosa überhaucht, wieder einkehren wird. Die beiden Hauptzweige des Südrheinfränkischen, miteinander aufs engste verwandt, sind das Hessische und das Rheinpfälzische oder, wie der Pfälzer lieber sagt, das Pfälzische.

Betrachtet man die vier Hauptmundartgebiete unseres Landes, die ich eben genannt habe, nach der Nähe ihrer Verwandtschaft, so steht das Ostfränkische dem „Pälzischen" in jeder Hinsicht am nächsten. Die Gemeinsamkeiten zwischen Schwäbisch-Alemanisch und Pfälzisch sind schon wesentlich geringer, immerhin aber ist deren Summe, was ich dem Kenner nicht näher auszuführen brauche, bedeutend größer als die Gesamtheit der dem Pfälzischen und Bayrischen in gleicher Weise zuzusprechenden Spracherscheinungen. Hier ist der Abstand am größten. Es hat aber oft etwas Frappierendes an sich, wenn man in manchen pfälzischen Dialekten Klängen und Lautentwicklungen begegnet, die z. B., sei es allgemein genommen, sei es mit Bezug auf bestimmte Gau- und Teildialekte, sonst charakteristisch sind für das Niederbayrische im ganzen, für das Altrottalische im besonderen. Wieder andere Lauterscheinungen pfälzischer Dialekte sind derart, daß sie uns speziell an das Oberpfälzische, ja in gewissen Fällen an genau angebbare östliche Grenzmundarten der „oberen Pfalz", der „Stoapfalz", gemahnen. All diese Gemeinsamkeiten deuten natürlich nicht auf einen näheren, organischen Zusammenhang zwischen dem Pfälzischen und dem Niederbayerischen oder Oberpfälzischen. Sie beruhen lediglich auf einer, den Laien leicht irreführenden, interessanten Duplizität des Lautwandels, die in mancher Hinsicht im Augenblick der Entdeckung durch den vergleichenden Beobachter fast etwas Belustigendes an sich hat.

Wenn ich im folgenden das freundliche Geleit des Lesers zu einem kurzen Rundgang in der Lautwelt der pfälzischen Mundarten erbitte, so möchte ich zugleich bemerken, daß ich nur eine Skizze, nur eine Auswahl markanter Erscheinungen übermittle. Mehr zu geben, verbietet der Raum. Außerdem kennen wir die Mundarten der Pfalz noch lange nicht so genau, daß man ein Bild von ihnen entwerfen könnte, das auf absolute Vollständigkeit und Richtigkeit in jedem Fall Anspruch erheben dürfte.

Das was der Mundart ihr besonderes Gepräge gibt, ist, soweit das rein Klangliche in ihr in Frage steht, die Betonung, der Akzent, und die Eigenart der Laute, der Vokale und Konsonanten. Durch die Laute vor allem sticht sie jedem hörbar von der Schriftsprache und der gemeindeutschen Sprechsprache mehr oder minder scharf ab. Auch die dialektische Art, die Längen und Kürzen der Silben zu bestimmen, deckt sich gar oft nicht mit der in der Schrift- und Umgangssprache üblichen Quantitierung. Betonungsweise, Lautsystem und Quantitierung sind auch die Maßstäbe, mit denen sich Gemeinsamkeit und Verschiedenheit der Phonetik der Mundarten untereinander ermessen läßt.

Der sog. dynamische Akzent der Mundarten der Pfalz ist noch zu wenig untersucht, als daß ich lange dabei verweilen möchte. Er weist jedenfalls manche Gemeinsamkeiten mit der oberdeutschen Betonungsweise auf, was sich vor allem in der Behandlung der schwächstbetonten End-e und der e-Laute der Vor- und Mittelsilben zeigt. Fällt doch das End-e in großem Umfange, das e der Vor- und Mittelsilben in einer ganzen Reihe von Fällen infolge Schwundes der Betonung fort, sodaß manchmal Lautgebilde entstehen, wie sie etwa für das Bajuwarische charakteristisch sind, wobei freilich zu betonen ist, daß die radikale Art, wie z. B. wir Altbayern mit den schwachbetonten e-Lauten verfahren, im Pfälzischen nicht annähernd erreicht ist. Etwas aber, was den „Pälzer" sofort aufs schärfste charakterisiert, was namentlich dem Ohre des Altbayern und Oberpfälzers sofort auffällt und für den ersten Anfang vielleicht sogar das Verständnis etwas erschwert, bis sich der Zuhörer „eingehört" hat, ist der musikalische Akzent, der für die Idiome der Pfalz durchaus bezeichnend ist. Der Laie spricht daher von einem „Singen" der Pfälzer. Sobald sich das Ohr des Mundartfremden daran gewöhnt hat, entdeckt es, daß diese musikalische Akzentuierung der Sprache etwas angenehm Ausgewogenes, ein schmeichelndes Melos verleiht, das wie immerwährendes Echo in der Seele haften bleibt und vortrefflich zur Lieblichkeit der Landschaft paßt, in der das Pfälzische erklingt, vortrefflich auch zur innerlichen Heiterkeit des pfälzischen Menschen. Nicht zum wenigsten wegen des Musikalischen in der Betonungsart des Pfälzers hat ein Feinhöriger und Kenner wie Kobell die Verse geschrieben, die als Motto dieses Aufsatzes dienen.

Neben den musikalischen Akzent stellt sich als weitere Eigenart der pfälzischen Dialekte, die ich freilich nur im Vorübergehen streifen kann, ihre Quantitierungsart. Die Verteilung von Länge und Kürze ist in der Pfalz vielfach, so sehr natürlich auch hier Gemeinsamkeiten vorhanden sind, eine andere als in den näheren und ferneren oberdeutschen Dialekten. Namentlich ist es die pfälzische Kürze, die besonders auffällt, wenn man etwa als Bajuware mit einem Pfälzer ins Gespräch kommt. Die pfälzische Kürze scheint mir durchaus kürzer als die durchschnittliche Kürze der oberdeutschen Dialekte und der Schriftsprache. Sie deckt sich wohl mit der Art, wie man im

Mittelalter gemeinhin kurze Vokale und Silben artikulierte: man hielt sie merklich weniger lang aus, als man im Neuhochdeutschen tut. Es ist also eine große Altertümlichkeit, die in der pfälzischen Art, die Kürze zu sprechen, fortlebt: Mittelalter, das in die Gegenwart herüberklingt. Wortkürzen wie etwa Jut=Jude, Offe=Ofen, Hosse=Hose sind ein scharfeingekerbtes Merkmal des Pfälzischen. Der Abstand wird einem sozusagen greifbar klar, wenn man etwa die altbayrische Aussprache dieser Beispielswörter zum Vergleich heranzieht.

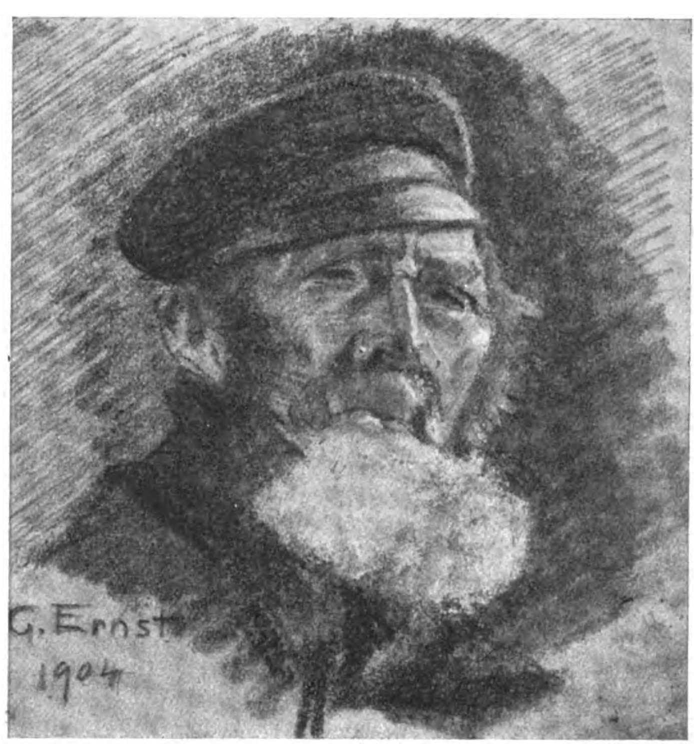
Betrachten wir nun mehr das allerwichtigste von den Vokalen des Pfälzischen. Es werden sich beträchtliche Verschiedenheiten in der Richtung zur Schriftsprache neben manchen beiden gemeinsamen Eigenarten ergeben. Der Franke unter meinen Lesern wird allerlei nahe Verwandtschaft entdecken neben Differenzen, die er selber feststellen mag. Der Schwabe, der Alemanne überhaupt, der der musikalischen Akzentuierung des Pfälzers etwas näher steht — namentlich der Badener —, als der Bajuware, vorab der Mann aus dem rauheren Osten Bayerns, der Altbayer und Nordgäuer, muß erhebliche Unterschiede konstatieren — freilich neben jenen frappierenden, auf der zufälligen Doppelheit des Lautwandels beruhenden Übereinstimmungen, die ich in der Einleitung hervorgehoben habe.

Der kurze pfälzische a=Laut deckt sich (er entspricht zumeist dem kurzen a des mittelalterlichen Teutsch, des sog. Mittelhochdeutschen) im großen ganzen mit dem halbhellen a, das wir in der gesprochenen Schriftsprache im Reich (nicht in Österreich) sprechen. Er ist aber etwas dumpfer als der schwäbische a=Laut. Wo der „Pälzer" ein wohlausgeglichenes a spricht, — das a der „Gebildeten" unter den Bayern —, erscheint ja im Bajuwarischen in bedeutsamem Unterschied ein o=artiger Vokal, der bald — wenigstens in gröbster bäuerlicher Altersmundart — geschlossenes, echtes o ist, bald in der Mitte zwischen a und o pendelt. Der Unterschied wird klar, wenn man etwa einen Pfälzer, einen Münchener und einen Landmann aus dem bayrischen Wald in einem Cafe das — natürlich durch die Substanz, die das Substantiv umkleidet! — gar liebliche Wort „Wassermädel" in Mundart aussprechen läßt. Als 1. Bestandteil von Zwielauten oder Diphthongen aber kann das a des Pfälzers in vier bis fünf Variationen erscheinen: als o= und a=Laut verschiedener Abschattungen. Man erinnere sich nur der verschiedenen Lautungen, die das Wort „Wein" in pfälzischem Munde aufweisen kann.

Das lange a der Schriftsprache freilich, zugleich fast jedes â des Mittelhochdeutschen, findet im Pfälzischen eine wesentlich andere Behandlung, die z. T. mit der Behandlung desselben Lautes im Altbayrisch=Oberpfälzischen sich mehr oder minder deckt, z. T. allerdings wieder aufs schärfste differiert. Zumeist als langes o (ô, oo) erscheinend, tritt es vor Nasenlauten als a, u und au, in diesem Fall von ferne an oberpfälzische Dialekte erinnernd, mit Einschränkung auch an das Rottalisch der ältesten, aussterbenden Generation, auf. Nur ganz sporadisch, so im Neuburgerdialekt, bleibt â erhalten. Der Pälzer muß sich also plôche=plagen, er muß frôche statt fragen, er ißt Brôde, nicht Braten, sagt losse, nicht lassen. Er kehrt auch — ich tue ihm nicht Unrecht, der französische Besetzer mag's bezeugen! — schbod, gar spät, vom Wai^n heim zu den Penaten des Schlafzimmers. Anderseits spricht der Pfälzer von einem Mônet und örtlich auch von einem Munet=Monat. Der Mond erscheint in den â zu û wandelnden Dialekten als Mund. Der Ackerer der Südostpfalz streut bald Sâme, bald Saume=Samen in die fruchtgebärende Erde.

Wenden wir uns zum nächsten Verwandten des a=Lautes, zum kurzen und langen (ô) o=Laut. Auch hier begegnet eine große Mannigfaltigkeit, die der wechselnde Orts= und Gaudialekt aus den o=Vokalen des Mittelalters aussprießen ließ. So kann das mittelalterliche o, das o der Schriftsprache, hier als o, ô, dort als Zwielaut ou erscheinen, dieser etwa zu sprechen wie altbayrisch=oberpfälzisch ou in Brot, rot, Ostern. Da tritt das Wort „holen", um nur zwei Beispiele zu geben, bald als hole, bald als houle auf. Hier heizt man Kole=Kohlen, dort aber Koule. Vor Nasenlauten ist der o=Vokal, soweit er ehemals kurz war, bald als a, bald als u vertreten: es ist hier eine Gewaned, dort eine Gewuned=Gewohnheit, so zu sprechen. Das lange o des Mittelalters, in der Schriftsprache zumeist als ô=Vokal beibehalten, tritt in vielen Ortsdialekten, wie etwa allgemein in den Stadtmundarten Altbayerns, als o=Laut (meist ô) auf, in anderen ist es, wie in fast ganz Altbayern und in der Oberpfalz (d. h. in den Landdialekten!) als ou vertreten. Worte wie Brot, hoch, Loos=Mutterschwein, auch ein beliebtes Schimpfwort, werden teils Brôd, hôch, Lôs, teils, als hörte man einen Bauern aus Niederbayern oder aus dem Nordgau, aber auch Broud, houch, Lous gesprochen. Vor Nasenkonsonanten ist die Mannigfaltigkeit der Geschichte des mittelalterlichen ô=Lautes besonders groß. Der, in der Schriftsprache beibehaltene, ô=Laut des Mittelalters klingt einem, je nach Ortsidiomen verschieden, bald als a, bald als o, bald als u, bald als Diphthong au oder ou ins Ohr. So hört man hier von einer Bun, dort von einer Bôn, hier wieder von einer Ban, dort endlich von einer Baun. Überall aber meint man die Bohne. Bekannt aus der Dialektdichtung ist jedermann das Adverb schun=schon.

Das romanische, z. B. französische o, unterliegt demselben Wandel: n scheint eben die Tendenz zu haben, vorausgehendes a und o zu ver=



Winzer. Gustav Ernst.

dumpfen. So wird franz. compère, das in die Terminologie der pfälzischen Verwandtschaftsnamen Eingang fand, zu einem sehr gemütlichen Gumbér, eine Eigenschaft, die dem Herrn Gevatter wohl ansteht; so verpfälzert sich das franz. Wort für „kommandieren" commander zu kumedire u. s. f.

Der u-Laut, ein weitrer naher Verwandter des o-Vokals, wird auch im Pfälzischen verschieden behandelt, je nachdem kurzes mittelalterliches u (= schriftdeutsch meist wieder u) oder langes mittelhochdeutsches u (= schriftdeutsch au, schweizerisch û) ihm zugrunde liegt. An Stelle des kurzen u-Lautes tritt teils wiederum u oder û, teils o. Besonders festgehalten ist das alte u vor Nasenkonsonanten. So hört sich etwa das Wort „Butter" auch in der Pfalz als Bûder, „schlupfen" bald als schlupe, bald als schlupfe an. Vor r aber tritt — und das verleiht dem Pfälzischen eine besondere, ausgeprägt mitteldeutsche Note — o für u ein: so wird der Bursch in der Pfalz zu einem Borsch, die Wurst zur Worscht, die Wurzel zur Worzl, der Wurm zum Worm, nur zu nor u. ä. Der ursprünglich lange u-Laut spaltet sich auch in der Pfalz zum Zwielaut au, wie etwa in Bayern, nur daß das a bald hell klingt, wie altbayrisch a in Bachl, bald halbhell wie das a unserer gesprochenen Schriftsprache, bald dunkler mit leichter Anfärbung an o. Der pfälzische Diphthong kann eben in dem 1. Bestandteil mannigfach, nach Orts- und Gaudialekten bunt wechselnd, moduliert werden, ist abstimmbar und abtönbar wie eine Klaviatur. Diese Erscheinung bringt eine fast, wenn ich ein Bild aus der Malerei gebrauchen darf, impressionistische Buntheit des tonlichen Valeurs mit sich, eine Buntheit freilich auch, die dem klangfeststellenden Ohr des Dialektforschers hohe Forderungen an das Vermögen, feinste Lautabstufungen zu unterscheiden und schriftlich festzuhalten, stellt. Man lasse sich einmal von Pfälzern aus verschiedenen Gegenden Wörter wie saufen, Pflaume (saufe, Blaume, Braume u. s. f.) vorsprechen und man wird meine Aufstellung bestätigt finden.

Wie das alte, lange û wurde ferner auch das alte, lange, im Alemanischen z. B. erhaltene i (î) zum Zwielaut, dessen 1. Teil vielfältiger Variation fähig ist und bald als helles a, bald wie schriftdeutsches a, bald wie a in münchnerisch „Wasser", bald als — offenes — o erklingt. Vgl.: Wein, mittelalterlich Wîn = pfälzisch Wai^{n}, Wa̧i^{n}, Wäi^{n}, Woi^{n}, ebenso bleiben = blaiwe, bla̧iwe, blåiwe, bloiwe. Man erinnere sich bei diesen Diphthongfärbungen an die Aussprache von Wörtern wie Leute, Freude in der landschaftlich wechselnd gesprochenen Schriftsprache.

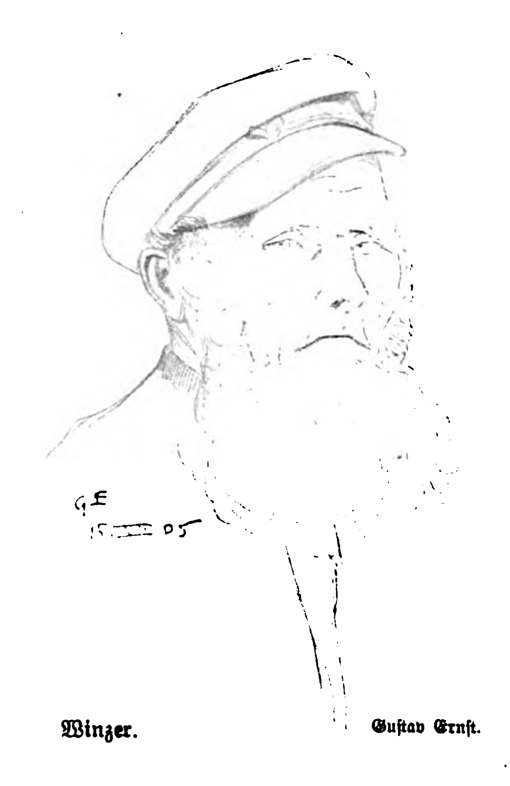
Wenden wir uns von den voll und ausgerundet klingenden Vokalen a, o, u zu den e- und i-Lauten und zu den Umlauten der genannten Selbstlaute. Auch hier begegnen wir großer Mannigfaltigkeit der Entwicklung. Der Umlaut e tritt z. T. als geschlossener, kurzer oder langer e-Laut auf, wie auch in Altbayern: dann erscheint die Kälte als Kelt, das Wort zählen als zele usw.

In anderen Mundarten aber tritt eine Spaltung des e zum Diphthong ei ein, dessen 1. Teil da und dort sogar ä-artig („offenes" e) klingt. Diese Dialekte sprechen ze-ile = zählen u. ä. Vor Nasal wandelt sich anderseits e zum offenen, ä-verwandten Laut, um anderwärts als i aufzutreten, wie in vielen mitteldeutschen Dialekten: so hört man den pfälzischen Bauern beim Sensendengeln hier dengle (fast dängle), dort dingle, erscheint der Bengel oder Prügel da als Bengl, dort als Bingl. Vor r aber tritt durchweg eine Annäherung des e an ä ein, in manchen Idiomen hört man sogar richtiges, breites ä, wie es der Altbayer z. B. kaum kennt, so etwa in dem Worte Arbeit = Erwet und Aerwet.

Neben dem aus a durch Umlaut gediehenen, sog. geschlossenen e stand im Mittelalter ein zweiter, ä-artiger e-Laut, der, heute noch vielerorts erhalten, z. T. auch in die landschaftliche Schriftsprache eindrang. Man denke, wie z. B. ein Sachse Wörter wie eben (nun eben!), leben, wegen, Leber spricht. Dieses alte e ist, wie übrigens auch in manchen Dialekten Ober- und Niederbayerns und sehr oft in der Oberpfalz, in der Rheinpfalz durchweg als e mit ä-Tönung konserviert. Vor r tritt es häufig als echter, breiter ä-Laut (englisch man!) auf, z. B.: Schneb-Schnepfe, Schneg-Schnecke, ä-artig zu sprechen, oder, hier mit weitem, die Stimmwerkzeuge fast anstrengendem ä, Schtärn = Stern. Schon im Mittelalter war dieses alte, echte ä, namentlich als Umlaut eines langen a, wo in Altbayern helles a dafür verwandt ist, wie in Schar = Scheere, i wa = ich wäre, Bachl = Bächlein, vorhanden. Dieses ä nimmt nun im Pfälzischen eine ganz andere Entwicklung als im Bayrischen. Es fällt mit altem, langem e zusammen und erscheint in bunter Vielheit 1. als geschlossener e-Laut (wie e in bayrisch beten, ewig), so in mee-mähen, 2., und zwar vor Nasal, je nach Ortsmundarten verschieden, bald als ä-verwandter, offener e-Laut, bald als i, bald als Zwielaut e-i (fast ä-i). So hört man an dem Ort Schpe^{n}, an jenem Schpi^{n}, an einem dritten Schpei^{n}-Späne, heißt es hier ge^{n}, wie in Altbayern, = gehn, dort gi^{n} oder ge-i^{n} (fast gä-i^{n}), dort schte^{n}-stehn, hier schti^{n}, anderwärts schte-i^{n} (fast = schtä-i^{n}). Man denke etwa, wie die Beispielswörter in Schwaben oder bei uns Bayern, lauten und man wird neben den Gemeinsamkeiten sofort auch den scharfen Abstand wahrnehmen.

In abermals weiteren Ortsidiomen, namentlich gegen die elsäßische Grenze hin, tritt das alte, offene e als ausgeprägter, wirklicher ä-Laut auf, der sogar in hohes a überschwanken kann (das bayrische a in Fällen wie Sachl, Backl = Sächlein, Päcklein). Da heißt es dann z. B. rächt oder racht = recht u. s. f.

Ebenso eigenartig ist die Wandlung, die der Umlaut aus kurzem und langem o, das schriftsprachliche ö, erfährt. Ein eigentliches ö kennt der Pfälzer, sicherlich auch zum Leidwesen der Lehrer, nicht. Er entrundet es und spricht dafür e, wie die bäuerliche Mundart, namentlich der Alten, in Altbayern. Der Pälzer kennt also keine Höfe, sondern nur Hef, er verlangt Ele und meint damit Öl. Besondere Dialekte aber weisen an Stelle des kurzen ö einen Diphthong ei (e-i) oder mit offenem, ä-verwandten e, ä-i auf. Dann hört man He-if oder fast Hä-if, verlangt man im Laden E-ile oder nahezu Ä-ile. Der gleichen Entrundung unterliegt das lange ö. Es tritt geschlossenes e an seine Stelle: z. B. dede = töten, bes = bös, wie in Altbayern. Die Mundarten aber, die kurz ö durch Diphthong ersetzen, nehmen den gleichen Wandel auch mit dem langen Laut vor, wobei der 1. Teil des Zwielauts bald e, bald ä-artig ist, in jedem Falle ein Diphthong, der dem Altbayern mehr Schwierigkeiten bereitet als dem Schwaben und Oberpfälzer. Diese diphthongierenden Dialekte lassen das Kind nicht bös, sondern be-is oder fast bä-is sein, den Floh nicht töten, sondern de-ide (dä-ide). Noch komplizierter wird die Geschichte des langen ö vor Nasenlaut. Da konkurrieren je nach Ortsdialekten 1. e (offen, ä-artig wie in bayrisch sche = schön), 2. i, 3. e-i, 4. e-i mit ä-Färbung (ä-i). Man kann dann das Wort „schön" in vier Gestalten feststellen: sche^{n}, schi^{n}, sche-i^{n}, (fast) schä-i^{n}.



Winzer. Gustav Ernst.

Die Entwicklung des kurzen ü-Vokals nimmt im Pfälzischen teils eine Richtung, wie sie auch im Altbayrisch-Oberpfälzischen anzutreffen ist, teils geht sie eine gesonderte Bahn. Spricht doch der Pfälzer an Stelle des ü ein i, das vor r aber als

e (von den Mundartautoren oft ö geschrieben) auftritt. So hört man kinne = können (vgl. bayrisch kina) oder Hingl = Hünkel, wie der Pfälzer das Huhn nennt. Anderseits ißt der Pfälzer Werscht statt Würste, benützt eine Berscht statt einer Bürste, geht zur Der herein, nicht zur Türe. Der — mittelalterliche — lange ü-Laut, welcher in der Schriftsprache als eu weiterlebt, ist, wie bei uns in Altbayern und in der Oberpfalz, zum Doppellaut ai gespalten, der freilich wiederum manche, oft schwer faßbare, Färbungen aufweist: so muß die Frau Kuchen braine = bräunen, sie trägt ein Haiwl d. i. ein Häubchen.

Es bleibt uns aus der Reihe der einfachen Vokale der kurze i-Laut, der im Pfälzischen in den einen Mundarten, wie in den oberdeutschen Dialekten, als i beibehalten, in anderen aber zu einem e gewandelt ist: letzteres eine ausgeprägt mitteldeutsche Erscheinung, obwohl z. B. auch das Altbayrische z. T. den Wandel des i zum e kennt (mild = altbayrisch meid u. ä.). Den Bajuwaren berührt es aber immer fremdartig, Wörter wie Schritt, geschnitten, Schlitten, geschliffen, gestritten als Schred, gschnede, Schlere, gschlefe, gschtrede zu hören, dem Mist als Meschd, dem Wind als Wend, dem Kind als Kend zu begegnen.

Allgemein ist dieser Wandel vor r: der Pälzer geht in die Kerch = Kirche, und die Kirchweih ist ihm als Kerwe so lieb wie dem Altbayern.

Die alten mittelhochdeutschen Diphthonge endlich, die im Neuhochdeutschen der Schriftsprache als ei, au oder eu erscheinen, weisen in der Pfalz wiederum eine Umgestaltung auf, welche deren Dialekte aufs schärfste von den Mundarten Oberdeutschlands abhebt und sie deutlich als mitteldeutsche kennzeichnet. Für den Bayern und Schwaben erklingt eine völlig ungewohnte Lautwelt, wenn er für das ei, das er als oa oder oi spricht, ein ä = artiges e, in manchen Lokalmundarten echtes ä und sogar helles a hört, wenn au und eu der Schriftsprache (= mittelalterlich ou und öu) desgleichen hier zum e, das fast ä ist, dort zum wirklichen ä und sogar zu a weitergebildet ist. Der pfälzische Bub ist nicht kloa wie der altbayrische oder kloi wie der schwäbische, er ist gle(n) oder glä(n) oder gla(n). Man ist in der Pfalz nicht allein, sondern allans u. ä., geht heem und haam (und das oft spät, vom Wein nämlich), ist ree(n) nicht rein, hat ein Eech, Ääch oder Aach statt ein Auge, eine Freed oder Fraad statt einer Freude, führt Hee, Hää statt Heu ein, ist eine Wittfraa, keine Wittfrau. In Fällen wie raache neben da reeche, dort rääche = rauchen, glaawe neben anderwärts gleewe oder ausgeprägt glääwe = glauben fühlt sich der grob vulgäre bayrische Dialektsprecher wieder mehr an den Lautstand seiner Heimat gemahnt (vgl. bayrisch-oberpfälzisch „dös glaabst" = „das glaubst", racha = rauchen).

Ebensoweit wie bei den erörterten Zwielauten ei, au, eu ist, um diese Lautskizze rasch zu schließen, der Abstand zwischen dem Pfälzischen und dem Bayrischen oder Schwäbischen hinsichtlich der weiteren, im Mittelalter vorhandenen Diphthonge uo, üe, ie. Sind sie doch in den Mundarten der Pfalz, die sich in diesem Falle fast gänzlich mit der Schriftsprache eins wissen, zusammengezogen zu den, bald langen, bald kürzeren, Lauten u und i. So entspricht dem bajuwarischen Buam ein pälzischer Bub, es weht einem in der Pfalz wohl den Hut, nicht aber den Huad, abi', wie in Bayern, man wird mid, nicht miad, wie bei uns (=müde) und es gibt wohl auch in der Pfalz, wie überall in deutschen Landen heute, Schiwa d. i. Schieber für allerlei begehrte Gegenstände des Verbrauches, keine Schiawa, wie in München und sonst rechts des Rheins. Die pfälzischen Dialekte nehmen in der Behandlung der erwähnten drei mittelalterlichen Diphthonge, die jeder aus alten Schriftstükken, Grabinschriften u. s. f. kennt, einen moderneren Standpunkt ein, während der Altbayer und der Schwabe die Verhältnisse des 12. und 13. Jahrhunderts konserviert. Der Franke aber steht dem Pfälzer in der Behandlung all der soeben durchbesprochenen alten Zwielaute durchaus nahe: sind sie doch beide Angehörige ein und desselben großen Frankenstammes.

Die besondere Eigenart der pfälzischen Dialekte, soweit sie sich in den Vokalen ausprägt, ist damit im wichtigsten angedeutet. Über die Behandlung der K o n s o n a n t e n oder Mitlaute, die z. T. höchst interessante, von mir in den Bayrischen Heften für Volkskunde 1918 (Heft 3/4) in Einzelheiten angedeutete Erscheinungen aufweist, so einen Konsonanten, der dem Laien sonst nur aus dem Englischen bekannt ist, mag der Leser, der in der „pälzer Sprooch" Bescheid weiß, sich selbst unterrichten, wie denn meine Skizze nicht zuletzt den Zweck verfolgt, zum Nachdenken über die dialektische Sprache, zum Vergleichen mit der Sprache der Schrift und des übermundartlichen Verkehrs, zum Sammeln der einschlägigen Besonderheiten anzuregen. Wenn der Leser meiner Ausführungen mit geschärftem Wahrnehmungsvermögen für die Charakteristika der Mundart hinausgeht in die Arbeitsstätten, überall dahin, wo Mundart erklingt, und wenn er seine Beobachtungen aufzeichnet und etwa an die Wörterbuchkommission der Bayrischen Akademie der Wissenschaften in München schickt, die ein Pfälzisches Wörterbuch in Angriff genommen, eine genaue Aufnahme der Dialekte der Pfalz eingeleitet hat, dann wird er Heimatdienst im besten Sinne des Wortes tun und zugleich der Wissenschaft ein Helfer werden. Wir müssen die Mundarten hegen wie einen Wildgarten voll rassiger Würzigkeit und Duftigkeit und sie unausgesetzt bis ins kleinste beobachten, um der Nachwelt ein Bild von der Sprache unserer Väter und der dialektischen Lagerung von heute

zu hinterlassen. Denn die Mundarten sind in unaufhaltbarem Schwund begriffen, ihr Aussterben, auch das der pfälzischen, ist nur eine Frage nicht mehr allzuvieler Jahrzehnte.

Eine Haupterscheinung im Konsonantenstand der pfälzischen Dialekte mag aber auch an dieser Stelle kurz aufgezeigt sein, weil sie die Mundarten der Pfalz aufs schärfste von den oberdeutschen, den bayrischen, schwäbischen und fränkischen (mit Ausnahme der Grenzlinie westwärts Aschaffenberg-Miltenberg) Idiomen differenziert: die Verschiebung des p-Lautes zu pf, die für Oberdeutschland so bezeichnend und auch im Ostfränkischen vorhanden ist, fehlt den weitaus meisten Dialekten der Pfalz. Der Pfälzer ist in seiner Sprache ein Pälzer, er spricht Kopp und Knopp und Appel, Plaschter = Pflaster u. s. f. Er steht also in diesem wichtigen Punkte dem Niederdeutschen von der Wasserkante näher als dem elsässischen Nachbar und dem Bayern und Schwaben, mit dem ihn politische Bande aufs engste verbinden.

Neben den lautlichen Gemeinsamkeiten, die die verschiedenen Orts- und Gaudialekte der Pfalz zu einem organischen, gesetzmäßig erwachsenen Ganzen, zum Pfälzischen schlechthin zusammenschließen, stehen, wie ich schon durchblicken ließ, rein lokale Besonderheiten. Diese bringen es mit sich, daß der Dialekt nicht selten von Nachbarort zu Nachbarort wechselt, oft kaum auf Stundenentfernung und mit jähen Übergängen — wenigstens für das Ohr und die Auffassung des Laien, in manchen Fällen auch für die Beurteilung des geschulten Dialektforschers. Dieser jähe Wechsel in den Lautbesonderheiten der Ortsdialekte ist zumeist in der Lokal- und Siedelungsgeschichte der Orte oder Striche begründet. Alte Herrschaftsverhältnisse und dadurch bedingte örtliche Absperrungen, die Richtung, die der Geschäftsverkehr einstmals oder heute nahm und nimmt, vielleicht auch konfessionelle Verschiedenheit, die nicht selten die Sprache des einen Ortes scharf vom andern abhebt und auf sprachlichem Gebiete, wie wir etwa aus Württemberg wissen, etwas wie Inzucht hervorruft, Einwanderung und sonstige Bevölkerungsverschiebung, sowie Naturereignisse, die etwas wie Sprachinseln schaffen und dem Dialekt des betroffenen Ortes eine besondere, von der Nachbarschaft scharf abweichende Gestaltung aufzwingen, sind die Gründe für besonders stark entwickelte örtliche Besonderheiten in den Mundarten, wie überall, so auch in der Pfalz. Besonders interessant ist der Fall des Ortsdialektes von Neuburg[1]), der wie eine Sprachinsel innerhalb der Dialekte der Umgebung anmutet. Der Ort hat infolge eines Wechsels des Rheinlaufes seine Lage, seine Nachbarschaft, geändert. Das bedingte die besondere Gestalt seines wie ein Fremdling erscheinenden Dialektes. Dagegen ist es durchaus irrig, die starke Abweichung mancher Ortsdia-

[1]) S. auch o.



Winzer. G. Ernst.

lekte der Pfalz von einander mit einer Beeinflussung durch das Französische, etwa durch französische Kolonisten, erklären oder gar etwas so Eigenartiges wie den französischen Akzent aus manchen pfälzischen Ortsmundarten heraushören zu wollen. Diese wirklichen oder scheinbaren Besonderheiten gehen durchaus auf Ursachen zurück, die mit einem Einströmen französischer Lautierung und Akzentuierung in das Pfälzische gar nichts zu tun haben. Die Lautstruktur des Pfälzischen ist vom Französischen so wenig beeinflußt worden wie die des Elsässischen und Deutschlothringischen. Es ist lediglich der Wortschatz, der durch die Sprache Frankreichs mancherlei, im einzelnen erst noch genauer festzustellende, Bereicherung gefunden hat.

Dieser pfälzische Wortschatz mag uns, nachdem wir uns mit der Betrachtung eines Teiles der Laute der pfälzischen Dialekte dem Naturwissenschaftlichen in der „pälzer Sprooch" zugewandt haben, für den Rest meines Rundganges beschäftigen. Worte und Redensarten sind nicht nur Lautgebilde und sprachliche Formeln. Sie sind mehr: beseelte Wesen, Emanationen der Mentalität eines Volkes oder Stammes, die das Seelen- und Geistesleben, die ganze Menschlichkeit der Sprechenden in bald mehr, bald minder charakteristischer Weise spiegeln. Sie zeigen uns, oft besser als lange Abhandlungen, wie ein Stamm zu den heitern und den schweren Dingen des Lebens Stellung nimmt. Sie weisen uns sein geschichtliches Werden, seine Kultur, seine Art und Unart aus. Sie enthüllen uns das Temperament und die Gestaltungsgabe und mit dieser das Künstlerische eines Volkes.

Betrachten wir den pfälzischen Wortschatz, dessen Sammlung mit Hilfe der Pfälzer Aufgabe der Münchener Akademie ist, im angedeuteten Sinne, so ist er uns ein Künder einer Bodenständigkeit, einer frisch aufs Leben losgreifenden Sinnlichkeit, einer Eigenartigkeit im Beobachten und Beurteilen, einer Ausdrucksfülle, einer strich- und farb- und hiebsicheren, auch hiebfrohen Bild- und Gestaltungskraft, die dem Wortreichtum und der Worteigenart, der Wurzelhaftigkeit und der Maulsicherheit der anderen deutschen Dialekte, auch des üppigreichen bajuwarischen, in nichts nachsteht. Eine aufs Geratewohl zusammengestellte Kostreichung[2]) aus der Beantwortung des Kopf und Gesicht behandelnden 1. Fragebogens des Pfälzischen Wörterbuches, den die Münchener Akademie bisher[3]) ihren Helfern in der Pfalz vorlegen konnte, wird auch im Leser rechts des Rheins den Eindruck hervorrufen, daß uns im Wortschatz des Pfälzers ein Quickborn der Ursprünglichkeit in Anschauung, Bildfindung und Originalität des Ausdrucks sprudelt, daß es sich wohl verlohnt, dieses Wortgut zu sammeln und zu sichten und es in einem großen Idiotikon der Zukunft zu Lehr' und Erquickung zu überliefern.

Als ich vor sechs Jahren provisorisch eine Liste der der Münchener Akademie aus Sammlermitteilungen bekannten Ausdrücke und Redensarten des Altbayern und Oberpfälzers für den Begriff des „großen Kopfes" zusammenstellte, ergab sich schließlich die stattliche Anzahl von 250 Wörtern und Sprüchen für diese eine, scheinbar wenig anregungsstarke Vorstellung. Daß so ein großer, dick und stattlich gediehener Schädel auch die Phantasie des Pfälzers eindrücklich beschäftigt, treffende Bilder schaffen und zielpassende Wörter ausprägen läßt, zeigt die Liste der Ausdrücke, die unserer Wörterbuchkommission bisher — aus 7 Orten — für den Begriff des großen, dicken Kopfes gemeldet wurden. Da lesen wir Ausdrücke wie: e großer Kopp, Simmer oder Simmere (der hot e Kopp wie e Simmere, mei Kopp is mer grad wie e Simmere („so dick" u. ä.), „der hot awer e Simmer", „der har e Simmer" heißt es in stehenden Redensarten), Mollekopp (auch für die Kaulquappe gebraucht, dazu mollekopich), Märser (=Mörser), Vernsel, Seschter, Wärsching („der hot kan schlechte Wärsching" heißt es in halb satirischer Feststellung vom Träger eines großen Kapitols; man vgl. altbayrisch Wirsching und Kohlrabi als — scherzhafte — Benennungen des Kopfes schlechthin), Mordskopp („der hot e Mordskopp"), Sumser („der" oder „die hot e schene Sumser" läßt Besitzer und Besitzerin eines soliden, groß-massiven Oberstockes den boshaften Bewunderer ausrufen), Schmollkopp oder Schmollekopp, wozu schmollekopich („laß doch den Schmollkopp lafe!" lautet eine häufige Wendung), Dickopp[4]) mit einem kleinem Gefolge hübscher, z. T. anzüglicher Bildungen als Pälzer Dickopp", „lutherischer Dickopp", „der will met seim Dickopp dorch die Wand" (von einem Eigensinnigen, der keinen großen Schädel in natura mehr zu haben braucht), Faß, Fäßche („e Kopp wie e Faß, wie e Fäßche" — „der har e Fäßche uffsitze!" = der hat einmal einen großen Kopf), e Kopp wie e Emer (Eimer), e Kopp wie e Milchhawe (Milchhafen), e Kop wie e Furerwagen (Futterwagen; also schon ein sehr geräumiges Kapitol!), e Kop wie e Ochs, e Kop wie e Kapaun oder bissiger e Keppche wie e Kapainche (wie ein Kapäunchen), wenn der Schädel nicht nur groß, sondern mit rotem, wohlgenährtem Gesicht vereint ist, e Uffsatz wie e Haiwan (wie ein Heuwagen), der (die) hot die dickoppig Auszehrung, dem seim Kopp helt a niks (eine mir nicht ganz klare Wendung), der hot sich awer äne (=einen, einen Kopf) angefreß (gerne von einem, der aus der Fremde mit großem, keine Spuren der Entbehrung aufweisenden Schädel nachhause kommt). Das sind 36 Einzelwörter, Wendungen und Vergleiche, von einem

[2]) Die Bayr. Akademie hat an vielen Hunderten pfälzischer Orte Sammler. Der Krieg, der heute den Verkehr mit München völlig aufgehoben hat, schädigte die Sammlung des Wortschatzes der Pfalz ganz ungewöhnlich schwer. So erklärt es sich, daß bis heute der 1. Fragebogen nur aus 7 Orten — Altenglan, Breitfurt, Elmstein, Geinsheim, Kusel, Maudach, Sembach — beantwortet vorliegt. Das bisher eingegangene Material ergibt rund 6000 Zettel.

[3]) Weitre Fragebogen auszugeben verbot der Krieg.

[4]) Dazu die Adjektiva dickoppich und dickeppich.



Winzerin — Gustav Ernst.

einzigen Begriff angeregt aus nur 7 Orten! Wie wird diese Zahl wachsen, wenn es der Friedenszustand den rund 400 Sammler der Akademie in der Pfalz erlaubt, voll für das Pfälzische Wörterbuch tätig zu sein! Und unter allen Vergleichen und Bildungen, die sich als Übertragung ausweisen, ist nicht eine Prägung, die nicht vom Leben plastischer Sinnlichkeit, vom Sprühfeuer natürlichen Witzes beseelt wäre!

Nicht[5]) minder charakteristisch für die Ausdruckswürzigkeit der Pälzer Mundart ist es, wenn der lange Kopf Waißläwlskop[6]) genannt wird, wenn das lange Hinterhaupt als musikalischer Hinnerkopp figuriert (wie zu erklären?), wenn hier ein altes, dort ein trostloses Gesicht die Etikette Gesicht wie ein verrissener Elfer erhält, wenn der Begriff der Verrücktheit mit der, an den norddeutschen, allerdings harmloseren Ausdruck einen Vogel haben[7]) oder jetzt trillert er[7]) von ferne erinnernden, Wendung gepickt im Hern (Hirn) sinnlich-heitere Ausprägung erhält oder wenn man von einem Erschrockenen sagt: Er macht e Gesicht wie e Katz, wenn's dunnert, wenn vom Sommersprossigen, der in Altbayern da und dort vom Teufel beschissen ist, das Wort geht „Mer meent, der wär mit seim Maul in die Linsesupp gefalle." Nicht weniger glücklich an Treffkraft und Originalität der Vergleichfindung sind Ausdrücke wie: mer (man) meent, der wär ins Mehlfaß gefalle = blasse Wangen haben, mer meent, der wer mit seim Maul in de Sens gefalle = einen großen Mund haben, wenn der 's Maul ufmacht, kriee (kriegen) die Ohre Besuch = großen, weiten Mund besitzen, in de Lait ehre (ihre) Mäuler rumgehn = das öffentliche Gesprächsthema bilden, jemand de Schröppkopp (Schröpfkopf) anhänge = den Nebenmenschen rücksichts- und gewissenlos ausnützen, Walddaiwel (Waldteufel) = Leute, die sich viel im Wald aufhalten und dort alle Pfade kennen u. s. f. Die Auslese ließe sich ins Endlose fortsetzen. Nie aber fände sich ein Ausdruck, der blaß und ohne Erdkraft wäre. Der Altbayer und der Schwabe rühmt sich der Farbigkeit, der an den greif- und seh- und schmeckbaren Dingen dieser Erde orientierten, Wärme ausstrahlenden Sinnlichkeit seiner Rede, des Witz- und, soll's so nötig sein, des verzehrenden Hohnfeuers seiner Sprache: mit Recht, aber der bayrische Rheinfranke steht ihm in diesen Vorzügen des Wortschatzes, wie die paar Beispiele, die ich gab, dartun, in nichts nach. Wie der Altbayer — und damit soll diese Auslese geschlossen sein! Mag sie dem Leser ein Wildstrauß werden, der ihn zur eigenen, sammelnden Umschau auf dem Blumen- und Stechdistelanger des Pfälzer Wortschatzes verlockt! —, wie der Altbayer also, so ist auch der Pfälzer ein ebenso warmer, als offenherziger, überzeugter Verehrer des Watschenbaums. Man könnte eine ganze Abhandlung über die Terminologie der Ohrfeige im Pfälzischen schreiben und könnte sie ausdehnen auf die schönen verhüllenden und derb-offenen Wendungen für jene greifbaren Auseinandersetzungen mit dem geistigen Instrument des homo sapiens, die man so gärtnerisch diskret in dem Sammelnamen der Kopfnuß zusammenfaßt. Denn auch für diese Offensivtechnik der beleidigten Menschenseele hat der Pfälzer gleich dem Altbayern warmes Verständnis übrig, sofern er nur der ausübende Teil sein kann. Ich möchte den Leser nur mit drei formelhaften Wendungen und Sätzen aus dem einschlägigen Sondergebiet des pfälzischen Wortschatzes bekannt machen. Sie sollen vom Pianissimo, also sozusagen vom Wohlgepflegten, die harten Dinge gütig Verhüllenden der Rede, beginnend zum Fortissimo anschwellen und dann zeigen, wie der Pfälzer die Worte setzt und schleift, wenn er ungemütlich wird und den Generalsturm auf jenen Teil der menschlichen Figur ankündigt, dem man gemeinhin die Eigenschaft der Gottähnlichkeit am meisten zugesteht. Während der Altbayer einen grad a bissel anrührt oder nur „a wengel kitzelt", wenn er das Ebenbild Gottes im Nächsten verprügelt oder mit dem Messer zur eige-



Der letzt' Troppe. Gustav Ernst.

[5]) Die folgenden Ausdrücke stammen aus Geinsheim und Maudach.

[6]) Weißlaibelkopf.

[7]) = Schrullen haben, schrullig sein.

nen Anschauung zu bekehren sucht, heißt es der Pfälzer nur uff's Kopptuch schlae (schlagen), wenn er einen Hieb auf das Haupt versetzt. Wird er deutlicher und schwillt der Orkan im Innern des Beleidigten so an, daß ihm die Hände ins Gesicht des Gegenüber auszurutschen drohen, so kündigt er das mit Sätzen an, wie etwa den folgenden: ich schlag der uf de Ohre, daß du die zwölf Apostel for e Raiwerbande (Räuberbande) anguckst oder ich schlag der uf de Ohre, daß de Parre (der Pfarrer) uf de Kanzel wackelt. Diese homerische Ausdrucksweise eignet der männlichen Jugend. Man merkt das Blumige und Kraftstrotzende darin gleich deutlich heraus.

Um dem Leser eine zusammenhängende pfälzische Sprachprobe zu reichen, dürfen zum Beschluß zwei hervorragende Dichter in pfälzischer Mundart zu Wort kommen: Franz v. Kobell, der sich auf Oberbayrisch so sicher ausdrücken konnte wie auf Pfälzisch, und, der sprachlich wie dichterisch beste der Dialektautoren der Pfalz, Karl Gottfr. Nadler, dessen Gedichtsammlung „Fröhlich Palz, Gott erhalts!" eine poetisch in jedem Betracht erquickende, erstklassige Leistung ist. Nadler soll mit dem heute aktuellen, den demokratischen Sinn und das Ethos des Pfälzers illustrierenden Poem „Die Abodhekersbüchs" und mit seiner, ins Kapitel der pfälzischen Schildbürgereien schlagenden Schnurre „Die Ratsherrn und die Reddigschwänz" das Wort erhalten. Von Kobell mag ein Teil aus dessen Gedicht „Der Pfälzer und der Bayrischzeller" hier Platz finden, weil es recht glücklich die Verschiedenheit des Pfälzischen und des Bajuwarischen zur Anschauung und zu Gehör bringt. Nadler mag den Vortritt haben, Kobell soll den Rundblick auf die Mundarten der Pfalz schließen und zum Vergleichen einladen zwischen der westlichsten und der östlichsten Mundart unseres Landes.



G. Ernst.

Die Abodhekersbüchs.

Manch aldi Abodhekersbüchs
Führt Tiddel groß un schwer,
Un mächt mar ihren Deckel uf
Do schtinkt se und is leer.

E mancher schreibt sich „Von" un „Auf",
E mancher heeßt „Herr Rat",
Un wie der Abodhekersbüchs
Gehts dene Männcher grad.

Wann eener gar mit Tiddel prahlt,
Kannscht schwöre: Do ist nix!
Do is es leer un schtinkt, wie in
Der Abodhekersbüchs.

Behalt die Lehr, un merkscht, daß 's schtinkt,
So schnubb, un plauder nix;
Sag: „Herr Baron, Herr Rat" — un denk:
Du Abodhekersbüchs!

Doch wann als Mann dich Ehr un Pflicht
Emol zum Redde zwingt,
Dann schnubb nit aus Verlegenheit, —
Sag laud un gradaus: 's schtinkt!



Die Ratsherrn und die Reddigschwänz.

De Ratsherrn sin die Reddigschwänz,
Ja Reddigschwänz,
In de Zähn drin schtecke bliwwe;
Do hawwe se ne Cunferenz,
Ja Cunferenz,
In Rothaussaal verschriwwe.

Do war der Ratsherr Peder Squenz,
Ja Peder Squenz,
Der hot gottserbärmlich gekrische:
Do seht, ihr Herrn, die Reddigschwänz,
Ja Reddigschwänz,
Die schtecke mer noch darzwische.

Doch sächt der Ratsherr Dudeldee,
Ja Dudeldee,
Do guckt nor her, was Faxe!
Mein Reddigschwanz schteht krumm in Höh,
Ja krumm in Höh,
War halt nig grad gewachse.

Do sächt der Ratsherr Quinkelquanz,
Ja Quinkelquanz:
Mein Weibche kann ich nit küsse,
Seit ich mich in den Reddigschwanz
Ja Reddigschwanz,
Heut Morge habb verbisse.

Do sächt der Burgermeeschter Quack,
Ja Meeschter Quack:
Vun Küss' wollt ich nix sage,
Wann ich nor noch mein Peif Duwak,
Ja Peif Duwak,
Mein Cigarr noch könnt raache.

Sächt seller: wann gar uf die Erd,
Ja uf die Erd,
Mir Herrn per Zufall borzle,
Un 's Schwänzel in de Bode fährt,
Ja Bode fährt,
Do schlächt der Reddig Worzle.

Die Worzel wächst in Bode nein,
Ja Bode nein,
Un mir, mir bleiwe liche!
Mag do wer will e Ratsherr sein,
Ja Ratsherr sein,
Die Schtadt werd keen mehr kriche.

Die Ratsherrn in der Cunferenz,
Ja Cunferenz,
Die hawwe zsamme beschlosse,
Daß mar die Reddig ohne Schwänz,
Ja ohne Schwänz,
Wollt künftig wachse losse.

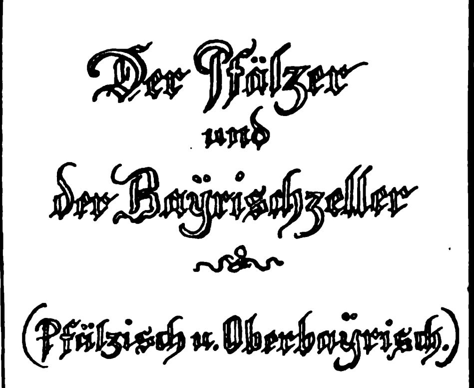
Un sollt e Reddig schtorrig sein,
Ja schtorrig sein,
Un sollt e Schwänzel treiwe,
Do dörf 'r nit uf de Mark erein,
Ja Mark erein,
Muß aus der Schtadt weggbleiwe.

Kummt 's awwer doch noch heemlich vor,
Ja heemlich vor,
Un eener kummt so gschliche,
Der soll sein Schwänzel gleich am Dhor,
Ja gleich am Dhor
Vum Büddel gschnidde kriche.

Doch sollt sich jemand unnerschtehn,
Ja unnerschtehn,
So Cunderband zu esse,
Un 's bleibt 'm e Schwänzele zwische de Zähn,
Ja zwische de Zähn, —
Der hot sich's beizumesse!









Zeichnung von Professor H. Stockmann.

Pfälzer.

Gute' Morge', gute' Morge', ei sacht lieber Freund,
Wie heest dann der Berg, wo die Sunn druff scheint,
Der dort, wo so Felse' un' Löcher un' Stee',
Meiner Seel', lieber Freund, der Berg is nit schö'.

Bayrischzeller.

Der Berg war nit schö'? dees verstehts Ees halt nit.
Es fei't ihm nix dem, seyds no' z'friedn damit,
Den hoaßt mar 'n Wendlstoa', steigts amal 'nauf,
Ko seh', 's geht Enk nacher a' Liachtl auf.

Pfälzer.

Ja was soll dann do schö' seh', es wachst jo nix dra',
Un' mer sicht 'm die Wildheit von weitem schun a',
Un' weche' der pure' Aussicht allee',
Do käm' emm deß Grable' theuer zu steh'.

Bayrischzeller.

Ees wißts es halt nit', 's is wohl schö' in den Gwänd
Und a' Platz scho' a' raara, bal's oana recht kennt,
Es is dort a' Gartn, so fei' wie's oan' geit,
Wo d'Almrosn blühn in der Summerszeit
Und der Enzian mit seini Glockn so blau
Und d' Stoarautn, dees is a' wunderliebs G'schau.
Und steigst na' auf d'Birsch um a' Gambsei 'nauf,
Und es rauscht aus die Laatschn an' Auerho' auf,
A' Spielho', a' Haslhea'r, dees is a' Freud,
Da werd ma' wohl frisch und da rührt si' a' Schneid,
Und sicht ma' da drobe na' d' Sunn aufgeh',
Da is ja d'Welt grad noamal so schö',
Bal's' o'scheint die Schneeberg weit drinn in Tyrol
Und in Land draußn d'Ebnet vo' Nebi no' voll
Und der Tag glaaslhoata, All's ruai und still —
Und bal' nacher oana no' dro'denka will,
Wie's anders is druntn, wo d'Leut anand plagn,
Herr Bruada betrachts und Ees werds nimmer fragn,
Ob's ebba kunt schö' seh' und luschti' da drobn,
Mein' Kopf wollt i' wettn, Ees thaats es aa' lobn.

Pfälzer.

Die Gränk, was er schwärmt! — Er is jo e' Poet,
Der sich uff e' Bschreibung gar prächtich versteht,
So e' rechti idyllischi Mensche'natur,
Er kummt alle' Schönheite' g'schwind uff die Spur,
Wahrhaftich, Er sollt' emol bei mer seh',
Was er saache' thät zu de' Wingert am Rhei',
Deß is noch 'was anners, do wachst schun 'was,
Daß mer sächt s' is der' werth un' mer hot aach'n Spaß.
Die Berg voller Traube'! ganz voll lieber Schatz.
Un'mer braucht nit zu grabble' so toll wie e' Katz,
Do geht mer spaziere', hübsch langsam enuff
Un' find't e' schö' Summerhaus obe' d'ruff,
Un' do sicht mer die Dampfschiff schwimme' drher
Un' die kleene Nache' die kreuz un' die queer',
Un' mer hockt aach nit trucka drbei, schenkt sich ei'
Un' trinkt recht behachlich e' gut' Glas Wei', —
Mit all' seine' Blümcher un' Schönheite' do,
Was hot mer drvun? deß is nit e' so, —
Der Mensch hot 'n Maage' un' nit umesunscht,
Was thut der mit Blümcher un' Morge'dunscht!

Bayrischzeller.

Ja moants Ees, mir hungern? dees fallt uns nit ei',
Da müaßtn in' Berg' koani Alma nit seh',
Na na! so is's nit, denn dort ober die Wänd',
Do hat d' Welt, mei' Lieber, no' lang koa' End',
Da geit's a' schö's Gras, Kräutln aa' in der Blüh',
Dees hoaßt mer an' Alm und da grasn die Küh',
Ja die schönstn und daß mar o' Kua melcha ko',
Gel' dessell wißts ja do', und da lebt ma' davo',
'Is lusti' dees Lebn, a' jeder hot's gern,
Ko'st d' Sendrinn schö' singe' un' juchezn hörn,
Weil's es freut, bal's' oan' sicht, der a' bißl was is,
Und is oft a' schö's Diendl, dees tauget Enk gwiß,
Kreuzlusti' und rühri' und frisch wier a' Hecht,
Daß ma' glei' lieber bleibn als weitergeh' möcht'.

Schau, da hockst ei' der Hüttn, brinnt's Fuierl am Herd
Und's Diendl bringt a' Milli und wie se si g'hört,
Kocht an Retsl und Nudl, dees ist grad a' Freud',
Und mi'n Essn und Scherzn bringst uma dei Zeit,
Habts aa' ebbes selles, ha Landsmo', bei'n Enk? —

Pfälzer.

Deß nit, aber wann ich an's Herbschtmacha denk',
Do geht gar nix drüber, do tanzt mer un' singt,
Un' spetaklt sich! daß emm der Kopp schier verspringt,
Un' deß is zu hübsch, wann's so wimmlt un' wühlt
Un' so farbich im Grü' vun de' Rebe' 'rumspielt,
Do kummt so e' Leeserinn, luschtich un' fix
Un' macht emm' manierlich 'n artige' Gnix
Un' offerirt Traube', mei' Schatz deß is fei'! —

Bayrischzeller.

Nit übi', amal möcht' i' aa' dabei sey',
Denn d' Traubn, verstandn, die giebts bei'n uns nit,
Grad d'Limonihandler die bringe 's oft mit
Von' welsch'n Tyrol, da hon i' s' wohl g'segn
Schö' bloob, aber ho' weiter nie koani mögn,
San ma' z'theuer gwest, nehma an' Zwölfer dafür,
Und da trinkt ma' do' lieber a' Paar Maaßl Bier.

Pfälzer.

Mei' geh mer ewech mit dem welsche' Tyrol,
Mer heest se' halt Traube, sie sin's nit emol,
Die wässriche Dinger, do dank ich, nee, nee,
Do muß mer zu uns an de' Rhei' nunner geh',
Do wachse' jo Arte' (deß is noch der Laag)
Viel hunnert! deß langt nit, ja wann ich's 'm saag,
Un' deß Kelterlebe'! deß is wohl e' Spaß,
Do setzt mer 'n Bachus nuff uff e' Faß,
Ufs Moschtfaß, Dunner, do gits nocher Bränd'
Daß sich oft eener drei Täg' nimmer kennt.

Bayrischzeller.

Wißts was, i' laß handeln, 's ko' schö' bei 'n Enk sey',
Des schönst' aber, mirk' i', dees is halt der Wei',
Und weil's 'n gnua habts, no'! so schickts mer oan' zua,
Na' is glei' mi'n Dischpatirn a' Rua.

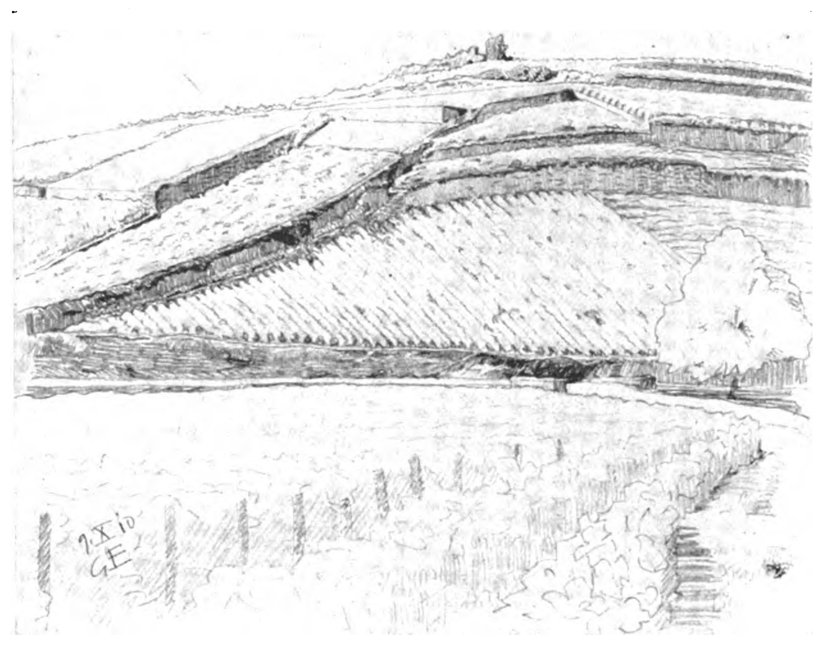
Pfälzer.

Is e' Wort, deß soll g'schehe', do kummts nit druff a',
Aber Eens muß Er thu', un' do denk' Er m'r dra',
Do drobe', juscht in denne' Löcher un' Stee',
Wo ich um ke' Geld thät rischkire' die Bee',
Dort muß Er mer trinke' e': Vivat die Palz!

Franz von Kobell.



G. Ernst.



Der Michelsberg bei Dürkheim. G. Ernst.

Etwas vom Pfälzer Weinbau.

Von Dr. F. v. Bassermann-Jordan,
Aufsichtskommissär für das pfälzische Weinbaugebiet,
Vorsitzender des Weinbauvereins für die Rheinpfalz.

Das pfälzer Weinbaugebiet ist an Umfang wie an Güte eines der allerwichtigsten. Es erzeugt ebensowohl große Mengen von Konsumweinen wie von feinen Weinen aller Art bis zu den unübertroffenen süßen Ausleseweinen der Mittelhaardt. Das Klima ist das günstigste am Rhein, nur hierzulande stehen zahllose Feigenbäume im Freien, sogar Araukarien trifft man an, die Mandel und die Edelkastanie finden sich in großen Mengen. Die Rebfläche ist etwas zurückgegangen infolge der vielen Mißjahre vor dem Krieg, man kann sagen, daß der Weinbau die 20 Jahre von 1897—1916 durchschnittlich keine Rente gebracht hat und zwar zumeist infolge der Verheerungen durch den Sauerwurm. Die ersten reicheren Weinjahre seither waren 1917 und 1918, sie fielen leider in den Krieg, und da die Besteuerung der Kriegseinkünfte bisher keinen Unterschied macht zwischen Granatendrehen und einem guten Weinjahr, das ein Segen des Himmels ist, so wird dem Winzer auch von diesen einzigen Jahren, die ihn für lange vergebliche Mühen hätten entschädigen können, wenig übrig bleiben, wenn nicht eine Verbesserung der Gesetzgebung im Sinne ausgleichender Gerechtigkeit erfolgt.

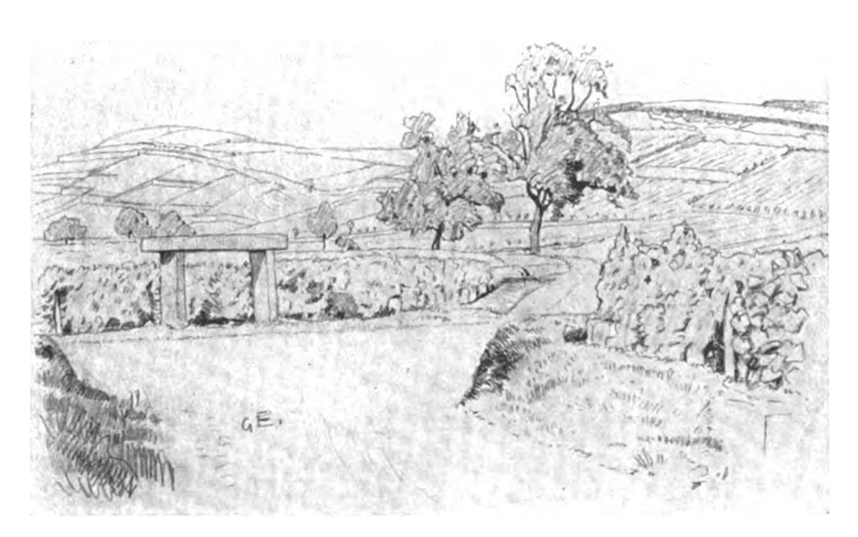
Der pfälzer Weinbau stammt aus der Zeit der römischen Besetzung des Landes, ebenso wie an der Mosel, zahlreiche Bodenfunde erweisen es; später hat besonders die Kirche und die Klosterkultur den Weinbau befördert, aber zahllose Kriege haben ihn immer wieder schwer geschädigt. Die Güte des Pfalzweins, zu dem ehemals auch der Bacharacher, Oppenheimer, Niersteiner usw. gehörten, war schon im Mittelalter hochberühmt. Zum eigentlichen Qualitätsweinbau, Ausleseweinen u. dgl. ist man schon Ende des 18. Jahrhunderts an den geeignetsten Orten übergegangen. Trotzdem war gerade im 19. Jahrhundert das öffentliche Ansehen des Pfalzweins beim großen Publikum keineswegs der Güte entsprechend, was vor Allem darin seine Ursache hatte, daß die größte Menge der guten und besten Pfalzweine unter anderen Namen in den Konsum kam. Eine durchgreifende Besserung in dieser Hinsicht hat erst das Weingesetz von 1909 mit seinem Schutz der Herkunftsbezeichnungen gebracht; seitdem hat der Pfalzwein auch in den nicht fachmännischen Kreisen, auf den Weinkarten usw. die ihm gebührende Stellung eingenommen. Wesentlich hiezu beigetragen haben die öffentlichen Versteigerungen des

dem Deutschen Verband angehörenden „Vereins der Naturweinversteigerer der Rheinpfalz", ferner der Zusammenschluß zahlreicher kleinerer Besitzer zu Winzervereinen wie auch die Tätigkeit des pfälzischen Weinhandels. Bedeutende Organisationen von Weinbau und Weinhandel vertreten die pfälzer Interessen, für ersteren kommt in erster Linie der „Weinbauverein für die Rheinpfalz" in Betracht.

Die größte Gefahr des Weinbaus, die Reblaus, konnte durch genaue Durchführung des Reblausgesetzes von 1904 bisher insoweit von der Pfalz ferngehalten werden, als seit 1895 von den etwa 250 Weinbaugemeinden der Pfalz nur zwei als infiziert erkannt worden sind und in diesen ist es gelungen, bisher bedeutende Weiterverbreitungen zu verhindern. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit ständigem Verkehr aus dem reblausverseuchten Ausland ist die Reblausgefahr allerdings besonders drohend geworden.

Der Krieg hat außerordentliche Steigerungen der Betriebskosten des Weinbaus und Weinhandels mit sich gebracht, hierzu kommt die durch Arbeitermangel und fehlenden Dünger bewirkte schwere Schädigung des ganzen Erhaltungszustandes der Weinberge. Berücksichtigt man diese Entwertung, die vervielfachten Kosten und den Umstand, daß die besseren Jahre im Weinbau auch für die häufigen Mißjahre mit aufkommen müssen, so erscheinen die derzeitigen hohen Weinpreise in erheblich anderem Lichte als viele Weintrinker gewöhnlich anzunehmen geneigt sind. Nachdem 1917 und 1918 gegenüber den 20 vorhergegangenen Jahren erheblich reichere Weinernten gebracht haben und bei dem kümmerlichen Düngungs- und Bearbeitungszustand der Weinberge dürfen die Hoffnungen für 1919 jedenfalls nicht hoch gespannt werden; nur einmal im 19. Jahrhundert sind 3 reiche Weinjahre aufeinandergefolgt: 1857, 1858, 1859. Die Betriebskosten bzw. die Erzeugerkosten des Pfalzweines betragen, nicht erst in Folge des Kriegs, das vielfache der Erzeugungskosten südlicherer reicher Weinländer, so daß eine Konkurrenz des Pfalzweins gegenüber letzteren ohne entsprechende Zölle nicht denkbar wäre, nur die allerfeinsten Sorten könnten hierbei etwa eine Sonderstellung einnehmen.

Die ganze Vergangenheit des Pfalzweins spiegelt sich wieder in dem Wein-Museum zu Speyer, das eine besondere Abteilung des historischen Museums der Pfalz bildet und in seiner Bedeutung unerreicht dasteht. In 6 großen Sälen stellt sich hier die Geschichte des Weinbaus dar von vorgeschichtlicher, griechischer und römischer Zeit an bis ins 19. Jahrhundert. Ganz besonders glänzend ist die römische Abteilung, die u. a. mehrere hölzerne Weintransportfässer der Römer und sogar noch eine Glasamphora mit römischem Wein enthält, auch römische Winzergeräte und Apparate der römischen Weinbehandlung fehlen nicht. Aus dem 16.—18. Jahrhundert fallen besonders die Menge im Originalzustand erhaltener Weinkeltern und die Fülle von geschnitzten Fässern, Faß-Riegeln, Küfergeräten usw. auf; auch die Entwicklung der Kellerbehandlung, der Kellergeräte, selbst die der Flaschenformen kann man hier verfolgen. Wenige Museen üben schon des allgemein beliebten Gegenstandes wegen eine solche Anziehung aus wie das Weinmuseum zu Speyer.



Von den besten Weinlagen in Dürkheim. **G. Ernst.**



Ungstein. Gustav Ernst.

Der Besuch des Bayerischen Landtags in der Pfalz im Jahre 1909.

Von Ministerialrat Otto Luxenburger.

Im September werden es 10 Jahre, daß auf Einladung mehrerer pfälzischer Stadtverwaltungen eine stattliche Anzahl von rechtsrheinischen Mitgliedern des Bayerischen Landtags in die Pfalz kam, um diesen vom Stammlande räumlich getrennten Teil näher kennen zu lernen, pfälzische Verhältnisse zu schauen und pfälzische Herzenswünsche und Bedürfnisse an der Quelle zu studieren. Die Pfälzer hegten — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — schon seit längerer Zeit die Befürchtung, es möchten die pfälzischen Forderungen und Wünsche bei der überwiegenden Zahl der rechtsrheinischen Abgeordneten wegen nicht genügender Kenntnis der pfälzischen Verhältnisse nicht die gebührende Würdigung finden. Die Reise wurde daher mit besonderer Freude begrüßt. Gewiß werden die zahlreichen noch lebenden Teilnehmer an diesen Besuch noch mit lebhafter Anteilnahme zurückdenken. Konnten sie sich doch überzeugen von der Schönheit dieses gesegneten Landstrichs, von der Strebsamkeit und dem Fleiße seiner Bewohner und von der unbegrenzten Gastfreundschaft der pfälzischen Bevölkerung.

Heute, wo die Pfalz unter französischer Besatzung lebt, wo sie voraussichtlich noch auf lange Zeit dem allgemeinen Besuche verschlossen ist und wo uns sogar die Frage ihres künftigen Schicksals mit Sorge erfüllt, möchte es vielleicht nicht unangebracht sein, der Pfalzreise des Bayerischen Landtags einige Zeilen des Gedenkens zu widmen und der Verfasser dieser Zeilen dürfte dazu um deswillen berufen sein, weil er als damaliger Regierungsrat der pfälzischen Regierung den ehrenden Auftrag erhalten hatte, die Reisegesellschaft durch die Pfalz zu begleiten.

Am Montag, 20. September nachmittags 1 Uhr 53 Minuten trafen gegen 100 Herren, hauptsächlich Mitglieder der Kammer der Abgeordneten mit dem Präsidenten Dr. von Orterer, in Germersheim ein. Die pfälzischen Mitglieder schlossen sich in der Pfalz an. Von Germersheim brachte uns ein von der Eisenbahndirektion für die ganze Reise in der Pfalz zur Verfügung gestellter Sonderzug zunächst nach Landau. Nach einem Rundgang durch die Stadt, die sich aus dem alten, engen Festungsbereiche durch zweckmäßige Verwertung des Umwallungsgeländes zu einer der schönsten pfälzischen Städte entwickelt hat, fand in der prächtigen städtischen Festhalle, der Stiftung eines der Allgemeinheit noch jetzt unbekannten hochherzigen Bürgers, die erste offizielle Begrüßung auf pfälzischem Boden statt. Bald ging es weiter in das pfälzische Bergland. In der Ferne winkt die Madenburg, eine der ältesten und umfangreichsten Burgruinen der Pfalz und berühmt durch die großartige Aussicht, die sie nach zwei Seiten hin in

die Gebirgswelt der pfälzischen Schweiz wie über die Rheinebene bis zu den Gebirgsketten des Schwarzwaldes und des Odenwaldes bietet. Bei Annweiler grüßt der trotzige Turm der ehemaligen Reichsveste Trifels, wo einst die Reichsinsignien verwahrt waren und in deren Verließ der Sage nach König Richard Löwenherz von England lange Zeit gefangen gehalten wurde. Kurz nach 6 Uhr traf der Zug in Pirmasens ein. Bei der festlichen Veranstaltung, die abends die Reiseteilnehmer und zahlreiche Pirmasenser Bürger vereinigte, kamen in der Begrüßungssprache auch die Wünsche der Stadt Pirmasens zum deutlichen Ausdrucke. Diesem Beispiele folgten später andere Städtevertreter und es mag auch für einen Mann von der Gewandtheit des Präsidenten Dr. von Orterer nicht immer leicht gewesen sein, in seinen sofortigen Erwiderungen jeweils die der augenblicklichen Lage entsprechenden beruhigenden Worte zu finden, ohne der freien Entschließung des Landtags vorzugreifen. Er erfüllte aber diese Aufgabe mit Ernst und Humor getreu dem Dichterwort „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci" auf das glänzendste, wie er sich denn den durchaus nicht bescheidenen Anforderungen, die während der ganzen Reise an seine Rednergabe gestellt wurden, in einer Weise entledigte, die aller Bewunderung erregte.

Der zweite Tag brachte vormittags — ich folge hier und weiterhin teilweise den Berichten der Tagespresse — eine Fahrt auf eine Anhöhe bei der Stadt mit schönem Überblick über ihre hügelige Lage und sodann einen Rundgang durch die große Lederfabrik Gebrüder Fahr A.-G., die eine lehrreiche Einsicht in die Lederherstellung gewährte, und nach Auswahl durch die Schuhfabriken von Paqué, Rheinberger und Wolff, wo nicht minder eingehend die Herstellung von Schuhen und Stiefeln in allen Einzelheiten gezeigt wurde. Mittags folgte die Weiterfahrt nach der alten Herzogstadt Zweibrücken. Ich darf hier wohl anführen, was Goethe, der in seiner Straßburger Zeit Zweibrücken besucht hat, in „Dichtung und Wahrheit" darüber schreibt:

So eilten wir durch Zweibrücken, das als eine schöne und merkwürdige Residenz wohl auch unsere Aufmerksamkeit verdient hätte. Wir warfen einen Blick auf das große einfache Schloß, auf die weitläufigen regelmäßig mit Lindenstämmen bepflanzten, zum Dressieren der Parforcepferde wohl eingerichteten Esplanaden, auf die großen Ställe, auf die Bürgerhäuser, welche der Fürst baute, um sie ausspielen zu lassen.*) Alles dieses, sowie Kleidung und Betragen der Einwohner, besonders der Frauen und Mädchen, deutete auf ein Verhältnis in die Ferne und machte den Bezug auf Paris anschaulich, dem alles Überrheinische seit geraumer Zeit sich nicht entziehen konnte.

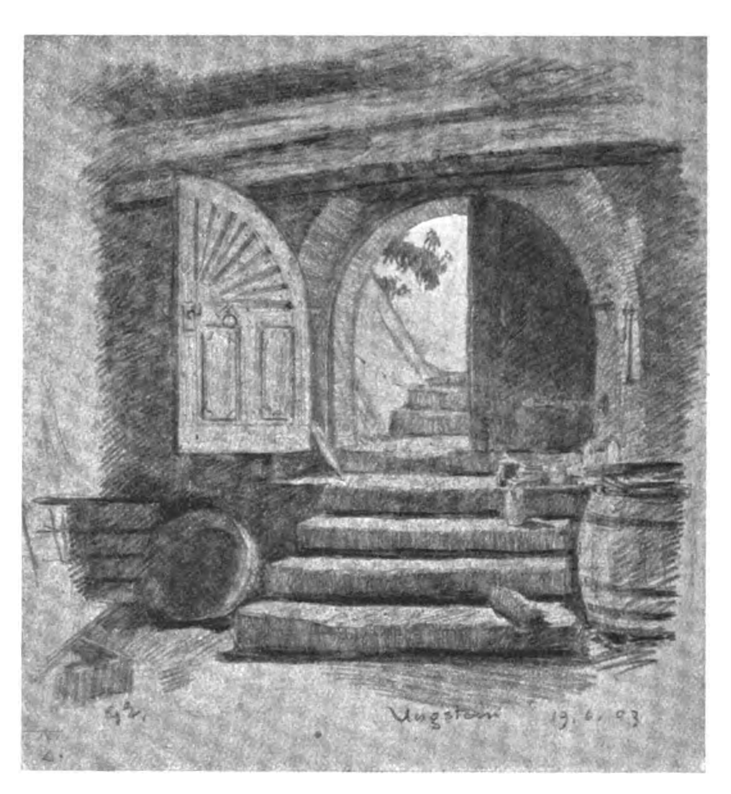
*) Vgl. auch Dr. Albert Becker „Zweibrücken". 2. Auflage. 1917. S. 15.

Die Bezeichnung „Klein-Paris" für meine Vaterstadt ist mir noch aus meiner Jugendzeit erinnerlich. Sie hat aber wohl damals schon nicht mehr zugetroffen. Es ist auch kaum anzunehmen, daß der „Bezug auf Paris" durch die französische Besatzung neue Nahrung erhalten hat.

Dr. von Orterer erinnerte in seiner Ansprache an den altehrwürdigen, geschichtlichen Boden, auf dem man stehe. Hier haben manche aus dem alten Hause der Wittelsbacher ihres langen und segensreichen Lebens ein Ende gefunden und kein Bayer werde an dieser geheiligten Stätte vorübergehen, ohne an diejenigen zu denken, die hier zum letzten Schlummer gebettet sind.

Nach Besichtigung bedeutenderer Fabriken und des Landgestüts entführte uns der Sonderzug nach Kaiserslautern.

Besonders reich an Erlebnissen war der dritte Tag. Trotzdem es am Vorabende bei der geselligen Unterhaltung, die sich an die offizielle Begrüßungsfeier angeschlossen hatte und von der besonders die wohlgelungenen Vorträge der pfälzischen Dichter Münch und Dr. Heeger zu erwähnen sind, ziemlich spät geworden war, war man doch wieder zeitig auf den Beinen. Galt es doch, zunächst der alten Industriestadt Kaiserslautern in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit die gebührende Ehre zu erweisen. Zunächst statteten die Gäste in Gruppen verschiedenen hervorragenden Anlagen, wie der Kammgarnspinnerei, der Pfälzischen Nähmaschinen- und Fahrradfabrik, dem Eisenwerke, der Möbelfabrik von Gebrüder Eckel u. a. Besuche ab. Darauf folgte eine Rundfahrt durch die Stadt mit Besichtigung des Gewerbemuseums. Erfüllt von den reichen Eindrücken, die uns Gewerbefleiß und Fortschritt hier geboten, fuhren wir um die Mittagszeit weiter in der Richtung gegen Neustadt a/H., aber nur bis zur übernächsten Station Frankenstein. Dort standen die von der Stadt Bad Dürkheim gesandten Wagen bereit. Es folgte eine prächtige Fahrt durch das reizende Isenachtal, vorbei an der Burgruine Hardenburg und an den herrlich gelegenen Überresten des Klosters Limburg, zu dem am gleichen Tage wie zum Dome von Speyer (1030) der Grundstein gelegt und das 1504 zerstört wurde, nach Bad Dürkheim. Damit waren wir in das pfälzische Weinbaugebiet eingetreten, dem der Nachmittag gewidmet war. Wie sehr schon in Bad Dürkheim damit der Anfang gemacht wurde, ergibt sich daraus, daß die gastfreundliche Stadt beim Mittagessen in 14 Nummern, die bis zu den Edelweinen der Jahrgänge 1904 und 1900 reichten, eine Probe der dortigen vorzüglichen Gewächse gab. Die Weiterfahrt führte in kurzer Zeit nach Deidesheim. Dort wurden zunächst die in den Räumen des Winzervereins aufgestellten Weine geprobt und die Anlagen selbst besichtigt. Dann wurden gruppenweise verschiedene große Kellereianlagen in Deidesheim und Forst (Buhl, Bassermann-Jordan, Spindler), die sich



Winzerkeller. Gustav Ernst.

wie Katakomben weithin unter der Erde erstrecken, in Augenschein genommen. Daß die liebenswürdigen Besitzer es sich nicht nehmen ließen, ihren Gästen nach getaner Arbeit eine andächtige Zungenerprobung ihrer wunderbaren Spitzenweine zu ermöglichen, bedarf wohl keiner besonderen Feststellung. Den Abschluß dieses anstrengenden Tages bildete die Begrüßungsfeier in Neustadt a. H., diese selbst wieder gekrönt durch die von der Stadt veranstaltete, in der Pfalz mit Recht berühmte Höhenbeleuchtung. In glänzendem Rot erstrahlten die Höhen der Umgebung, die zahlreichen Landhäuser, der Haardter Steinbruch, der Turm auf dem Weinbiet und hoch oben hatten flinke Hände einen goldenen Pokal gebaut. Wohl eine Viertelstunde dauerte das großartige Schauspiel, das weithin gesehen werden konnte. Zum Schlusse entzündeten sich auf dem Dache des Saalbaus in Leuchtschrift die Worte: „Bayern und Pfalz, Gott erhalts" und mächtig erklang das Pfälzer Lied aus vielen Kehlen.

An den Schluß dieses Tages kann ich wohl, ohne mich der Verletzung der Amtsverschwiegenheit schuldig zu machen und ohne mich auf Einzelheiten festzulegen, die Verse aus Scheffels Trompeter von Säkkingen setzen:

Becher schäumten, Gläser klangen,
Es begann ein scharfes Trinken,
Und das Lied verschweigt das Ende.
Schweigt von manchem späten Heimweg,
Schweigt auch von dem jähen Tode,
Den in selber Nacht des Lehrers
Alter Hut im Rhein erlitt.

Um so erfrischender war am vierten Tage der Frühspaziergang in der herrlichen nächsten Umgebung von Neustadt, die auch den Kundigen immer aufs neue entzückt. Daran schloß sich der Besuch des Neubaus der Wein- und Obstbauschule; sie hat sich inzwischen zu einer segensreichen Einrichtung namentlich für den pfälzischen Weinbau entwickelt, genießt aber auch über die Pfalz hinaus Ruf und Ansehen. Um 11 Uhr verließen wir die Stadt, um nach einigen Minuten in Edenkoben zu landen. Dort standen Wagen bereit, die uns auf vorzüglicher Straße, zuletzt durch einen Wald von Edelkastanien zu der von König Ludwig I. 1846 bis 1852 erbauten, von reizenden Anlagen umgebenen Villa Ludwigshöhe brachten. Vor dem Hause begrüßten uns festlich geschmückte, anmutige Mädchen aus der Stadt, die — in Ermangelung von Palmzweigen — Zweige von Edelkastanien in den Händen trugen, und durch ihre Anwesenheit auch das Frühstück verschönten, das die Stadt in den Räumen der Villa bereitet hatte. Mit Entzücken schwelgte das Auge in der Fernsicht über die weite fruchtbare Rheinebene mit ihren zahllosen Ortschaften bis hinüber zum silbernen Bande des Rheines, den Türmen des Speyerer

und Wormser Domes und den blauen Linien des Schwarzwaldes und des Odenwaldes. Nur schwer konnten wir uns von diesem wunderschönen Fleckchen Erde trennen und es bedurfte der wiederholten Mahnungen unseres gestrengen Präsidenten, um uns rechtzeitig zum Bahnhofe und zum Einsteigen zu bringen. Um ½3 Uhr lief der Zug in Speyer ein. Zuerst wurden die Hafenanlagen und Plätze für das neue Zollgebäude besichtigt, dann ging es durch die Domanlage zum Haupteingange des Domes, wo uns Bischof Dr. v. Busch und Generalvikar Dahl erwarteten. Sie führten die Teilnehmer durch den Dom, den ehrwürdigen Zeugen einer jahrhundertelangen Geschichte, und insbesondere durch die erst kurz vorher künstlerisch großartig wieder hergestellten Kaisergräber. Den Gefühlen, die dieser Besuch geweckt hat, gab Dr. v. Orterer beim nachfolgenden Mahle mit folgenden Worten Ausdruck:

Der Herr Bischof darf versichert sein, daß wir seinen Rat befolgten und im Geiste jene große Zeit an uns vorüberziehen ließen und ebenso dem Wunsche Ausdruck gaben, es möge unserem neuen Deutschen Reiche, das zwar auf einer anderen Grundlage aufgebaut ist, aber doch auf demselben Gedanken der Einheit, beschieden sein, wie früher ein Reich des Friedens und eine Bürgschaft für den Weltfrieden zu sein, es möge ihm beschieden sein, in Einigkeit und Einheit zu zeigen, daß wir sind ein einig Volk von Brüdern, an dem auch die heimgegangenen Kaiser ihre Freude hätten.

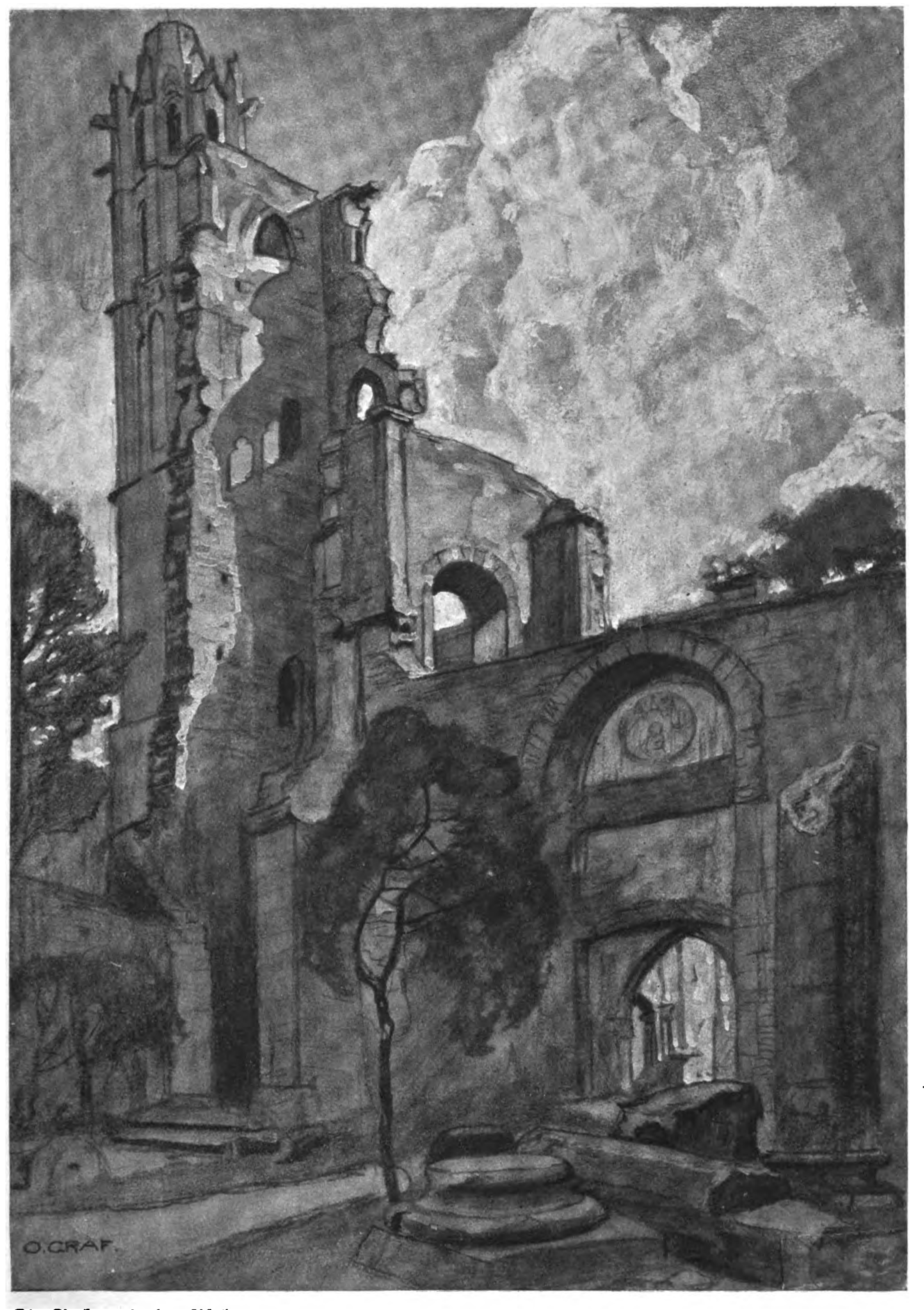
Die Stadt Speyer hatte ihren Gästen eine sinnige Überraschung bereitet, indem sie ihnen in einem hübschen Behälter eine sehr schön geprägte Medaille überreichte. Sie war als Siegel gedacht und zeigte auf der Vorderseite den Dom mit der Muttergottes und dem Jesuskind und die Umschrift: Sigillum civium Spirensium, auf der Rückseite die Inschrift: Die Kreishauptstadt Speyer zur Erinnerung an den Besuch des Landtags 23. September 1909.

Nach dem Mittagsmahle wurde dem erst seit kurzer Zeit eröffneten Neubau des pfälzischen Museums, einem Werke Gabriel von Seidl's, ein Besuch abgestattet. Die Führung hatten Regierungspräsident von Neuffer und andere sachkundige Herren übernommen. Die Reichhaltigkeit und Gediegenheit der Sammlungen fanden volle Bewunderung. So wurde es abends 7 Uhr, bis die Weiterreise erfolgte.

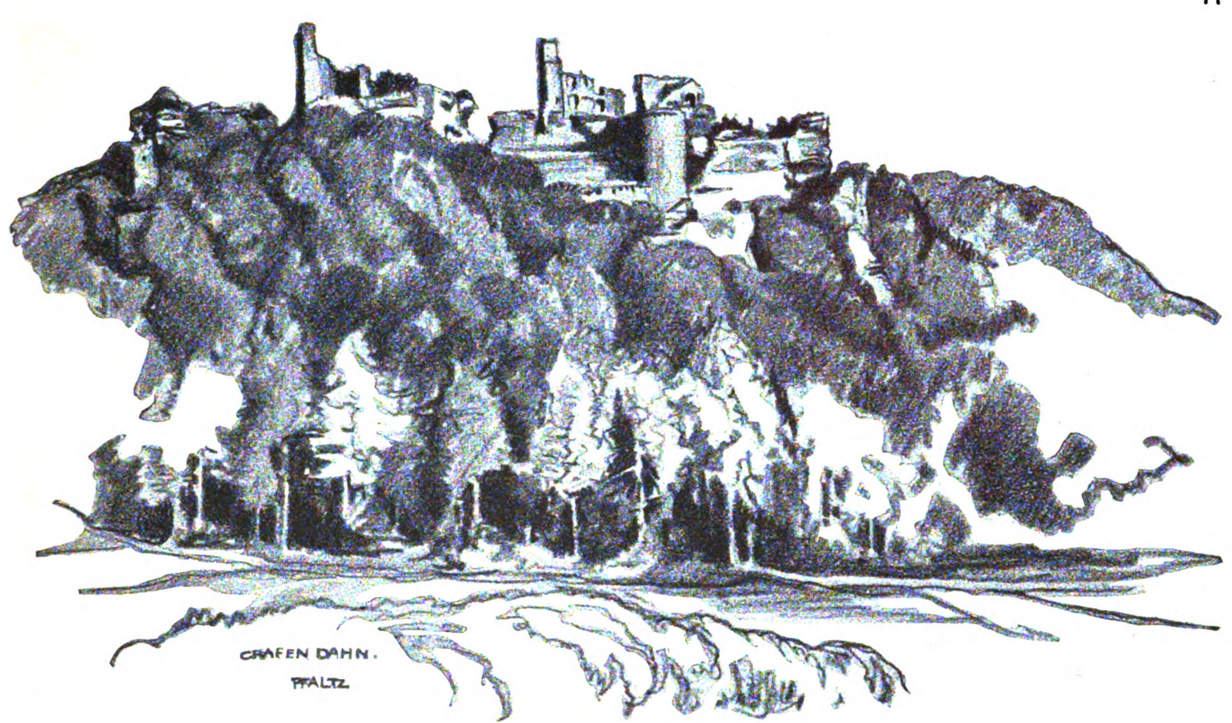
Der letzte Tag galt der jüngsten Stadt der Pfalz und deren größter Industriestadt Ludwigshafen a. Rh. Schon am Vorabende hatte im Gesellschaftshause die festliche Begrüßung stattgefunden. Der Vormittag vereinigte zuerst die Teilnehmer bei einer Wagenfahrt zur Besichtigung der Stadt unter besonderer Berücksichtigung der Industrieanlagen und der Verkehrseinrichtungen. Um 10 Uhr begaben wir uns auf einen reizend geschmückten Rheindampfer. Unter Musikklängen, die auch anderwärts die Veranstaltungen verschönt haben, und unter gastlicher Bewirtung folgte eine Rheinfahrt, bei der Gelegenheit gegeben war, die Hafeneinrichtungen von Ludwigshafen und Mannheim und das geplante neue Hafengelände für Ludwigshafen, die großen Speditionshallen und Lagerhäuser sowie die gewaltigen Anlagen der Badischen Anilin- und Sodafabrik kennen zu lernen. Bei herrlichem Wetter war es eine genußreiche Fahrt, die sich abwärts bis zur Einmündung des Frankenthaler Kanals ausdehnte. Nach der Rückkehr wurden noch der staatliche Zollhafen, das Bahnhofgebäude und die Bahnhofanlagen besichtigt. Dann nahte allmählich die Abschiedsstunde. Ein gemeinsames Mittagessen vereinigte zum letzten Male die noch vorhandenen Reiseteilnehmer. Dabei gedachte Dr. von Orterer in launigen Worten auch der verantwortungsvollen Tätigkeit des Regierungskommissärs. Die Landtagsreise in der Pfalz hatte ihr Ende erreicht. —

Die zweite Hälfte des seitdem fast verflossenen Jahrzehnts hat den Weltkrieg gesehen und die Wundertaten der deutschen Heere, die auch die Pfalz vor neuem Einfall und neuer Verwüstung behütet haben. Sie hat aber auch den Zusammenbruch geschaut, wie ihn furchtbarer das deutsche Volk noch nicht erlebt hat, und in seinem Gefolge die Besetzung der Pfalz durch französische Truppen, die schwer auf der Bevölkerung liegt. Möge Gottes Hilfe, eigener Fleiß und unermüdliche Arbeit die Pfalz, die sich trotz beispielloser Schicksalsschläge in unverwüstlicher Kraft immer wieder zu neuer Blüte erhoben hat, auch aus dem gegenwärtigen Elend hinaus- und hinaufführen zu einer neuen, glücklichen Entwicklung im Schutze des Deutschen Reichs und als Glied Bayerns! Denn die Pfalz, über ein Jahrhundert innig mit uns verwachsen, muß deutsch, muß bayerisch bleiben! Und wenn einmal wieder Mitglieder der bayerischen Volksvertretung bei ihr als Gäste weilen, soll sie ihnen aufs neue freudig ihre durch die jetzigen Leiden verklärten Reize zeigen, von denen der Dichter singt:

Am deutschen Strom, am grünen Rhein,
Ziehst du dich hin, o Pfälzerland,
Wie lächelst du im Frühlingsschmucke,
Wie glänzt des Stromes Silberband!
Da steh ich auf des Berges Gipfel
Und schau auf dich in süßer Ruh',
Und jubelnd ruft's in meinem Herzen:
O Pfälzerland, wie schön bist du!



Die Limburg in der Pfalz. **Professor Oskar Graf.**



Die Burg Grafen-Dahn. Prof. Oskar Graf.

Pfälzische Sagen.

Wolfgang Krämer, Gauting, Oberbayern.

Überaus bunt und tiefergehend als der Fernerstehende ahnt, zeigt sich uns das Phantasieleben der Pfälzer, soweit es sich offenbart in Märchen und Sagen, Liedern und Schwänken. Die außerordentliche Vielgestaltigkeit, die für die Oberflächenform des Pfälzerlandes wie auch für das pfälzische Wirtschaftsleben so bezeichnend ist, nicht weniger die reichbewegte Vergangenheit, sie mußten sich notwendig auch im „Singen und Sagen" der Pfälzer wiederspiegeln. Denn Landesnatur, politisch-kulturelle Geschichte, soziales Leben, Volkssitte und -sage hängen aufs engste miteinander zusammen, wirken eines ins andere und können nicht von einander getrennt werden.

Wir besitzen bei weitem nicht mehr alles, was dem Gemüt des pfälzischen Volkes während der Jahrhunderte in üppigem Ranken und Wuchern triebmäßig entsproßte. Was wir heute haben und hegen, sind nur mehr Reste, sind wie kleine blinkende Teiche und Weiherchen, wahllos zerstreut, zum Teil verfilzt, vermoort; aber sie künden beredt dem geistigen Auge, wie vordem hier ein ganzes Meer weithin erglänzte.

Schandeins Wort: „Die pfälzische Sage war ohne Zweifel ein herrliches üppigblühendes Reis am Baume germanischer Sage" besteht zu Recht. Das bestätigt sich gerade an dem Wenigen und doch so Bedeutungsvollen, was uns übrig geblieben, was — in letzter Stunde — von sorgender, kundreicher Hand liebe- und mühevoll geborgen und als kostbarer Schatz unter Dach gebracht worden.[1])

Gerne würden wir hier eine Auswahl charakteristischer Sagen im Wortlaut wiedergeben, indes gestattet der knappbemessene Raum nur dann und wann eine flüchtige Inhaltsangabe dieser oder jener Geschichte.

Keinen Berg, keine Burg gibt es im Pfälzerland, keinen Quell, keinen Fels, keine Höhle, keinen Kreuzweg — wo nicht Frau Sage angeknüpft zu einem reichen Gespinst.[2])

Geheimnisvoller, verrufener, gemiedener Stätten gibt es für Ängstliche die schwere Menge. Da raunen und rinnen bleiche Gespenster durch Haus und Hof zu nächtlicher Stunde, da weben und schweben über Wiese und Moor die Elfen und

---

[1]) Hier muß vor allem der pfälzische Lehrer F. W. Hebel genannt werden, der, auf den älteren Arbeiten von L. Schandein, A. Becker, F. Baader, L. Moris, F. Blaul, P. Gärtner u. a. weiterbauend, sein treffliches „Pfälzisches Sagenbuch" (Kaiserslautern 1912) herausgeben konnte; aber auch diese beste und vollständigste Sammlung kann nicht entfernt als abgeschlossen gelten.

[2]) Es gibt Berge, deren Sagenreichtum geradezu Staunen erregt. Eine solche Stätte ist z. B. der „Große Stiefel" bei St. Ingbert, wie sich überhaupt neben dem Haardtgebirg, im hügeligen Westrich die schönsten und zahlreichsten Sagen finden. Das Flachland und das Rheinufer treten dagegen stark zurück, wiewohl es auch da nicht an bezeichnenden Ueberlieferungen fehlt. (Verhältnismäßig ergiebig ist die Speyrer Gegend.)

Nixen, da schlüpfen Zwerge und Wichtel durch Wurzel und Klüfte, Wildfrauen hausen tief im Forst, bald freundlich-harmlos, bald grausam-menschenfresserisch, Riesen und Dämonen dräuen hinterm Berge, Wodan und Donar, die alten Götter, sind unvergessen und brausen mit den Wolken über die Häupter der Sterblichen dahin zur Frühjahrs- und Herbstnachtgleiche. Zauberer und Hexen treiben ihr scheu-freches Handwerk, Zeichen und Wunder geschehen und harren schlimmer und guter Ausdeutung. Auch die Heinzelmännchen fehlen nicht, die dem guten Bäcker und Müller die Arbeit schaffen und an dem undankbaren sich rächen. Der Teufel sucht seinen Vorteil und er wird von den pfiffigen Pfälzern noch öfter betrogen als von andern Leuten.

Aus abgehauenen Seelilienstengeln dringt Blut und die Nixe des Teiches stirbt; leise Seufzer erklingen beim Fällen von Bäumen oder Pflücken von Blumen an einsamen Plätzen. Unterirdische Schätze harren der Hebung, und feurige Kröten, schwarze Pudel, Zauberformeln und Sonntagskinder spielen eine wichtige Rolle dabei. Irrwische tanzen bedeutsam über nicht geheuren Stätten, von uraltem Bergbau gehen wunderliche Mären. Von unerhörten Heldentaten wird berichtet, von Liebe und Treue bis in den Tod und darüber hinaus, aber auch von Verrat und Bosheit und gerechter Strafe hiefür (hierher gehört insbesondere die Geschichte des Einaug von Scharfeneck, der den Ritter von Ramberg ermorden lassen will, aber durch seltsame Fügung dem eigenen Dolch zum Opfer fällt). Daß trinkgewaltige Äbte und Junker oft von sich reden machen, kann kein Wunder nehmen in einem Lande, wo die Reben so trefflich gedeihen. (In den unterirdischen Schätzen fehlt neben Diamant und Goldgeschmeide nie der köstliche uralte Wein, der in seiner eigenen Haut liegt, nachdem die Dauben längst vermodert.)

Mannigfache überraschende Anklänge an die germanische Mythologie begegnen einem (Siegfriedsage, Wotans wilde Jagd), desgleichen örtliche Umbildungen ältester allbekannter Sagen von der weißen Dame, von den drei Jungfrauen, vom Rosenwunder, vom Rübezahl, von der Weibertreu. Vom Jungfern- bezw. Reitersprung gibt es gleich ein halbes Dutzend Geschichten. Auch die merkwürdige Prophezeiung drohender Überschwemmung des ganzen Landes durch ein riesiges, in einem Berg gestautes Wasser fehlt nicht. Vom alten Barbarossa weiß man sich manches zu erzählen, desgleichen vom Punker von Rohrbach, dem pfälzischen Tell. Kaum eine wichtige Wandersage dürfte es geben, die nicht in der Pfalz ihrer besonderen Ausgestaltung sich erfreute.

Daneben aber gibt es seltsame Geschichten genug, die bodenständig sind, die wir sonst nirgends treffen; auch historischer Sagen eine ganze Reihe, die nur hier ihre Heimstätte haben, wie Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe, Richard Löwenherz und Blondel auf dem Trifels und, ein Liebling der Pfälzer Frau Sage, „Fränzchen" von Sickingen (mit dem sich Züge von Doktor Faust und von Herzog Christoph von Bayern vermischen). Eine denkwürdige Geschichte, die von Hans Warsch, dem wackren Hirt von Oggersheim, lernen die pfälzischen Schulkinder schon früh aus ihrem Lesebuch kennen. Hans Warsch bleibt, nachdem alles beim Anzug der Spanier (im dreißigjährigen Krieg) geflohen ist, allein mit seinem Weib, das in den Wochen liegt, in der Stadt zurück. Er stellt sich dem Feind entgegen auf den Mauern von Oggersheim und fordert Schutz allen Bürgern und Achtung vor ihrem Eigentum. Im Falle der Nichtgewährung solch billigen Vorschlags sei die Besatzung entschlossen tapferste Gegenwehr zu leisten. Don Corduba, der feindliche General, willigt in die Bedingungen ein. Darauf öffnet Hans das Tor und die einziehenden Krieger wundern sich nicht wenig, daß alle Gassen und Häuser verlassen sind und niemand anwesend als ein mattes Weib und ein wimmerndes Kind. Umsomehr rührte sie so treuer Mut und solche Anhänglichkeit an Frau und Kind. Die Spanier erfüllen genau die Bedingungen der Übergabe und ihr General steht sogar Gevatter bei der Taufe des Kindes von Hans Warsch, dem trefflichen Hirt von Oggersheim.

Als Beispiele besonders gespenstig-unheimlicher Sagen möge die Geschichte der überschiffenden Mönche (bei Speyer) gelten (die auch die Brüder Grimm in ihren Deutschen Sagen wiedergeben, ebenso Heine in seinen Göttern im Exil) sowie die des Kolb von Wartenberg, der von seinem Gegner Wolfseck hinterlistig gemordet, hernach aber auf einem Wormser Turnier schreckhaft blutig gerächt wird.[3])

Von Raubrittersagen, an denen die burggekrönte Haardt keinen Mangel hat, sei hier nur die vom Lindenschmid genannt. Der Lindenschmid ist eine der ganz wenigen pfälzischen Sagen, die uns in gebundener Form überliefert sind; in diesem Fall sogar in zwei allbekannten einst viel gesungenen („Lindenschmidston") Liedern; das jüngere Gedicht mit dem eigenartigen, in seiner Bildhaftigkeit nicht leicht zu vergessenden Eingang:

Es ist nit lang das es geschah,
Daß man den Lindenschmid reiten sah
Auf einem hohen Rosse;
Er reit den Rheinstrom auf und ab
Hat sein gar wohl genossen, ja genossen.

Dann wird in wundervoller, fast ergreifender Weise das Ende des Stegreifritters erzählt, wie er mit seinem Sohne und seinem „Reutersjungen"

[3]) Hierher gehört auch die Geschichte des letzten Scharfrichters von Landau, die J. P. Hebel im Rheinischen Schatzkästlein 1810 zum erstenmal mitteilt. Als Stätte der heimlichen Enthauptung nennt er, wohl mit Unrecht, Nanzig. Vielmehr dürfte Mannheim oder Frankfurt in Betracht kommen. Sie ist seltsamerweise im „Pfälzischen Sagenbuch" von F. W. Hebel nicht enthalten.

zu Frankenthal im Wirtshaus von Häschern des Junkers Kaspar von Freundsburg ausgehoben wird. Vergeblich bittet der alte Räuber für das Leben der beiden Jungen.

Sie wurden alle drei gen Baden gebracht,
Sie saßen nit länger denn eine Nacht.
Wohl zu der selbigen Stunde
Da ward der Lindenschmid gericht,
Sein Son und der Reutersjunge, ja Junge.

Charakteristisch ist die Parteinahme des Volkes (denn dieses, niemand anders ist der Verfasser) für den Lindenschmid, den „guten Gesellen" gegen die markgräflichen Verfolger, die „Bluthunde".

Aber auch der Schalk sitzt dem Pfälzer im Nakken. Allezeit grabesdüster und schwermütig, nein, das vertrüg' er nicht; fröhlich will er seine „Palz" und in der Tat, da wo den Leuten „der Rebenmost die Finger zusammenklebt" (ein angebliches Schillerwort über die Pfälzer!), da gibt's genug zu berichten von allerhand Käuzen, die im „Giebel gepickt" sind, von Streichen und Schwänken, von Uhz und Spott in allen Tonarten. Die Pfalz hat ihren Pfälzer Tell, sie hat aber auch ihren Pfälzer Eulenspiegel (Johann Hott von Iggelh'm haaßt 'r) und ihr Pfälzisch Schilda.

Zwischen Schwank und Tragik gibt es wunderliche Übergänge. Da wird in der belagerten Burg das letzte Schwein, das doch alle so gern verschlängen, jeden Morgen jämmerlich gezwackt und gezwickt, daß sein Quietschen den Belagerern eine Schlachtung vortäusche. Oder die Schneider der umzingelten Stadt müssen in Bocksfelle genäht meckernd und mit knurrendem Magen auf den Mauern herumhupfen und Gras zupfen.

Der Meineid spielt bei den Pfälzern keine geringere Rolle als sonstwo. Diejenigen, die wegen solchen Frevels nach ihrem Tod umgehen müssen, haben zwar keinen sogen. „kalten" Eid geschworen (d. h. beim Schwören den linken Arm hinterm Rücken strack zur Erde gehalten) wie man es aus Altbayern kennt: Der Pfälzer schwört bei Grenzstreitigkeiten offen und „fraschma", wenns sein muß mit beiden Händen: „So wahr ich auf meinem eigenen Boden stehe und so wahr der Schöpfer über mir ist . . ." Dabei hat er freilich in seinen Stiefeln eine Probe eigenen Ackergrunds und in seinem Haar steckt verborgen unterm Hut — ein Schöpflöffel.

Zwischen Ernst und Humor steht auch die Geschichte der Gräfin Eva von Neuleiningen, die im Bauernkrieg, als alle umliegenden Burgen rauchen und brennen, ihr Schloß dadurch rettet, daß sie den heranziehenden Bauern mit der Küchenschürze angetan entgegentritt und Hinz und Kunz im reichgedeckten Speisesaal eigenhändig bewirtet. Und ihre Rechnung ist nicht falsch. Die Bauern lassen sichs wohlschmecken und ziehen den Mund wischend grinsend ab ohne der Burg ein Leid zu tun.

Und ist es nicht köstlich und putzig, wie der hl. Bernhard (von Clairvaux) eine allzugroße Empfindlichkeit abfertigte, mochte sie auch aus himmlischer Höhe stammen: St. Bernhard hatte sich, während seines Speyrer Aufenthaltes, einmal bei seiner täglichen Andacht, vor dem Marienbild im Dom, ohne seinen Willen verspätet und seine Schritte beschleunigend schon von weitem sein Gebet: „O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria" begonnen, als er, vor dem Altar angelangt, aus dem Bilde der hl. Jungfrau plötzlich das verweisende Wort vernimmt: „Sancte Bernarde, unde tam tarde?" Das war St. Bernhard doch nicht gewohnt und mit Pauli Worten: „Mulier taceat in ecclesia!" schloß, schlagfertig genug, er dem Wunderbild auf immer den Mund!

Nicht als ob in der Pfalz die kirchliche Sage ins Frivole sich wandelte, wir besitzen eine Unzahl naivfrommer tiefpoetischer Legenden, und nur wenige gibt es mit diesem leicht satirischen Unter-



Die Limburg. Prof. Oskar Graf.



ton; aber daß sie da sind, ist bezeichnend für den Pfälzer Volkshumor, wie er sich überall äußert, und deswegen dürfen sie nicht übersehen werden.

Unerschöpflich quillt und sprudelt es beim Pfälzer, wenn es ans Necken und Foppen geht. Da gibt keine Gegend der anderen was nach und Schildbürgerstreiche weiß der Westricher vom Vorderpfälzer genau ebensoviele zu erzählen wie dieser von jenem. Da entdeckt ein Friesenheimer des Abends im Schalloche des alten Kirchturms glühende Funken. Schreckerfüllt alarmiert er die Feuerwehr. Die kommt und tut ihre Schuldigkeit: nach verzweifelter Anstrengung wird der Turm unter Wasser gesetzt. Da huscht lautlos die Eule davon und — der Brand ist gelöscht.

Oder den Neustädtern wär's beinahe übel ergangen. In der französischen Revolution geriet ein General über ihr Verhalten so in Wut, daß er befahl die drei gescheidesten Leute zu hängen. Und siehe da, am nächsten Morgen war die ganze Stadt leer. Alles hatte sich davon gemacht, weil jedermann glaubte, er sei einer von den Dreien.

Oder im Westrich hinten wollten sie mal die Tiefe des neuen Gemeindebrunnens ausmessen. Endlich wurde man über die Methode einig: Der Adjunkt hing sich mit den Händen an den Wellbaum, ein Gemeinderat an seine Füße und so weiter bis nahe zum Boden des Brunnens. Da rief der Adjunkt, dem die Last zu schwer wurde, sodaß er keinen rechten Griff mehr hatte: Achting, ehr missen eich feschthalle, ich muß mol in die Hänn schbauze (spucken)". Und sie taten so und der Adjunkt ließ die beiden Hände los und — tableau.

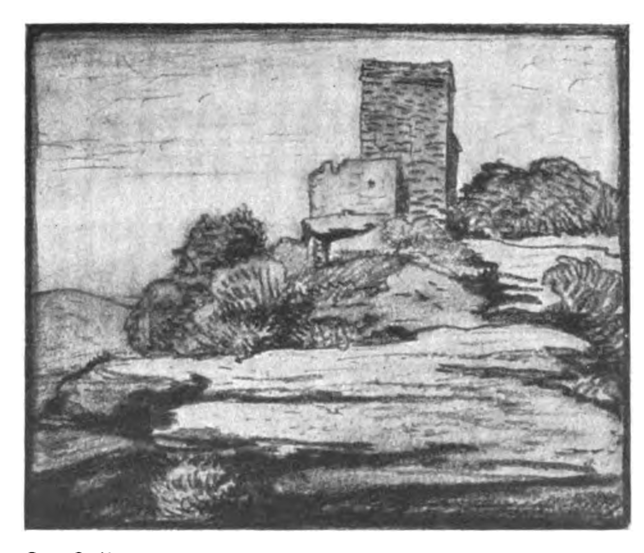
Hier geht die humoristische Sage ins derart rein Schwankhafte über, daß sie mit der eigentlichen Sage wenig mehr gemein hat. Soviel nun auch über Pfälzer „Schnurren und Schnacken" noch zu sagen wäre, wir müssen uns bescheiden mit dieser flüchtigen Streife.

Wen sie anregen sollte, tiefer in die Seele des schönen Pfälzer Landes und seiner rührigen Bewohner hinabzusteigen und etwa die Hebelsche Sammlung in die Hand zu nehmen, der wird sich nicht enttäuscht sehen.

Wie er überall die Natur, Wald und Wiese, Wasser und Luft, Feld und Haus von allerlei Geistern und Gestalten belebt findet, so sieht er auch die Vergangenheit reich bewegt und erfüllt von Vorgängen jeglicher Art. Die meisten Geschichten weisen in ihren Bestandteilen nach verschiedenen Gebieten hin, sind ein Schwebendes, Fließendes. Historisches, Mythisches, Seelenglaube, Totemismus, Hexerei, Legendenartiges findet sich häufig miteinander vermengt und macht eine reinliche Scheidung unmöglich. Kunterbunt webt alles durcheinander wie im lieben zügellosen Märchen und manche pfälzische Sagen wären auch ausgesprochene Märchen, wenn die zuweilen ziemlich nebensächliche, aber altüberlieferte Beziehung auf einen bestimmten Ort fehlte.

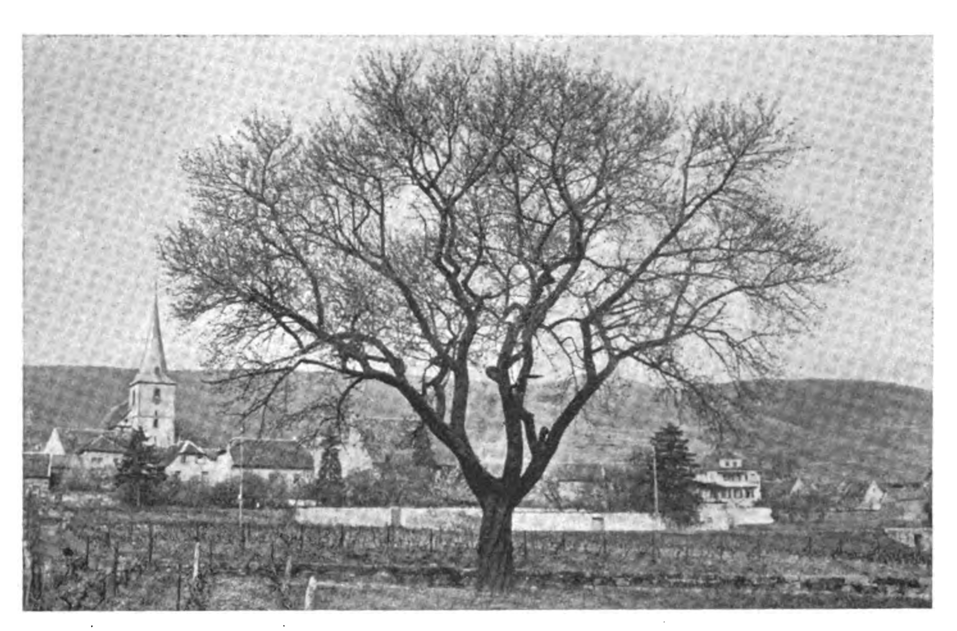
Bald düster und schaurig, bald anmutig und innig, bald einfach harmlos, bald geheimnistief, und dann wieder neckisch-übermütig, findet man die pfälzischen Sagen eigentümlich abgetönt und überaus mannigfaltig nach Inhalt und Form, wie sie auch nach Charakter und Stimmung der jeweiligen Örtlichkeit entsprechen.

„Allein wie reich und wie fein auch der Abstand, alle diese Modulationen durchklingt der eine, warm- und tiefangeschlagne Grundton des unverfälschten deutschen Gemütes" (L. Schandein, Die Volkssage der Pfalz, Bavaria Bd. IV, 1867 S. 280).



Der Trifels. H. Ullmann.





Mandelbaum bei Mittel-Hambach. A. Löwenberg.

Die Pflanzendecke der Pfalz.

Dr. Hermann Poeverlein,
Bezirksamtmann in Stadt Kemnath (Oberpfalz).

Bei der räumlichen Trennung der Pfalz vom rechtsrheinischen Bayern, dem Umstande, daß sie etwa zwei Längengrade westlicher liegt als sein westlichster Regierungsbezirk Unterfranken, und ihren abweichenden klimatischen und geologischen Verhältnissen ist es selbstverständlich, daß auch ihre Pflanzendecke trotz vielfacher Übereinstimmung zahlreiche Eigentümlichkeiten und Besonderheiten aufweist, die nachstehend besondere Hervorhebung erfahren sollen.

A. Die Wildflora.

Bereits der klassische Erforscher und Bearbeiter der pfälzischen Flora, Friedrich Wilhelm Schultz, hat in seinen „Grundzügen zur Phytostatik der Pfalz"[1]) „vier große Vegetationsregionen" unterschieden:

1. das Rheintal mit seinem Alluvium, Diluvium und den tertiären Schichten;
2. die Vogesias, welche ganz aus Vogesen-(Bunt-)sandstein besteht, von der Südgrenze bis in die Gegend von Göllheim und vom Rheintal bis Bitsch, Pirmasens und Kaiserslautern das ganze Gebirge bildet;
3. die Trias, welche mit dem Buntsandstein und (dem ihn überlagernden) Muschelkalk das ganze Becken von Bitsch und Pirmasens bis Saargemünd erfüllt;
4. das Kohlengebirge, welches von Saarbrücken bis zum Donnersberge und durch das ganze Nahegebiet bis Kreuznach das ganze Gebiet bildet und in welchem die Melaphyr- und Porphyrgebirge der Pfalz aufsteigen.

An dieser auf gründlichster Kenntnis der geologischen, botanischen und wirtschaftlichen Verhältnisse aufgebauten Einteilung wird man auch heute noch festhalten müssen und höchstens, wenn man ein übriges tun will, zwischen 1. und 2. als fünfte Region den Ostrand der Haardt mit den seine südliche Fortsetzung bildenden Vogesen-Ausläufern einschieben können, der vor allem auf seinen sonnigen, warmen Tertiärkalkhängen neben der schönsten und interessantesten Wildflora der Pfalz auch die besten Lagen ihres edelsten und kostbarsten Kulturgewächses beherbergt.

Freilich hat gerade hier mehr als anderwärts die Wildflora der hochentwickelten Bodenkultur weichen müssen und von den bei Schultz, seinen Vorläufern und Zeitgenossen verzeichneten Fundorten pflanzengeographischer Seltenheiten und Charakterpflanzen sind heute viele der Vernichtung anheimgefallen. Allein eifriger Forschung der neueren Zeit ist es doch gelungen, so manchen verloren geglaubten Schatz wieder zu heben, und den Bestrebungen der Naturpflege (über die Herr Oberregierungsrat Eigner an anderer Stelle dieser Schrift berichtet) zu danken, daß ihnen dauernde Asile eingeräumt wurden, in denen sie für alle Zeiten den Angriffen der Kultur entzogen bleiben sollen. —

In der Zusammensetzung der pfälzischen Wildflora treten natürlich die nordische und

mitteleuropäische Gruppe[2]) in den Vordergrund; sie bilden den gemeinsamen Grundstock sowohl der pfälzischen als der rechtsrheinischen Flora, weshalb ich mir hier ein näheres Eingehen auf ihre Einzelglieder sparen muß.

Von den Gebirgspflanzen ist in der Pfalz bei ihrer geringen Meereshöhe, die im Königsstuhl am Donnersberg mit 687 m ihren höchsten Punkt erreicht, (im Gegensatz zu den bedeutend höheren und den Alpen näher gelegenen Vogesen und zu Südbayern) die alpine Gruppe nur durch zwei Arten, den immergrünen Steinbrech *(Saxifraga Aizoon)* und das orangerote Habichtskraut *(Hieracium aurantiacum)* vertreten, deren Vorkommen in der Pfalz jedoch wegen des Fehlens einer unmittelbaren Verbindung mit ihrem süddeutschen Hauptverbreitungsgebiete, den Alpen, besonderes pflanzengeographisches Interesse beansprucht und in seinen Ursachen heute noch der Aufklärung harrt.[3])

Ähnliches gilt von der Felsenbirne *(Amelanchier* oder *Amelancus ovalis)*, einem Vertreter der präalpinen Gruppe (der seine nächsten süddeutschen Fundorte im Nahetale, bei Baden-Baden und in den Vogesen hat), während mehrere andere den Voralpen charakteristische Arten, wie der Sanddorn *(Hippophaë rhamnoides)*, der kleine Rohrkolben *(Typha minima)*, die schwärzliche Weide *(Salix nigricans)* und der bunte Schachtelhalm *(Equisetum verigatum)* zweifellos mit dem Rhein herabgewandert sind.

Dem Mittelgebirgscharakter des Pfälzerwaldes und Donnersberges entsprechend ist die montane Gruppe weit zahlreicher vertreten, besonders in der den wasserreicheren Laubwäldern eigenen Bergwaldgenossenschaft und der die Moorgebiete des Landstuhler Bruches und der elsässisch-lothringischen Grenze bewohnenden Hochmoorgenossenschaft.

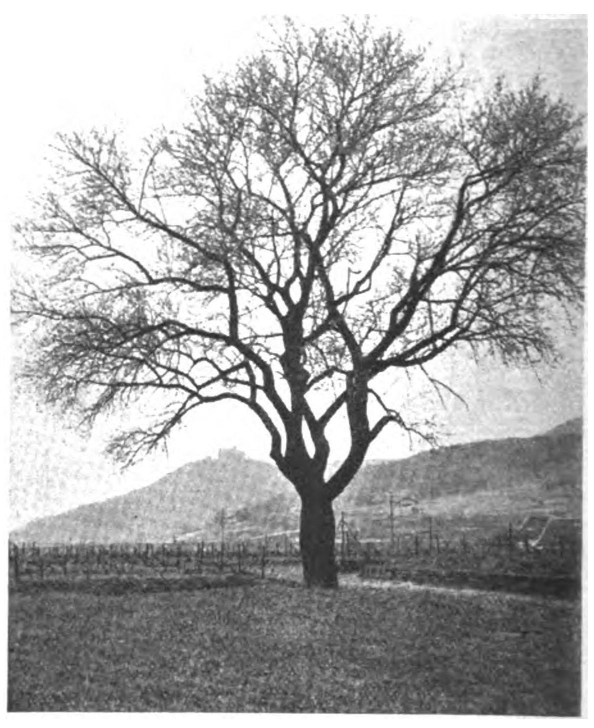
Besonderes Interesse beansprucht das Vorkommen der atlantischen Gruppe, die sich in ihrer Gesamtverbreitung den Ländern der europäischen Westküste anschließt und dementsprechend in der Pfalz weit mehr in den Vordergrund tritt als im rechtsrheinischen Bayern. Als ihre charakteristischen Vertreter sind vor allem zu nennen die Stechpalme *(Ilex Aquifolium)*, sowie die in der Pfalz im Gegensatz zum rechtsrheinischen Bayern ziemlich verbreiteten salbeiblättriger Gamander *(Teucrium Scorodonia)* und lanzettblättriges Weidenröschen *(Epilobium lanceolatum)*, als große Seltenheiten die dem rechtsrheinischen Bayern völlig fehlenden und in der Pfalz die Ostgrenze ihrer Verbreitung erreichenden Arten Moosglöckchen *(Wahlenbergia hederacea)* und quirlige Erdknolle (*Bunium verticillatum*).[4])

Neben der atlantischen spielen begreiflicher Weise auch die sich beide durch großes Wärmebedürfnis auszeichnenden und daher auch in der Pfalz, namentlich auf den Sandflächen der Rheinebene, den Tertiärkalkhügeln des Haardtrandes und dem Muschelkalke der Westpfalz besonders günstige Lebensbedingungen findenden südeuropäische (mediterrane) und pontische Gruppe eine große Rolle. Beide Gruppen unterscheiden sich in der Hauptsache nur dadurch, daß erstere ihr Hauptverbreitungsgebiet in den Mittelmeerländern, letztere in den osteuropäischen und asiatischen Steppengebieten hat, und lassen sich insofern nicht strenge von einander scheiden, als viele Arten von einzelnen Autoren zur einen, von anderen zur zweiten Gruppe gerechnet werden.[5]) Hieher zählt auch der Wein und die unten noch näher zu besprechende Edelkastanie (*Castanea vesca* oder *sativa*), deren Indigenat in der Pfalz aber mehr als zweifelhaft ist.[6])

B. Die Kulturgewächse.

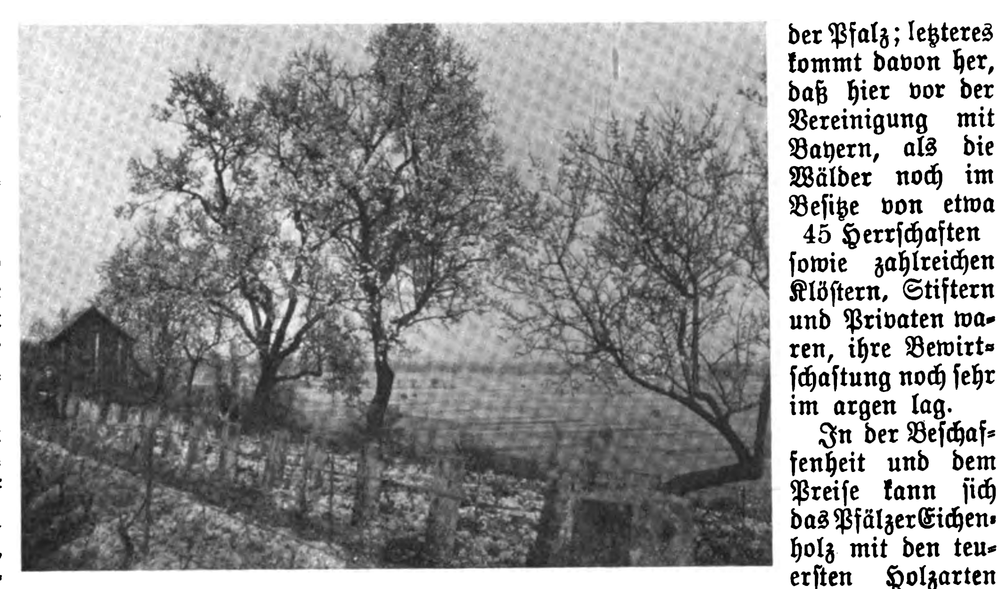
Den Übergang zu diesen bilden die Waldbäume, von denen die überwiegende Mehrheit in der Pfalz einheimisch ist. Wenn ich sie hier trotzdem unter den Kulturgewächsen behandle, so geschieht dies deshalb, weil ihr ursprüngliches Verbreitungsgebiet in jahrtausendelanger Kultur wesentliche Veränderungen erfahren hat, ja bei einzelnen die Frage ihres Indigenats sich überhaupt nicht mehr einwandfrei entscheiden läßt.

Die Pfalz ist der im Verhältnis zu seinem Flä-



Mandelbaum bei Mittel-Hambach. A. Löwenberg.

cheninhalt waldreichste Regierungsbezirk Bayerns. Sie war im Jahre 1906 mit nahezu 1/4 Million ha, also zu 38% von Wald bedeckt, während die Waldfläche ganz Bayerns mit 2466000 ha nur 32% der Gesamtfläche betrug. Dagegen trafen von der Gesamtwaldfläche auf den Kopf der Bevölkerung in Bayern 0,40 ha, in der stark bevölkerten Pfalz nur 0,28 ha. Eine Folgeerscheinung davon ist zum Teil die verhältnismäßig hohe Beteiligung der Pfalz an den jährlichen Forstrechtsbezügen aus den Staatswaldungen, deren Wert sich in ganz Bayern auf 2 843 000 Mark, in der Pfalz allein auf über 600 000 M. belief. Auf Abgabe von Bauholz aus den Staatswaldungen waren berechtigt in Bayern 61 700, in der Pfalz allein 12 000 Gebäude; es hat dies zum Teil aber auch seinen Grund in dem starken Zurücktreten des Privatwaldes in der Pfalz im Vergleich mit den rechtsrheinischen Landesteilen.[7])



Blühende Mandelbäume bei Berghausen. A. Löwenberg.

Von der Gesamtwaldfläche der Pfalz mit 239 809 ha waren z. B. 1912 116 139 ha, sohin 44% Staatswald, 88300 ha, also 37% im Eigentum der Gemeinden, Stiftungen und sonstigen Körperschaften, und nur 30 879 ha, also 13% Privatwaldungen, während in ganz Bayern nur 36% Staatswald, 15% Gemeinde- und Stiftungswald und 48% Privatwaldungen waren.[8])

Der Gesamtholzeinschlag der Staats- und Gemeindewaldungen bezifferte 1910 889 690 fm, ihr Gesamtjahresertrag 11 154 400 M., ihr Reinertrag 6 271 670 Mark, ihr Gesamtwert rund 228 000 000 M., ihre Holzmassenvorräte rund 40 000 000 fm.[9])

Ihrer Zusammensetzung nach bestanden 1906 die Waldungen der Pfalz zu etwa 51% aus Laubholz, die ganz Bayerns nur zu etwa 25%.

Besonders hohe Werte verkörperten dabei die Eichenwaldungen, namentlich die der Südpfalz. Der stehende Vorrat an nutzbarem Eichenholz von mehr als 180jährigem Alter betrug damals in der Pfalz 1 231 000 fm gegenüber 1 105 000 fm in Unterfranken, die jährliche Abnutzung allerdings in der Pfalz nur 32 000 gegenüber 38 000 Festmeter in Unterfranken, weil hier das Durchschnittsalter der Eichenbestände höher ist als in der Pfalz; letzteres kommt davon her, daß hier vor der Vereinigung mit Bayern, als die Wälder noch im Besitze von etwa 45 Herrschaften sowie zahlreichen Klöstern, Stiftern und Privaten waren, ihre Bewirtschaftung noch sehr im argen lag.

In der Beschaffenheit und dem Preise kann sich das Pfälzer Eichenholz mit den teuersten Holzarten messen; bereits 1913 wurde für gleichmäßig langsam gewachsenes, feinringiges Holz mit ausgeprägtem Spiegel zum Schneiden von Fournieren 350 M. für den cbm bezahlt.[10])

Neben der Eiche verdienen besonderes Interesse die die Hauptmasse der pfälzischen Wälder ausmachende Buche, die Linde[11]) und Esche[12]), der auf die wärmeren Lagen der Vorder- und Nordpfalz beschränkte und besonders im Donnersberg-Schutzgebiete schöne Bestände bildende französische Ahorn (*Acer monspessulanum*), die besonders von Dr. Friedrich Kasimir Medicus (1736—1808) zur Anpflanzung als Waldbaum empfohlene[13]) und auch vielfach angepflanzte falsche Akazie (*Robinia Pseudacacia*) und schließlich als interessantester Baum die schon oben erwähnte Edelkastanie („Keschten"). Diese findet sich besonders zahlreich, aber in meist nicht sehr großen Exemplaren an der oberen Grenze der Weinbauzone des vorderen Haardtrandes gegen den Föhrenwald, in besonders schönen und alten Beständen jedoch im Hain bei Weisenheim am Berg und in Dannenfels am Donnersberge. Leider hat die Knappheit an Gerbstoffen während des Krieges unter den dortigen Jahrhunderte alten Riesen von 5—7, ja bis 8—15 m Umfang an der Basis manches Opfer gefordert.[14])

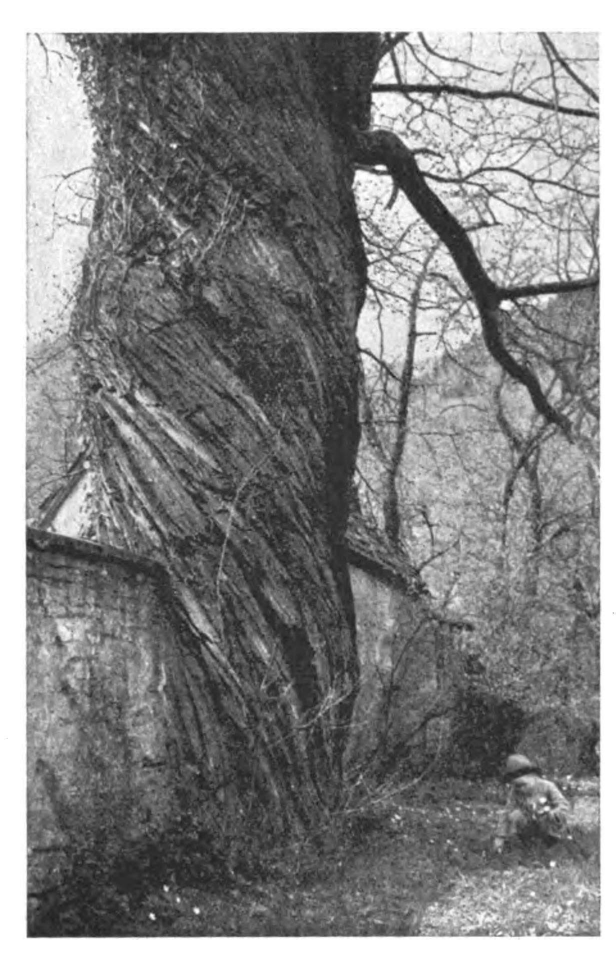
Vom Nadelholz hat nur die Föhre größere ursprüngliche Verbreitung in der Pfalz, während die Fichte und Lärche ihr nur als Kulturpflanzen angehören und die Weißtanne sich nur in Fortsetzung ihrer größeren Verbreitung in den Vogesen in den beiden südlichsten Forstbezirken Bergzabern und Schweigen wild findet.[15])

Erwähnung verdient hier auch das besonders schöne Vorkommen des Wacholders an der Wegelnburg und bei Nothweiler[16]) und die schon 1773 erfolgte Einführung der nordamerikanischen

Weymouthskiefer im Trippstadter Walde durch Franz Karl Josef Freiherrn v. Hacker.[17])

Neben der Waldwirtschaft nimmt in der Pfalz der Obstbau einen ganz hervorragenden Raum ein. Nach der Zählung vom 1. Dez. 1913 besaß sie auf ihren 5927 qkm Bodenfläche noch um rund 12 000 Obstbäume mehr als das fast dreimal (16 683 qkm) so große Oberbayern. Sie zeichnet sich dabei besonders durch die große Zahl von Aprikosen- und Pfirsichbäumen aus; von ersteren trafen mehr als die Hälfte (51,8 %), von letzteren nahezu 4/5 (78 %) aller bayerischen Bäume auf die Pfalz. Auch an Zahl der Birnbäume überragt sie trotz ihrer kleinen Fläche relativ und absolut alle Regierungsbezirke ein gutes Stück. An Zahl der Zwetschgen- (Pflaumen-)bäume wird sie nur von Unterfranken, der Kirschenbäume nur von Oberfranken übertroffen.[18]) Wie der pfälzische „Quetschekuche" von der Dialektdichtung wiederholt zum Gegenstande poetischer Verherrlichung gemacht wurde, so bildet alljährlich im ersten Frühling die Kirschenblüte am Vorderhange der Haardt (besonders in den Bezirken Dürkheim und Frankenthal) das Wander- und Reiseziel vieler Tausende von Naturfreunden aus weiten Teilen nicht nur der Pfalz, sondern auch ihrer Nachbarländer. In diesem Zusammenhange sei auch des wilden Vorkommens der Zwergweichsel (*Prunus fruticosa*) auf Tertiärkalk bei Asselheim nächst Grünstadt gedacht.[19]) Den sprechendsten Beweis für das milde Klima und eine Hauptfrühlingszier der Vorderhaardt bildet aber die häufige Anpflanzung des im östlichen Mittelmeergebiete heimischen Mandelbaumes (*Amygdalus communis*), von dem ich nur bedaure, daß er bei der Zählung vom 1. Dez. 1913 nicht mitberücksichtigt wurde.

Besonderes Interesse beansprucht noch die Tatsache, daß von 614 559 im Jahre 1913 in ganz Bayern an den Distrikts- und Staatsstraßen gestandenen Obstbäumen 114093, also nicht weniger als 19 % auf die Pfalz entfielen, darunter allein 25 519 Kirschenbäume.[18]) —



Kastanienbaum in Dannenfels. A. Löwenberg.

Mit dem Obstbau hat der Gemüsebau in der Pfalz nicht immer gleichen Schritt gehalten und erst in der letzten Zeit größeren Aufschwung genommen. An Besonderheiten verdienen hier Erwähnung:

1. die Spargelzucht, die besonders in den sandigeren Lagen der Bezirke Frankenthal, Dürkheim und Speyer sehr schöne Erfolge erzielt und dem weltberühmten Schwetzinger und Mombacher Spargel erfolgreiche Konkurrenz macht;

2. der Zwiebelbau, der namentlich in Zeiskam, Bezirk Germersheim schon sehr alt ist und neuerdings auch in den Nachbargemeinden größere Ausdehnung erfahren hat. Der Anbau ist sehr lohnend, da der Durchschnittspreis für den Zentner schon 1913 3—4 M. betrug und der Durchschnittsertrag auf den ha 500—600 Zentner beträgt.

Von den Handelsgewächsen der Pfalz ist das verbreitetste der Tabak, der schon gleich nach seiner Einführung nach Europa um die Mitte des 16. Jahrhunderts hier eine ihm zusagende Anbaustätte fand. Bereits 1573 wurde er in der Gemeinde Hatzenbühl, Bezirk Germersheim, gebaut, die heute noch durch ihren Qualitätstabak bekannt ist. Der Tabakbau, der anfänglich infolge des gegen das Tabakrauchen von behördlicher und anderer Seite geführten Kampfes keine größere Ausdehnung annehmen konnte, ging jedoch erst nach Aufhebung der behördlichen Verbote in die Höhe. Nach der bis 1853 zurückreichenden Statistik weist das Jahr 1873 mit 20304 Pflanzern und einer Anbaufläche von 5335,7 ha den Höchststand des Tabakbaues auf. Die Ursache lag teilweise in der durch den Krieg 1870/71 gesteigerten Nachfrage und dadurch bedingten Preissteigerung, teils in den damals schwebenden Steuerreformprojekten und dadurch bedingten Hoffnungen. Die Steuerreform von 1879 brachte nach vorübergehendem Rückgange nochmals eine Steigerung

des Tabakbaues auf 5229 ha mit 22 427 Pflanzern im Jahre 1881. Dann folgte ein langsamer, aber stetiger Rückgang bis auf 1618 ha mit 6494 Pflanzern im Jahre 1900. Seitdem trat wieder eine allmähliche Zunahme ein; ob diese mit der während der letzten Kriegsjahre eingetretenen enormen Preissteigerung gleichen Schritt gehalten hat, konnte ich nicht feststellen; jedenfalls aber hat der Krieg den früher bestandenen Vorurteilen gegen den pfälzischen Tabak den Boden entzogen und die Notwendigkeit, uns auch auf diesem Gebiete von der Einfuhr unabhängig zu machen, aufs deutlichste bewiesen.[20])

Ein wenig bekanntes Handelsgewächs der Pfalz ist die Pfefferminze (*Mentha piperita*). Ihr Anbau wurde zuerst um 1845/46 im sogen. Gäu um Freisbach, Weingarten und Gommersheim klein begonnen und hielt sich noch bis 1887 auf einem jährlichen Höchstsatze von etwa 40 Zentnern, erreichte aber schon 1893 einen Jahresertrag von 7—800 Zentnern, der sich bis zum Jahre 1910 auf rund 1200 Zentner steigerte. Der Preis ging 1892, als in Hamburg die Cholera ausgebrochen war, bis 200 M. für den Zentner in die Höhe und hielt sich in normalen Jahren auf 80—100 M. für den Zentner erster, 40—50 M. für den Zentner zweiter und dritter Ernte. Der einmalige Ertrag vom ha beträgt 25 bezw. 15—20 Zentner. Der Anbau ist sohin sehr lohnend und weist eine Rentabilität auf, wie kaum ein anderes Kulturgewächs, erfordert aber sehr sorgfältige Pflege und viele Arbeitskräfte, wodurch ihm von vornherein Schranken gesetzt sind.[21]) —

Eine hervorragende Rolle spielt im pfälzischen Wirtschaftsleben auch der Anbau von Hackfrüchten, besonders der Kartoffeln (Krumbeere = Grundbirnen). So waren 1900 über 59 000 ha, also 23,4 % des Gesamt-Ackerlandes mit Kartoffeln bebaut, in dem fast dreimal so großen Oberbayern nur 31 506 ha = 6 % des Ackerlandes, in ganz Bayern 333 609 ha = 11,2 %. Die Pfalz steht auch hier wieder absolut und relativ an weitaus erster Stelle. Die Hauptanbaugebiete liegen in der West- und Südwestpfalz.[22])

Noch weit größer ist ihr Anteil an der Zukkerrüben-Erzeugung des Landes, an der sie 1900 mit 3370 von 4546 ha, also mit 74 % beteiligt war. Die Zuckerrübe wird vorzugsweise in den an den Rhein angrenzenden Bezirken gebaut, hat sich aber allmählich bis gegen das Haardtgebirge und den Donnersberg hin ausgedehnt, da einerseits die sichere Einnahme, welche ihr Anbau bringt, anderseits der vorzügliche Kulturzustand, in dem sie den Boden hinterläßt, zu augenscheinliche Vorteile sind, als daß der Landwirt achtlos daran vorbeigehen könnte.[23])

Die klimatischen Vorzüge, welche die Pfalz vor dem rechtsrheinischen Bayern voraus hat, treten jedoch am deutlichsten beim Anbau ihres edelsten Gewächses, des Weines, in die Erscheinung. Wenn auch sein aus dem Vorkommen von Wildreben in den Auwäldern der Rheinebene[24]) geschlossenes Indigenat in der Pfalz vielfach bestritten wird, so steht doch fest, daß bereits in der Römerzeit Wein dort gebaut wurde.

Im Jahre 1916 entfielen von Bayerns gesamter Rebenfläche mit 16 562 ha 13 505 ha, also fast 85 % auf die Pfalz. Wohl ist seit dem Jahre 1906, in welchem der Anbau mit 16 897 ha sein Maximum erreicht hatte, infolge der unbefriedigenden Mosternte auch in der Pfalz der Weinbau erheblich zurückgegangen, jedoch lange nicht so stark wie im ganzen Königreiche, wo er fast um die Hälfte zurückging.

An Güte des Weines steht die Pfalz den berühmtesten Weinländern würdig zur Seite; kein deutsches Weinbaugebiet erzeugt auch nur annähernd so viele natursüße Weine wie die Pfalz. Die Auslesen in guten Jahren gehören zu dem Besten, was es überhaupt gibt. Während früher die Pfalzweine großenteils unter falscher Etikette vertrieben wurden, tritt in letzter Zeit immer mehr das Bestreben hervor, sie unter richtiger Flagge auf den Markt zu bringen und dadurch ihren Ruf noch mehr zu heben. Für die Rolle der Pfalzweine auf dem Weltmarkte ist bezeichnend, daß z. B. 1907 die Pfalz 619 679, das Mosel-, Saar-, Ruwer-, Nahe-, Ahr- und Rheintal zusammen nur 325117 und der Rheingau gar nur 42382 hl Most erzeugte.

Der Gesamtmostertrag betrug in den besten Jahren:

1899: 739 526 hl i. Gesamtwerte von 25 067 008 M.

1911: 661 742 hl i. Gesamtwerte von 37 092 299 M.

während Unterfranken in seinen besten Jahren:



Kastanienbaum in Dannenfels. A. Löwenberg.

1894: 174 473 hl im Werte von 2 997 350 M.
1895: 131 986 hl im Werte von 5 462 453 M.
1896: 277 666 hl im Werte von 5 072 599 M.
erreichte.

Diese statistischen Wertangaben geben jedoch ein falsches Bild, weil sie sich nur auf die im Herbste bezahlten Preise beziehen und diese gerade für die wertvollsten Weine, die nicht als Most zum Verkaufe gelangen, nicht ermittelt werden können. Die ganz unverhältnismäßige Steigerung der Weinpreise in den beiden letzten Kriegsjahren ist zur Genüge bekannt; ziffernmäßige Angaben darüber stehen mir jedoch leider nicht zu Gebote, weshalb ich mir ein weiteres Eingehen darauf ersparen muß.[25]) —



Bei Annweiler. Blick von der Münz gegen Südwesten. G. Eigner.

Der Vorsprung, welchen die Pfalz im Anbau vieler und gerade der wertvollsten Kulturpflanzen vor dem rechtsrheinischen Bayern hat, hat in der der Hauptsache drei Ursachen:

1. fruchtbarer, vielfach (so besonders in der Rheinebene, am Osthange der Haardt und im westpfälzischen Muschelkalkgebiete) kalkreicher Boden;
2. ein sehr mildes, besonders in der Rheinebene und an den Hängen der Haardt die Entwicklung wärmeliebender und -bedürftiger Pflanzen, besonders auch den Weinbau begünstigendes Klima;
3. Fleiß und geistige Regsamkeit der Bevölkerung, ohne welche der (besondere Sorgfalt und systematische Pflege erfordernde) Anbau von Wein, Tabak, Spargel, Edelobst überhaupt nicht möglich wäre.

Beim Zusammentreffen dieser Umstände und der mehrtausendjährigen Dauer der pfälzischen Bodenkultur darf man sich über ihre Erfolge nicht wundern. Wohl haben über die Pfalz mehr als über andere Länder vernichtende Kriege hinweggefegt und damit das, was des Landwirtes Fleiß, des Winzers Strebsamkeit geschaffen, wieder zerstört, allein der Pfälzer hat stets mit echt deutscher Zähigkeit und Ausdauer in Kurzem das Zerstörte wieder aufgebaut und damit nach des Dichters Wort:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß“

mehr als jeder andere Stamm sich sein Deutschtum verdient. Wie die natürliche Pflanzendecke der Pfalz sich in der Hauptsache aus nordischen und mitteleuropäischen Elementen zusammensetzt, wie ihre Wälder der deutschen Eiche und Buche ihren Hauptreichtum verdanken, so ist auch ihre Kultur eine echt deutsche, so möge auch zu ihrem Preise für alle Zeiten aus des Pfälzers Munde das deutsche Lied[26]) erklingen:

„Es winkt auf deinen sanften Hügeln
Die Rebe mir im Sonnenstrahl,
Es lockt das Grün mich deiner Wälder,
Der Fluren Pracht in jedem Tal.

Ja schön bist du, o Fleckchen Erde
Am deutschen Strom, am grünen Rhein,
Du Land voll Biederkeit und Treue,
Du Land im Frühlingssonnenschein!“



Bei Annweiler. Blick vom Rehberg gegen Nordosten. G. Eigner.

¹) XX./XXI. Jahresbericht der Pollichia. Weißenburg 1863. —
Von den übrigen Arbeiten des Verfassers verdient besonders seine umfangreiche „Flora der Pfalz", Speyer (H. L. Lang) 1846 Erwähnung. Ein Verzeichnis seiner sämtlichen Schriften hat Lauterborn in der Neumayer-Festschrift der Pollichia 31 ff. veröffentlicht.

²) In der Unterscheidung und Abgrenzung der pflanzengeographischen Gruppen bin ich hauptsächlich Gradmanns Arbeiten
a) „Vorschläge zur pflanzengeographischen Durchforschung Bayerns" (Mitteilungen der Bayer. Bot. Gesellschaft. I. Nr. 16. 141 ff. [1900]);
b) „Das Pflanzenleben der Schwäbischen Alb". 2. Aufl. I. Tübingen 1900. 254 ff.;
c) „Ergebnisse der pflanzengeographischen Durchforschung von Württemberg, Baden und Hohenzollern". Stuttgart 1905 ff. (mit J. Eichler und W. Meigen)
gefolgt, worin auch Näheres darüber zu finden ist.

³) Über die Verbreitung ersterer Art vgl. Gradmann in der unter 2 b aufgeführten Arbeit, 270 f., über das pfälzische Vorkommen des Hieracium aurantiacum Groß in Mitteilungen der Bayer. Bot. Gesellschaft. III. Nr. 1. 5 ff. [1913], der unbedingt für ihr Indigenat in der Pfalz eintritt.

⁴) Vgl. über Letzteres Ph. Müller, „Bunium verticillatum, ein neuer Florenbürger Bayerns", nebst Nachschrift v. Dr. F. Schultz (Flora, XXXVII. Jahrg., I. Band, 465 ff. [1854]).

⁵) Vgl. Hegi, „Mediterrane Einstrahlungen in Bayern". (Verhandlungen des Bot. Vereins der Provinz Brandenburg. XLVI. 1 ff., 202 f. [1904]).

⁶) Vgl. Hegi, l. c. 20 ff.; Engler, „Über Verbreitung, Standortsansprüche und Geschichte der Castania vesca Gärtner in der Zentralschweiz". (Berichte der Schweiz. Bot. Gesellschaft. XI. 23 ff. [1901]).

⁷) „Der Pfälzerwald in der Bayer. Jubiläums-Landes-Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung, Nürnberg 1906." (Der Pfälzerwald. VII. 93 ff. [1906]).

⁸) Mitteilungen aus der Staatsforstverwaltung Bayerns. 15. Heft. München 1913.

⁹) Wappes, „Die forstlichen Verhältnisse der Pfalz". (Der Pfälzerwald. XII. 99 f. [1911]).

¹⁰) Ritter, „Von der Eiche im Pfälzerwald". (Ebenda. XIV. 69 f. [1913]); vgl. auch F. Zimmermann, „Die Eichen unserer Rheinwaldungen". (Pfälz. Heimatkunde. IX. 149 ff. [1913]).

¹¹) Keiper, „Die Linde im Pfälzerwald und in den übrigen Waldgebieten der Pfalz". (Forstwissenschaftl. Centralblatt XXXVIII. 223 ff. [1916]).

¹²) F. Zimmermann, „Die Esche". (Pfälz. Heimatkunde. X. 165 ff. [1914]).

¹³) Keiper, „Die Akazie als Pfälzer Waldbaum". (Der Pfälzerwald. XVII. 17 ff. [1916]); F. Zimmermann, „Die Akazie". (Pfälz. Heimatkunde. X. 117 ff. [1914]).

¹⁴) Räder, „Die Dannenfelser Kastanienbäume". (Ebenda XII. 132 ff. [1916]); Stützer, „Die größten, ältesten oder sonst merkwürdigsten Bäume Bayerns in Wort und Bild". München 1900. 63.

¹⁵) Keiper, „Der Pfälzerwald und seine Holzarten". (Pfälz. Museum. XXV. 173 ff. [1908]); über die Weißtanne im besonderen: Cramer, „Das Vorkommen der Weißtanne in den Forstämtern Bergzabern und Schweigen". (Bericht über die XX. Versammlung des Pfälz. Forstvereins. Speyer 1912. 22 ff.)

¹⁶) Kleeberger, „Die volkstümlichen Namen unserer Bäume und Sträucher". (Der Pfälzerwald. XVII. 26 ff. [1916]).

¹⁷) Keiper, „Die Weymouthskiefer (Strobe)". (Pfälz. Heimatkunde. IX. 52 ff. [1913]).

¹⁸) Arnold, „Die Ergebnisse der Obstbaumzählung vom 1. Dezember 1913". (Zeitschr. des K. Bayer. Statist. Landesamtes. XLVI. 429 ff. [1914]); vgl. auch Stutzmann, „Der Obstbau in der Pfalz". (Festschrift für die Teilnehmer an der 46. Wander-Versammlung bayerischer Landwirte in Landau (Pfalz) 1911. 36 ff.).

¹⁹) Groß, „Über Prunus fruticosa Pallas in der Rheinpfalz" (Mitteilungen der Bayer. Bot. Gesellschaft III. Nr. 1. 1 ff. [1913]).

²⁰) Vgl. die beiden Inaugural-Dissertationen von Ferdinand Schröder und Otto Heymann. Heidelberg 1909.

²¹) Über die pfälz. Handelsgewächse im allgemeinen vgl. Betzel, „Einiges über den Handelsgewächsbau in der Vorderpfalz (Rheinpfalz) und seine Bedeutung". (Landwirtschaftl. Jahrbuch für Bayern. III. 631 ff. [1913]), über den Pfefferminz-Anbau Zink in Pfälz. Heimatkunde. VI. 123 f. [1910].

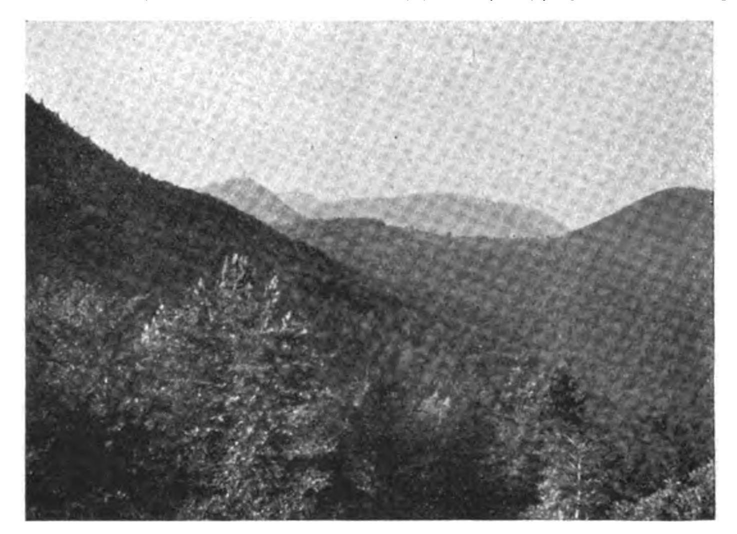
²²) Vgl. Renner, „Die Züchtung der Kartoffel". (Ebenda. III. 142 ff. [1907]); „Die Maßnahmen auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Verwaltung in Bayern 1897—1903". München 1903. 127 ff.

²³) Vgl. ebenda. 130; Lützel, „Zur Geschichte unseres Zuckerrübenbaues". (Heimatblätter für Ludwigshafen a. Rh. 1916. Nr. 7 ff.).

²⁴) F. Zimmermann, „Gibt es in der Pfalz noch jetzt Urreben?" (Pfälz. Heimatkunde. VI. 74 ff. [1910]).

²⁵) Vgl. Hauter, „Die Weine der Rheinpfalz". (Ebenda. X. 17 ff. [1914]); F. Bassermann-Jordan, „Zur Geschichte des Weinbaues in der Rheinpfalz". (Ebenda. I. 97 ff. [1905]) und „Geschichte des Weinbaus unter Berücksichtigung der bayerischen Rheinpfalz". 3 Bde. Frankfurt a. M. 1907; Dern, „Der Weinbau der Pfalz". (Festschrift für die Teilnehmer an der 46. Wanderversammlung bayerischer Landwirte in Landau (Pfalz) 1911. 33 ff.). „Die Weinmosternte 1916 in Bayern". (Zeitschr. des K. Bayer. Statist. Landesamts. XLIX. 708 ff. [1917]).

²⁶) Eduard Jost, „Pfälzische Geschichten aus alter und neuer Zeit". Zweite Sammlung. Neustadt a. H. 1902. 122 f. — Vgl. dazu A. Becker, „Der erste Druck des Jostschen Pfälzerliedes". (Der Pfälzerwald. VIII. 166 f. [1907]).



Bei Annweiler. Blick vom kleinen Hahnstein gegen die Münz. G. Eigner.



Aus Geinsheim.

Pfälzer Dorfbilder.

Hans Karlinger.

Mit photographischen Aufnahmen von Oberregierungsrat Eigner, Nürnberg.

Das pfälzer Dorf hat für uns rechtsrheinische Bayern seinen nächsten Verwandten in Unterfranken. Hier wie dort schufen Bodenlage, Landwirtschaft und ein verwandt gearteter Volksstamm fast gleiche Voraussetzungen — namentlich soweit man von der Ostpfalz reden will. Was etwa den pfälzer Weinbauern vom fränkischen scheidet, das ist schier dasselbe, was die beiden Weine trennt: das Kolorit des Temperaments. Der Franke ist schwerblütiger, langsamer, der Pfälzer als Rheinländerkind heiterer gestimmt, wähliger und leichter geneigt zum Humor.

Die Dorfanlage der Pfalz zeigt im wesentlichen das Bild der Streulage des mitteldeutschen Dorfes. Das reine Straßendorf kommt mehr nur sporadisch vor; die geschlossene Bauweise der Rheinebene ist wohl geneigt, ein Straßendorf vorzutäuschen, doch belehrt auch da ein Blick auf die Flurkarte, daß es sich im Kern um die mitteldeutsche Art der frei gewählten Grundaufteilung handelt.*) Das langzeilige Straßendorf der Südpfalz ist eine verhältnismäßig rezente Erscheinung geschichtlicher Zeit, es entwickelt sich als Niederschlag der Bedeutung der großen Durchgangsstraßen nach Frankreich, die jeweils die Kristallisationsachse für die Siedelungsanlage bilden. In der Hauptsache spiegelt sich also in der Gemengelage der Flur die Voraussetzung für die Siedelungsform, sie entwickelt sich im ertragsreichen Boden der Rheinebene zu stadtmäßig repräsentativer Form, wird in der Binnenpfalz durch die Überhandnahme des Waldes etwas eingeschränkt und im Westrich durch den von Nordwesten hereinragenden, niederländischen Typus modifiziert, bildet sich aber hier wie dort nach dem gleichen Grundsatz der Aufteilung des Bodens. Die breit behagliche Lagerung von Dorf und Hof ist das augenfällige Sinnbild hiefür.

Die Pfalz ist in Bayern das Land der großen Dörfer. Nicht nur räumlich, auch hinsichtlich der Kopfzahl übertreffen verschiedene Dörfer der Rheinebene viele rechtsrheinische Städte und Städtchen bei weitem.

Der Städtebildung war die alte Pfalz — wenn es heute durch die Industrie anders geworden ist, so bezeichnet das nur die letzte Phase der Entwicklung — anscheinend nicht allzu hold: die Zahl und der Umfang der alten Städte ist, etwa an Schwaben gemessen, nicht groß.

Der pfälzische Bauer ist von härterem Holze wie der Schwabe. So himmelweit sein Temperament dem Niederbayern fernliegt, das Maß des starken Selbstbewußtseins hat er mit letzterem gemein. Schon die Tatsache, daß die vielen und nachhaltigen Kriegsverwüstungen die Pfälzer Dörfer nur immer stattlicher erstehen ließen, muß als ein deutliches Merkzeichen für die eigene Zähigkeit der Rasse betrachtet werden.

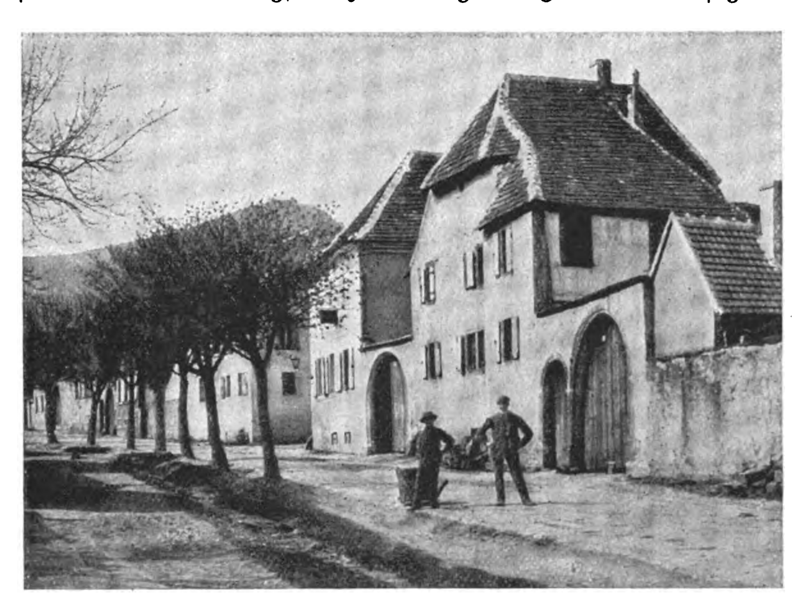
Wie der Volksschlag in der Rheinebene als dem Herzen der Ostpfalz und im Westrich, dem West-

*) Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei hier betont, daß der Ausdruck Straßendorf in dem Sinn, wie ihn Rebensburg (Das deutsche Dorf, München 1913, S. 34) gebraucht, zwar die Form des gemeinpfälzischen Dorfes (und damit dessen Entwicklung in den ersten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends) widerspiegelt, aber nicht gebraucht wurde, weil mir die Bezeichnung Straßendorf eher für das lange Dorf der Südpfalz (z. B. Langenhandel) kennzeichnend erscheint.

lande, verschieden ist, so zeigt auch der Hofbau in diesen beiden Teilen des Landes generelle Unterschiede. In der Ostpfalz bis tief hinein in die Binnenpfalz treffen wir den umbauten mehrfirstigen Hof in der Art, wie er in Franken und Thüringen geläufig ist. Um die Hofstelle schließt sich der Komplex der gesamten Baulichkeiten vom zwei- bis dreistöckigen Wohnhaus mit seinem stattlichen, der Straße zugekehrten Fachwerkgiebel bis zur Scheuer, die in der Regel die Rückwand des Hofganzen bildet. Es ist also der heute noch unter der Bezeichnung „fränkischer Hof" am meisten bekannte Bautypus, der dem einzelnen Gehöft etwas ungemein selbstsicheres, repräsentatives gibt. Im Gegensatz dazu kennt der Westrich — mutmaßlich als Ausstrahlung niederländischer Einflüsse — nur die einfirstige Hofanlage als ältere Wohnform; Wohnbau, Stall und Scheuer sind unter einem Dach vereinigt und das ganze wird — was bezeichnend für Dorfform und Bewohner — nicht mit dem Giebel, sondern mit der Langseite zur Straße gestellt. Rechnen wir dazu die niedrigere, mit zwei Stockwerken im besten Falle sich begnügende Anlage des Wohnbaues mit seinem Kellergeschoß und der Freitreppe zum Eingang, den mehr in die Breite gezogenen Grundriß und das — heute verschwundene — Strohdach, so ist das Bild des Westricher Hofes fertig. Baut der Ostpfälzer geschlossen, reiht er — namentlich im Rheinboden — auf stattlicher Straße Haus an Haus zu einer Flucht breitstirniger Giebel und hochgewölbter Einfahrtstore, so baut der Westpfälzer offen, legt mehr Wert auf eine gewisse Abtrennung seines Gehöfts und Abrückung von der Straße, auf ein Einschmiegen in den waldigen und bergigen Charakter seines Bodens. Kurz, im Osten nähert sich das Dorf dem Stadtbild — so etwa wie es uns aus der fränkischen und schwäbischen Kleinstadt vertraut ist — im Westen gleicht es eher dem Schema der Einödsiedelung.

Aus Rhodt.
(Aus der Sammlung der obersten Baubehörde.)

Die Bauart des dörflichen Hofes ist durch den Fachwerkbau bestimmt. Das schwer zu gewinnende Steinmaterial wird für den Unterbau gespart, das übrige zeigt die Eichenkonstruktion des Fachwerks, wie das badische oder elsässische Nachbarland. Die Front des Wohnbaues wird in der Rheinebene mit Vorliebe reicher behandelt, die vorgekragten Obergeschosse zeigen profilierte Balken, ab und zu wagt der Zimmermann sogar eine geschnitzte Verzierung. Neben dem Wohnbau wendet der Bauer sein Augenmerk auf das Hoftor, das sich in weitem Bogen oder breit gelagertem Sturz an die Hauswand schließt, von ihr durch das „Nadelöhr", die Pforte für den Fußgänger, getrennt. Bei den Steinbauten der Hoftore in der Rheinebene trifft man zumeist Hausmarke oder Inschrift, die Jahreszahl der



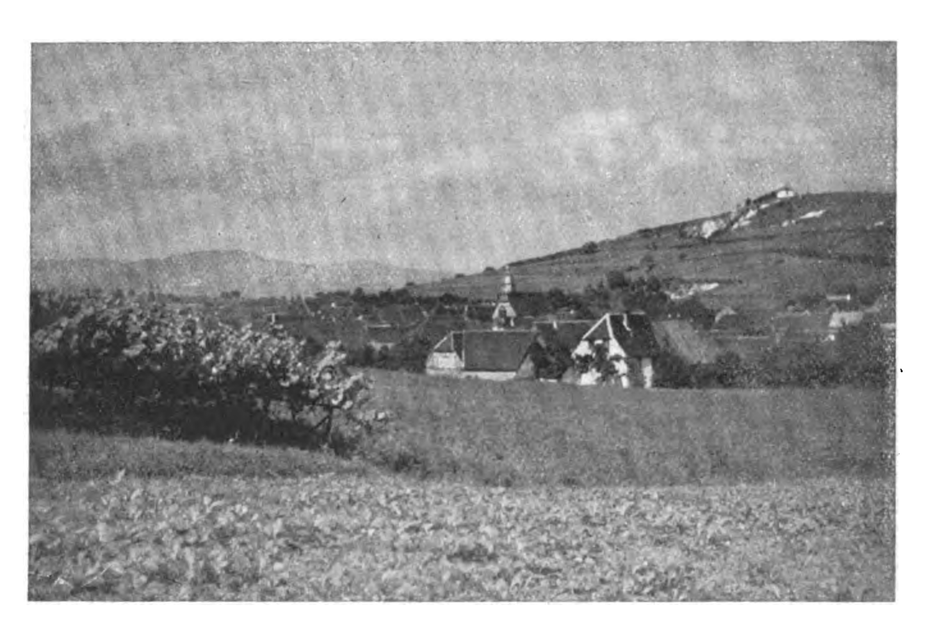
Aus Rhodt.
(Aus der Sammlung der obersten Baubehörde.)



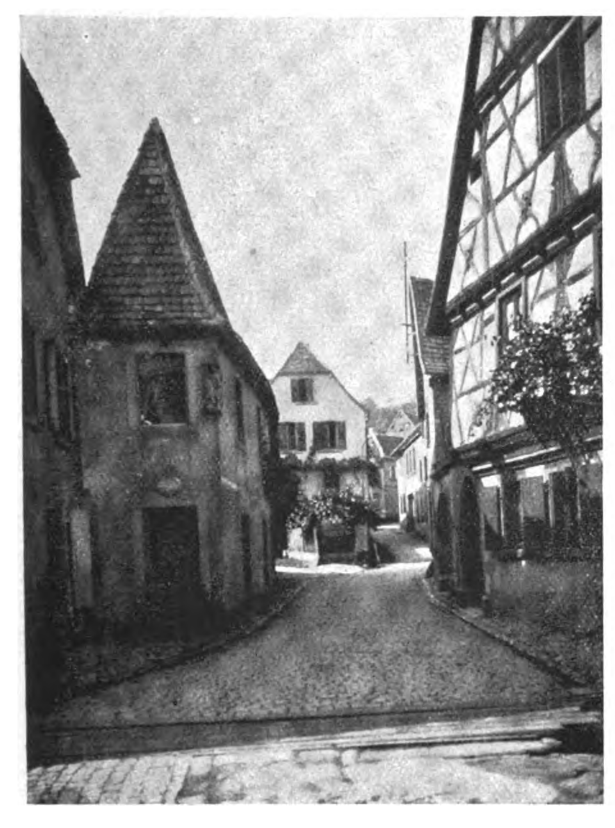
Aus Lachen.



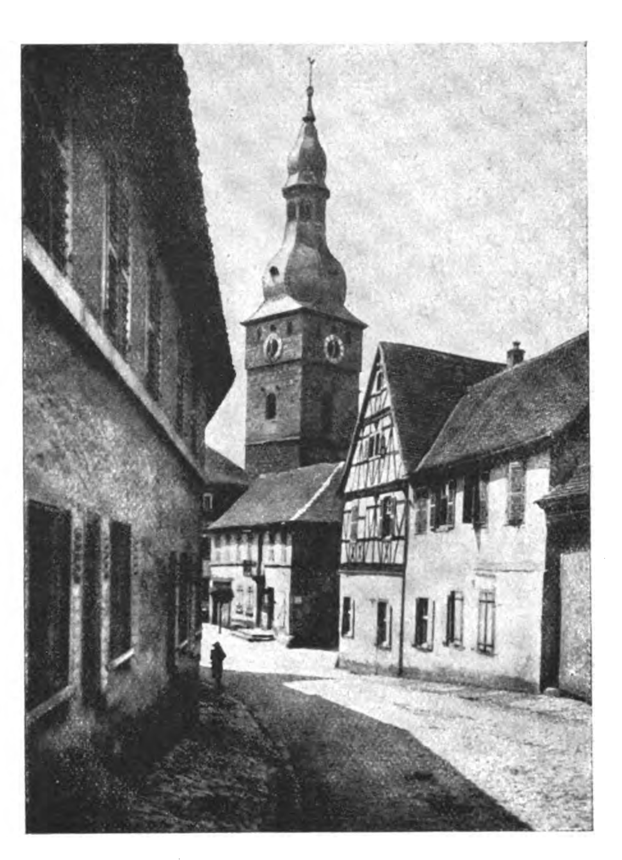
Aus Klingenmünster (Im Hintergrund Burg Landeck.)



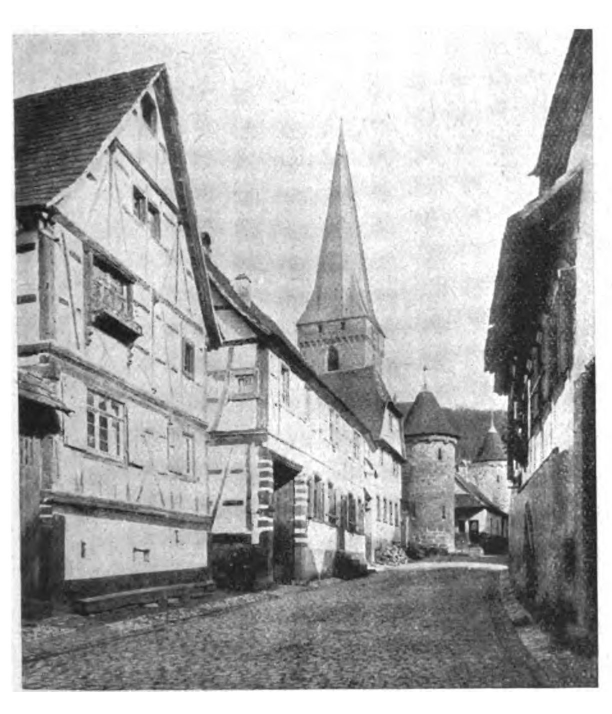
Ilbesheim, kleine Kalmit.
Aufnahme von Baurat H. Ullmann.



Aus St. Martin.



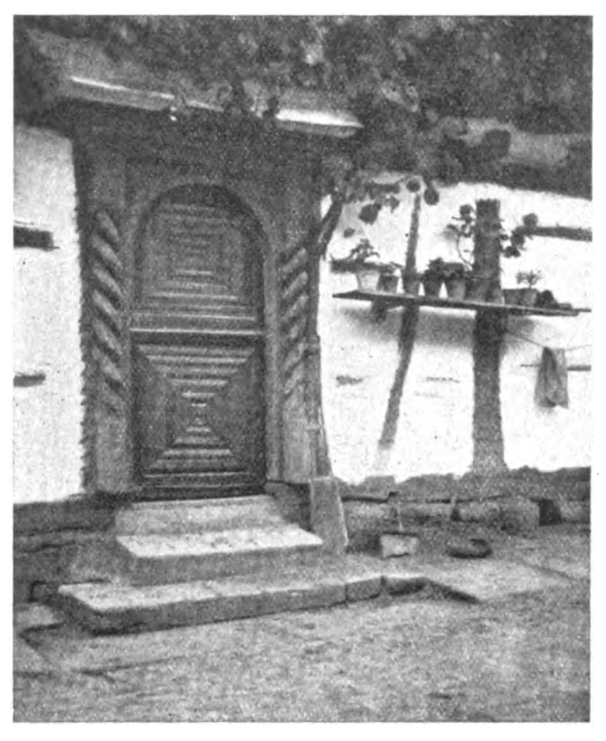
Aus Göllheim, evangelische Kirche.



Aus Dörrenbach.
Im Hintergrund Kirche mit befestigtem Kirchhof.
(Aus der Sammlung der obersten Baubehörde.)



Aus Freinsheim.
Aufnahme von Baurat H. Ullmann.



Aus Westheim Hs.-Nr. 39 (1688).

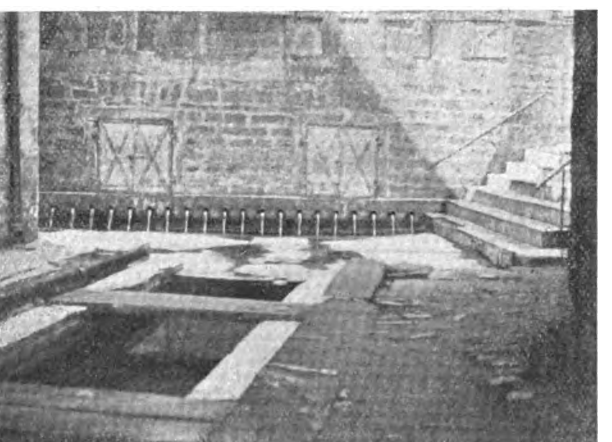


„Dampfnudeltor" in Treckenfeld.

Erbauung oder Besitzer nennt, in Meißelarbeit ausgeführt; die barocken Gesimse und Zierelemente, die ab und zu — aber im Ganzen weit seltener vorkommen, wie in Franken — erinnern daran, daß die Mehrzahl der Gehöfte seine erhaltene Form der Zeit um oder nach 1700 verdankt. Überhaupt wird es schwer sein, Höfe des 16. Jahrhunderts aufzufinden, die Kriege des 17. Jahrhunderts haben davon fast nichts übrig gelassen. Im Westrich ist die reichere Behandlung der Einfahrt wie überhaupt der Sinn für schmückende Form entsprechend der Einfachheit der Anlage fast nie anzutreffen.

Erhält das Straßenbild des Rheingaues schon durch die Höfe ein belebtes Gepräge, so wird dieses durch malerische Kirchen und Rathäuser noch mehr gesteigert. Die Dorfkirche mit ihrem massiven Turm, hie und da ein Wehrturm einer Friedhofanlage (wie in Dörrenbach, vergleiche die Abbildung auf der vorhergehenden Seite), das Rathaus mit seiner behaglichen Blockform gehört so wesentlich zum Gesamtbild, wie das Wirtsschild vor dem Gasthof und der Kranz vor der Heckenwirtschaft.

Noch ein weiteres Merkmal. Jedem Wanderer durch die Pfalz fällt die Sorgfalt auf, mit der die Dorfstraßen gebaut sind. Jedes mittlere Dorf der Ostpfalz besitzt seine breite gepflasterte Straßenanlage, welche den Charakter des Städtischen noch mehr betont. Man erinnert sich an französische Anlagen in Lothringen und weiterwärts und ich glaube, daß dieser Zug ins Monumentale, der anderorts in den Rheinlanden nicht oder nicht in dem Maße auftritt, auf Rechnung von Anregungen, die vom Westen kamen, zu setzen ist. Selbst im Westrich, wo der geringere Wohlstand der Bewohner sich in Haus und Hof ausspricht, fehlt die gepflasterte Dorfstraße nicht.



Dorfbrunnen in Altleiningen.

So umgibt uns ein Bild stattlichen Wohlseins. Von der langen Reihe der gegiebelten Häuser in blinkender Weiße, von den malerischen Kirchtürmen, aus Hof und Tor grüßt uns ein selbstbewußtes, auf das Gefällige gestimmtes Bauernvolk, ein Bild der fröhlichen Pfalz.

Karfreitagswanderung durch's Dahnertal.

Clara Eigner.

Mit Aufnahmen von G. Eigner-Nürnberg.

Karfreitag war's, — einer jener wundervollen Vorfrühlingstage, die in der Pfalz besonders warm und sonnig sind und die Mandelbäume zum Blühen bringen, sodaß sie wie große weiße Blumensträuße aus den Wingerten heruntergrüßen. Über Bergzabern lag die Stille des heiligen Tages; vereinzelt eilten noch Verspätete der Kirche zu, die evangelischen Frauen schwarz gekleidet mit schwarzen Tüchern auf dem Kopf. Durch das Kurtal, das im Sommer der Lieblingsspaziergang der Fremden ist, kamen wir rasch in das malerische Waldtal des Erlenbachs nach Birkenhördt, von hier durch „das Landlöchl", einen in die Felsen getriebenen Paß, nach Lauterschwann, heute am Feiertag ein stilles Dorf, in dem jede Arbeit ruhte. Wir verließen die breite Landstraße und folgten einem Waldsträßchen, das uns bald am mehreren Weihern entlang führte, die wie stille verträumte Bergseen zwischen die dichtbewaldeten Berge eingebettet lagen. Da, nach einer Wegbiegung, erstrahlte in der Morgensonne hoch oben über dem schwarzen Nadelwald der dicke Turm der Ruine „Kleinfrankreich" und noch ein Stückchen weiter die prächtige Burg Berwartstein — im Volke der Bärbelstein genannt — eine mächtige Felsenburg, die durch mehrere Jahrhunderte Ruine war und erst in unserer Zeit wieder ausgebaut und bewohnbar gemacht wurde. Wir steigen die Bergstraße hinan und lassen uns zur kurzen Rast am Straßenrand nieder, wo wir den schönsten Blick auf die Burg haben und das sich unten anschmiegende Dorf Erlenbach. Wie warm sitzt man hier in der Märzensonne, die die Dächer der Türme und Häuser hell erglänzen läßt, wie schmeckt das Butterbrot in der köstlichen Luft, wie entzückt haftet das Auge auf dem lieblichen Landschaftsbild, auf den grünen Wiesen und dem sie durchziehenden Silberbande des Erlenbachs! Horch, tönt nicht Pferdetraben an unser Ohr? ah, dort wo die Straße aus dem Walde hervorkommt, wird ein Reiter sichtbar; nun springt er vom Pferde, führt es sachte am Zügel, bis zum Gartenzaune jenes Hauses mit dem hohen Mansardendache und späht durch Blätter, Blüten und Ranken des üppigen Geißblattes in die Laube, ob sie am zierlich gedeckten Kaffeetisch seiner warten: Die Frau Rätin, die Eigentümerin des Hauses, und ihre Nichte, die liebreizende Hedwig, die er, der bayrische Leutnant, der in der Festung Landau militärische Dienste tut, als Braut zu gewinnen hofft. Wir glauben Kosen- und Liebeswerben zu vernehmen — da hebt sich ein Schleier von unseren Augen — was wir zu erleben glaubten, geschah ein halbes Jahrhundert früher. Der Anblick des alten Hauses hatte uns die Begebenheit vor Augen geführt, welche uns August Becker, der liebenswürdige Pfälzer Dichter in seinem Romane „Hedwig" so anziehend geschildert hat. Sind auch jene Menschen längst tot, Haus und Garten stehen noch und laden uns ein zur Besichtigung. Wir eilen die Straße hinunter und kommen im Dorfe gerade an, um einen alten Karfreitagsbrauch mitzuerleben. Es ist gerade zwölf Uhr — am Karfreitag müssen auch die Glocken Erlenbachs schweigen — da ziehen drei Buben mit hölzernen Ratschen oder Gerren von Haus zu Haus, schwingen dieselben und singen dazu:



Burg Berwartstein.

> Es hat 12 Uhr geschlagen,
> Man hat Herrn Jesus ins Grab getragen;
> Der Herr Jesus war ein unschuldig Blut,
> Das Herz im Leib mir brechen tut.
> Gelobt seist du Herr Jesus Christ,
> Der du für uns gestorben bist!

Am Karsamstag erhalten die Buben — die Leier- oder Gerrebuben genannt — in jedem Haus ein Ei oder ein Stück Osterkuchen für das Ansingen. Lange noch klang die eintönige Weise uns in den Ohren, nachdem wir längst Dorf Erlenbach verlassen hatten und auf der Landstraße, hie und da einen Blick auf Burg Berwartstein zurückwer-



Das Haus der Frau Rätin.

fend, sinnend weiter gewandert waren. Die alte Zeit hielt uns fest, die Erinnerung an die Burgherrn von Bärbelstein, deren schlimmster Hanns v. Trott gewesen ist, ein mächtiger, aber böser Ritter, der Land und Leute so sehr unterdrückte, daß er nach dem Tode keine Ruhe fand und noch heute als „der böse Mann" in der pfälzischen Kinderstube erscheinen kann. „Seid brav," pflegen die Mütter zu sagen, „sunst kumbt der Trapp!" Diesen üblen Ruf verdankt er hauptsächlich einer schlimmen Tat durch die er viele Untertanen in bittere Not versetzte: er ließ die Wieslauter durch einen Wall absperren, so daß ein großer See entstand. Als dann der Wall auf sein Geheiß wieder hinweggerissen wurde, nahm die nun mit voller Gewalt dahinbrausende Lauter Felsen, Häuser und Bäume mitfort. Vier Jahrhunderte sind vergangen seit der Schreckensherrschaft des Trott; im Jahre 1463 war ihm vom Pfalzgraf Philipp Burg Berwartstein und etwas später Alttann geschenkt worden. Das Stück Land, das er sein eigen nannte und das wir heute durchwandern, zählt zu den schönsten Landstrichen der Pfalz, es ist das durch seine landschaftlichen Reize berühmte Dahnertal. Bei einer Wegbiegung hatten wir die uns entgegenkommende Wieslauter, ein munteres forellenreiches Flüßchen, erreicht; bald standen wir vor einem kleinen gotischen Kirchlein, der St. Anna-Kapelle, das die sterblichen Reste des kurpfälzischen Hofmarschalles Hanns v. Trott behütet. Im Innern der Kapelle ist eine große Steinplatte zu sehen; man kann an ihr Gestalt und Wappen eines Ritters erkennen, mit etwas Mühe den Namen „Hanns von Droht" noch entziffern und die Jahreszahl 1503, das Jahr seines Todes. Die Kapelle war mehrere Jahrzehnte ohne Dach und teilweise zerfallen; so hatten Wind und Wetter freien Zutritt und das lange Zeit auf dem mit Gras überwachsenen Kirchenboden liegende Denkmal an vielen Stellen zerstört. Dafür war aber der Anblick der früheren Annakapelle, die einer Ruine glich, viel romantischer und paßte viel besser zu dem unruhigen Lebenslauf des in der Acht verstorbenen Ritters. Die breite Landstraße führte uns zwischen der Lauter und den das Tal einsäumenden waldigen Bergrücken weiter bis Dorf **Bundenthal**, vor dessen weit geöffneter Kirchentüre wir gerade vorüberkamen, als die vielköpfige Dorfgemeinde vor dem über dem Grab Christi ausgesetzten Sanktissimum andachtsvoll auf den Knieen lag. Die Melodie des Liedes „O Haupt voll Blut und Wunden" begleitete stimmungsvoll unsern Aufstieg zu den Flatensteinen, jenen eigentümlichen Fingern oder Felszacken, die unmittelbar hinter dem Dorfe auf dem Bergrücken sich erheben. Unterwegs fanden wir da und dort ein Stechpalmenzweiglein, was den Verdacht aufkommen ließ, daß auch heuer wieder die liebe Dorfjugend ihre Palmzweige für die Prozession am Palmsonntag sich droben im Ilexgärtlein am großen Flatenstein wird abgeschnitten haben, trotz Schutzgitter und Verbot. Dorfbuben sind gewandte Kletterer und Dorfbräuche wollen erhalten bleiben. Von der Felsplatte neben dem großen Flatenstein, den die

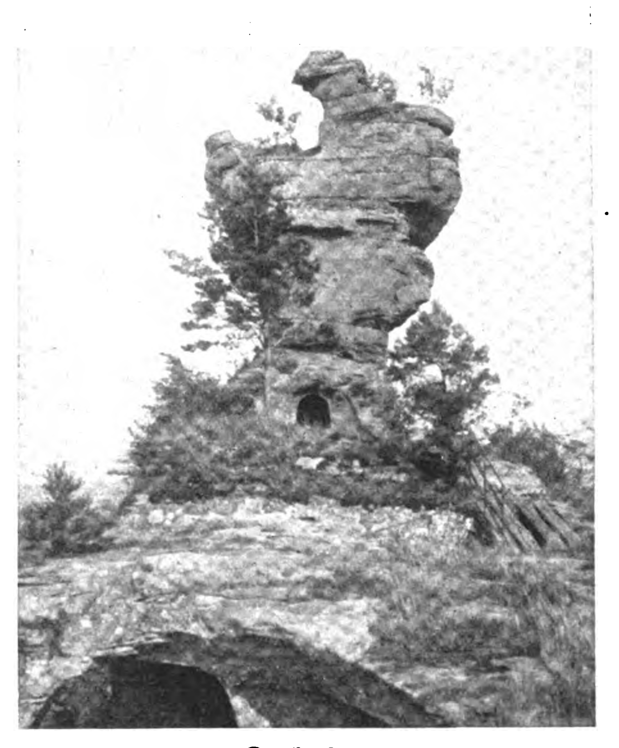


St. Anna-Kapelle (vor der Restaurierung).



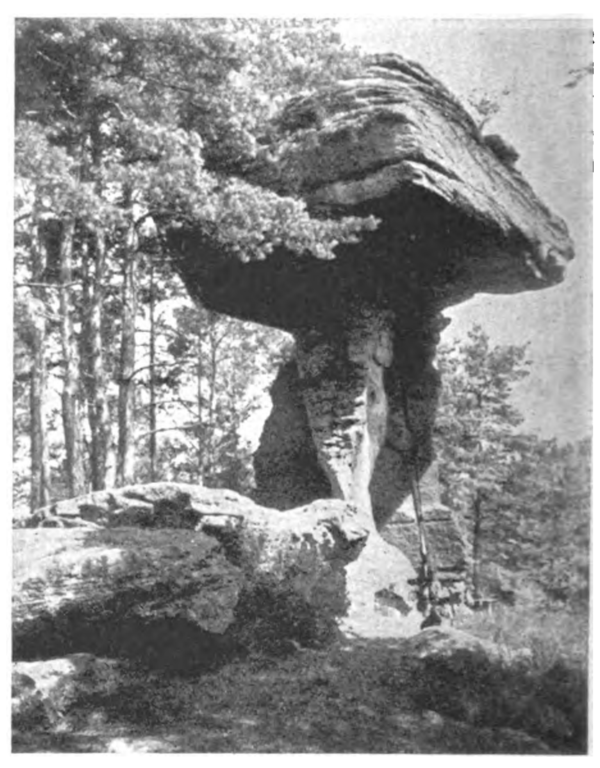
Flatensteine.

dort nistenden Dohlen mit Geschrei umkreisten, genossen wir entzückt den herrlichen Fernblick über sonnige Täler und bewaldete Höhn, über zerklüftete Felsentürme, die wie Ruinen aussahen, und wirkliche Burgruinen, die von Felsen kaum zu unterscheiden waren. Gerade gegenüber Ruine Drachenfels, das alte stolze Felsennest und Ganerbenschloß, auf dem die Ritter des Wasgau und Elsaß zu politischen Beratungen zusammenkamen. Wie mochte es da unten im Tal gewimmelt haben von Burgvolk und Reisigen, als im Jahre 1501 Kaiser Maximilian I. selbst zu solch einer Tagung mit seinem Troß geritten kam! — Von der linken Seite winkt der Bergfried von Altdahn herüber; wir müssen eilen, wollen wir auch diese einst mächtige Burg noch besuchen. Fast möchten wir über Sommerhitze klagen beim Weiterwandern auf der Landstraße und sind froh, daß uns ein Waldpfad hinüberführt zur ehemaligen Burgallee und diese hinauf auf den mächtigen 300 Meter hohen Felsgrat, der drei Burgen trug: Alttann, Grafendahn und Tannstein, welche mit dem gemeinsamen Namen Altdahn bezeichnet werden. Als Erbauer von Alttann wird ein Ritter von Tann genannt, der im Jahre 1190 mit der Obhut der Kaiserburg Trifels betraut war und sie als hohenstaufisches Lehen erhalten haben soll. Alttann sowohl als Tannstein und das auf der anderen Seite etwas später erbaute Neudahn blieben im Besitz der Familie von Tann bis zum Jahre 1603, wo das Geschlecht mit Ludwig von Tann ausstarb. Die mittlere Burg, Grafendahn, gehörte den Grafen von Sponheim, im Jahre 1485 erwarb sie Hanns v. Trott; die Burgen welche die Franzosen im orleansschen Krieg zerstörten, zählten zu den größten und mächtigsten Felsenburgen des Mittelalters. Als wir durch das gut erhaltene Felsentor eingetreten waren, zwangen uns in den Stein gemeißelte Treppen und Gänge auf und ab, zu Türmen, Kammern, Kellern und Verließen; aber die untergehende Sonne gestattete uns nicht lange zu verweilen, sondern rief uns auf den ehemaligen Söller, um von dort noch einen Blick in das von ihr prächtig beleuchtete Tal zu werfen. Es lag ein eigenartiger Zauber über der Gegend; die oft sonderbaren und vielgestaltigen Felsenformen der gegenüberliegenden Höhenrücken hoben sich scharf umrissen vom abendlichen rosigen Firmamente ab. Dazu das tiefe Schwarz der die Berghänge bekleidenden Kieferwaldungen und unten malerisch gruppiert Kirche und Häuser des freundlichen Ortes Dahn! Wie wir uns endlich zum Weitergehen entschlossen, begann es Nacht zu werden, und als wir den Ort langsam durchschritten hatten und vor dem am Ende steil aufsteigenden Felskoloß, dem Jungfernsprung angekommen waren, da stand der volle Mond über demselben, beleuchtete das Kreuz auf der Spitze und ließ sein Silberlicht an der glatten Felsenwand herunterfallen, als wollte er sagen: „Da seht, welch hoher Fels! Ein schönes Hirtenmädchen war einst über diese Wand hinunter gesprungen aus Furcht vor dem Jäger, welcher es verfolgte und schon zu fassen glaubte; in seiner Not rief es zu Gott um Hilfe; der Sprung ist geglückt, unversehrt kam es unten an.“ Der gute Mond, wieviel hätte er uns noch erzählen können von vergangenen Zeiten, von fried-



Drachenfels.

lichen, in denen die mächtigen Ritter als gerechte und geachtete Herren auf ihren stolzen Burgen lebten, — von schlimmen, in denen sie als Raubritter reisenden Kaufleuten auflauerten, um sie auszuplündern und in die Burgverließe zu schleppen, — und von jenen grauenvollen Kriegszeiten, in denen wilde Horden das Tal durchzogen, Flammensäulen aus den brennenden Dörfern zum Himmel lohten und die vielhundertjährigen Burgen in Trümmer gelegt wurden. Der Mond war immer höher gestiegen; es war ein herrliches Wandern in seinem milden Lichte, die Schatten der Bäume fielen in dunkeln Linien über die Straße, liefen gespenstisch die Berghänge herab, huschten oben am Walde hin und her. Wir glaubten plötzlich Stimmen zu hören, das Lärmen und Lachen zechender Ritter, die schmeichelnden Töne einer Geige — wir waren am Teufelstisch. Dort oben soll einmal der Teufel als fahrender Musikant aufgespielt haben bei einem großen Jagdgelage, das die Ritter mit ihren Frauen veranstaltet hatten. Weil sie ihn nicht zum Essen einluden, ward er zornig, tötete die Ritter, briet ihre Herzen und wollte diese den Ritterfrauen vorsetzen. Da er aber nicht wußte, worauf er sie vorsetzen solle, riß er zwei Felsstücke aus dem Berg und stellte sie als Füße auf, ein drittes legte er als Platte darüber; der Tisch war fertig, die Ritterherzen konnten serviert werden. „Wohl bekomm's, schöne Frauen!" sagte unser Pfälzer Begleiter, der Professor; „aah, in dieser mondhellen Karfreitagsnacht möchte ich etwas erleben: Riesen, Ritter, Teufel, Zwerge, verzauberte Jungfraun, kommt herbei!" „Dazu ist es nun zu spät", Herr Professor, „drüben am Bahnhof Hinterweidenthal blitzen die Lichter auf; wir sind am Ziel." Ein Erlebnis gab es aber doch noch: in der traulichen Gaststube zu Kaltenbach ein köstliches Fastenessen: prachtvolle Forellen und duftige Pfälzer Eierkuchen, nach der zehnstündigen Wanderung ein wohlverdienter Genuß.



Der Teufelstisch.

Der Pfälzer und das Wandern.

Kreisschulinspektor Hartmann.

Der Mitteldeutsche — der Thüringer wie der Franke — ist von Natur aus ein Waldmensch, ausgezeichnet in der Orientierung, unermüdlich im Laufen und Springen, vorzüglich in der Naturbeobachtung, leidenschaftlich in Jagd- und Fischfang. Der Pfälzer, vorwiegend fränkischen Stammes, hat von den vorgenannten Eigenschaften am meisten Wanderlust und Wanderfähigkeit übernommen.

Seine unvergleichlich schöne Heimat, die sonnige Pfalz am Rhein, mit ihren dunklen Bergen, mit ihrer um alte Burgen und Kapellen gewobenen Romantik, mit ihren hellgrünen Weinfeldern und goldgelben Fluren lockt und reizt den Pfälzer zur Natur. Sein im Sonnenglanze erstarktes Gemüt sucht und findet den Urquell aller Freuden im reinen Naturgenuß. Darum dürfte wohl auch kein Waldgebirge im Verhältnis zur Bevölkerungszahl so gut besucht sein wie der Pfälzerwald. Nicht zuletzt trägt dazu bei das gute Einvernehmen, das zwischen den Wander- und Heimatschutzvereinen und den staatlichen Forstbehörden besteht und das auch darin seinen Ausdruck findet, daß der jeweilige Regierungsdirektor der Kammer der Forsten traditionell auch Vorsitzender des Pfälzerwaldvereins ist.

Gibt es auch wie überall viele, die gerne auf einsamen Pfaden durch die prächtigen Eichen- und Buchenwälder ihrer Heimat wandeln, so läßt das lebhafte Temperament des Pfälzers ihn doch am liebsten in Gesellschaft wandern. Und wer ihn dabei nicht sieht, der hört ihn.

Den praktischen auf das Reale gerichteten Sinn des Pfälzers ersieht man aus der Art, wie er dieses gesellige Wandern erfaßt und betreibt. Wohl organisiert, vereinsmäßig zusammengeschlossen durchwandert das pfälzer Volk sein Heimatland.

Noch nicht 20 Jahre sind es her, daß der Pfälzerwaldverein als Touristen- und Wanderklub gegründet wurde und schon 1914, vor dem Kriege, hatte seine Mitgliederzahl 16 000 überstiegen, so

daß er zu den größten Touristenvereinen des deutschen Reiches gehört. In etwa 120 Ortsgruppen war der Verein gegliedert und jeder erstellte alljährlich zu Beginn der Wanderzeit ein Programm mit 12 Touren. Der Anspruch an die Ausdauer ist dabei nicht gering. Meist wird die Tour auf über 20 Kilometer erstreckt. Jede Tour wird sorgfältig vorbereitet, bei großen Ortsgruppen ist für Führer und Sonderzüge gesorgt und dabei der Unterkunft und Verpflegung, insbesondere am Schluß der Wanderung, mit entsprechender Sorgfalt Beachtung geschenkt, wobei insbesondere der flüssige Teil mit Liebe und Sachkenntnis behandelt wird.

Ja, fröhlich war das Wandern im Pfälzerwald; es war nicht minder nutzbringend. Denn die Liebe zur Heimat, die durch das Wandern in dem Herzen des Pfälzers verstärkt wurde, führt dem Einzelnen die Not des Vaterlandes tiefer zu Gemüte und macht es ihm unmöglich gegen dieses zu wüten. Bei uns ist eine Arbeitsunlust in dem Umfange, wie sie über den Rhein herüberklingt, nicht denkbar. Von toller Vergnügungssucht, womit man andernorts sich über diese schwere Zeit hinwegzutäuschen sucht, hört man bei uns nichts. Nur wie ein leiser Hauch zieht die Sehnsucht durch das Land nach unseren freien Bergen, nach unseren waldigen Höhen, nach Wanderlust und Wanderfreude. Fänden wir doch draußen für einige Stunden Trost und Vergessen, denn an der Größe der Natur gemessen wird Erdenleid, selbst das eines großen Volkes, klein und glückliche Erinnerungen aus vergangenen Zeiten steigen wieder vor uns auf.

Wie imposant war doch die große Heerschau, die der Pfälzerwaldverein alljährlich im Monat Mai über seine Getreuen hielt und zu der alle Ortsgruppen von Nah und Fern ihre Vertreter sandten. Manchmal gab es da einen gewaltigen Zug und 10—12 000 Menschen kamen in besonders günstig gelegenen Orten wie Dürkheim, Landau, Kaiserslautern, Homburg zusammen, um nach einigen Stunden fröhlichen Festtreibens, Erneuerung alter und Schließung neuer Bekanntschaften wieder nach allen Richtungen auseinanderzugehen.

Im Winter aber jeden Jahres feierte jede Ortsgruppe ein gemütliches Vereinsfest mit Auszeichnung aller jener, die besonders eifrig bei der Beteiligung waren. Wenn ein Mitglied, männlich oder weiblich, von den 12 Programmtouren 9 gewissenhaft mitgemacht hatte, bekam es das „goldene Vereinszeichen“ als Auszeichnung und Gedenken. Wer fünfmal in solcher Weise sich ausgezeichnet hatte, bekam dazu noch den Wanderstab. Das goldene Vereinsabzeichen heftete man sich mit großem Stolze, manche taten es Jahr für Jahr, an den Hut und so sah man gleich bei den gemeinsamen fröhlichen Wanderungen, wer ein besonders eifriger Wäldler war.

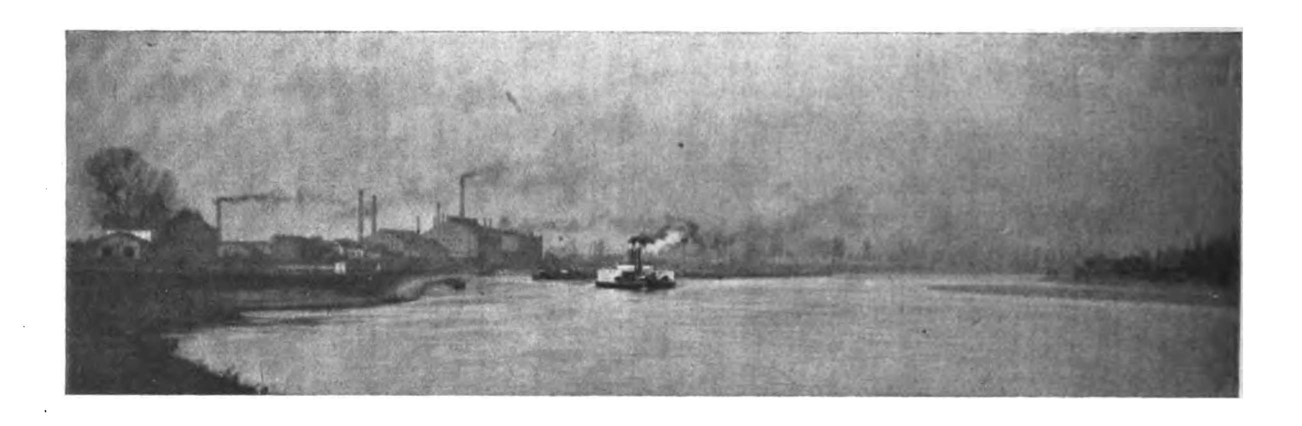
Aber nicht nur die Alten wanderten, auch Jugendwanderungen waren bereits organisiert und gerade vor dem Kriege war man im besten Zuge die Schaffung von Jugendherbergen in großem Maßstabe ins Leben zu rufen. Allüberall erkennt man den hohen sittlichen und erzieherischen Wert solcher Wanderungen. Wer wollte leugnen, daß sie für den heutigen Tag zur gebieterischen Notwendigkeit geworden sind?

An unserer Jugend hat die Zukunft physisch und psychisch vieles gutzumachen und gerade durch das Wandern wird Gesundheit für Leib und Seele gewonnen, Arbeitslust und Arbeitsfreude, die wir so bitter nötig haben, geweckt und erhöht. Ein wertvolles Gegengewicht zu unserer egoistischen Zeitrichtung bietet das Wandern durch das Wecken der Liebe zur Heimatscholle und damit zum engeren und weiteren Vaterlande. Im Verkehr mit der Natur gewinnt der junge Mensch wieder Freude an einfachen Sitten und wird so der verderblichen Genußsucht unserer Tage entrückt. Wenn unsere Zukunft Anspruchslosigkeit und Arbeitsamkeit in erhöhtem Maße erheischt, hat das Wandern unserer Jugendgruppen bereits gute Keime gelegt.

Um der pfälzer Jugend Wanderungen größeren Stils zu ermöglichen, hat der Pfälzerwaldverein bereits die nötigen Schritte eingeleitet, da und dort um freiwillige Spenden gebeten und ist für jede werktätige Hilfe dankbar. Ist es durch die beschränkten Verkehrsverhältnisse zur Zeit nicht möglich Wanderlust und Wanderfreude in altgewohnter Weise nachzuhängen, so blicken wir mit Sehnsucht doch dem Tag entgegen, der in uneingeschränkter Freiheit uns alle — Jung und Alt, Reich und Arm, Hoch und Nieder — wieder hinausführt in unsere Täler, auf unsere Höhen.



Aus Wilgartswiesen. H. Ullmann.



Bilder vom Rhein.

Vom Rhein! Höher schlägt jedes deutsche Herz bei diesem Namen, wie mit einem Zauberschlage steigen aus den Fluten alle Bilder hervor, die Mund und Hand der Dichter und Künstler als Ausdruck der Tiefe und des Reichtums deutschen Wesens uns geschenkt haben, alle die Sagen, die Märchen, die Lieder von Liebe, Lust und Leid, alle die Hymnen in Farben und Formen.

„Dort wo der Rhein mit seinen grünen Wellen
so mancher Burg bemooste Trümmer grüßt,
dort wo die edlen Trauben saft'ger schwellen
und kühler Most des Winzers Müh' versüßt,
dort möcht' ich sein bei dir, du Vater Rhein,
an deinen Ufern möcht' ich sein."

singt die Sehnsucht.

Das ist der Rhein, der dem deutschen Sinn verwandt, voll Kraft seinen Weg durch Felsen gebrochen hat, der in dem Rauschen seiner Fluten, in der Romantik seiner Ufer geheimnisvolles Wesen birgt, das ist der Rhein der Deutschen, aber das ist nicht **der Rhein der Pfalz**. Der ist bescheidener in seiner Art; nicht allzuviele kennen ihn mit seinen verborgenen Reizen, denn sie wollen gesucht und erlebt sein.

Inmitten der breiten Ebene, die der Rhein sich längs der Pfälzer Berge geschaffen, strömte er — es ist noch nicht gar lange her — in großen schlangengleichen Windungen geruhig daher, ein breites Gebiet für sich beanspruchend. Wie es ihm gefiel, beschaute er sich seine Umgebung, bald links bald rechts sich wendend, oft zu sich selbst zurückkehrend, Inseln und aberteuerliche Landzungen bildend. Bald floß er in raschem Lauf seicht dahin, bald verweilte er, unergründliche Tiefen ausfüllend; sein Spielzeug, den aus den Alpen mitgeführten Kies, rollte er bald dahin bald dorthin, was er in jahrelanger Arbeit an einer Stelle angeschwemmt hatte, trug er in einer Sturmnacht ab, bildend und zerstörend ohne Sinn, wie ein ungeberdiger Knabe.

Da kam der Mensch und legte ihm Fesseln an. Mitten durch seine Schlangenspiele grub er ein neues Bett, spannte den Fluß zwischen Steindämme ein, wies ihm durch Erdwälle die Außengrenzen seines Gebietes. Mit Reihen hoher Pappeln zeigte er ihm den Lauf seines neuen Weges. Geduldig ließ sich der Strom die ihm fast unmerklich angelegten Fesseln gefallen, aber zu Zeiten erwacht in ihm der Unmut über die Bändigung; dann schwillt er in mächtigem Zorn, sucht seine Bande zu sprengen, schießt brausend wieder in den abgeschnittenen Teilen seines Schlangenkörpers, den Altwässern, dahin, sie mit neuem Leben füllend, beleckt gierig die beengenden Dämme, versucht auch unter ihnen durchzukriechen und schickt seine Wasser weit hinaus in die Ebene. Nach solchen Tagen der Lust kehrt er willig wieder in sein gewiesenes enges Bett zurück, trägt seine Lasten, die Schiffe, und begnügt sich damit, hier das liebgewordene Schlangenspiel im Kleinen zu versuchen, schiebt das Kiesgeröll bald auf die eine bald auf die andere Seite der Fesseln, überall nach einem Auswege suchend.

Aus diesem nicht endenden Spiel der lauernden Naturkräfte mit dem Menschenwerk, aus den Gegensätzen zwischen der Grabesruhe der Altwässer und dem lebendigen Strom mit seinem Rauschen, seinem Fallen und Steigen, seinem regen Schiffahrtsverkehr entstehen hier Formen und Stimmungen von eigenartigem Reiz. Die stets mit zartem Dunst erfüllte Luft gibt im Wechsel der Jahreszeiten, im Spiel der Tagesstunden allen Erscheinungen eine malerische Weichheit. Wie die vorherrschend wagerechten Linien der Landschaft mit den aufschießenden Formen der Pappeln, den weichen Polstern der Weiden sich

in unendlichem Wechsel verbinden, wie die Raumformen sich gliedern, die Wolken darüber ziehen, das alles gießt einen Reichtum auch über diesen Teil des Rheines aus, der unvergessen bleibt, wem er sich erschlossen.

Es ist ein gewagtes Beginnen, die Seele der Landschaft mit dem gefühllosen Auge der Kamera festhalten zu wollen, nur ein Schimmer der Schönheit läßt sich manchmal erhaschen.

In diesem Sinne mögen die folgenden Bilder aufgefaßt werden.

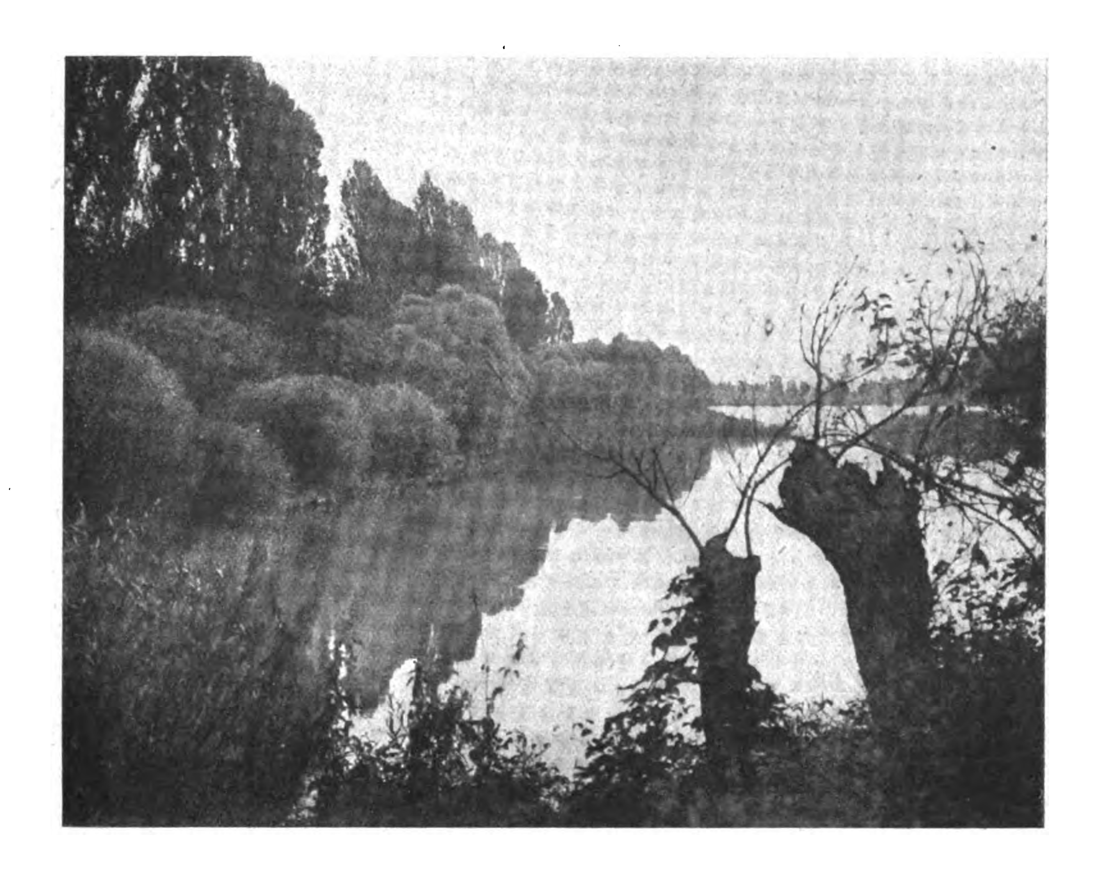
Wenn des Winters starre Ruhe gebrochen ist, entfaltet die Auenlandschaft am Rhein ihren höchsten Reiz. Dann ist die weite Ebene mit ihren gelben Gräsern in lauter Licht und Luft getaucht, im blauen Äther schwimmen glänzende Wolken, die Weiden knospen in allen Tönen von gelb, braun und rot, der hellglänzende Kies, die weiten Wasserflächen, die hundertfachen Wasserlachen spiegeln Licht und Farbe im bunten Spiel zurück, ein freies Aufatmen geht durch Strauch und Halm, ein linder Wind kräuselt die Wellen, verträumt liegen die Kähne am Strand.

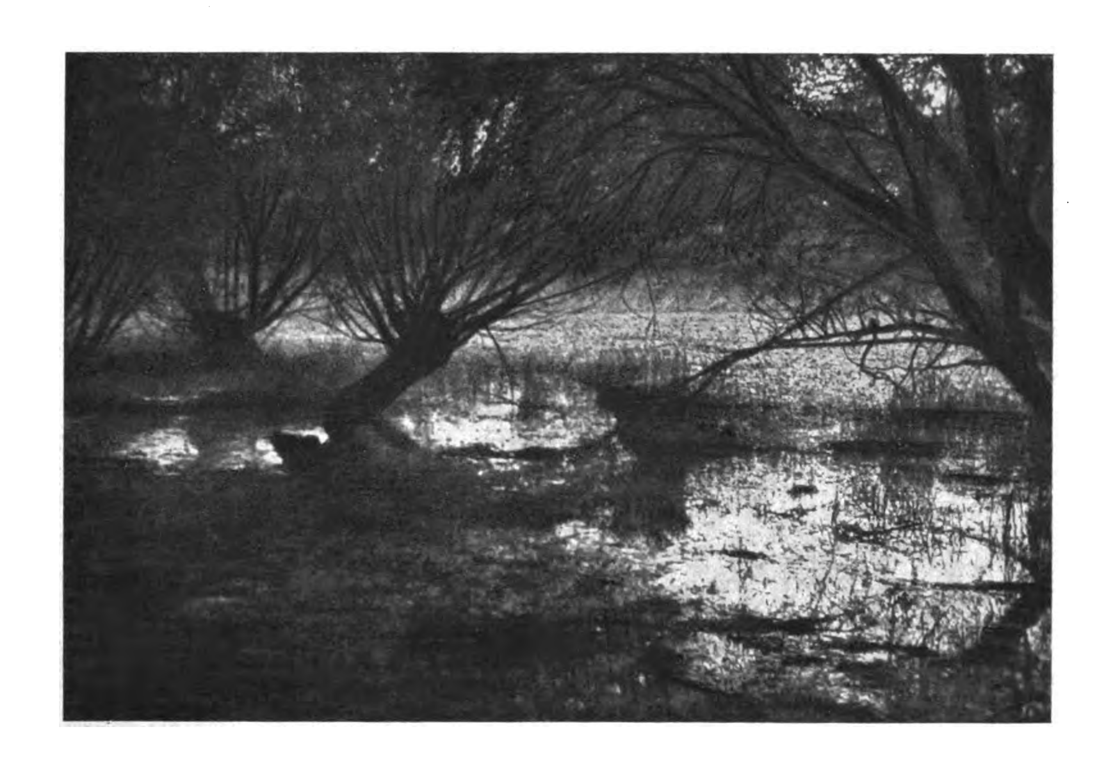
Nur kurz ist die Zeit des Vorfrühlings im Rheingebiet, die schnell steigende Erwärmung trocknet die kleinen Wasserflächen aus, ruft rasch die hellgrünen Blättchen der Weiden und überall in den grünenden Auen einen bunten Blumenteppich hervor.

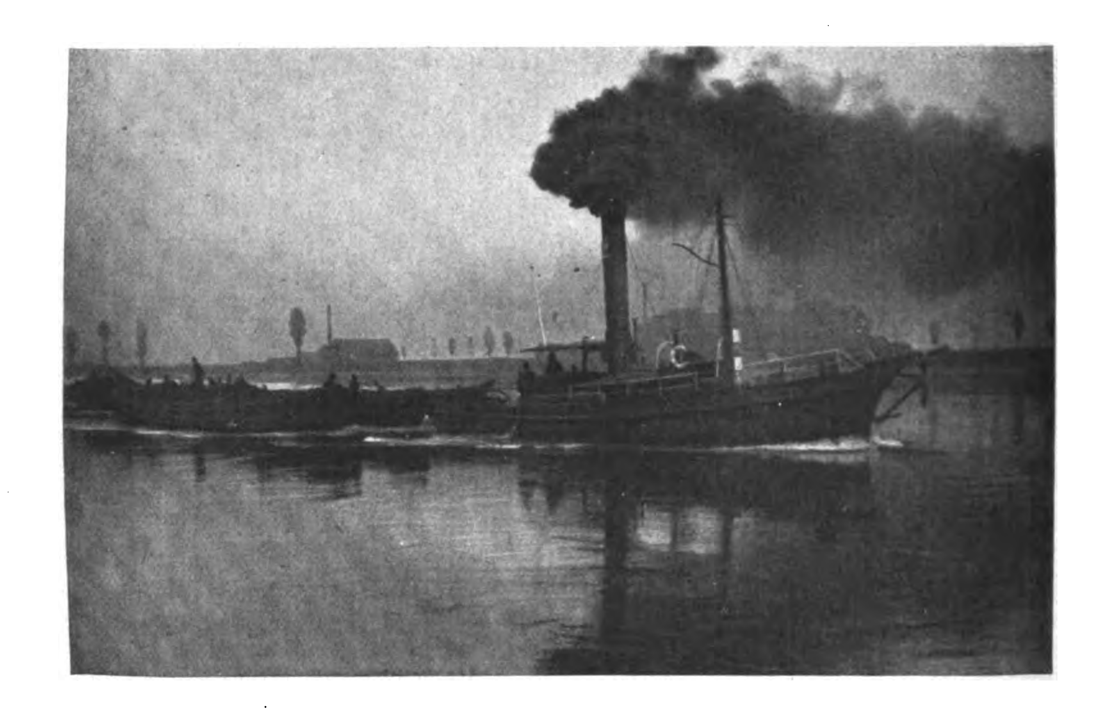
Schwer lastet des Sommers Hitze auf dem Strom und den Auen. Wie flüssiges Blei glänzen jetzt die stillen seeartig dahingestreckten Altwässer, im dämmerigen Zwielicht der Stockweiden breitet sich ein üppiger Pflanzenteppich aus, durchbrochen von brütenden Wasserspiegeln; das ist die Heimat der berüchtigten Rheinschnaken. Jetzt heißt es die Frühstunden bei Sonnenaufgang ausnutzen, wenn noch die Tautropfen an Gras und Blatt blitzen, wenn im Morgennebel und im Rauch der auf dem Strome gleitenden Schleppdampfer die Stadt mit dem ehrwürdigen Dome aufleuchtet, wenn im Dunste des Morgens die bunten Farben der Schiffe wie Märchen auftauchen und rauschend verschwinden, wenn noch die Kühle des Morgens die Zweige und die Wellen leicht bewegt; oder aber, wenn am Abend der Sonne verglühender Schein im Hafen die dunklen Körper der großen Kähne, die vielgestaltigen Formen der Maste und der Arbeitskrahnen vergoldet, und die Fähre darauf wartet zum heimlichen Herde hinüber zu gleiten. Drückend schwelt des Mittags Glut über dem saftigen Rasen der Wiesen, dem Werkplatz der Werft, über dem Spiegel des Altwassers und über dem dunklen Dom.





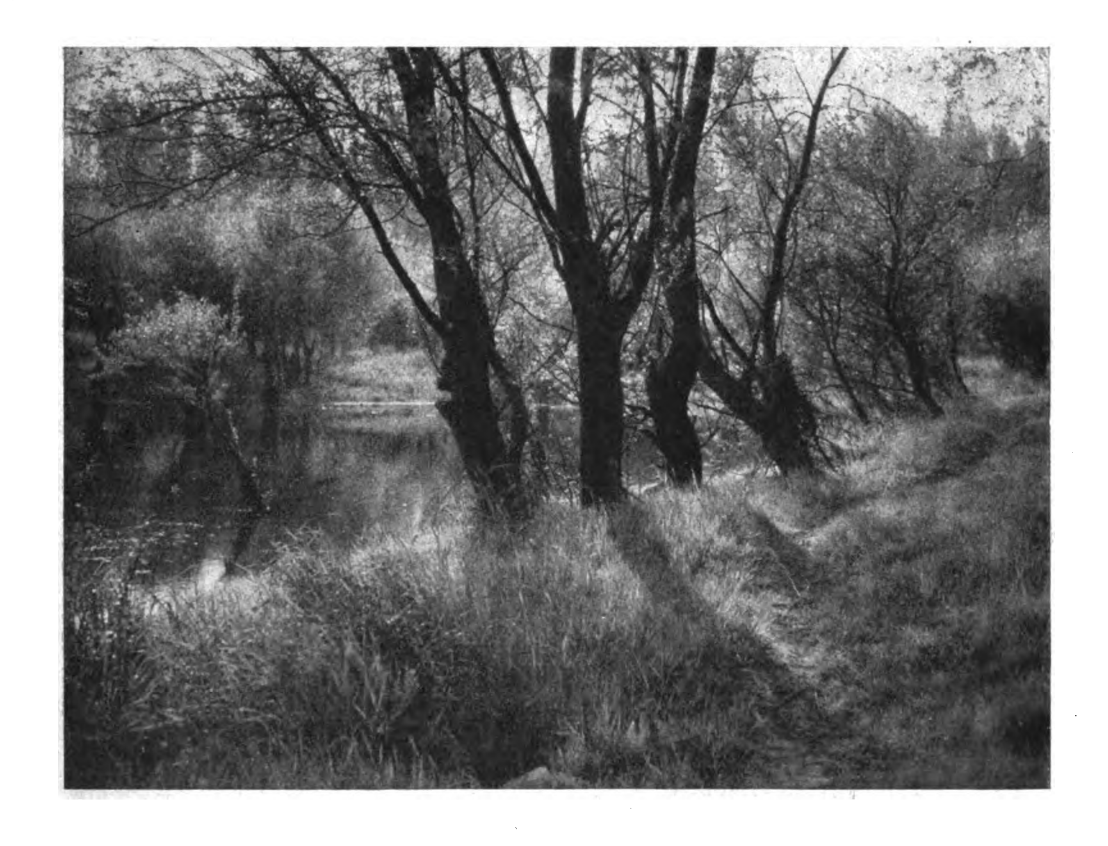














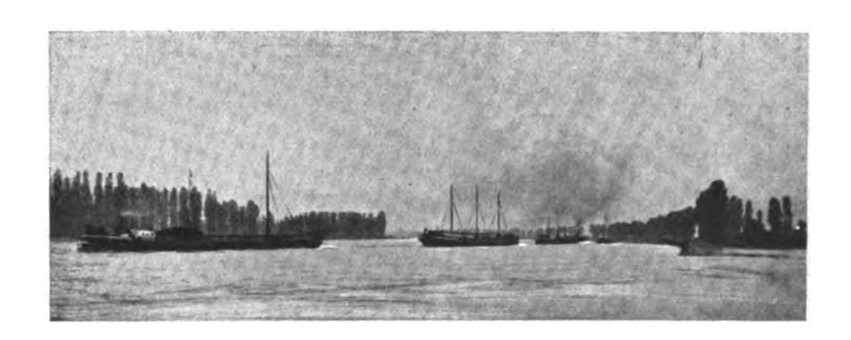






Noch vieles gäbe es zu zeigen von dem geheimnisvollen Leben am Pfälzer Rhein, doch ihr müßt die Pracht mit eigenen Augen sehen, sie erleben, ihr Dichter und Maler, und sie dann dem deutschen Volke zueignen als einen Schatz, den keine Fremdherrschaft ihm je geben, ihm je entreißen kann.

H. Ullmann, Regierungs- und Baurat München.



Die Schnellengärten und der Heidenhübel in Reinheim.

(Volkstümliches aus dem untern Bliestal.)

Max Ruppert.

Tief drunten im Bliestal, nahezu an dessen Ende, wenige Minuten von der lothringischen Grenze entfernt, liegt das freundliche pfälzische Dörfchen Reinheim, das interessanteste aller Bliestaldörfer wegen bedeutender dort aufgefundener römischer Altertümer sowie wertvoller seltener Kunstschätze in der Dorfkirche. Uns ist jedoch noch wertvoller das reine unverfälschte Volkstum der Bliestalgegend, das gerade in Reinheim in Gestalt zahlreicher Volksgebräuche und Sagen sich erhalten hat, namentlich in Anlehnung an besonders von der volkstümlichen Überlieferung umwobene Örtlichkeiten.

Da sind die sogenannten „Schnellengärten." Sie machen den Eindruck, als ob sie im Gegensatz zu ihrer Umgebung vor Alters einmal künstlich angelegt worden seien. Der Name „Schnellengärten" rührt wahrscheinlich daher, daß hier alles schneller wächst und reift wie auf der übrigen Reinheimer Gemarkung, wie überhaupt im Bliestalboden. Der Bliestalboden ist rauh, hart, steinig, schwer zu bearbeiten. Der Schnellengärtenboden ist aber mild, fett, von schwarzer Farbe und äußerst lohnend. Hier wird dreimal im Jahre und mitunter öfter gesäet und geerntet. Zuerst Sämlinge und Setzlinge, dann Frühjahrsgemüse, Salat, Bohnen, Erbsen, Gurken und zuletzt Kraut, Rüben, Herbst- und Wintergemüse. Das Gelände liegt am südlichen Fuß des sogenannten „Humarich", eines ebenfalls sagenhaft umsponnenen Überrestes römischer Siedelung. Es bildet ein großes Viereck, in viele kleine viereckige Ländchen verteilt. Jeder Reinheimer Bürger besitzt eines davon, oder strebt eins zu besitzen. So lang ihm das nicht geglückt ist, gilt er nicht als Vollbürger, ob er zehnmal auf gesetzlichem Weg das Bürgerrecht erworben. Mitten durch die Anlage fließt ein Brünnlein, das am oberen Ende, am Fuß des „Humarich" entspringt und Wasser genug spendet, um in trockenen Jahren das Wachstum in den Anlagen zu fördern. Hier entspinnt sich an warmen Frühlings- und kühlen Sommerabenden ein idyllisches Treiben: die jungen Mädchen des Dorfes begießen die Pflanzen und die jungen Burschen schöpfen und tragen ihnen das Wasser unter Necken, Lachen und Scherzen. Manch mutwilliges Wort fliegt herüber und hinüber, manch munteres Lied wird gesungen, manch zärtlicher Blick und Händedruck getauscht und auf dem Heimweg manch — heimlicher Kuß geraubt. Hier werden die ersten Fäden manchen Lebensbundes geknüpft, sodaß das Sprichwort „Ehen werden im Himmel geschlossen" in Reinheim die Ergänzung erfahren hat: „aber in den Schnellengärten werden sie angebändelt."

Wie diese Gärten entstanden und warum sie so fruchtbar sind, das weiß die Reinheimer Überlieferung natürlich ganz genau. Es war der Lustgarten des sagenhaften Königs Humarich; den hat er sich künstlich angelegt. Zuerst hat er den rauhen Reinheimer Boden 5 Fuß tief durch seine Sklaven ausheben und fortschaffen lassen. Dann ließ er durch eben diese Sklaven von weit, weit her fetten, schwarzen, fruchtbaren Boden herbringen und den Garten auffüllen. Ob so etwas möglich ist und ob der hergebrachte fremde Boden unter dem Einfluß von Zeit, Klima und Witterung nicht längst ausgeartet, dem übrigen Bliestalboden gleich geworden wäre, mögen die Wissenden ausmachen. Dem Volk paßt eben die Poesie der traditionellen oder sagenhaften Gestaltung sehr wohl in den Rahmen seiner geliebten Heimat.

Verlassen wir die Schnellengärten auf der Blieskastel-Saargemünder Bahnstrecke und gleichnamigen Distriktsstraße, so betreten wir die Gemarkung „Sand" und treffen auf dieser ein nachweislich geschichtliches Feld, den „Heidenhübel". Hübel heißt in der Bliestaler Sprache Hügel oder eine mäßige Bodenerhöhung. Hier hat der Baugrund oder Bausand eine andere Färbung als die natürliche. Der Bliestalsand ist mit Letten und Lehm vermischt und deßhalb schwachrot, eigentlich graurot. Hier aber ist er ziegelrot, was von darunter liegenden Ziegelsteinmauern herrührt. Hier liegen sie in ziemlicher Ausbreitung, nahe an der Oberfläche. August Becker nennt sie die „sichtbaren" rudera einer alten Stadt und ein römisches Bad. Heute liegen sie nicht mehr frei, sondern sind mit Bausand überschüttet. Aber es kann hier nur gepflanzt werden, was nicht tief wurzelt. Auf dem ganzen Gelände gedeiht kein Baum. Die ziegelrote Farbe des Sandes rührt von kleinen Ziegelstückchen her, die sich bei Bearbeitung des Bodens mit Pflugschar und Hacke von den Mauern ablösen und mit dem Sand vermischen. Selbstredend beschäftigt sich die Phantasie der Dorfbewohner viel mit den Ruinen, deren Herkunft und Zweck. Es hat sich ein ganzer Sagenkreis um sie gebildet. Die realste davon wähnt unter den Gewölben große weitläufige Kellereien mit Riesenfässern 1000jährigen Weins. Einmal vor vielen, vielen Jahren habe ein reicher Bauer das unter seinem Acker liegende Gewölbe öffnen lassen, um zu dem Wein zu gelangen. Da habe ihm eine dunkle, schaurige Tiefe entgegengegähnt und sei ihm eine faule, stickige Luft entgegengeschlagen. Mit der größten Stange und längsten Schnur habe er keinen Boden gefunden, ein Stein, den er hinabgeworfen, sei erst nach langer Zeit tief unten in Wasser gefallen und dem aufgelegten

Ohr sei ein Rauschen vernehmbar geworden, als ob mit starkem Gefäll die Blies unten durchlaufe. Da habe er in abergläubiger Furcht das Loch wieder schließen lassen. Seither habe niemand mehr ein solches Beginnen gewagt.

Dem „Heidenhübel" gegenüber, auf der andern Seite der Blies, in der sogenannten „Ochsenhohl" ist die „Heidenkirche", der Platz, wo nach August Becker ein verschütteter Venustempel aufgedeckt wurde. Dieser Platz mag leicht einmal Gottes-dienst-, Gerichts- oder Versammlungszwecken gedient haben. Er kann auch von Lehm- oder Sandgrabungen her so liegen geblieben sein, obwohl gegen letztere Annahme die schöne, regelmäßige Form der Aushebung spricht. Es ist eine etwa 4 Meter breite, 6—8 Meter lange und ungefähr 1 Meter tiefe Mulde im sonst ebenen Wiesengelände, mit schräg ansteigenden Böschungen, hinten chorartig rund schließend und vorn gegen die Blies zu torartig offen. Die Blies ist hier sehr tief und der Wasserlauf reißend. Verborgene Tiefen bilden schaumbedeckte Wirbel, die den besten Schwimmer, wenn er hier hineingerät, unbarmherzig in die Tiefe ziehen. Das sind die Rachegeister der alten Heiden, welche die Zerstörung ihrer Stadt, Burg und Kultstätte rächen. Hier sind auch die Schätze, Geldkisten und Waffen des Königs Humarich und die Glocken der „Heidenkirche" versenkt. Daß diese Kirche Glocken gehabt, ist klar. So arm waren die Reinheimer noch nie, daß sie ihre Kirche ohne Glocken gelassen hätten. Daß es eine „Heidenkirche" und die Glocken noch gar nicht erfunden gewesen, tut für sie nichts zur Sache. Wer auf das Wesen der Geisterwelt eingestellt ist, hört in Winternächten, wenn der Sturm braust und die Windsbraut heult, wenn die Blies schäumt und hohe Wellen gegen das Ufer branden, die Glocken klingen und die Waffen klirren. Sonntagskinder sehen in den Advents- und Quatembernächten in der „Heidenkirche" ein von zwei schwarzen Riesen genährtes und bewachtes Feuer. Wenn der Betreffende zufällig ein Raucher ist und sich für seine ausgegangene Pfeife an dem Feuer ein Köhlchen nimmt, so hat er bei näherem Zuschauen ein blankes Goldstück auf der Pfeife liegen. Das sind der Goldschatz und die Schutzwächter des Königs Humarich, die beide in der Tiefe nicht Ruhe finden und an die Oberfläche streben.

Der Sammetärmel.

Pfälzische Sage.

Zu alde Großvätterzeite,
Ihr Kinner, do war's nit gut;
Die hä'n misse Triebsal leide,
Sin g'schunne[1]) wor', bis ufs Blut.

Die beese Nochbere driwe
Hot's widder gelischt no'm Rhei (n);
Un do is nix iwrig gebliwe,
Kä Geld, kä Vieh un kä Wei (n).

Do ware stei'reiche Männer
So arm, wie die Kerchemeis[2]);
Kä Fläsch, kä Kraut im Stänner,
Kä Brot, kä Kuh un kä Geis.

Do hot der Annweiler Stadtrat
Ä n Sammetmantel im Sch'ank,
Un daß sich des nit erumsa't,
Da tra'n s'en all, um die Bank.

Doch weil s'en so viel getrage',
Do is er in Fetze' gang' —
Än Ärmel war noch am Krage' —
So hawe s'en umgehang'.

Ans Fenschter hot sich dann Äner
Schä hingehockt, mit dem Staat:
Dann vun der Gass', sieht's jo Käner,
Ob unne der Rock noch was hat. —

Ob g'scholle die Bockstaller[3]) hawe,
Daß Schwindel ehr Rat do gemacht,
Des ka'mer gradsogut glawe,
Als daß se selbscht hän gelacht.

Helene von Besnard.

[1]) geschunden; [2]) Kirchenmäuse; [3]) Spitzname für Annweilers Bewohner.

Der Pfälzer im Kasten.

Peter Dörfler.

Wer weiß in München, was der Kasten ist? Gar wenige heben den Finger. So frage ich weiter, was das Georgianum ist? Das Haus in der Ludwigstraße, gegenüber der Universität kennen wohl viele. Sie wissen auch, daß da alltäglich „die schwarze Schlange" zum Spaziergang herauskommt und junge Kleriker mit weisen Mienen, talarumflattert zur Nachbarin Universität hinüberspazieren. Aber sonst ist ihnen doch wenig vom Inwendigen bekannt. Huh und Puh! Das scheint so eine Art Kloster. Mancher Jurist und Philologe, dem es am Schluß des Monats an Geld und Pumpgelegenheit gebrach, wagte es am Abend um die siebte Stunde in die heiligen Hallen einzudringen, um das Gastrecht zu genießen, das jedem, der da drinnen einen Freund vom Pennal her besitzt, einen freien Trunk während des dreiviertelstündlichen, täglichen Haustus zuspricht. Da fand er denn eine Art Kneipe im großen. Um die langen Tische saßen die Theologen, in Landsmannschaften gruppiert, bei ihren Gästen von den anderen Fakultäten und tranken aus steinernen Krügen den braunen Sorgenbrechersaft. Hier die Oberbayern, dann die Schwaben und Passauer, die Franken und — von allen abstechend — die Krischer. Die Theologie d i e s e s Saales hat ihm dann sicher rasch alle Gänsehaut benommen und es wurde ihm warm in diesem wie zu einer Familie geeinten Bayern. Er pries dann wohl den splendiden Herzog Georg den Reichen, der diese Bursa gestiftet, und das Geschick, das sie bis heute erhalten und zu einem Heim aller Stämme innerhalb der weißblauen Pfähle gemacht hat. Aber plötzlich schallte dann die Glocke. Die Krüge wurden ausgetrunken. Die Theologen erhoben sich, denn die Glocke rief zur Kapelle. Huh und puh! Gut Nacht und — Luft, Luft!

Droben aber begann das Silentium — sogar die Pfälzer schwiegen oder dämpften ihr Gekrische zu einem leisen Geflüster. Dieses Silentium, das während der täglichen geistlichen Übungen sich öfters wiederholt, muß aber während der ersten Novizentage für ein echtes Pfälzergemüt zu einer wahren Qual werden. Denn da dauert es volle drei oder vier Tage. Und ist strictissimum! Ohne Pause! Nämlich wie man der Sage nach beim erstmaligen Eintritt in gewisse Städte eiserne Ketten abbeißen muß und wie die antiken Mysterien von ihren Novizen verlangten, daß sie durch die Schrecken von Feuer und Wasser ohne Zucken und Zaudern durchgingen, so verlangt das Gesetz dieses Priesterhauses als Probe das große Schweigen. — Und da war nun ein junger Pfälzer, ein rassiger Schaumwein, dem der Schrecken vor diesem Schweigen beinahe den Beruf gekostet hätte. Denn er geriet aus Heimat und Kneipabend ganz unvermutet und unbelehrt in die geweihte Stille. Seine Verbindungsbrüder, die er zum Abschied noch einmal besuchte, rieten ihm dringend ab, in den Kasten zu gehen. Sie waren allesammt keine Pfälzer und verstanden darum das Pfälzer Temperament falsch: „Du stehst es nicht aus! Du bist nicht für die Kutte geschaffen! So ein Luftvogel, wie du bist! Wer soll uns die Kneipzeitungen und Mimiken machen! Bleib bei uns, du blamierst im Kasten die ganze Pfalz. Du stellst das ganze Haus auf den Kopf. Wir wetten, du rennst doch davon!" Sein Leibbursch machte sogar eine Parodie auf ihn, in der die famosen Verse vorkamen:

Die Nase, die sich jetzt der Brille bückt,
Hat ein goldner Zwicker sonst geschmückt,
Der Schnurrbart, den die Schere jetzt gebrochen,
Manch Mädchenschnäuzchen hat gestochen.

Natürlich war der letzte Vers pure Verleumdung. Aber er erfüllte seinen Zweck, löste homerisches Gelächter aus und forderte den Pfälzer zu einer ulkigen Bierrede heraus.

So schied er denn von seinen Brüdern und von seiner freien Studentenzeit und das mit einer Fröhlichkeit, in die keine Wehmut über entschwundene Burschenherrlichkeit, aber auch keine Sorge wegen der kommenden Dinge hineinmurrte. Und



G. Ernst.

vom Nachklang der letzten Kneipe neckisch umsummt, läutete er an der Pforte des Kastens. Der Pförtner sah den kofferbeschwerten Studenten erstaunt und ungnädig an. „Sie kommen ja zu spät, die Übungen haben begonnen, ich weiß nicht, ob der Herr Direktor Sie noch annehmen wird?“

„Ach wo! Wenn einer aus der Palz herreist, dann hat er wohl das Recht ein Minütche zu spät zu kommen. Zeigen sie mir meinen Stall!“

„Minütche? Schönes Minütche, und Stall?“ Die hohe Pforte examinierte den Ankömmling mit einem bis in die Hintergedanken hinein angelnden Blick auf die Echtheit des Berufes. Aber das wahrhaft sonnenhafte Lächeln des Kandidaten erhellte ihr etwas struppiges Gemüt.

„Na“ sagte er, „ei'm Pfälzer steht's no an! Gehen Sie! Museum II Pult 3. Den Herrn Direktor können Sie jetzt noch nicht sprechen. Er hat Vortrag, darnach ruht er und dann ist Betrachtung! Also links die Stiege hinauf! Erster Stock!“

„Ganz gut, werden wir finden! Am Cerberus glücklich vorbei werden wir das andere auch noch bestehen!“

Als er im ersten Stock um die Ecke bog und den langen Gang hinabsah, öffneten sich eben die Türen der „Museen“ und ernst, still gemessen kamen die Theologen hervor. Der Pfälzer sah bald einen Bekannten, eilte auf ihn zu und rief mit seiner hellen, lauten Stimme: „Grüß dich Gott Viktor, kannst du mir sagen! . . .

Aber der Angeredete wich förmlich vor ihm zurück, legte den rechten Zeigefinger auf den Mund und flüsterte: „Silentium!“ und wies mit demselben Zeigefinger auf die Türe, wo vermutlich der leere Stall zu finden war, der auf ihn harrte. Der Pfälzer war über diesen Empfang etwas unmutig. Er hatte sich auf die Begrüßung seiner Landsleute und auf ein Schwätzchen über ihre Erlebnisse gefreut und nun schoß der Mann da ein Silentium! auf ihn los. „Ach, der ist immer so ein Bruder gewesen . . tröstete er sich und stellte seinen Koffer hin, um dem Zug der künftigen Hausgenossen zu folgen. Er betrachtete sie: Hier ohne Zweifel die Kraft und Schwere Niederbayerns. Hier ein Gesicht mit schwäbischer Sentimentalität gezeichnet! Aber geschwind, ihnen, den letzten nach! — Er kam in die Kapelle. Der weißhaarige, rotbackige Direktor begann seinen Vortrag und zog alle jene Eigenschaften hervor, die den Mangel an Berufung kennzeichneten. Er beschwor die Zweifelnden sich auf Herz und Nieren zu prüfen und das Haus zu verlassen, wenn sie das Gewissen warnte. Der Pfälzer senkte nicht einmal den Kopf wie der eine oder andere zur rechten oder linken. Bombenfest! sagte er sich und schaute völlig heiter und mit sich eins umher. Der Vortragende sprach ein wenig Dialekt — rechtsrheinisch. Das kam ihm so gemütlich und behäbig vor, daß er sich ordentlich erwärmt fühlte und darauf das Chorallied aus seinem frömmsten Seelenreich heraus mitsang. Als die Kapellentüre sich wieder öffnete, trat er alsbald auf den Gang hinaus und wartete auf einen anderen Landsmann. Das war ein pfiffiger Schwarzkopf mit einem ewig-verschmitzten Lächeln. Aber wo war dieses Lächeln? Fast wäre ihm sein kräftiges: Grüß dich Gott, Landsmann, he wie geht's! in der Kehle stecken geblieben und fast hätte er sich nicht getraut, ihm auf die Schulter zu klopfen. Und nun geschah etwas ganz Närrisches. Der Schwarzkopf, sonst ein fröhliches Haus, legte ebenfalls jenen Finger an die Lippen, sah ihn verweisend an und sagte: Pst, st, pst! Und vorn und hinten im Gang zischte es auch: Pst, st, pst!

„Ja seid ihr denn alle verrückt?“ wollte der Pfälzer rufen, beherrschte sich aber nach dem „alle“ und ging den anderen nach in die Museen, wo betrachtet wurde, und dann in den Garten . .

„Nun, wenn man in diesen Gängen nicht darf, so hoffentlich da draußen!“

Die Herbstsonne schien mild, golden, Blaukraut reihte sich Kopf an Kopf in den Rabatten. Die Kastanienbäume wurden schon ein wenig kupferfarben oder hellgelb. Holz war aufgeschichtet. Und zwischen all diesem schritten die schwarzen Jünglinge dahin, stumm, einzeln, steif und steil oder gebückt und in sich versunken, „Ja zum Kuckuck! soll denn das hier so weitergehen! Sind wir denn Pythagoräer, Karthäuser, Trappisten? So hätte ich's mir denn doch nicht vorgestellt! Ich bin nur froh, daß ich zu Hause noch geplaudert habe! Aber zu Mittag wird doch bei Tisch — natürlich Tischgespräche!“



Vom „Worschtmarkt in Därkem“. G. Ernst.

Sie gingen darauf nochmal in die Kapelle. Dann öffnete der Speisesaal seine Türe: Es gab ein Tischgebet, eine Tischlesung, ein Tischschweigen, aber kein Tischgespräch. Am Schlusse mahnte der Direktor, das Silentium gewissenhaft zu halten. Denn gerade die Stille mache den inneren Menschen lebendig. Unser Pfälzer versuchte in der folgenden Erholungspause seinen Bekannten wenigstens zuzuzwinkern, zuzulächeln, etwas durch Flüstern an sie heranzubringen. Aber er erzielte nur da und dort ein verlegenes Zeichen des Verstehens und gab seine Bemühung endlich auf. Eine tiefe Verstimmung, wie er sie seit seines liebsten Freundes Tod nicht mehr erlebt hatte, überkam ihn. Es war bitterer als Wehmut und Heimweh. Denn er fand dies ganze Gebahren und Treiben so unverständig. Und das drei Jahre! Drei Jahre wie unter wandelnden Kästen, Kisten, Klötzen! Nein — das, nein! Da ging er schon gleich gar nicht zum Direktor hinauf. Von solchen Dingen hat ihm keiner vorher ein Licht aufgesteckt. Er machte sich von der Kastanie, an deren riesigen Stamm gelehnt er seine Enttäuschung überlegt und einen harten Streit ausgefochten hatte, los, holte im Museum II seinen Koffer und eilte stürmisch an die Pforte.

„Aha, ist's beim Herr Direktor schief gegangen? Ja, die Herrn Pfälzer meinen, weil sie leichte Tücher sind, müßten es die andern Leut auch sein."

„Der Herr Direktor hat mich garnicht gesehen. Ich brauche ihn nicht! Denn von euch hab ich satt. Sagen Sie einmal, Herr Pförtner, wo haben denn die Leute ihre Zungen eingestellt? Denn *mit* Zunge so zu schweigen!"

„Ja hat der Herr denn nie etwas von heiligen Exerzitien gehört?"

Dem Pfälzer begann auf einmal ein gelindes Licht aufzugehen. Ja . . . freilich, davon hat er wohl schon gehört, aber in seiner Verwirrung . . . ist das also . . .

„Drei Tage sind doch keine Ewigkeit!" belehrte der Pförtner, der trotz seines lehrhaften Ernstes über das unaussprechliche Gesicht des jungen Theologen beinahe lachen mußte. „Darnach geht das Lärmen ohnedem wieder los. Besonders bei euch Pfälzern. Da . . . ihr kommt schon zu eurem Sach . . . redlich!"

Eben kam der Direktor zur Tür heraus.
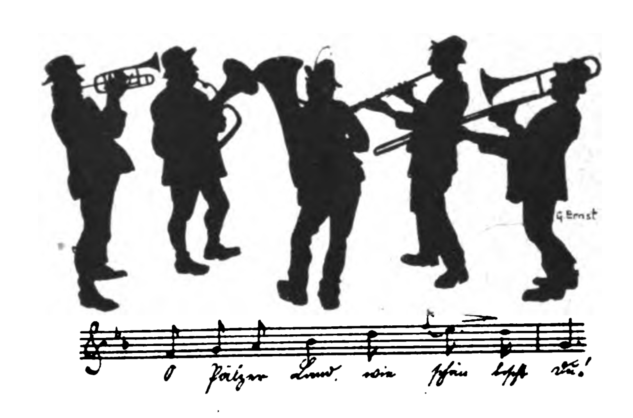
„Sie wollen uns verlassen — aha die negativen Eigenschaften. Gut, gehen Sie nur, lieber jetzt, als wenn es zu spät ist! Aber warum so ohne Gruß?" — Da übernahm der Pförtner die Verteidigung: „Aus lauter Schreck, Herr Direktor, weil er nämlich glaubte, das Silentium gehe das ganze Jahr so weiter! Und er ist doch ein Pfälzer! Ich habe ihm erklärt, daß wir nur noch zwei stille Tage vor uns haben. Und da bittet er dringend, daß er bleiben dürfe, denn sonst ist er ganz fest!"

Der Direktor lächelte: Nun ja, da Sie Pfälzer sind, verstehe ich das Bedenken, das Sie vertrieb . . wenn es sonst nichts ist!"

„Sicher nicht!"

„Dann bleiben Sie nur!"

So kam der Pfälzer sogar um die Entschuldigung wegen der Verspätung herum und sprang beim zweiten Anlauf glücklich in den Kasten hinein, wo er sich dann als Singvogel einnistete und dafür sorgte, daß wenigstens während der freien Zeit in Garten, Gängen und Museen nie ein Silentium einriß.



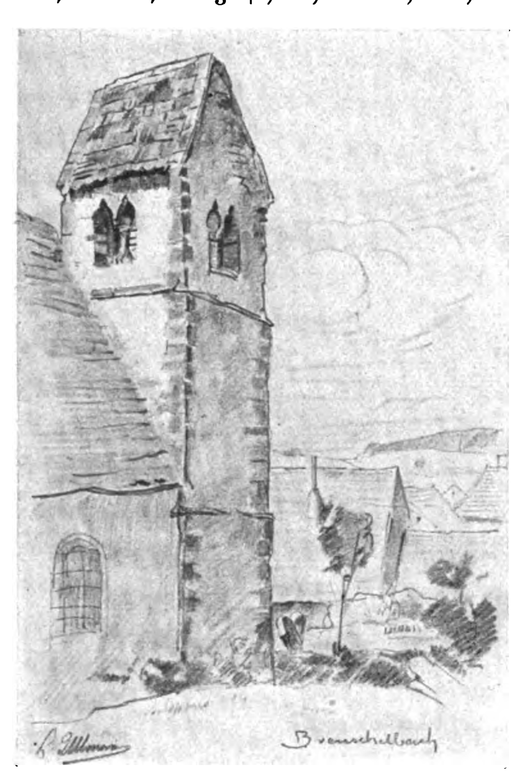
Von Fastnacht bis Ostern im untern Bliestal.

(Volksgebräuche im vorigen*) Jahrhundert).

Max Ruppert.

Wenn der Winter sich seinem Ende zuneigte und die erste warme Sonne das herannahende Frühjahr verkündigte, dann machte der Bauer im untern Bliestal Schluß mit den winterlichen Hausarbeiten, die ihn bisher in Stube und Tenne, Scheune und Keller festgebannt. Die nach feuchter Erde duftende Lenzluft prüfend in seine durch die lange dumpfe Zimmerhaft beschwerten Lungen saugend machte er den ersten Gang über sein Land. Und dann begannen sogleich die Vorbereitungen zu den ersten Arbeiten in Garten, Wiesen und Feldern. Frohgemut pfeifend ging er neben seinem Gespann über die weiche, samenersehnende Erde und breitete den Dung auf die Äcker aus. Gerste und Hafer wurden gesät, Kartoffel- und Rübenfelder „setzfertig" gemacht und die Steine von den Äckern gelesen. Dabei bestand ein schöner sozialer Brauch. Das Steinelesen geschah nämlich in der „Frohn", d. h. es wurde mit der Dorfschelle öffentlich dazu aufgefordert und aus jedem Hause mußte mindestens eine Person mithelfen.

Bevor jedoch der volle Ernst des Arbeitslebens wieder begann, wurde die lustige Fastnacht gefeiert, die ausschließlich von den „Boozen" bestritten wurde. Ein „Booze" ist bei uns eine Maske, Larve, Vogelscheuche. Sicherlich diente die Maskerade bei uns früher einmal dem Zweck des Almosensammelns. Man maskierte sich nämlich gruppenweise zu 6, 8 und mehr Personen nach einer einheitlichen Grundidee und zog so gemeinsam von Haus zu Haus, z. B. als Pilgerschar, die nach Rom oder Palästina wallfahrtet; oder als russische Familie, die aus Sibirien entflohen ist; oder als verarmte Sippe, die Haus und Hof verlassen und auswandern muß. Sämtliche Gruppen sammelten Almosen, der Mutterwitz spielte dabei natürlich die ausschlaggebende Rolle. Und je mehr ein Gruppenführer durch angebornen Witz und Scherz die Lacher für sich einzunehmen wußte, desto reichlicher flossen die Gaben. Die in einem mitgeführten großen Sack eingeheimsten Spenden, Geld und Lebensmittel aller Art, wurden jedoch nicht von den Masken behalten, sondern abends dem Pfarrer oder Ortsvorsteher übergeben zur Verteilung an Arme und Bedürftige. So hatte bei uns das Straßentreiben an Fastnacht, wie es einerseits zur allgemeinen öffentlichen Belustigung diente, anderseits einen gemeinnützigen, wohltätigen Zweck.



Aus Brenschelbach.

L. Ullmann.

Auf jede Fastnacht folgt bekanntlich der Aschermittwoch und damit der Beginn der Fasten- und österlichen Zeit. Manchem Brauch werden wir hier begegnen, dessen Ursprung und Bedeutung kirchlich-religiös ist. Da jedoch das öffentliche und häusliche Leben der ländlichen Bevölkerung aufs engste mit dem kirchlichen Leben verknüpft war und sich namentlich im Anschluß an das Kirchenjahr vollzog, so gewannen die meisten darin wurzelnden Volksgebräuche den Charakter volkstümlicher Eigenheiten. Bekanntlich wird am Aschermittwochmorgen die Asche geweiht und den Besuchern ein Kreuz damit auf die Stirne gezeichnet zur Mahnung an die beginnende Bußzeit. Die hierbei verwendete Asche wird aus den Palmzweigen gewonnen, die am Palmsonntag des vorhergegangenen Jahres geweiht und bei der Palmenprozession zu feierlichem Umzug gedient hatten. Das Gebet des Priesters bei der Aschenausteilung: „Memento, homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris" übersetzten sich unsere Bauern in ihrer kurz-derben, praktischen Art mit „Staub warscht de, Staub werscht de!" Ihren Angehörigen, die am Aschermittwochmorgen den Gottesdienst nicht besuchen

*) Wenn ich hier Volksgebräuche meiner Heimat im vorigen Jahrhundert beschreibe, so soll damit nicht gesagt sein, daß nicht der eine oder andere sich bis heute noch erhalten hat. Viele jedoch sind bereits entschwunden. Um so mehr dürfte es m. E. für die Leser von Wert sein, daß ich hier nichts beschreibe, was ich nicht selbst vor rund 50 Jahren und mehr als junger heranreifender Mensch miterlebt und wobei ich nicht selbst mitgetan habe.
Der Verf.



konnten und sich dennoch das Aschenkreuz wünschten, brachten es unsere Bauern mit heim, indem sie unter Aneinanderhalten der Stirnen sich das Kreuz gegenseitig ab- und anrieben.

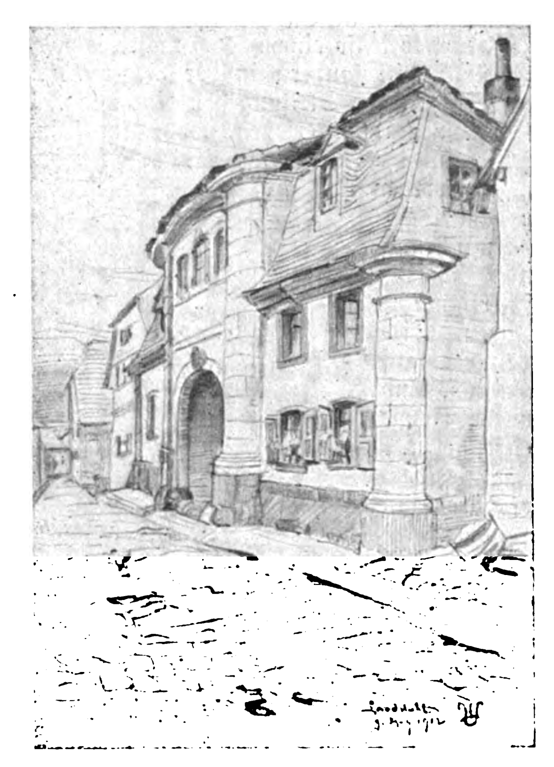
Fastenzeit und Karwoche haben nun eine Menge Bräuche im Gefolge. Das Fasten selbst wurde damals viel strenger gehalten als heute. Von Aschermittwoch bis Karsamstag pflegte man sich täglich nur einmal vollständig satt zu essen, und zwar mittags. Morgens und abends wurde nur eine sogenannte kleine Stärkung eingenommen. Sie bestand morgens in einem Teller Suppe, abends in einem Teller Sauermilch mit Quellkartoffeln. Zehnuhr- und Vieruhressen gab es während der ganzen Fastenzeit nicht. In den letzten 14 Tagen, vom Passionssonntag an, fiel auch die Morgenstärkung weg. Am Karfreitag wurde kalt gegessen, auch mittags, weil an diesem Tage kein Feuer angezündet wurde.

Am Passionssonntag, dem sogenannten traurigen Sonntag, werden bekanntlich in der Kirche in Anlehnung an das Tagesevangelium: „Jesus verbarg sich", die Kruzifixe mit schwarzen Tüchern verhüllt. Auch der Volksgebrauch hat sich dies zu eigen gemacht, indem am Passionssonntag im Bliestal in den gläubigen Familien die „Herrgötter" zugehängt werden. Ferner werden am Palmsonntag die „Pälme" (Palmzweige) geweiht, ein Brauch, der uns an die Mistelzweige unserer Vorfahren erinnert. Wenn die Kinder, welche die Palmzweige zum Weihen bringen, vom Altar zurückkehren, geben sie jedem Angehörigen zwei „Zwacken" (Zweige). Einen davon stecken die Männer und Burschen an den Hut, die Frauen und Mädchen an die Brust. Den andern werfen sie bei der darauffolgenden Palmenprozession dem vor der Kirche aufgestellten Christusbild zu Füßen. Aus ihnen wird die Asche am nächsten Aschermittwoch gebrannt. Im Hause steckt man in jedem Raum, nicht nur in den Zimmern, auch in Küche, Keller, Speicher, Scheune und Stall einen Zwacken auf zum Schutz gegen Unglück und Krankheit. Ein Palmblatt zerkaut man und schluckt den bittern Saft zur Abwehr des Fiebers. Ein Zwacken wird auf dem Herd verbrannt, so daß der Rauch durch den Kamin steigt: ein Mittel gegen Blitzschlag.

Wenn wir uns nun der eigentlichen Karwoche mit ihrer Reihe von Gebräuchen zuwenden, so begegnen wir am Karmittwochabend dem sogenannten „Judasjagen". Die Schulbuben, die während der kommenden stillen Tage anstelle des Läutens das Klappern besorgen, stellen sich nach der Abendandacht an der Kirchentüre auf. Alle haben ihre Klappern bei sich, hölzerne Lärminstrumente von dreierlei Art: 1) die „Ratsche" oder „Schnurre", die an einem Stil geschwungen wird; 2) die eigentliche „Klapper", an der mit einer Drehe 3—4 Hämmer in Bewegung gesetzt werden können, die auf ein wagrechtes Brett aufschlagen und 3) der König der Lärminstrumente und Stolz ihrer Besitzer, der „Bollerkaschde" (Polterkasten), der zur Erhöhung seines Lärmvermögens mit Eisen-, Blech- und Glasstücken gefüllt ist. Der „Judas" nun, der Anführer der Jungen vom vorigen Jahr, hat seine Klapper am Griff der Kirchentüre aufgehängt. Auf ein gegebenes Zeichen beginnt unter ohrenzersprengendem Geklapper und Geschrei ein wildes Rennen um die Kirche, und zwar der Judas voraus. Gelingt es ihm, nach dreimaligem Umlauf der erste zu bleiben, seine Klapper zu erhaschen und das Kircheninnere zu gewinnen, so ist er Sieger und für die betreffende Karwoche wieder der Judas. Andernfalls wird er abgesetzt und darf während der laufenden Karwoche überhaupt nicht mitklappern. Das Gewinnen des Kircheninnern läßt uns des mittelalterlichen Asylrechtes gedenken, wonach ein Verfolgter gerettet war, sobald es ihm gelang, in eine mit dem Asylrecht ausgestattete Kirche oder Kapelle zu flüchten.

Am Gründonnerstag setzte nun das eigentliche Klappern ein, an dem sich nach Möglichkeit alle Schulbuben des Dorfes beteiligten. Zum Gottesdienst klapperten sie dreimal. Beim erstenmal sollen sich die Gläubigen zum Gottesdienst bereit machen; beim zweitenmal sich auf den Weg begeben; beim drittenmal beginnt der Gottesdienst. Zum „Ave Maria" am Gründonnerstagmorgen singen die Buben:

„Gelobet seist du, Jesus Christ,
weil du uns Mensch geworden bist.
Laß deine Angst und deine Pein
an uns doch nicht verloren sein!"



Aus Landstuhl. L. Ullmann.

Zum Ave am Abend des gleichen Tages singen sie:

„Nun legt euch schlafen im Namen des Herrn Jesu Christ.
Die dunkle Nacht vorhanden ist.
Die dunkle Nacht hat Gott gemacht,
dessen Engel über Euch Sünder wacht."

Das gleiche singen sie am Karfreitag- und Karsamstagmorgen; nur ändern sie sinngemäß „nun legt euch nieder" in „nun steiget auf" und „die dunkle Nacht" in „der helle Tag." Am Karfreitagmittag wurde von ihnen gesungen:

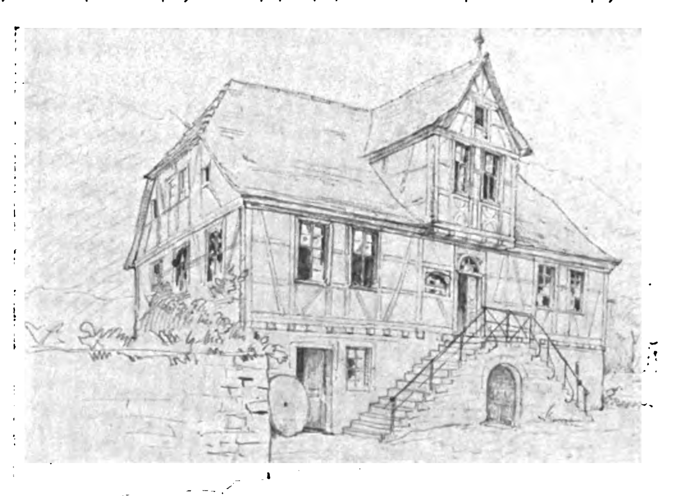
„O heiliges Kreuz voll Gnad' und Leid,
du Trost in dieser Leidenszeit,
du mahnest uns an Sünd und Schuld,
sei auch uns Pfand der Gnad' und Huld."

Jeden Gesang schlossen sie mit der Aufforderung: „Ave, Maria! Betet!"

Am Karfreitag wurde, wie schon vorher am Palmsonntag, in den Kirchen bei uns die Matthäus-Passion aufgeführt unter Begleitumständen, die mir hier das Recht geben, von Volksgebräuchen zu sprechen, obwohl es sich eigentlich um einen Teil des rituellen Gottesdienstes handelt. Volkstümlich war vor allem die allgemeine, öffentliche Anteilnahme der gesamten Einwohner an der Passionsaufführung. Selbstredend hatte diese Passion nichts gemein mit den in den Konzerten der Städte aufgeführten Passionen. Es war der rein biblische Text, wie ihn Matthäus geschrieben. Er wurde mit verteilten Rollen gesungen und hielt schon wochenlang vorher durch die Rollenverteilung und Proben die Gemüter in Aufregung. Bei Verteilung der Rollen gab in so einem Dorf nicht die gesangliche Tüchtigkeit, sondern in der Regel Ansehen und gesellschaftliche Stellung den Ausschlag. Und die Proben mußten ersetzen, was dem Können fehlte. Unzählige Male mußten die Rollen durchgesungen werden, bis sie unfehlbar fest saßen. Denn am Tage der Aufführung richtete sich die Aufmerksamkeit sämtlicher Kirchenbesucher auf die Passion. Und es wurde strenge Kritik geübt. Kannte sie doch jeder Hörer fast auswendig; betagte Leute hatten sie bei zweimaliger Aufführung im Jahr mitunter bis zu 100 mal gehört und vielmals selbst mitgesungen.

Wegen des Kirchengesanges bestand zwischen den Dörfern meines Heimattales an der untern Blies ein erbitterter Wettstreit, der mitunter zu ergötzlichen Vorkommnissen führte. Besonders lebhaft war dieser Streit zwischen meinem Heimatdorf Reinheim und dem Nachbardorf Gersheim („Gärrschem"), die in ewiger Eifersuchtsfehde lebten. „Rienhem" hatte den Vorteil eines jungen, eifrigen, sehr musikalischen Lehrers, während „Gärrschem" die größere Anzahl älterer, erprobter Sänger hatte, bei denen die Gesänge und Lieder so fest saßen, daß sie sich rühmten, eine vierstimmige Messe z. B. „mit verbundenen Augen aufführen" zu können. Nun erinnere ich mich aus meinen jungen Jahren, daß diesen Wettstreit der verstorbene Bischof **Nikolaus Weis** einmal unschuldiger Weise zu einem richtigen Streit entfachte, indem er gelegentlich einer Visitationsreise den „Gärrschemern" das Lob spendete, sie hätten am schönsten gesungen. Da war aber bei den „Rienhemern" „Feuer unterm Dach". Sie gingen in den sich endlos wiederholenden Debatten darüber sogar so weit, in wenig ehrerbietiger Weise zu behaupten, der Bischof hätte auch etwas besseres tun können, als die „Esel" (Spitzname der Gersheimer) zu loben.

Doch wollen wir unsere Kargebräuche weiter verfolgen. Was außer der Passion noch in gleichem Maße die allgemeine Anteilnahme des ganzen Volkes erregte, war das **heilige Grab**, das bei uns mit geradezu verschwenderischer Pracht und Beleuchtung ausgestattet war. Großer Prunk wurde hier entfaltet, Gold und Silber, Linnen, Spitzen, Bänder, Blumen und Lichter in mannigfacher Wirkung zur Anwendung gebracht. Hauptsächlich mit den Lichtern verstanden es unsere Großeltern und Urgroßeltern, eine staunenswerte künstlerische Beleuchtungsfertigkeit, oft mit den ärmsten und beschränktesten Mitteln, zu entwickeln. Sie stellten und hängten vor und zwischen die das heilige Grab schmückenden Lichter, Kerzen und Lampen Glaskugeln, die mit farbigem Wasser gefüllt waren, ließen die Reihen sich nach hinten zu verengern u. stellten dahinter noch Spiegel auf, so daß es schien, als ob die verschiedenfarbigen, durcheinanderflutenden



Mühle in Kaltenbach. H. Ullmann.



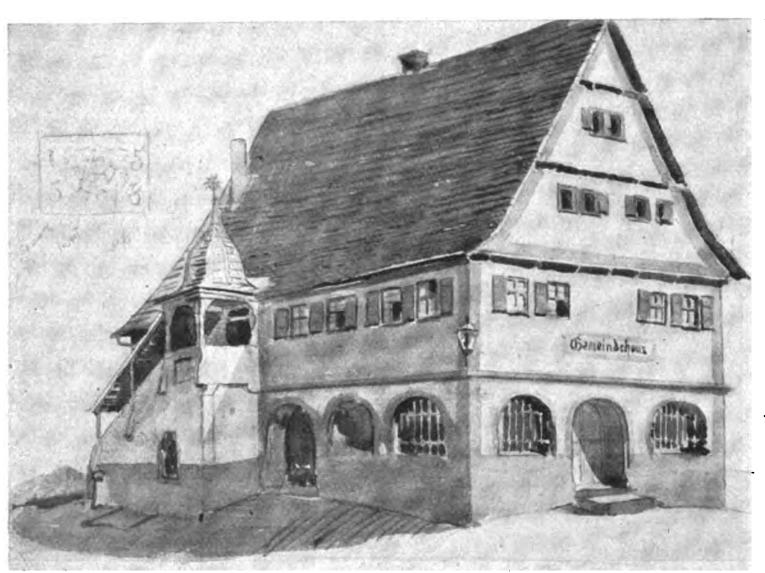
Lichter nach Hunderten zählten und ihre Reihen kein Ende nähmen. Wenn der verstorbene Lehrer Grenz aus Ensheim in seinem Buch: „Ensheim vor 60 Jahren" diese farbigen Kugeln als auch in Ensheim damals gebräuchlich nicht erwähnte, wäre ich geneigt, sie für eine eigne Erfindung Reinheims zu halten, und zwar aus dem Grunde, weil unser alter „Vaterunsermann" (so nannten wir unsere Kirchendiener) ein Färber war. Die Vermutung liegt also nahe, daß er in Ausübung seines Berufes auf die Idee der farbigen Lichter und ihrer Wirkung gekommen sei.

Am Karsamstag wurde in aller Frühe „der Judas verbrannt." Nach dem „Daaglock" (=Taglocke)=Klappern begaben sich die Buben ans Holzsammeln. Jede Familie des Dorfes mußte mindestens ein Scheit hergeben. Wenn es die Buben nicht für ausreichend hielten, nahmen sie einfach ungefragt und ungezählt. Auf einem windsichern Platz bei der Kirche aufgeschichtet, mit Stahl, Stein und Zunder entfacht, wurde der Holzstoß unter dem Jubel der Jugend abgebrannt. Der letzte nicht ganz verkohlte Strunk wird in den Boden getrieben, aus dem heraussteheend er das Grab des Judas bedeutet und die Stelle für das nächstjährige Feuer zeigt. Von dem geweihten Feuer nahmen sich die Gläubigen Kohlen mit in die Häuser. Eine davon wurde sofort verbrannt, um den Schutz des Himmels gegen Feuersgefahr zu erbitten. Die andern wurden unterm Jahr bei schweren Gewittern entzündet.

Nach dem Gottesdienst am Karsamstag machten sich die Buben daran, die „Klappereier" zu sammeln, d. h. Eier, die sie zum Lohn für das Klappern erhielten. Mit einem großen Korb zogen sie von Haus zu Haus und sangen:

„E'Ei oder zwei
oder e' ganzi
Reih!
Oder e' dick
Schtick Speck,
eher gehn mer
net vor der Deer
(Tür) eweg."

Das dicke Stück Speck kam dabei allerdings nur im Liede vor. Denn es wurden nur Eier gegeben; dafür wurde aber „e' ganzi Reih" sehr oft zur Wirklichkeit. Im Schulhaus wurden dann die gesammelten Eier an die Buben verteilt.



Gemeindehaus in Schifferstadt. G. Ernst.

Zu den auch anderwärts üblichen Osterbräuchen des Nestermachens für den Osterhas und des Beschenkens der Kinder mit Eiern kamen als unserm Bliestal eigne Sitte die sogenannten Pateneier. Wie an Neujahr wurden auch an Ostern die Kinder von ihren Paten und Goten eigens beschenkt, diesmal naturgemäß mit Eiern. Jedes Patenkind bekam bis zu seinem 12. Lebensjahr mindestens drei, meistens aber mehr besonders schöne Pateneier. Im Eierfärben besaßen unsere Mütter und Schwestern eine große Fertigkeit. Da man die Farben damals noch nicht im Laden kaufen konnte, mußte man sie sich selbst herstellen. Man kochte sie aus Blumenzwiebeln, Wurzeln und Hölzern. Besonders schöne Stücke wurden jahrelang aufgehoben. Ich selbst besitze heute noch ein solches Ei. Eine längst verstorbene Tante hat es mir zu Ostern 1878 geschenkt. Diese Jahreszahl ist noch gut zu lesen. Ich war damals schon 22 Jahre alt; doch die Gute konnte sich nicht darein finden, daß der „ärme Bub" in der fremden Stadt kein Osterei haben sollte.

Ein weiteres reichliches Eiergeschenk floß an Ostern dem Pfarrherrn zu, die sogenannten „Beichteier". Bei Ablieferung der österlichen Beichtzettel schickte jede Familie dem Pfarrherrn soviel Eier, als sie Zettel abzugeben hatte. Von der dadurch zusammengekommenen beträchtlichen Eiermenge machten die Pfarrer jedoch einen edlen Gebrauch, indem sie Arme und Kranke damit bedachten. Mein alter Pfarrer z. B. hat stets den armen Leuten die oft nur mühsam zusammengebrachten Eier gleich wieder mitgegeben. Und wenn jemand aus Armut und Not gar keine Eier mitbringen konnte, dann trat der umgekehrte Fall ein: er gab den Betreffenden soviele Eier mit, als sie selbst hätten mitbringen sollen.

Schließen wir nun unsere Betrachtung mit einem sehr schönen Brauch des Ostermontag, dem sogenannten „nach Emaus gehen." In Erinnerung an das Tagesevangelium, wonach Christus mit zwei Jüngern am Ostermontag nach Emaus ging, hob man sich alle Besuche, Besorgungen u. sonstigen Verrichtungen, die man während

der letzten Wochen in Nachbardörfern hätte erledigen sollen, auf für diesen Tag. Am Ostermontag flog alles aus. Wer nicht auf ein Nachbardorf gehen mußte oder mochte, der machte wenigstens einen Gang über die Felder und besah sich den Stand der Saaten. Die jungen Burschen und Mädchen gingen gemeinsam Arm in Arm zu ihren Bekannten in andern Dörfern. Dies alles nannte man „nach Emaus gehen". Es war ein lieblicher Brauch, bei dem die junge Welt in ihrer gehobenen Osterstimmung sämtliche alte Volkslieder zu Ehren kommen ließ. Froher Gesang erfüllte allerorts bis in den milden Abend hinein die österliche Flur.

's Paradies.*)

Paul Münch.

Do meene als die dumme Leit,
Wer Biecher schreibt, der wär gescheit;
Ich han emol e Buch geles',
Das war e kolossaler Kees,
Do hat em ener angelo[1]),
Daß mer fascht grien worr is und bloo:
Er hätt's berechelt un gemeßt,
Wo's Paradies als wär gewest,
Am Eiphrat hinne bei de Derke[2]),
Dort dät mer's heitzeda[3]) noch merke,
Er hätt' Beweise „zur Genüge";
Das heeßt mer doch die Leit betrige!
Wer so e Kees schreibt, is meschugge;
Mer braucht die Landkart anzegucke,
Dann sieht mer glei, 's war nerjends als
In unsrer liewe, scheene Palz.

Dann uf de ganze Landkart is
Kee Placke meh so lieb und sieß
Mit griener Farb hibsch angestrich,
Wammer[4]) nor hinguckt, freet mer sich.
Ei jo! De liewe Gott, der lacht
Noch heit, wann er sei Palz betracht,
Dann vun de Schöpfungssache all
Is d i e am beschte ausgefall,
Do hat er m e h sei Kunscht gezeigt,
Als an ganz Afrika vielleicht.

Un wie die Welt ganz fertig war
Un alles scheen un wunnerbar,
Do sa't er mit 'me stolze Blick:
„Die Palz, das is mei Meeschterstick,
Mer merkt, daß ich allmächtig bin,
Do mach ich's Paradies enin."
Dann hat er schneller, wie mer glaabt,
De erschte Mensch zurechtgebappt
Aus echtem Pälzer Grund un Bodem,
Un hat em ingeblos'[5]) sei Odem;
Dann hat er for de Adam a
Die Eva noch gemacht, sei Fraa. —

Kee Wunner, wammer heit noch froh is,
Daß iwerhaupt die Palz nor do is;
Na, Gott sei Dank, mer han se jo,
Sunscht wäre jo kee Mensche do! —

Ehr liewe Leit! Zu Adams Zeit,
Do war's doch schenner noch wie heit;
Do is de Adam stunnelang
Mit seiner Fraa spaziere gang
Zum greeschte Deel im W e s c h t r i c h als,
Nor S u n n d a g s in de V o r d e r p a l z.

Vum Schaffe hat er nix gewißt,
Er hat's jo a noch nit gemißt;
D e s Handwerk hätt' ich aa gekennt,
Ich meen als — besser noch am End,
For so e Handwerk zu verstehn,
Do brauch mer in kee Lehr zu gehn.

Wann ich als an d i e Zeite denk,
Krie ich vor Ärjer fascht die Kränk,
Daß unserenner heit erscht lebt,
Wann's so e Lewe nimmi gebt;
Heit haschde Arwet[6] un hascht Lascht,
Daß de nor was zu beiße hascht,
Un deckmols[7]) muß mer Knoche knawwere
Un Kaffeebrih enunnerschlawwere. —

Die Leit im Paradies, die han,
Was Hunger heeßt, noch nit verstann;
Die sin als uf die Bääm gekrawwelt
Un han do als es Obst geschnawwelt
Un immer nor vom allerbeschte:
Nor seine Äppel, Beere, Keschte[8])
Un Persching[9]), Plaume, Aprikose,
Vun dene scheene, gute, große,
Orange, Feige un Zitrone,
Banane, Mannle[10]) un Melone,
Un noch viel Sorte prima Obst,
Wo em jo heit es Maul noch troppst[11]).

Nor in de Mitt' vum Paradies
— Do wo vielleicht heit Lautre[12]) is —
Do war e Baam, ganz dick und breet,
Mit Äppel erschter Qualidät.
Do sa't emol de liewe Gott:
„D i e Äppel sin eich streng verbott,
Un wann se n o c h so lieblich glänze,
Do derfen ehr kee eener strenze[13])!" —

[1]) angelogen, [2]) Türken, [3]) heutzutage, [4]) wenn man, [5]) eingeblasen.

[6]) Arbeit, [7]) oftmals, [8]) Kastanien, [9]) Pfirsiche, [10]) Mandeln, [11]) tropft, [12]) Kaiserslautern, [13]) stehlen.

*) Aus „Die pälzisch Weltgeschicht" von Paul Münch. Erschienen bei Eugen Crusius, Buchhandlung, Kaiserslautern.

Die Eva awer war e Fraa,
Wie heit noch all die Weibsleit aa,
Un's dauert werklich gar nit lang,
Do is se an die Äppel gang. —

Wer chrischlich is un religiees
Un Sunndags in sei Kerch geht, weeß,
Wie not[14]) die Mensche dodefor
Vun Gott enausgeja't sin worr. —

* * *

Jetz is halt nix meh dran zu mache
An dene ihre dumme Sache,
Es Paradies is halt verlor
Un das is werklich 'schad defor.
Die Palz is zwar a jetzt noch schenner
Als all die ann're Herre Länner,



Un in de Palz, do sin noch heit
Die scheenschte un die strammschte Leit;
Un nerjends is es Obst so sieß,
's is awer nimmi 's Paradies!

[14]) nachher.

Des Schneiderche vun Mackebach.*)

Richard Müller.

Du kennscht en net?! — Dort wuhnt er jo
Beim Miehljaab[1]) unner'm Dach,
Des Schneiderche so flink un froh,
Der Fibbs vun Mackebach!

Drei Käs hoch un e halwe blos,
Kee(n) Zentner is er schwer,
Doch alle Deiwel hott er los,
— So gibbt's nix mehr wie der!

Sei(n) Vadder hott er nie gekennt,
Sei(n) Mudder frieh verlor,
Gestumpt — gestoß in Eck un End,
Doch immer voll Humor!

Vun Land un Geld is gar nix sei(n),
Ui jeh — das is em gleich!
Er lacht un springt so froh un frei,
Als wär er alles reich!

Die Völcher all — der Sunneschei(n),
Die Lieder froh un hell,
Die Mähd, die Mussick un der Wei(n),
— An allem hott er Dheel!

Un hockt er frieh vor Dag schunn uff,
De fleißigscht Mann im Haus,
Dann setzt er froh e Liedche druff,
Das schallt in's Dorf enaus:

„Groß bin ich net,
Schön bin ich net,
Awwer gescheit!
Geld haww ich keens,
Lehn ich mer eens,
Mach's wie die Leit!

Flink wie der Wind,
Danz ich geschwind,
Immer im Raasch!
Gibbt's Schläerei,
Mach ich's Geschrei,
Weis' mei(n) Kurasch!

Fraa haww ich kee(n),
Leb' hibsch allee(n),
Leddig un los!
Wißt ihr mer waß?!
Daß geb e Spaß!
— Hui dann ging's los!"



*) Text aus „Das Schneiderche vun Mackebach". Ein Dorfidyll in pfälzer Mundart von Richard Müller. Erschienen bei Eugen Crusius, Kaiserslautern. Zeichnung wie oben für dieses Heft gefertigt von Prof. H. Stockmann.
[1]) Mühjakob.



Professor Ludwig Bolgiano.

Das Würthweinhaus in Amorbach.

Franken und Bayern — auf ewig ungeteilt.

August Sperl.

Mitten in Europa und mitten im deutschen Sprachgebiete liegt der Volksstaat Bayern. Wenn wir deshalb mit berechtigtem Stolze unser Vaterland als die Perle im Schoße einer Muschel rühmen und preisen — wer könnte und dürfte uns hindern?

Durchaus nicht die Willkür der Machthaber allein ist es, die den Ländern ihre Grenzen bestimmt; fast immer wird bei solchem Werke der Gebietseinteilung angeknüpft an bestehende, zurückgegriffen auf ältere und älteste Verhältnisse. Und wenn der Geschichtskundige in manchem bayerischen und fränkischen Landgerichte und späteren Bezirksamte noch alte, vielfach verwischte, verschobene, aber alles in allem auf die Karolinger zurückreichende Gaugrafschaften erkennt, so beruht auch der Länderbestand dessen, was wir heute unter dem Begriffe Bayern verstehen, auf uralt geschichtlich Gewordenem. Die im Flusse der Wanderung begriffenen Stämme haben sich bei ihrer Seßhaftmachung, wo immer möglich, hinter natürlichen Grenzen gegen die Außenwelt abzuschließen versucht. Deshalb müssen solch' alte Grenzen auch heute noch im Verlaufe der großen Landesgrenzen erkennbar sein. Und wer könnte leugnen, daß unser rechtsrheinisches Bayern, eingebettet zwischen die Alpen, die Salzach und den Innstrom, die Höhen des Böhmerwaldes, Fichtelgebirges, Franken- und Thüringerwaldes, der Haßberge, der Rhön und des Spessarts, mindestens gegen Süden, Osten und Norden durch weithin sichtbare, von den ersten Ansiedlern schon nutzbar gemachte Schranken von der Umwelt abgeschlossen ist!

Fragen wir nun nach der Herkunft des Volkes, das innerhalb dieser Grenzen wohnt, so sind es vornehmlich zwei altgermanische Stämme, die dem Volksstaate Bayern das Gepräge geben: die Bayern und die Franken. Zu ihnen kommt als wertvoller dritter Bestandteil der schwäbische Stamm. Sowohl die Schwaben wie die Altbayern und Franken innerhalb der bayerischen Grenzen sind nur Teile großer Völker; und die Franken haben sich vor alters von rheinischen Stämmen ostwärts abgezweigt, altbayerisches Blut aber wohnt nicht nur östlich vom schwäbischen Stamme in dem weiten Stromgebiete der Donau von den Alpen bis in die Gegend von Eichstätt, von Reichenhall bis zum Fichtelgebirge, von Passau bis vor die Tore von Nürnberg, sondern auch jenseits des Böhmerwaldes und des Inn-

stroms. Und wenn die Bayern vom Jahre 460 an von Bajaheim, von Böhmen her, zunächst verlassenes Römergebiet besiedelt haben, so sind die Franken um dieselbe Zeit von der entgegengesetzten Richtung aus altem rheinischem Römerlande im Bereiche des Mainstroms aufwärts vorgedrungen und haben sich germanische, von Alamannen bebaute Scholle zu eigen gemacht. Und heute noch ist der Altbayer der urwüchsigere, der knorrige, der waldentstammte Mann; der bewegliche Unterfranke aber trägt die Vorzüge und Nachteile der älteren Kultur in Gestalt und Lebensgewohnheiten zur Schau — wenn man nicht vielleicht einfacher zu sagen vorzieht: Unterfranken ist ein Weinland, Altbayern ein Bierland.

Angesichts der gewaltigen Ereignisse und unerhörten Umwälzungen, die vor etwa 100 Jahren den altehrwürdigen Hochstiften Würzburg, Bamberg und Eichstätt und einer Reihe von weltlichen reichsunmittelbaren Herrschaften den Garaus machten und zur Einverleibung Frankens in das Kurfürstentum Bayern führten, hat ein aufgeklärter Geist, der Würzburger Professor Franz Oberthür, der eifrige Vermittler zwischen Süddeutschland und Norddeutschland, zwischen Katholiken und Protestanten, eine Schrift herausgegeben mit dem Titel: „Die Bayern in Franken und die Franken in Bayern. Ein Parallelogramm.“ Darin weist er nach, wie eng verknüpft in Freud und Leid, in Freundschaft und Feindschaft die Geschicke der Franken und Bayern seit den Tagen Kaiser Heinrichs des Heiligen, der Welfen und der ersten Wittelsbacher gewesen sind, wie ein fortwährender Austausch bedeutender Männer stattgefunden hat, und wie sich also in der endlichen Vereinigung unter einer Dynastie keineswegs ein blind waltendes Ungefähr kundgibt. Er begnügt sich aber nicht mit einem Rückblicke, er sucht ins Unerforschliche zu dringen, scheinbar Unerklärliches, Drückendes zu klären und erträglich zu machen, sich zu trösten im Ausblick in bessere Zukunft, und sagt: „Was der Herr über Menschen und Völker verhängt, so schmerzhaft auch die Empfindung davon vom Anfange sein mag, hat immer ihr Bestes zur Absicht, ist oft ein notwendiges Übel und immer das zweckmäßigste Mittel, gewählt von einer gütigen und weisen Vorsicht, um eine große Absicht zu erreichen. Nach dem ewigen Gesetze der ganzen physischen Natur bringt Tod Leben hervor, Gewitter Fruchtbarkeit . . . Wer weiß, ob nicht Fehler, Vorurteile bei uns herrschten, welche kaum bei der alten Staatsverfassung wären gehoben worden? . . . Das Omen für eine glückliche Zukunft bleibt; war auch das wechselseitige Wirken nicht immer segensreich . . ; war das Gute mit dem Schlimmen gemischt, so wird das Gute . . . Dankbarkeit in der einen Nation gegen die andere wecken, muß das Schlimme zum Ersatz auffordern. Alles dieses, auf beiden Seiten recht beherziget und gegeneinander abgewogen, muß beide Nationen in einen langen Wettstreit versetzen . . . bis sie sich nur für eine Nation oder vielmehr von einer Familie ansehen.“ — —

Merkwürdig rasch, innerhalb eines Jahrhunderts, sind diese prophetischen Worte in Erfüllung gegangen. Die Enkel und Urenkel derer, die sich einst doch nur mit innerem Widerstreben der Einverleibung in Bayern gefügt hatten, sind mit ganzem Herzen Bayern und fühlen sich in der Tat mit den Brüdern auf dem Nordgau, in Ober- und Niederbayern und Schwaben zu einer einzigen Familie vereinigt. Die Pfalz ist ja ohnedies seit den Tagen König Chlodwigs fränkisches Land, unbestreitbarer deutscher Besitz, wie sie schon vor König Chlodwig, ja schon vor den Hunnenkriegen zugleich mit Aschaffenburg und Würzburg rein deutsches Land, ein Teil des großen Alamannenreiches gewesen war. Und der Mann aus dem Volke, dessen Gedächtnis nicht über den Großvater zurückreicht, antwortet einem wandernden Chidher auf die Frage, seit wann die Franken zu Bayern gehören, gewiß meist ohne Besinnen: seit ewig.

Wundervolles Frankenland! Da ziehen hoch oben im Nordosten die seltsam geformten Basaltkuppen der Rhön, da rauschen über klappernden Mühlen und smaragdgrünen Tälchen die uralten, fast unergründlichen Eichen- und Buchenforste des Spessarts; da blaut das Hügelgelände des Steigerwaldes mit seinen Schlössern und Ruinen, reichen Jagdgründen und unermeßlichen Fernsichten; da rinnt und klingt und braust es in den geheimnisvollen Höhlenbergen der fränkischen Schweiz; da ragen im Nordosten drüben die düsteren Berge des Fichtelgebirges, reich an Weihern und Wasserläufen, reich an Gewerben und reich an unvergänglichen Sagen. Da fließt der vielgewundene Main, und in seinen Gewässern spiegeln sich die altersgrauen Ringmauern, Tore und Türme der Städte, Städtlein und Dörfer — die Bischofssitze Bamberg und Würzburg, die einstige Reichsstadt Schweinfurt, das ganz von altmainzer Kultur erfüllte, der so nahe gelegenen sonnigen Pfalz vielfach wesensverwandte Aschaffenburg. Da sprudeln und rinnen die Heilquellen von Kissingen, Brückenau, Bocklet, Alexandersbad und Steben. Da ragen die festen Häuser der Reichsunmittelbaren von ehedem; da träumen im Würzburgischen, Ansbachischen und Bayreuthischen die Rokokoschlösser und -Gärten der Markgrafen und der Fürstbischöfe. Da strahlen, weithin sichtbare Brennpunkte des geistigen Lebens, die Hochschulen von Würzburg und Erlangen. Da grüßen, zumal in Mittelfranken, neben schmucklosen Kirchen die schlichten protestantischen Pfarrhäuser, aus denen im Laufe von vierhundert Jahren ungezählte Männer hervorgegangen sind und in engeren oder weiteren Kreisen gewirkt, sehr oft auch das Land mit dem Ruhme ihres Namens erfüllt haben. Da fließt die träge Peg-

nitz zwischen den hohen Giebelhäusern der Vergangenheit und den qualmenden Schlöten der Gegenwart und erzählt murmelnd von versunkener Städtemacht und von der Ehrbarkeit eines engen, rechtschaffenen Zunftwesens. Da klingen die Glocken von Eichstätt und gedenken gleich denen von Würzburg furchtloser Bekenner des christlichen Glaubens. Da wühlen Menschenhände im steingewordenen, hochgeschichteten Niederschlage der Urzeit von Solnhofen, da ruht — ein mittelalterliches Märchen — das trotzige Rothenburg auf seinem Bergrücken, da dehnt sich, vielleicht noch köstlicher als dieses, weil unberührter, Dinkelsbühl, weltabgeschieden inmitten seiner fetten Gefilde.

Wer könnte fertig werden, wenn es gälte, alles aufzuzählen, was gut und schön im herrlichen Frankenlande, was mit Augen zu sehen ist und mit Händen zu greifen!

Nicht zu sehen aber, nicht zu greifen, nur auf Schritt und Tritt zu spüren ist, was Franken an Altbayern, was Altbayern an Franken gegeben hat im unablässigen geistigen Austausch eines langen, glücklichsten Jahrhunderts, das nun unwiederbringlich hinter uns versunken ist; was fränkisch geworden in München und bayerisch in Nürnberg und Würzburg, Bamberg und Bayreuth — seit der alte Oberthür die Hoffnung ausgesprochen hat, daß „beide Nationen" in einen langen Wettstreit eintreten und schließlich in der Tat als eine Familie sich ansehen würden. Unteilbar und unzertrennbar, solange Staatsklugheit und gesunder Menschenverstand das ungeteilt und ungetrennt lassen, was von Natur zusammengewachsen ist und zusammengehört bis in die fernsten Geschlechter.

Soll es wieder so kommen?

Im Jahre 1762 laufen in München Klagen ein, „weilen die Clöster, welche einen Kürchen oder anderen Pau führen, mehristen Teils A u s l ä n d e r, b e s o n d e r s v o n A u g s p u r g zur Stuccadors Arbeit Gebrauchen."

Augsburger, Schwaben in Bayern Ausländer? Noch vor einem Jahr lasen wir diese Notiz mit einem Lächeln und scherzhaften Glossen. Heute stehen die weißblauen Grenzpfähle in der Phantasie Tausender wieder den Lech entlang. Ich muß bei diesen Bewegungen, die geschichtlich Gewordenes auseinanderreißen wollen um jeden Stamm und jedes Stämmlein in seine eigene Hürde zu sperren, an jene Fanatiker denken, die vor ein paar Jahrzehnten in unsere Kirchen durch ihre Wut für Stilreinheit so viele Leere, Kahlheit und Flachheit gebracht haben. Als ob sich eine gute Gotik mit einem guten Barock nicht besser vertragen hätte, als mit einer neuangeklebten, schlecht sitzenden wenn auch schwesterlichen Gotik. Und als ob Stämme, die geographisch zusammengewachsen sind, nicht eine lebensvollere Einheit bilden könnten, als Teile eines über ungleichartige Landschaften ausgegossenen Stammes! Und ich mußte an jene Märchen denken, wo eine böse Stiefmutter einem armen Aschenbrödel aufträgt, aus einem Körnerhaufen die Hirse- oder Erbsenkörner auszulesen. Im Märchen kommt dann immer eine Schar Zaubervögel, die jenes Untrennbare trennen. Welche Zauberer müßte die böse Stiefmutter Theorie beschwören, um aus all unseren süddeutschen Städten, Städtchen, Märkten die Bayern, Schwaben, Franken fein säuberlich auszulesen, Menschen, die doch nicht so rassefremd sind wie etwa ein Deutscher und Chinese, (man tut aber so), sondern nur feine Nüancierungen und Abwandlungen der Species homo teutonicus bilden und sich so wohl zusammenfügen wie gute Stilarten in unseren Kirchen- und Städtebildern.

Sollen wir wirklich in Bayern wieder „Ausländer" werden?

Peter Dörfler.



Professor Ludwig Bolgiano.

Wörniztal bei Harburg.

Aus Altbayern. Rudolf Sieck.

Bauernblut.

Mein Ahn' war ein Bauer, ein Bauer nur,
Doch hat er bebaut erb-eigene Flur.
Hat singend das Korn zur Erde gesenkt,
Mit seinem Schweiß die Scholle getränkt.

Und schaute bedenklich zum Himmel auf,
Wenn schwarze Wolken sich türmten zu Hauf'.
Doch, störte ihn einer in seiner Ruh',
So hieb seine Faust, und er fluchte dazu.

Und hatte ein Weib wohl seiner nicht acht,
So hat er sich höher gereckt und gelacht.
So war mein Ahn' und das ist gut —
In meinen Adern fließt Bauernblut.

Drum biet' ich dem Schicksal frei mein Gesicht —
Wohl kann es hageln, doch schmerzt es nicht.
Und wenn es mir dreimal die Saat zerdrischt,
So ist dreifach mein Mut und die Kraft nicht erlischt.

Die Zähn' auf einander, und neu gesät!
Ich ernte doch, und sei's auch spät.
Und schütte das goldene Korn in die Truh',
Und nicke still mit dem Haupte dazu.

Das Leben ist hart, und das ist gut,
In meinen Adern fließt Bauernblut.

Hans Mayr.



Alte bayrische Erde.

Hans Mayr.

In Altbayern gibt es Gegenden, die, weniger, weil sie abgelegen sind, als, weil sie besonderer landschaftlicher Reize entbehren, fast nie eines freien Wanderes Fuß betritt. Zu Unrecht; denn der keusche Reiz der Unberührtheit liegt über einem vom Reiseverkehr verschonten Lande wie der edle Reim auf der Pflaume des Herbstes. Da schaut, wer die stillen Straßen zieht, dem Lande in ein offeneres Gesicht und in klarere Augen. Freilich ist notwendig, daß man ein Herz hat für die Einfalt des Landes und einen Sinn für Leben und Tätigkeit seiner Bewohner.

Eine solche unscheinbare Gegend ist der Landstrich an der Amper-Glonn, der nördliche Teil des alten Huosigaues zwischen Isar und Lech.

Die Huosi waren eine bajuwarische Adelssippe, nachbenannt dem Volksstamme der Hosi, die zur Zeit des Tacitus im Rücken der Markomannen gesessen. Die Geschichtsforschung (Max Fastlinger) hat in ihnen einen kleinen ungermanischen Bestandteil der Bajuwaren erkannt, der die illyrische Sprache redete, also ethnographisch mit den heutigen Albanesen verwandt ist. Er wurde von den Bajuwaren, mit denen er zog, germanisiert; doch ganz war die Rasse nicht zu verlöschen. Heute noch unterscheiden sich die „Dachauer Bauern," wie man ungenau zu sagen pflegt, durch besonders derben und wohl auch weniger offenen Sinn von den übrigen Altbayern. Als „Kneißlgegend" kam das alte Kernland der Huosi in aller Mund, als um die Jahrhundertwende ein Sohn dieser eHimat, der Räuber Matthias Kneißl, sein von den Bauern vielfach begünstigtes Unwesen trieb und durch die Art, wie er es mit den Schandarmen aufnahm, zum volkstümlichen Helden wurde.

Wohlan denn! Ein göttlicher Frühlingstag ladet zu Wanderschaft ein. Aus dem bescheidenen Bahndorf Nannhofen führt ein Steig, zwischen den Zäunen zweier Anwesen eingeengt, hinaus. Ein alter Apfelbaum hängt darüber seine blühenden Zweige — ein herzerfrischender Willkomm für den Wanderer.

Der wirft einen raschen Blick zum Schloßpark und seinen frisch begrünten Buchen hinüber, in dieser Gegend seltenen Bäumen. Das Schloß selber ist unbedeutend wie seine Geschichte. Eine Zeitlang im Besitz der bayrischen Herzöge wurde es im 30jährigen Kriege zerstört, im 18. Jahrhundert wieder aufgebaut. Jetzt gehört es den Freiherrn von Lotzbeck.

Interessanter wäre die unterirdische künstliche Höhle, die in Nannhofen gelegentlich des Bahnbaues aufgedeckt wurde. Das ist ein 60 m langer in den Sand des Berges eingegrabener mannshoher Gang mit zwei Seitengängen; er stammt aus vorgeschichtlicher Zeit. Wahrscheinlich sind solche Gänge Überreste heidnischer Tempel, die irgendwelchen Mysterien einer Gottheit, vielleicht der Erdmutter, dienten.

Aber die Morgensonne lacht über der grünen Flur und der Kuckuck ruft aus dem Wald!

Der Nannhofer Wald, der sich auf der Höhe nördlich der Maisach hinzieht, scheidet das Moränenland Oberbayerns von dem Hügelrückengebiet zwischen Glonn und Amper, einer einfachen, in weiten Wellen atmenden Landschaft. Talfluren betten sich zwischen Nadelwäldern, Dörfer sonnen sich in stillem Frieden. Aber der Glonner Weizenboden sorgt für ein kernstarkes Bauerntum und uralte Kultur erhöht den Wert bayrischer Erde.

Schon gleich dieser ehrwürdige Wald hier, der uns unter dem Schutz seiner Bäume und Sträucher die Gräber der Vorfahren, die in fernster Zeit in unserm Gau gelebt und gewirkt, bis auf die Gegenwart erhalten hat. Unter den kleinen Erdhügeln ruhen die Vornehmen eines vorgermanischen Stammes, der sie hier vor 2½tausend Jahren mit Ehren bestattete. Hoch stehen die Stämme der Tannen, wie Wächter, die Ruhe des Grabes zu hüten.

Außerdem sind im Walde Reihen von Hochäckern wahrzunehmen. Die neueste Forschung sieht in ihnen nicht keltische Spuren, sondern die des Schaffens unserer deutschen Ahnen im Mittelalter, die auf diese Weise so manche ihrer Felder bestellten.

Hellgrüner Sauerklee läßt den Wald jugendlich aufleuchten; in der Lichtung äst unbekümmert ein Reh, hoch im Blauen schwebt ein einsamer Bussard.

Dem aus Waldschatten Getretenen zeigt sich festlich heiter die Welt im Tal des oberen Schweinbachs, das mit dem gleichnamigen Dorf zwischen der Höhe von Spielberg und der des alten Günzelhofen sich einsenkt.

Die grünenden Wiesen, der Silbertau der Fluren, sie sind das Festgewand der Mutter Erde; die blühenden Obstbäume, die die Dörfer fast einhüllen, sind ihr keuscher Schleier, und das zarte wolkenfreie Blau des Himmels ist ihrer Sehnsucht unerreichbares Ziel.

Im Mittelalter, als das Tal noch von zwei festen Schlössern flankiert war, muß der Anblick romantisch gewesen sein. Hier in Spielberg saßen vier Jahrhunderte lang die Spielberger hohen Ansehens — heute ist in dem noch vorhandenen etwas verkümmerten Schloß ein weibliches Invalidenheim untergebracht, dessen Pflege in den Händen des Ordens der armen Franziskanerinnen liegt.

Das Edelgeschlecht der Günzelhofer aber hatte seinen Ansitz drüben in Cundinhofun, wo heute

die blühenden Baumwipfel über den braunen Dächern des Dorfes zusammenschlagen — das Stück Wald im Hintergrund erstarrt vor Neid. Seitab stehen ein paar Pappeln, wie ein Wappen des Alters.

Später eignete die Hofmark den Saldorfern, dann denen von Perwang. Ein düsterer Schatten zieht über Günzelhofen: Am 7. Januar 1528 wurden die beiden Brüder Augustin und Christoph die Perwanger in München mit dem Schwerte hingerichtet, weil sie Wiedertäufer waren. Die oberdeutschen Wiedertäufer waren nicht so ungeberdig wie die Münsterer; brüderliche Nächstenliebe war das Grundprinzip ihrer Lehre. Aber von den drei großen Konfessionen jener Zeit wurden sie in gleicher Weise verfolgt und der Staat, der sich durch sie in seiner Gesellschaftsordnung bedroht sah, verlangte durch das Landgebot vom Jahr 1527 ihre Ausrottung.

Heute steht vom Schloß kein Stein mehr (das schloßähnliche Gebäude neben der Kirche ist der Pfarrhof). Es wurde erst im 19. Jahrhundert abgebrochen. Ein als Eckstein eingemauerter römischer Meilenstein wird im Nationalmuseum aufbewahrt. Nach den Perwangern war der Besitz in die Hände des glänzenden Patriziergeschlechtes der Imhof übergegangen.

Sie liegen nun alle in der Kirche begraben. Eine Reihe schöner Epitaphe kündet von ihrem Leben. An der Außenseite der Kirche fällt der Denkstein eines Pfarrers auf, des Grafen von Valvason, gestorben 1773. „Qui fuit natione Italus, fide Germanus“ (durch Geburt ein Italiener, durch Treue ein Deutscher). Dazu wird seine Wohltätigkeit gegenüber den Armen gerühmt.

War da im nahen Filialdorf Hattenhausen ein Häuslerbübl namens Walleshauser, der von seinem Pfarrer, eben diesem Grafen Valvason, adoptiert und zum Studium nach München geschickt wurde. Aber die Wissenschaft, das war nicht sein Fall; er riß aus und verdingte sich bei einem Bauern als Knecht unter dem Namen „Johann Unglück.“ Unverdrossen holte ihn aber der gräfliche Pfarrer wieder, und nun durfte sich der kleine Unglück der Frau Musika hingeben, die es ihm angetan hatte. So machte er sein Glück: er wurde kurfürstlicher Kammersänger und nicht nur die deutschen Gaue, auch Italien lauschte mit Entzücken seinem Tenor. Nun nannte er sich „Valesi“ und dieser sein dritter Name war überall gefeiert und von über 200 ausgebildeten Sängern und Sängerinnen gepriesen. Jedoch durch einen Stoß, den ihm auf einem Freiball ein Soldat von Ungefähr auf die Brust versetzte, verlor Valesi vorzeitig seine herrliche Stimme.

Aber horch! Welcher Lerchengesang! Singen die Lerchen heute nicht dreimal so schön? Es ist, wie wenn sie die Stimme des berühmten Sängers aufgenommen hätten, um alljährlich den Frühling in seine ländliche Heimat zu rufen.

Der Weg führt nun über einen Erdrücken, der ganz von Haber bestanden ist, nichts wie Haber rechts und links, ein wahrer Haberhimmel — freut euch, ihr bajuwarischen Rösser!

Dann, — Herrnzell bleibt ostwärts liegen — verliert sich ein Sträßlein im Wald, im tiefen Weiherner Herrschaftsforst.

Harziger Duft empfängt den Wanderer, und er sucht die Herzgrube des Waldes auf, da wo der Tann am tiefsten ist und im feuchten Grund ein Wässerlein ums Leben ringt. Im Himmelblau schwanken die Wipfel, vom Licht der Sonne umflutet. Doch manch einem Strahl gelingt es, ins Waldinnere zu tasten: hier hebt er des Sauerklees Blütenköpflein empor, da streichelt er einen Fleck sammtenen Mooses, und dort vergoldet er eines Schmetterlings fippernde Flügel. War's wirklich ein Sonnenstrahl? Oder ist ein Elf durch den Wald gegangen?

Am Rain zwingt ein Freigraben die Glonn zu gestrecktem Lauf; schon ist Schloß Weihern in Sicht. Aus den Kronen alter Eichen mit goldgelb sprießendem Laub tauchen die braunen Dächer des Schlosses.

Endlich im Schloßhof. Niedrige und breite Wirtschaftsgebäude schließen ihn ein, wie untertänige Dienstmannen. Das Schloß selber liegt verschlafen da, mit heruntergezogenen Fensterläden. Still steigt der dünne Strahl des Springbrunnens in die sonnige Luft, aber wenn ein verirrter Windhauch ihn zur Seite trieb, plätschert er lustig aufs Wasserbecken nieder.

Über dem Schloßportal prangt das freiherrlich Lotzbeckische Wappen, wohl vertraut jedem Schnupfer, der sich des Abbilds auf dem „Lotzbeck Nr. 1“-Päckchen entsinnt.

Das Innere des Schlosses wurde in den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts im Stil der Romantiker-Gotik durch den Architekten Bürklein eingerichtet. Es barg in seinen 39 Zimmern eine Reihe erlesener Kunstschätze. Die Gemälde sind nun zum größten Teil in München, wo sie die Lotzbeck-Galerie am Karolinenplatz füllen. Zusammen mit seinen Gartenanlagen war Schloß Weihern einst ein Schmuckkasten der Kunst, mitten in die ländlichste Natur gestellt.

Das Gut Weihern war im Jahre 1826 an die Lotzbeck, die ein Fideicommiß daraus gebildet haben, gekommen, und zwar durch Kauf von den Freiherrn von Ruffini. Diese hatten das Schloß um seinen rückwärtigen Teil und eine Kapelle vergrößert — „ain khlains khirchel“ hatte zwar schon ein früherer Besitzer, Hans Christoph Neuburger um 1600 „von neuem grundt auferpauet“ — hatten aber 1796 sich eine Plünderung durch französische Revolutionstruppen gefallen lassen müssen. 1704 soll Weihern von den Engländern auf eigenen Befehl Malboroughs niedergebrannt worden sein. Dagegen blieb es von den Schweden verschont, wohl wegen der Abgelegenheit. In diesen

Zeiten war es durch verschiedene Hände gegangen. Im 14. und 15. Jahrhundert erscheinen die Landesherzoge als Lehensherrn. (Ein Konrad von Egenhofen, natürlicher Sohn Herzog Wilhelms wird da auch genannt.) Vordem hatte das Gut dem reichen Geschlecht der Eisenhofener gehört, denen fast das ganze Glonngebiet untertan war; doch ihr Reichtum zerrann. „Sie hauseten übel, hinterließen viel Schulden" sagt Wiguläus Hundt von ihnen. Die ersten urkundlichen Besitzer Weiherns scheinen die Egenhofener gewesen zu sein. Sie sind vielleicht in der finstern Glonnburg gesessen, die hier gestanden haben soll.

Ein freier und offener Plan, so stellt sich die Weiherner Gegend dar. Die Wälder sind zurückgewichen, der Boden ist zu fruchtbar, um Wald zu dulden. Darum ist es den Alpen im Süden geglückt, ein wenig hereinzuspitzen in den stillen Erdenwinkel, wo so einträchtig drei Dörfer beisammenstehn, Egenhofen, Pfaffenhofen und Egenburg, von einander nicht viel mehr als einen Büchsenschuß entfernt.

Zwischen ihnen wandelt die junge Glonn in grüner Au, wasserrosenbekränzt und libellenumschwärmt, aber sie vermag die Einheit der drei nicht zu trennen.

Gemütlich schauen die drei Kuppeltürme der Barockkirchen nieder auf die Dörfer mit ihren wohlbestellten Heimgründen und auf die würdevollen Pfarrsitze, jeder fast einem Schlößl ähnlich. Nicht umsonst werden die Inhaber der Pfründen „die drei Glonnerfürsten" genannt. Hier ist wohlsein, das haben sie erkannt und sie pflegen nicht eher den Glonner Boden zu verlassen, als bis sie sterben. Pfarrer Robeller von Egenhofen starb nach 63jährigem Wirken dort, fast 90 Jahre alt.

Nun ist's Mittag. Das Geläute von Egenburg beginnt, die beiden andern fallen ein. Die Uhren gehen hier mit der alten Zeit, mit der die Sonne geht und unser Herrgott.

Einkehr im Dorfwirtshaus. Ein Mädchen, nicht schön, aber flink, bedient; sie singt dabei! In dumpfer Stube ein Echo des Frühlings.

Dann weiter des Weges, auf den die glockenhelle Stimme des Mädchens nachhallt:
„Zwoa schneeweiße Täubeln fliagnt üba mei Haus,
Der Schatz, der mir bschaffn is, bleibt ma net aus."

Egenhofen ist wie ausgestorben in der Mittagsonne. Faul liegen die Hunde vor den Haustüren, ohne zu bellen, nur die Schwalben zwitschern. Sie schützen das Dorf vor Blitz und Gefahr. Solches hält wenigstens das Volk von ihnen. Da werden sie halt 1704 nicht hier gewesen sein; denn damals gingen alle drei Dörfer in Feuer auf („in cineres abierunt").

Nun in südlicher Richtung. An der Straße stehen schön geschnitzte Totenbretter. Treues Gedenken hat sie dort aufgestellt, wo der Verstorbene so oft in Arbeitsdrang und Feierweile vorbeigeschritten.

Bald ist Poigern erreicht, ein Dorf mit Gehöften, die so großmächtig sind, daß sie die kleine Kirche verdecken. Doch ihr mit Blenden und Fialen verfeinerter Turm schaut auf das plumpe Gedächer herab.

Von hier leitet ein Fußpfad quer durch Wiesen und Felder, und, einen Waldzipfel schneidend, neuerdings zum Schweinbach. Da bietet der Frühling seine Gaben zum Greifen nah.

Der fette Weizen streift den Fuß und über den Nacken senkt sich die Kornähre; ihre winzigen Blüten zittern. Wie ein zarter Nebel raucht es über dem ganzen Feld. Roggenhochzeit ist, den Blütenstaub hat ein leiser Lufthauch entfesselt. Und erst gar, auf der Wiese!

„Die Pforten der Erde schließen sich auf
Und lassen so manches Blümlein herauf."

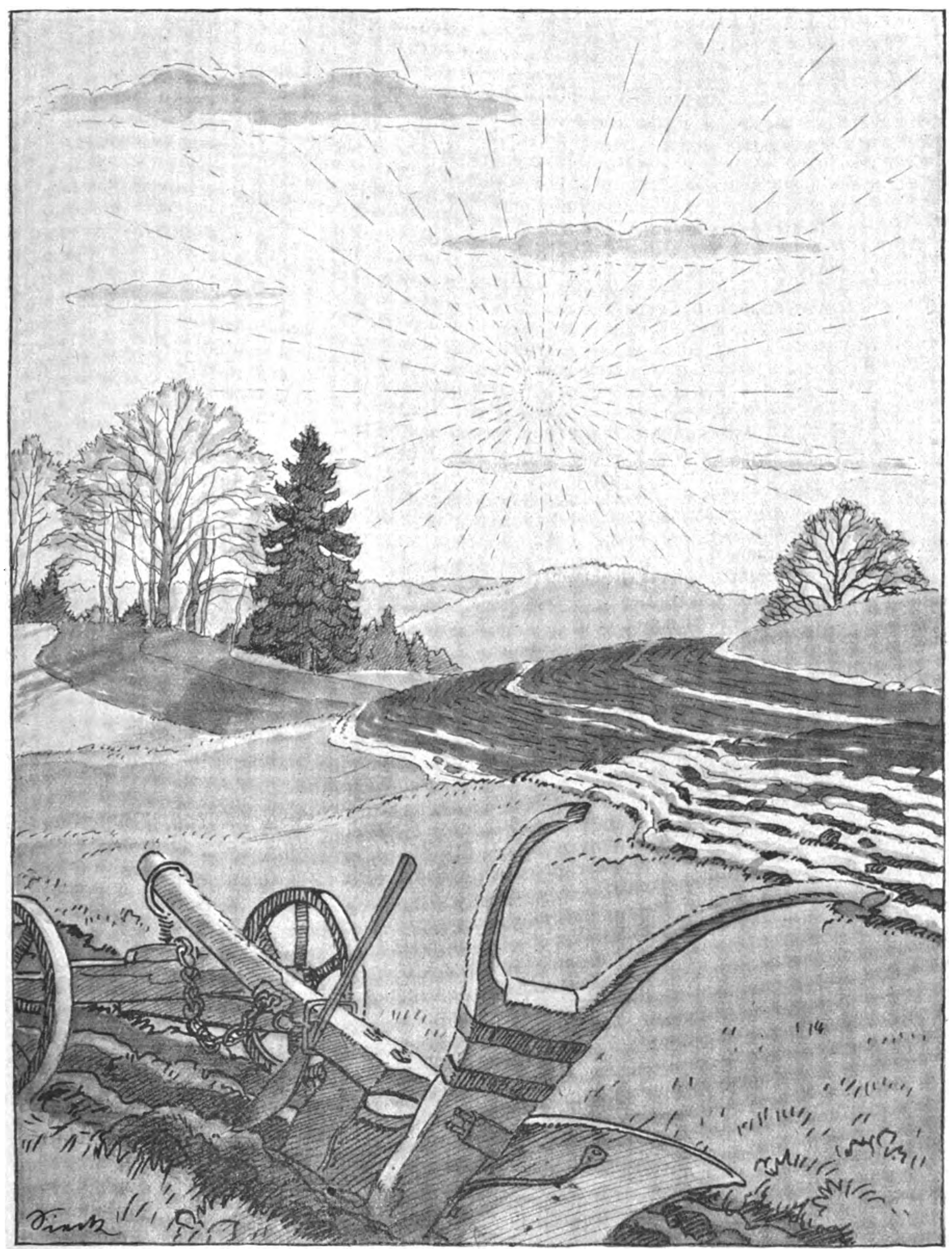
Und wie sie sich drängen, eins über dem andern, der lustige Sauerampfer und der gelbe Hahnenfuß neben dem gewichtigen Wiesenknöterich. Der Löwenzahn hat schon seine runden Lichter aufgesteckt, jedes für sich ein Meisterwerk der Natur. Der fette Klee will auch dabei sein und reckt, so gut es geht, seinen kurzen Hals. Nur das Gänseblümlein hält sich bescheiden zur Seite, wie die Gans auf einem Bein stehend.

Der Blick in die Ferne trifft zur Linken das alte Oberweikertshofen mit seinem Satteltum. Dann eine Ziegelei — ich schaue lieber nicht hin, sonst muß ich an Italien denken. Zur Rechten reckelt sich das Gelände von Spielberg, von Häusern freundlich belebt. Die Dörfer verbindet der Schweinbach.

Ob der Name etwas mit Schwein zu tun hat? „Saubach", ja, so mögen ihn die Bauern schon angeredet haben, wenn er ihnen die Wiesen überschwemmte; denn früher war er nicht reguliert. Noch vor wenigen Dezennien schrieb er sich „Schwaimbach." Die Leute sagen: „Schwoaba." Vielleicht ist's „Schwemmbach", und der alte „Bertoldus de Swaippach" einer Urkunde ist gar nicht der Schreibfehler, wofür ihn die Gelehrsamkeit halten will.

Die Ortschaft Unterschweinbach ist uralt, schon 773 bezeugt, als der Adeling Huniperth Güter an das Bistum Freising schenkte. Von ihr schrieb sich ein pfalzgräflich-wittelsbachisches Ministerialengeschlecht im 12. Jahrhundert. Die Wittelsbacher waren ja auch im Huosigau eingesessen.

Wuchtig steht die alte Kirche von Schweinbach da, unförmig breit ist ihr Satteltum. Im Vorhaus ist ein hölzernes Muttergottesbild, ein sehr primitives Werk. Himmelblaue Augen zu malen, traute sich der Künstler noch zu, nicht aber die blonden Haare: echte mußten es tun. Dazu ein hochrotes Gewand, womit er aber wohl kaum der Zeit vorauseilen wollte. Das Schönste ist der Name: „Maria, Mutter der schönen Liebe im Oberland Bayern." Eine Erinnerung, daß Jahrhunderte lang die Glonn die Grenze von Ober- und Niederbayern bildete.



Rudolf Sieck.

Der Schauer alter Zeit umgibt zwei verwitterte Steinkreuze; sie sind tief in die Erde gesunken, das eine bei der Kirche, das andere außerhalb des Dorfes. Sollen sie wirklich, wie die Sage erzählt, die Untat der feindlichen Brüder, die auf der Veste Spielberg gehaust, sühnen? Karlmann und Otto, beide in gleicher Liebe zur schönen Bertha von Glonnburg entbrannt, töteten sich gegenseitig, und der dritte Bruder starb aus Schrecken davor. Solche Sühnekreuze stammen

aus der Zeit der Blutrache, der „Urform der Rechtspflege", als sich die Gesellschaft noch ohne den Staat auseinander setzte. Ein Wehrgeld, als Buße an die Blutsverwandtschaft bezahlt, und meist auch ein Steinkreuz sollten das Verbrechen sühnen.

Unterschweinbach ist ein Filialdorf des nahen, viel jüngeren Aufkirchen. Dessen in der Anlage gotische Kirche ist kräftig stukkiert. Ein Jagdschloß war der Pfarrhof in alter Zeit.

Aufkirchen liegt auf der Höhe, mit seinem hochgestellten Kirchturm weithin gesehen und weithin sehend. O Täler weit, o Höhen; o traute Dörfer im Rund, gleich weißen Inseln im Wellengrün der Fluren ruhend! Blaudämmernde Wälder der Ferne. Doch ihr, silberschimmernde Firnen der Alpen, wacht auf aus Schnee und Schlaf, der Frühling ist da!

Der Frühling, der dies sonst schmucklose Dorf ganz in Obst- und Fliederblüten begräbt, der die Straße nach Maisach zu einer Triumphstraße macht, wie sie herrlicher sich kein Welteroberer ersinnen mag. Denn an allen Apfelbäumen der Allee sind die Blüten entfaltet und ein leiser Wind weht dem Wanderer ihren sammtenen Duft ins Gesicht, streut ihm ihre weißen Blätter vor die Füße.

So geht es hochgestimmt dem Ende des Tages entgegen; immer weiter wird der Himmel, immer freier der Blick. Auf der einen Seite, im Tal Englertshofen: Häuser auf grünen Matten verstreut. Auf der andern Seite Geisenhofen, dem's keiner ansieht, daß es schon einmal Kriegsschauplatz war, mitten im Frieden: im alten Haus am Rand haben sie den verwegen sich wehrenden Kneißl gefangen.

Nach Stephansberg mit einer hohen Birke und einer breiten Linde senkt sich die Straße allmählich; der Blick gewinnt die weite Niederung der Maisach mit dem lieblichen Germerswang und dem alten Malching (764 mahaleichi, Mahl-Eiche, ein Gerichtsplatz); daneben das Dorf Galgen, freundlicher als sein Name. Zuletzt Puch mit seiner Edigna-Linde.

Ein feiner Dunst liegt darüber, der nichts verhüllt, aber allem einen keuschen Glanz verleiht, die Frühlingsscham der verjüngten Welt. Die Seele des Menschen schweigt, und die Lerche singt in den goldenen Abend hinein.

— — — — — — — — — — — —

Diesen Weg von Nannhofen über Weihern nach Maisach war ich Ende Mai 1918 gegangen, als noch Deutschlands Herz schlug. 7 Monate später ging ich denselben Weg — aber welcher Unterschied der Zeit!

Beim Verlassen der Bahn war es noch ganz dunkel; nur aus den Fenstern im Dorf leuchtete das Licht der Arbeit. Dann entrang sich leise der Tag, doch im Nebel schlief die verschneite Flur. Von unsichtbaren Türmen klang heimeliges Läuten. Kein Lüftlein regte sich; es schwirrten die Flügel der Krähen, die der Straße zuflogen, auf der Suche nach anspruchloser Kost. Erst in Weihern war die Sonne freigekommen und nun gleißte der Schnee in Myriaden glitzernder Sternlein.

In den Wirtshäusern sprach man nur von Kurzweil, vom letzten Tanz da und vom nächsten Tanz dort. Vom Vaterland war nicht die Rede. Nichts war zu hören von Eingriffen feindlicher Hände in Gebiete alter deutscher Kultur, nichts von der Frage ob Großdeutschland, der Traum unserer Väter, Wirklichkeit werde, kein Wort davon, daß die Pfalz Gefahr läuft, von dem Land, mit dem sie, geschwisterlich verbunden, Glück und Not geteilt, losgerissen zu werden. Keine Spur mehr von vaterländischem, ja nur politischem Sinn. Sie denken nur von 12 Uhr bis Mittag, nämlich sie denken eigentlich garnichts. Lassen einfach das Rädlein laufen. Man glaubt genug getan zu haben, indem man den heimgekehrten Kriegern Ehrenpforten errichtete und sie mit Speise und Trank regaliert, dabei auch — ganz sachlich nach Bauernart — die Witwen der Gefallenen freihält.

Aber die Sache, wofür die Tapferen gekämpft, scheint vergessen. Ist der Sinn, der unter die Schweinbacher Madonna die einfachen Worte setzte: „O liebe Muttergottes, schütze unser Vaterland", tot? oder schläft er nur unter dem Winterfrost?

Gott geb's — rührend ist ja, wie sie der Krieger, die nicht mehr heimgekehrt, gedacht und ihre Denksteine auf dem Friedhof mit Tannengrün und Papierrosen geschmückt haben. „Wenn die Männer sterben / Gehts zum Verderben."

Im farbenprunkenden Gotteshaus von Aufkirchen sucht sich die nachmittägige Wintersonne von all den mutigen Heiligen, die auf den Altären stehen, gerade Sankt Michael, Deutschlands Erzpatron, heraus, seinen Panzer zu bestrahlen und sein Schwert aufflackern zu lassen.

Wanderer, so bedrängten Herzens bist du noch nie über deines Bayerlands mutterseligen Boden geschritten!

Einsam ist die Allee. Die Apfelbäume recken ihre kahlen Zweige wie hilfesuchend zum Himmel. An dessen Rändern sammelt sich alles Rot, das vorher die Schneeflächen hatte erglühen lassen. Nun geht die Sonne unter, blutrot, als schämte sie sich.

Unaufhaltsam flieht das Licht des Tages. An der Maisach wartet der Nebel. Verloren schwimmt das alte Malching hinaus in den Dunst (sie haben dort ihren Pfarrer, dem die Not des Vaterlandes den Geist verwirrte, erhängt aufgefunden). Die alte Linde von Puch ist überhaupt nicht mehr zu erkennen. Unter ihren breiten Ästen ruht Langbehn, der Rembrandtdeutsche, der das Wort geschrieben: „Die irrende Seele der Deutschen muß sich wieder an den heimatlichen Boden binden."

Deutschland, besinne dich!





Aus Hornbach. H. Ullmann.

Die Zukunft der Pfalz.

Ed. Nortz.

„L'Allemagne renonce", heißt es in Artikel 49 der uns in Versailles übergebenen Friedensbedingungen, „en faveur de la Société des Nations, considerée ici comme fidei-commissaire, au gouvernement du territoire ci-dessus specifiée. A l'expiration d'un délai de quinze ans à dater de la mise en vigueur du présent Traité la population dudit territoire sera appelée à faire connaître la souveraineté sous laquelle elle désirerait se voir placée".*)

L'Allemagne renonce, L'Allemagne s'engage, L'Allemagne reconnaît, das sind die in unerbittlicher Schärfe immerwiederkehrenden Eingangs- und Leitworte der meisten Bestimmungen des umfangreichen Druckbandes, betitelt „conditions de Paix Conditions of peace" von dem Alldeutschland nur sagen kann: Hier aufgespeichert ist das Leid. Keinem Volksstamm, keinem Stand, keinem Beruf wurde inmitten der nationalen Trauer, die sich über uns alle herabgesenkt hat, sein besonderer Schmerz erspart. Die Gegner verstanden es, sie alle einzeln ins Herz zu treffen, den Schlesier, den Ost- den Westpreußen, den Schleswiger, den Rheinländer, welche die Grundsätze der „Gerechtigkeit und der Menschlichkeit" nach Polen, Dänemark und Belgien zuteilen wollen, den Seemann, der sich seiner Fahrzeuge beraubt sieht, den Kaufmann, der umsonst mit dem Frieden die Wiederkehr weltwirtschaftlichen Ringens erhoffte, den Auslanddeutschen, dem die Aussicht auf Wiedereinsetzung in seine früheren Verhältnisse versagt blieb, dem Kolonialfreund, der die Losreißung blühender deutscher Siedelungen beklagt, den Offizier, den die Vorschriften über die künftige deutsche Wehrlosigkeit demütigen, kurz alle, denen Deutschlands Wohlfahrt, Ruhm und Ehre, Deutschlands Zusammengehörigkeit in Volk, Sprache und Sitte Bestandteil und Voraussetzung eigenen Wohlergehens und Glückes bedeuten.

Uns Pfälzern ward der Eingangs aufgeführte Artikel 49 zum Angebinde, der das mächtige Saargebiet mit seinen auf 1000 Jahre berechneten Kohlenschätzen, seinen Hochöfen, Eisenwerken, Fabriken von Weltruf unter Einbeziehung des pfälzischen Amtsbezirks St. Ingbert mit Teilen der Bezirke Homburg und Kusel auf 15 Jahre als Faustpfand der Fremdherrschaft unterstellen will. 44 025 ha Bodenfläche mit 80 946 Einwohnern und 587 000 M. Steuersoll umfaßt das abzutretende pfälzische Gebiet. Landwirtschaftlich hoch entwickelte Landstriche, hervorragende industrielle Unternehmungen — man denke nur an die St. Ingberter Hohöfen und Stahlwerke, die vereinigten Tafelglashütten, vorm. Wenzel & Vopelius in St. Ingbert, die staatlichen und privaten Kohlengruben, die Fabriken von Gebr. Adt in Ensheim, die großen Anlagen der Pfalzwerke A. G. in Homburg, die Bayr. Werke der Gebr.

*) Übersetzung: Deutschland verzichtet zu Gunsten des Völkerbundes, der als Treuhänder gelten soll, auf eine Regierung des vorbeschriebenen Gebietes. Nach Ablauf einer Frist von 15 Jahren, gerechnet von dem Inkrafttreten gegenwärtigen Vertrags ab, wird die Bevölkerung dieses Gebietes aufgefordert werden, sich zu entscheiden, unter welcher staatlicher Herrschaft sie künftig stehen will.

Stumm, die Gesenkschmiederei von Schwinn ebendort und viele andere — ehrwürdige Stätten geschichtlicher Denkwürdigkeiten z. B. die Stadt Blieskastel mit den fein gestimmten Bauten des Hofbaumeisters Haut, der sagenumsponnene nahe Menhir-Stein, so manches andere uns ans Herz gewachsene Zeugnis vergangener Kulturepochen sollen unserer Verfügungsgewalt entzogen bleiben. Umsonst bemühte sich die deutsche Friedenskommission den Leidenskelch von den Saarbewohnern und unseren westpfälzischen Brüdern durch unsere Bereitwilligkeit abzuwehren, den französischen Kohlenbedarf durch Lieferungsverträge und Beteiligungen an deutschem Bergwerkseigentum sicher zu stellen. „Die alliierten und assoziierten Regierungen" war die Antwort auf die deutschen Gegenvorschläge „haben, als sie die Art der aufzuerlegenden Wiedergutmachung festsetzten, den Wunsch gehabt, eine Form zu wählen, die durch ihre außergewöhnliche Art, übrigens für eine begrenzte Zeit, ein sichtbares und klares Symbol darstelle."

Die Leiden unserer abgezweigten Volksgenossen, unser eigener Trennungsschmerz ein Symbol wohl der neugeschaffenen Weltgerechtigkeit, des Völkerglücks und künftigen ewigen Friedens! Schweigt Freunde! „In Deinen Händen ist die Macht" sagt der Dichter des Harmosan „wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht." Könnten wir nur unsern Lieben jenseits der 15jährigen Grenze irgend eine werktätige Hilfe leisten! Allein die Vorderpfalz ist ja gleichfalls auf 15 Jahre nicht frei. Feindliche Besatzung soll auf diese Dauer in den linksrheinischen Landen von der Lauter bis zur holländischen Grenze schalten. Gegen diese Auflage mit ihrer bedrückenden, in Art. 212 vorgesehenen, Aufrechterhaltung von Vorschriften des Waffenstillstandes vom 11. Nov. 1918 (Requisitionsrecht u. a.) und der in Art. 270 enthaltenen Befugnis ein eigenes Zollregime für die besetzten Gebiete einzuführen, d. h. also die Lande rechts des Rheins noch auf 15 Jahre voneinander getrennt zu halten, hat sich die deutsche Waffenstillstandskommission mit leidenschaftlichem Bemühen gewendet. Doch umsonst. Die Alliierten antworteten auf diesen Teil unserer Gegenvorschläge mit einem kühlen Hinweis auf die Worte Wilson's vom 27. Sept. 1918: „Der Grund, warum für den Frieden Bürgschaften gegeben werden müssen, ist der, daß bei ihm vertragschließende Teile beteiligt sein werden, deren Versprechungen sich nicht als zuverlässig erwiesen haben." Im Verfolg dieser Antwort veröffentlichen auch bereits die Zeitungen den Text eines Abkommens, das zwischen den Vereinigten Staaten, Frankreich, England und Belgien einerseits und Deutschland andererseits über die Besetzung der linksrheinischen Gebiete getroffen und in welchem ein Zivilorgan, genannt „Interalliierte Oberkommission der Rheingebiete" als höchste Regierungsgewalt der besetzten Landesteile vorgesehen werden soll.

Aus Haardt. H. Ullmann.

Was nun? ist die bange Frage, die die ganze niederdrückende Ungewißheit unseres Geschicks, die Unmöglichkeit jeder sicheren Entschlußfindung kennzeichnet. Alldeutschland vom kraftstrotzenden Völkerfürsten zum kranken Bettler gemacht, Gärung, Unzufriedenheit und Mangel in weiten deutschen Gauen, Feinde ringsum, keine Hoffnung auf hilfreiche heilende Freundeshand! Was soll aus dem großen stolzen Vaterland, was aus dem südwestlichen Grenzland unter der Last der unerfüllbaren Friedensbedingungen noch werden?

Nicht alle haben diese Frage schwer gefunden. Fand sich doch im Laufe der letzten Monate ein Häuflein vaterlandsfremder Menschen, halb Verräter, halb Abenteurer vor allem in Landau zusammen, die allen Ernstes die Gründung einer vom deutschen Reiche unabhängigen pfälzischen Republik betrieben. Verkehrssperre und Pressezensur, die in der Pfalz die Verbreitung unrichtiger Nachrichten und irriger Urteile über Vorgänge aus dem unbesetzten Gebiet begünstigten, dagegen die Bekanntgabe der wahren pfälzischen Volksstimmung hintanhielten schienen für das Unternehmen einen günstigen Boden vorbereitet zu haben. Vertrauend auf die in langen Vorberatungen vereinbarte Feindeshilfe, bauend auf die niedrigsten Instinkte des Eigennutzes der Besitzenden und die Urteilslosigkeit der Menge hofften sie einen größeren Anhang um sich zu scharen und die Andersdenkenden durch Überrumpelung vor eine vollendete unabänderliche Tatsache stellen zu können. Die berufenen Wächter des Staates waren aber auf dem Plan. In der vom

Regierungspräsidenten v. Winterstein auf 18. Mai in den Regierungssaal zu Speyer einberufenen Versammlung der Vertreter der pfälzischen Bevölkerung, (Abgeordnete, Landrat, Handelskammer, Handwerkskammer, Landwirtschaftlicher Kreisausschuß, Genossenschaften, Beamte, Geistliche, Lehrer, Städte und Gemeinden usw.) wurde den Französlingen in Gegenwart ihrer französischen Schützer eine Antwort zu Teil, deren sie sich nicht versehen hatten. Einmütig wandten sich alle Redner gegen das hochverräterische Unterfangen der „Landauer 21", einmütig ward die Entschließung angenommen, die, da keine Pfälzer Zeitung einen Bericht zur Sache bringen durfte, hier im Wortlaut abgedruckt sei:



Aus Wörth a. Rh. (Tabaktrocknung.) H. Ullmann.

Entschließung.

„Auf die Einladung des Herrn Regierungspräsidenten der Pfalz haben sich heute im Sitzungssaal der Regierung in Speyer versammelt die Vorstände der politischen Parteien, die vom pfälzischen Volk auf Grund des Gesetzes gewählten Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung, zum Bayerischen Landtag und zum pfälzischen Landrat, sowie die Personen, welche im Staatsleben des Deutschen Reiches, des Volksstaates Bayern und des Regierungsbezirks der Pfalz die Interessen des pfälzischen Volkes zu wahren, dessen Anschauungen zu bekunden und zu vertreten berufen sind. Mit diesen Herren sind zugegen die Vertreter aller Berufsstände und Volksschichten und es darf deshalb festgestellt werden, daß die Anwesenden kraft der ihnen vom Volk zuerkannten Mandate teils auf Grund ihrer führenden Stellung in den politischen Organisationen, teils im Hinblick auf ihre weit verzweigten Kenntnisse auf dem Gebiet des Erwerbslebens der Pfalz und als gründliche Kenner der pfälzischen Volksseele allein berechtigt sind, im Namen des pfälzischen Volkes zu sprechen.

Mit größter Entschiedenheit betont die Versammlung die unlösliche Zugehörigkeit der Pfalz zu Deutschland. Die Pfälzer werden gerade in dieser schwersten Stunde der deutschen Geschichte ihrem geliebten Vaterlande unverbrüchliche Treue halten.

Die Versammlung spricht die zuversichtliche Hoffnung aus, daß die für Deutschland unerträglichen und unerfüllbaren Friedensbedingungen grundsätzlich geändert und wesentlich gemildert werden und besonders die Bildung eines neutralen, das Saargebiet und lebenswichtige Teile der Pfalz umfassenden Staates vermieden wird, zumal die von Frankreich gestellten Ansprüche auf privilegierten Kohlenbezug ohne Abtrennung deutschen Landes befriedigt werden könnten.

Die Frage, ob die Pfalz mit Bayern vereinigt bleiben soll oder nicht, ist eine rein innerdeutsche Angelegenheit, sie kann und darf deshalb erst nach Abschluß des Friedensvertrags und nur auf Grund der künftigen Reichs- und Landesverfassung entschieden werden. Es ist nicht anzunehmen, daß die Dunkelmänner ihr Spiel nun aufgeben werden. Das Pfälzer Volk wird aber auf der Hut sein."

Der 18. Mai 1919, an dem diese Entschließung gefaßt wurde, wird für alle Zeiten als Ehrentag in der pfälzischen Geschichte fortleben. Die Erinnerungen an die glorreichen Tage nationaler Erhebung im August 1914 wurden wach, als hier unterschiedslos Vertreter aller Parteien und Berufe in ergreifenden Worten dem in Not und Elend geratenen deutschen Vaterlande das Gelöbnis der Treue erneuerten. Von solchen Bekundungen wird die künftige deutsche Wiedergeburt ihren Ausgang nehmen. Und daß sie unsere Entwicklung wieder zur Höhe führen, daß es trotz Wintersnacht und Grauen wieder Frühling werden wird, dafür soll jener Tag uns glückverheißende Vorbedeutung sein.

Doch freilich ist's noch unendlich weit dahin. Noch sind die ersten Gefahren nicht beschworen. Die in ihren Erwartungen getäuschten Wühler haben am 1. Juni, nachdem man vorher den Regierungspräsidenten v. Winterstein, wie schon vorher die ihres Amtes gegen die Hochverräter waltenden Beamten des Gerichts und der Staatsanwaltschaft, ebenso auch den Bürgermeister der Stadt Landau und Landratspräsidenten Mahla, über den Rhein abgeschoben hatte, einen neuerlichen Putsch in Speyer gewagt, der aber an der

gemessenen Haltung des stellvertr. Leiters der Regierung, Regierungsdirektors v. Chlingensperg und der entrüsteten Ablehnung der Bevölkerung vor allem der patriotischen Arbeiterschaft kläglich scheiterte. Es wird aber nicht der letzte Versuch sein. Im Gegenteil! Schon wieder wird für einen „Bund freie Pfalz“ mit Flugblättern und einer in Landau gedruckten Zeitung geworben. Mit verdoppelter Anstrengung arbeiten die Vaterlandsfeinde an der Verführung der Menge. Die Öffentlichkeit sei uns vornehmster Schutz gegen dieses schmachvolle Treiben! Und darum, wenn gleich alle diese Dinge in der Pfalz trotz Pressezensur und Druckverbot allbekannt sind, muß immer wieder zu jeder Zeit und jedem Ort auch an dieser Stelle auf die seitherigen Geschehnisse und die daraus abzuleitenden Gefahren für die Zukunft hingewiesen werden.

„Die Pfalz ein deutsches Land“ mit diesen Worten schloß der Abgeordnete zur Nationalversammlung Dr. Maximilian Pfeiffer den geistvollen, formvollendeten Vortrag, mit dem er am 1. Februar 1919 in der von der Ortsgruppe II des Pfälzer Waldvereins München im Auditorium Maximum der Universität München veranstalteten Versammlung die rund 2000 Teilnehmer zu einer begeisterten Kundgebung für die Pfalz und ihre Zugehörigkeit zum deutschen Reiche hinriß. Mit dem Rufe „die Pfalz ein deutsches Land“ wollen wir in alle Zukunft den Phantasten und Hochverrätern entgegentreten, die uns von dem größen deutschen Mutterlande lostrennen und uns eine Selbständigkeit aufdrängen wollen, die uns bei der Kleinheit und wirtschaftlichen Abhängigkeit des Gebiets unfehlbar in Bälde zur Vasallenschaft unter französischer Herrschaft führen müßte. Wie frevelhaft, ja schamlos ist das Beginnen solcher Menschen, der Bevölkerung die Täuschung beizubringen, durch Loslösung vom deutschen Reiche könnten ihr die Lasten des Krieges und des Friedensschlusses abgenommen werden!

Fürwahr, die Lasten sind ungeheuerlich. Aber wohlverstanden! die Lasten unserer frohlockenden Nachbarn sind wahrlich nicht geringer. Und eines haben wir vor diesen auch in der kommenden schwersten Zeit voraus. Deutschland hat zwar Schulter an Schulter mit seinen Bundesgenossen, aber aus eigener Kraft und nicht gestützt auf die Krücken der Völker der halben Welt Krieg geführt. Es wird auch aus eigener Kraft an die Wiederaufrichtung seiner Stellung gehen und kann abwarten, wie der Vergleich mit seinen Nachbarn nach Jahr und Tag ausfallen wird. Die Pfalz vorab, die den 30jährigen Krieg, den orleanischen Erfolgekrieg und die Kriege der französischen Republik überwunden hat, wird auch den wirtschaftlichen Stürmen der nächsten Zukunft sich gewachsen zeigen, ohne daß ihre deutsche Gesinnung hierdurch ans Wanken geriete.

Freilich kann diese Zukunft nicht ernst genug beurteilt werden. Und gar unsere Pfalz, auf welcher die doppelte Bürde der allgemeinen weltwirtschaftlichen Zerrüttung und der feindlichen Besetzung lastet hat Ursache, die künftige Entwicklung der Dinge sorgfältig ins Auge zu fassen. Die Pfalz blickt auf eine glänzende 100jährige Entwicklung zurück. Neben einer blühenden Landwirtschaft waren zuerst der Weinbau, dann die Industrie die Hauptträger des steigenden Wohlstandes, der in den gewaltigen Zahlen des Steuersolls der letzten Kriegsjahre seinen leuchtenden Ausdruck fand. Die Pfälzer Weine, vorab die Edelgewächse, weiterhin aber auch unter dem Schutze einer verständigen Gesetzgebung die bescheideneren Sorten, hatten sich mehr und mehr den Ehrenplatz unter den Tafelgetränken erobert. Unsere Industrie hatte sich aus kleinen Anfängen zu einer reichen Zahl weltbedeutender Betriebe heraufgearbeitet. Und der Pfälzer, der bei Einkehr in fremder Gaststätte zuerst unter allen Getränken nach „seinem“ Wein, einem „Deidesheimer“, einem „Dürkheimer“, einem „Ungsteiner“ verlangt, spricht mit einer Art gleichen Familienstolzes von der Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen, der Zuckerfabrik Frankenthal, der Armaturenfabrik vorm Klein, Schanzlin & Becker, der Schnellpressenfabrik vorm. Albert & Co., ebendort, der Kammgarnspinnerei Kaiserslautern, der Nähmaschinenfabrik C. M. Pfaff und der Pfälzischen Nähmaschinen- und Fahrräderfabrik dortselbst, der Dingler'schen Maschinenfabrik in Zweibrücken, der Pirmasenser Schuhindustrie und vielen andern. Und dies mit Recht. Denn alle diese Unternehmungen sind fast ausschließlich aus Pfälzer Unternehmungsgeist und Betriebsamkeit hervorgegangen. Fleiß und Geschicklichkeit pfälzer Arbeiter haben sie hochgeführt.

Was wird aus all dieser wirtschaftlichen Pracht in Zukunft werden? Prophezeien ist eine müßige und undankbare Kunst, eine sichere Antwort läßt sich nicht geben, ein fatalistisches Abwarten verträgt sich nicht mit unserer Schaffenskraft, also suchen wir die Antwort aus unserem unbeugsamen Willen zur eigenen Gestaltung unserer Zukunft zu schöpfen. Dieser Wille läßt sich nicht durch die noch längere Zeit anhaltenden Leiden des Rohstoff- und Kohlenmangels, der Lohnsteigerungen und der Minderung der Arbeitsleistungen, der Einfuhrhemmnisse und der Absatzschwierigkeiten niederbeugen. Ruhe und Ordnung werden in Deutschland wiederkehren, ein Zustand der Beharrung in der sozialen Entwicklung wird wieder ein vorausberechnendes Schaffen ermöglichen, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Völker werden über alle Friedensvertragsfesseln hinwegschreitend neue Verkehrsbeziehungen zeitigen und deutsche Ware, darunter vorab die pfälzer, wird wieder wie vor dem Kriege die Zierde des Weltmarktes bilden. England hat uns in dem Kriege die entscheidende Wirkung des Beharrungswillens gezeigt. Bekun-

den wir den gleichen Willen in der Verfolgung unserer Wirtschaftsziele. Dieser Wille wird früher oder später seine Krönung in der Wiedererlangung der wirtschaftlichen Stellung Deutschlands und damit auch jedes größeren deutschen Einzelbetriebes finden. Und wann hätte es dem Pfälzer an solchem Willen gefehlt? Und sollte er je erlahmen, möge er neu aus der Verbindung mit edlem Pfälzer Wein erstarken, der unsere Adern mit immer neuem Feuer und leidenschaftlicher Hingebung für die große Aufgabe des Wiederaufbaues unseres Wirtschaftslebens erfüllen möge. Welche besonderen Schwierigkeiten diesem Bemühen noch aus der fortdauernden Besetzung des linken Rheinufers erwachsen werden, läßt sich zur Zeit noch nicht beurteilen. Wie groß sie auch sein mögen, so steht doch die Industrie in ihrer deutschen Gesinnung zu hoch, als daß ihr aus einer vorübergehenden Zwangsorientierung nach Westen ein Schwanken in ihrem Zusammengehörigkeitsgefühl mit Deutschland auch nur einen Augenblick zuzutrauen wäre. Der Weinbau fürwahr, den eine engere Wirtschaftsbeziehung mit Frankreich am ehesten in seinem Bestand bedroht hätte, darf auch unter künftigen deutschen Zollgesetzen auf den solchem lebenswichtigen Produktionszweig gebührenden Schutz mit Sicherheit rechnen und darum mit berechtigtem Vertrauen in die Zukunft blicken.

Gestärkt durch diese wirtschaftlichen Hoffnungen in unserem vaterländischen Empfinden, das uns nimmer in eine Trennung von dem großen deutschen Gesamtvaterlande willigen läßt, macht uns die schon da und dort, in Presse und Privatkreisen aufgeworfene Frage des Verhältnisses der Pfalz zu Bayern herzlich wenig Sorge. Die Zeit ist wahrlich zur Erörterung solcher Probleme wenig angetan. Auch macht uns der Kreis der Personen, die sich bisher mit dieser Frage in der Öffentlichkeit befaßt haben, stutzig Es ist nicht an dem, daß der Erörterung dieser Frage aus dem Wege gegangen werden soll. Es wird aber vor allem notwendig sein — die Erfahrungen der letzten Zeit geben uns hiezu hinreichende Veranlassung — daß man sich Jeden, der diese Frage in der Öffentlichkeit aufwirft, gründlich darauf ansieht, welche Interessen er verfolgt. Nur solche wirtschaftlich und politisch erfahrene Männer sollen in der Frage das Wort führen, deren pfälzische Gesinnung und deren Unberührtheit von allen persönlichen oder Partei-Interessen über jedem Zweifel steht. Denn kaum in einer andern Frage läßt sich so leicht mit Schlagworten auf die Masse wirken, wie in dieser Frage der Zukunft der Pfalz. Dem künftig ebenso wie andere deutsche Landesteile unter der Last der Steuern und wirtschaftlichen Nöte ringenden Ländchen will man die Selbständigkeit eines großen Staates mit der Fülle seiner Aufgaben aufdrängen! Nur vollständige Verkennung der neueren Entwicklung unseres Wirtschaftslebens läßt die ungeheure Vielgestaltigkeit der künftigen Staatsaufgaben übersehen, die einen Verwaltungsapparat bedingen, dem Mittelstaaten kaum mehr, Kleinstaaten überhaupt nicht mehr gewachsen sind. Wer sollte gerade in den Zeiten, da Sparsamkeit zur vaterländischen Pflicht geworden, die Kosten eines solchen Apparates bewilligen wollen! Nun wird ebenso auf die wirtschaftlichen Vorteile eines Anschlusses der Pfalz an die Nachbarstaaten hingewiesen. Es ist mir nicht bekannt, ob diese Staaten auf einen solchen Anschluß hinarbeiten. Sicher ist aber, daß aus einem solchen Anschluß nur die Nachbarstaaten nicht aber die Pfälzer selbst erheblichen Vorteil ziehen könnten. Die Befriedigung der wirtschaftlichen und kulturellen Wünsche der Pfalz wird sich Bayern sicher mit besonderer Sorgfalt angelegen sein lassen. Die etwa in Aussicht genommenen Anschlußstaaten werden mit der Ordnung ihrer eigenen Verhältnisse gerade genug zu tun haben. Und daß diese Staaten einem neu angegliederten Landesteil gerade jetzt höhere wirtschaftliche Fürsorge angedeihen lassen wollten oder auch nur könnten, als das mit den pfälzischen Bedürfnissen genau vertraute bayerische Mutterland, wird wohl kein Kundiger behaupten wollen. Welcher Vorteil aber der Pfalz, seinen Städten, seinen Gemeinden aus der Schaffung eines Mittelpunktes außerhalb der jetzigen pfälzischen Grenzen erwüchse (Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt, Mainz), ist wahrhaftig nicht abzusehen. Dazu kommt, daß die künftige Wirtschaftsentwicklung Deutschlands in viel höherem Grade als bisher die Aufstellung einheitlicher Wirtschaftsgrundsätze durch das Reich bedingen wird. Die Betriebsverhältnisse, Rohstoffbezug und Absatz der Erzeugnisse usw. werden sich mehr und mehr aneinander angleichen. Die politischen Grenzen der Einzelstaaten verlieren gegenüber dieser



Aus Haardt. H. Ullmann.

Vereinheitlichung des deutschen Wirtschaftsgebietes mehr und mehr an Einfluß auf die Gestaltung und Entwicklung der Betriebe. Sie behalten dagegen allerdings ihre Bedeutung auf verwaltungstechnischem und kulturellem Gebiete. Und diese Bedeutung ist wahrlich nicht zu unterschätzen.

Bildete schon vor dem Kriege die Wiederbelebung des Sinnes für Volkskunst und Volkskunde in den einzelnen deutschen, vorab den bayrischen Landesteilen ein Gegengewicht gegen den Materialismus unsrer Tage, wird nach dem Kriege die Sammlung aller Volksgenossen zu kulturellen Aufgaben der engeren Heimat das vornehmste Ziel unseres völkischen Strebens sein müssen. Der weite Erdenrund mit seinen unendlichen Betätigungsmöglichkeiten ist uns vorerst verschlossen. Viele, früher nur wirtschaftlich tätige Kräfte, werden nach neuen Zielen drängen. Möchten diese Ziele, vernehmlich in unsrer Pfalz, vor Allem kultureller Art sein! Hier liegt noch ein weites Wirkungsgebiet vor uns, das gerade in der jetzigen politischen Gestaltungsform der Pfalz am leichtesten gelöst werden kann. Angelehnt an das größere Stammland mit seiner hochentwickelten Kunst und Wissenschaft kann die Pfalz in freier Entschließung sich alle die Vorteile dieser Verbindung zu eigen machen. An dem Willen hiezu hat es freilich auch in der Pfalz in dem abgelaufenen Jahrhundert nicht unbeträchtlich gefehlt. Dem von den Pfälzern so gern betonten Reichtum des Landes stand nicht immer der freudige Wille zur Schaffung hoher Kultureinrichtungen gegenüber. Erst der vorbildliche Museumsbau in Speyer, eine Schöpfung, die eben so sehr der Schaffungskraft des Meisters Seidl wie der Opferwilligkeit der pfälzer Bevölkerung zur höchsten Ehre gereicht, hat eine neue Kulturepoche angebahnt. Aber noch fehlt der große, die wichtigsten Städte der Pfalz umfassende Theaterplan, noch die Provinzialbibliothek mit Einwirkung auf die Schaffung von Volksbibliotheken in Stadt und Land, noch die künstlerische Durchdringung der Gesamtbevölkerung, beginnend von der Volksschule auf, noch die Pflege künstlerischer Bestrebungen durch Gemeinden und Private. Nicht als ob nicht in all' diesen Beziehungen schon Tüchtiges geleistet worden wäre. Im Gegenteil! Wohl wenige vereinzelt dastehende Provinzen haben solch' eine Fülle bemerkenswerter Einzelleistungen auf wissenschaftlichem Gebiet, auf dem Gebiete privater Kunst- und Kulturpflege hervorgebracht. Man denke nur an die in Dr. Häberle's „Pfälzischer Bibliographie" ausgewiesene pfälzische Literatur, oder an die Kunstsammlungen im Hause Bassermann-Jordan in Deidesheim, die Benzino-Galerie in Kaiserslautern und andere. Die Vereinigung dieser Einzelleistungen, die Einbeziehung des gesamten Volkstums in dieses Streben ist bisher nicht gelungen. Und wie winzig wären die Ausgaben für die Erreichung höchster Ziele gewesen, verglichen mit den Ausgaben des Krieges, mit der sinnlosen Vergeudung des Nationalvermögens in unsern Tagen! Wie leicht wäre nicht jederzeit die Errichtung einer großen Gemäldegalerie in der Pfalz aus den vom Staate willig überlassenen entbehrlichen erstklassigen Beständen überfüllter Staatssammlungen zu schaffen gewesen!

Wie fehlt uns jetzt dies Alles! Auf hohe Warte ist die Pfalz gestellt. Ihre Haltung beeinflußt mehr oder weniger das ganze Rheinland. Tag für Tag suchen böswillige Kräfte das ehrliche treue pfälzer Herz zu umgarnen mit wirtschaftlichen Lockrufen und kulturellen Sirenenklängen. Künstler aus Paris sollen der Pfalz Geschmack an französischer Kunst beibringen, Ausstellungen wie in Zweibrücken sollen sie zur Erwerbung französischer Erzeugnisse hinleiten. Pfälzer! Landsleute! Was Lessing, Schiller und Goethe erkämpften, Ihr habt es während der kommenden 15 Jahre zu verteidigen, das Deutschtum in Denken und Fühlen, in Wort und Schrift. Alle Kunst Pariser Schauspielerinnen und Sängerinnen in Ehren! Aber für ein deutsch fühlendes Herz verblaßt sie vor dem schlichten Volkslied, das unsere Pfälzer Mädchen stimmfrisch und frohgemut in Haus und freier Gottesnatur hinaus erschallen lassen, mit dem sie den ergriffen zuhörenden Wanderer an die ewige Zauberkraft der Dichterworte erinnern

Muttersprache, Mutterlaut
Klingst so wonnesam, so traut.

Und an diesem Volkslied, herzhaft und frei gesungen, wie es in der Pfalz üblich ist, soll sich unser vaterländisches Empfinden wieder emporranken. Laben wollen wir uns an dem Vortrag der Werke unserer Dichterfürsten und unserer Könige im Reiche der Töne. Und, woferne die wirtschaftlichen Nöte uns noch eine Möglichkeit zu freier Regung lassen, soll diese der Förderung deutscher Kunst gewidmet sein. In hoc signo vinces! können wir auch der Pfalz zurufen. Das Festhalten an deutscher Kunst und Kultur wird bei uns alle feindliche Verführung zu Schanden machen, der Wille zu eigenem Schaffen auf diesen Gebieten soll uns froh und stark machen im Überwinden der schweren Zeiten der Gegenwart, im friedlichen Ringen für die Wiederherstellung von Deutschlands Macht und Größe. Nicht bloß wirtschaftlicher Vorteil und Befriedigung eigenen höchsten Zielstrebens winkt unserer Pfalz aus solchem Verhalten, sondern Ruhm und Ehre im weiten deutschen Vaterlande. Und solche Zukunft wünsche ich meinem lieben Heimatlande.

Wenn dann dereinst in künftigen Jahren ein deutscher Tyrtäus die vaterländische Begeisterung der Jugend durch Singen und Sagen von der Väter Taten entflammen wird, wird eines seiner schönsten Lieder gelten

der treuen deutschen Pfalz am Rhein.



Monatsschrift des bayerischen Landesvereins für Heimatschutz — Verein für Volkskunst und Volkskunde — in München. (Ludwigstr. 14. Fernspr. Nr. 21753. Postscheckkonto 4684.) Alle Rechte vorbehalten.

XVII. Jahrgang, Nr. 9—10. – Eine neue Meisterkrippe. — Passionskrippen. — Advents- und Weihnachtsgebräuche aus dem unteren Vilstal. — Bericht über die Tätigkeit des Bayerischen Landesvereins für Heimatschutz im Jahre 1918. — Ein vergessenes Holzschnitzer- und Malerdorf im bayer. Allgäu. — Der Heidenturm zu Reinheim. — Alte und neue Zimmermannskunst. —

Eine neue Meisterkrippe.

Kurat Dr. Hans Schmid.

Es ist eine auffallende aber leicht erklärliche Tatsache, daß gerade in jüngster Zeit die Freude an unsern Weihnachtskrippen wieder in weiteren Kreisen wach wird. Unser Volk liegt, nachdem es trotz der unvergleichlichen Heldentaten unseres Heeres den unglücklichen Krieg verlor, geistig und körperlich zermürbt am Boden. Es bangt ihm vor der düstern Zukunft und es richtet daher gerne den Blick nach rückwärts in die fröhliche, glaubensfrohe, poesiereiche Kinderzeit, die noch nichts wußte von all den häßlichen Leidenschaften niedriger Selbstsucht, die sich jetzt allenthalben in widerlicher Weise breit machen. Vor seinem Auge taucht in weiter Ferne die Erinnerung an die märchenhafte Pracht des „Kripperl" wieder empor. Gerade die Süddeutschen, voll tief künstlerischer Veranlagung, weich, gutmütig aber auch derb, phantasievoll, träumerisch und trotzdem energisch, haben in Altbayern, Schwaben und Tirol Krippen geschaffen, die in ihrer Schönheit und Eigenart sich mit den besten italienischen messen können. Erst seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hört die künstlerische Tätigkeit für die Krippe fast ganz auf, wie ja allenthalben seit dieser Zeit ein Niedergang der christlichen Kunst zu verzeichnen war. Die neuere Zeit brachte mit einem höheren Kunststreben auch ein Wiedererwachen der Tätigkeit für die Krippe. Es ist nicht zu zweifeln, daß durch die Schenkung der einzigartigen Krippensammlung des verstorbenen Herrn Kommerzienrats Max Schmederer an das neue Nationalmuseum München dem Verständnis für die Krippe ein neuer Boden geschaffen wurde. Er sammelte mit größtem Eifer neben den italienischen auch die Krippenfiguren bekannter und unbekannter Künstler Münchens. Wir finden Werke von Ignaz Günther und Roman Anton Boos, die als hochberühmte Bildhauer es nicht verschmähten, gelegentlich auch für die Krippe zu arbeiten. Ein recht eigentlicher Volkskrippenkünstler war aber besonders Niklas, angeblich ein Zimmermann, der um 1800 in Haidhausen eine rege Tätigkeit auf diesem Gebiete entfaltete. Seine Spezialität waren der Natur gut abgelauschte Tierfiguren, während ein anderer Künstler namens Ludwig sich mehr der Darstellung menschlicher Figuren widmete; dieser starb um 1830. Zu erwähnen sind noch sein Zeitgenosse Bildschnitzer



Professor Karl Dietl, der Schöpfer des hier abgebildeten Krippenwerkes bei seiner Ferientätigkeit in Garmisch.

Joh. Berger, dann der etwas spätere Wendelin Reiner, sowie dessen Stiefsohn Andreas Barsam, der als letzter Vertreter der rein volkstümlichen Krippenkunst 1869 die Augen schloß. —



Alte Krippenfiguren, siehe Text.

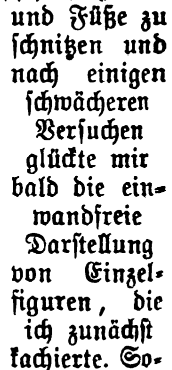
Es dürfte nun für jeden wahren Freund guter Volkskunst eine hocherfreuliche Erscheinung sein, wenn wieder ein Künstler aufgetaucht ist, der in aller Stille trotz angestrengtester beruflicher Tätigkeit in den Abendstunden bis tief in die Nacht im Komponieren seiner Krippe und im Schnitzen zahlreicher Krippenfiguren eine rege künstlerische Tätigkeit entfaltet.

Studienrat Professor Karl Dietl, Direktor der städtischen Malschule in der Westenriederstraße München schuf, trotzdem er Maler und nicht Bildhauer von Beruf ist, ein großes Krippenwerk, das wir an die Seite der besten alten Krippen stellen können. Er arbeitete mit solchem Eifer in den Ferien, die er meist in Garmisch verbrachte, an seinen Figuren und Lämmern, daß er von seinen Freunden scherzweise „Der Lamperlschnitzer von Garmisch" genannt wurde.

Doch lassen wir ihn selbst erzählen, wie er zu seiner Krippe kam:

„Angeregt durch die in meiner Jugendzeit noch häufigen meist sehr wertvollen Krippen in alten Bürgerhäusern, sowie durch den damals in vollster Blüte stehenden Kripperlmarkt, hatte ich wie jeder Münchner Bube große Vorliebe für die Krippe. So hatte ich mir eine Krippe mit der denkbar einfachsten Ausstattung geschaffen, mit meinen geringen Mitteln ergänzt und stetig vergrößert. Diese selbst zusammengestellte Krippe war damals mein Stolz und meine Freude — viele Jahre hindurch. Als ich meinen Hausstand gegründet hatte und die Kinder zur Schule gingen, erwachte in mir die alte Liebe zur Krippe von neuem und ich wollte daher meinen Kindern dieselbe reine Freude, wie sie mir in meiner Jugend zuteil wurde, verschaffen. Selbstredend waren nun meine Ansprüche an die Qualität einer Krippe erheblich gesteigert, wozu die reiche Krippensammlung von Kommerzienrat Schmederer im Nationalmuseum nicht wenig beitrug. Eine Krippe nach meinem Sinn zu erwerben war mir aber des Kostenpunktes wegen nicht möglich, weshalb ich eifrig Umschau hielt, um eine meinen Ansprüchen einigermaßen entsprechende Krippe zu einem annehmbaren Preis zu erwerben. Im Jahre 1907 fand ich bei einem Antiquitätenhändler 22 Krippenfiguren aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, ziemlich primitiv mit kachierten Gewändern, aber so originell und charakteristisch, daß ich dieselben sofort erwarb. Diese bildeten den Grundstock zu meiner nun sehr umfangreich gewordenen Krippe. Um dieselbe aber aufstellen zu können, fehlte mir noch manches, besonders die Tiere. Auf dem Kripperlmarkt konnte ich nichts passendes finden, da den käuflichen Figuren die kernige, derbe Art mangelte, die wir bei den alten Münchner Krippen so gerne bewundern. Da mein Suchen also vergeblich war, machte ich mich selbst daran, etwas Entsprechendes zu fertigen. Ohne jemals modelliert oder geschnitzt zu haben, verschaffte ich mir ein Stück Lindenholz und fing mit einem Taschenmesser und zwei kleinen Hohleisen als einzigem Werkzeug das Schnitzen an. Zunächst ging es an die Schafe. Das erste fiel natürlich sehr bescheiden aus. Da aber unterdessen die Ferien begonnen und ich meinen Landaufenthalt in Garmisch bezogen hatte, begann ich im Sommer 1908 an der Krippe weiter zu arbeiten und schnitzelte munter drauf los. Das Ergebnis meines ersten Versuches waren 15 Schafe, ein Ochse, ein Esel und ein Hund. Angeeifert durch den Erfolg begann ich nun meine eigentliche Krippentätigkeit, versuchte Köpfchen, Hände und Füße zu schnitzen und nach einigen schwächeren Versuchen glückte mir bald die einwandfreie Darstellung von Einzelfiguren, die ich zunächst kachierte. So-





dann wagte ich mich an Vollfiguren, ganz geschnitzte Engel, Mohren usw., so daß ich jetzt nach 11 jähriger Tätigkeit eine sehr umfangreiche, selbstgefertigte Krippe besitze. Die Gewandung der Figuren kachierte ich deshalb, weil ich dadurch von der Näherin unabhängig war und außerdem mit Ölfarbe d i e Farben bringen konnte, die mir gerade passend erschienen. Um das übrige Beiwerk möglichst gut herstellen zu können, machte ich mir die Technik des Lötens und Treibens zu eigen und fertigte so auch alles Beiwerk zu meiner Krippe. Mein Werkzeug zum Schnitzen sind immer noch mein Taschenmesser und zwei kleine Hohleisen." —

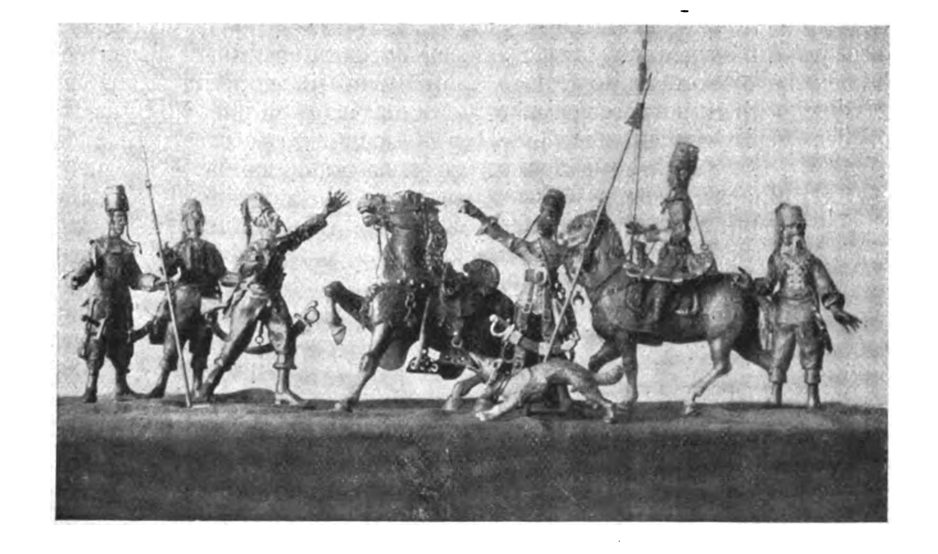


Vorstehende Darstellung des Künstlers wird vielleicht manchem die Anregung geben, auch selbst einmal mit frischem Mute an ein ähnliches Werk zu gehen. Allerdings gehört zu einem Krippenkünstler nicht bloß eine gute Schnitztechnik, sondern mehr. Was H a g e r in seinem liebevoll geschriebenen Buche „Die Weihnachtskrippe" von dem Krippensammler fordert, gilt in noch höherem Grade vom Krippenkünstler.

„Aber das darf ich sagen, daß eine große Liebe zur Natur dazu gehört, ein schlichtes und frohes Gemüt, das mit der Volksseele wie mit den Kindern fühlt, ein feines Kunstempfinden, das die Spreu von dem Weizen sondert, ein entwickelter Sinn für Architektur, ein künstlerisches Gestaltungsvermögen, das den entsprechenden landschaftlichen Boden für die einzelnen Szenen schafft und die Figuren in lebendiger und künstlerisch vollendeter Weise stellt." D i e t l fertigte zwei Krippen; eine für sein eigenes Heim die andere für das Heiliggeistspital, wo die alten Pfründner und Pfründnerinnen, die Pflegeschwestern und alle, die auf Besuch kommen ihre helle Freude daran haben.

Abbildungen auf S. 134—137 bringen Darstellungen von Krippenfiguren, die Meister D i e t l in seiner Wohnung für seine Familie und Bekannte, sowie für Krippenfreunde, die sich für sein Schaffen interessieren, aufstellt.

Abbildungen auf S. 139—145 zeigen die von Dietl aus geringen alten Überresten neu geschaffenen, selbständig komponierten und aufgestellten Krippenvorstellungen im Heiliggeistspital in München. Auf Anregung des Herrn Rechtsrat H ö r b u r g e r übernahm unser Meister aus Liebe zur Sache die große Aufgabe, aus geringen nicht zusammengehörenden Restbeständen, die kunterbunt nebeneinander aufgestellt waren, eine künstlerische Krippe zu schaffen. Mehrere schadhafte Figuren, die für das Museum nicht geeignet waren, erhielt er zu diesem Zwecke von Kommerzienrat S c h m e d e r e r, zu denen er die fehlenden oder defekten Köpfe und Hände ergänzte. Außerdem fertigte er eine große Anzahl neuer Figuren und begann dann mit Hilfe seiner kunstsinnigen Frau die Figuren zu kleiden, wozu alte Lumpen vom Spitalspeicher verwandt wurden. Gerade die Möglichkeit, aus Sachen, die man sonst als unnütz





wegwirft, ein in der Krippe hübsch wirkendes Stück zu fertigen, reizt die Erfindungskraft des Krippenkünstlers. Hand in Hand mit Fertigstellung der Figuren ging die architektonische und landschaftliche Ausgestaltung der Krippenvorstellungen, die geradezu mustergültig wirken. Die malerische Begabung und seine Naturbeobachtung unseres Meisters tritt bei all diesen effektvollen und kontrastreichen Szenerien in das hellste Licht. München kann stolz sein, seine alte glänzende Krippentradition in dem prächtigen Krippenwerke Dietls wieder neu aufleben zu sehen.

Passionskrippen.

Der Drang nach möglichst lebendiger Veranschaulichung der uns in den Evangelien verkündeten Geschehnissen der Heilsgeschichte war in früheren Zeiten ein sehr reger und dieser Eifer zeitigte die herrlichen Blüten einer im besten Sinne volkstümlichen Kunstbetätigung. Den breitesten Raum gewann die Darstellung der Geburt des Heilandes. Die Krippenkunst in ihren vielverzweigten Äußerungen ist am bekanntesten geworden, wiewohl auch auf diesem Gebiet erst die vom hochherzigen Krippenfreund Max Schmederer ins Leben gerufene Krippensammlung uns den rechten Überblick über die Reichhaltigkeit und den hohen Kunstwert der Krippenschöpfungen vermittelte.

Weniger ausgedehnt und bekannt wiewohl ebenso tief empfunden ist die als naturgemäße Fortführung der Krippendarstellung zu verstehende Veranschaulichung der Leidensszenen, die Passionskrippe oder, wie sie in Tirol, dem Lande ihrer weitesten Verbreitung heißt, das Fastenkripperl. Auch diese Schöpfungen gemütvoller Volkskunst sind dem gleichen Geist entsprungen wie die lieblichen Darstellungen der Geburt und Jugendgeschichte des Heilandes. Man wollte sich recht lebendig vergegenwärtigen, was uns die hl. Geschichte sozusagen nur in den wesentlichen Grundrissen vor Augen führt. Für Einzelstücke bietet Schmederers Sammelfleiß uns Proben, wie auch der Führer durch das bayerische Nationalmuseum ausweist (11. amtliche Ausgabe S. 249, 250, 251).

An Zahl und Mannigfaltigkeit der Darstellungen fehlte es nicht. Ebenso überrascht die Tiefe der Auffassung. Was die Passionskrippen auch in kleineren Ausmaßen schufen, zeigen u. a. die Kravoglschen Bogen, die als Unterlagen dienten.

Die neu erwachte Liebe zur Weihnachtskrippe wandte ihre Aufmerksamkeit naturgemäß auch diesen Leidensdarstellungen zu. Der Verein bayerischer Krippenfreunde hat ähnlich wie der Tiroler Bruderverein in seiner diesjährigen Vollversammlung sich dahin entschieden, nach Möglichkeit auch die Passionskrippe zu fördern bezw. neu zu beleben. Zu diesem Behufe erscheint es als dankbare Aufgabe, den Spuren solcher Leidensdarstellungen nachzugehen, die sich da und dort noch finden. Ein alter emsiger Krippenfreund, Georg Mahler in Oberstaufen, baute seine prächtige Krippe gerade nach dieser Seite hin in recht verständnisvoller Weise aus und schuf Szenen, die ein wirklich tiefes Eindringen in die Leidensgeschichte bekunden. Andernorts besteht der Wunsch, den durch die Arbeit an der Weihnachtskrippe, die sich nur im Rahmen der Weihnachtszeit abspielt, geweckten Eifer auch weiter zu betätigen. Da der Verein bayerischer Krippenfreunde eine eigene Vereinsschrift herausgibt (Schriftleitung P. Odorich, Kapuziner, München, Kapuzinerstraße 38), kann die Frage der Passionskrippe wirkungsvoll weitergeführt werden. Willkommen sind Mitteilungen über bestehende Leidensdarstellungen sowie Anregungen zu ihrer Erneuerung.



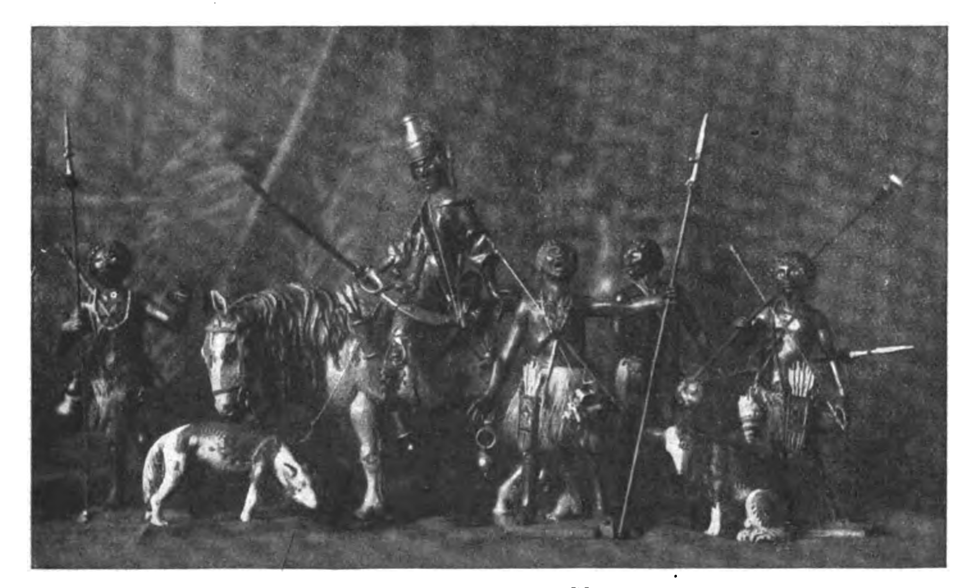
Zur Abhandlung: Eine neue Meisterkrippe.

Advents- und Weihnachtsgebräuche aus dem untern Bliestal.

M. Ruppert, Zweibrücken.

Der allgemein bekannten und üblichen Gebräuche wie der des St. Nikolaus, des Bleigießens und Teigknetens in der Andreas- und Thomasnacht sei hier nicht gedacht, weil sie dem Bliestal allein nicht eigentümlich sind. Dagegen soll hier der „Rorate"-Laterne, des Christkindchens, der Hirtenwacht und des Kindergesanges an der Krippe Erwähnung getan werden.

Die Rorate-Laterne ist sicherlich ein Brauch aus den Anfangszeiten des Christentums in unserer Gegend, wo man einen weiten Weg zur Kirche hatte und früh morgens oder gar nachts schon dahin aufbrechen mußte. „Rorate" heißt ein Gottesdienst, welcher im Advent zweimal wöchentlich ganz früh am Morgen stattfindet. Und zwar heißt er so, weil die Anfangsworte der Liturgie Rorate coeli de super justun lauten (Tauet ihr Himmel den Gerechten von oben) und früh findet er statt weil die Israeliten diesen Sehnsuchtsruf in „Bangen Nächten" zum Himmel



Zur Abhandlung: Eine neue Meisterkrippe.

sandten. Ich glaube aber daß für die frühe Gottesdienststunde auch ein praktischer Grund maßgebend ist: es soll demselben möglichst die ganze Gemeinde anwohnen und trotzdem keine oder wenig Arbeitszeit versäumt werden. Zu diesem Gottesdienst also trägt jeder eine Laterne. Auch wenn es nicht dunkelt. Und zwar eine kirchlich geformte Laterne in gotischem, romanischem, Barock- oder Rokokostil, mit einem Kreuz, Heiligenbild oder religiösen Emblem als Krönung, mit einem Kreuz als Riegel- oder Schloßgriff. In der Kirche läßt man sie brennen und es gewährt einen sehr schönen Anblick, zumal in einer großen Kirche, die vielen Lichter brennen zu sehen.

Unser Christkindchen! Bei uns stellt nicht jede Familie ihr eigenes Christkindchen. Wir haben ein gemeinsames entweder fürs ganze Dorf oder für einen größeren Dorfbezirk. Dasselbe ist weiß gekleidet und zieht von Haus zu Haus, und begrüßt die Kinder:

Guten Abend ihr Kinderlein groß und klein,
Mich schickt der liebe Gott vom Himmel herein;
Soll horchen ob ihr alle gehorsam sein
Und wenn ihr nicht alle gehorsam sein,
Rufe ich gleich den heiligen Nikolaus herein.

Der ist aber inzwischen schon ungerufen hereingekommen und teilt auf Geheiß des Christkindchens Gaben oder Strafe aus. Das Christkindchen selbst schlägt kein Kind. Es fragt und examiniert, lobt oder tadelt und ermahnt. Wie wir in allen Dingen urwüchsig sind und das Natürliche lieben, so verachten wir auch den künstlichen Christbaumschmuck. Wir hängen keine Glaskugeln, Glasketten, gläserne Sterne, künstliche Tannenzapfen etc. an den Christbaum, sondern Wirklichkeitsschmuck: rotwangige Äpfel, goldgelbe Birnen, Nüsse, selbstgebackenes Zuckerzeug, Pfeffernüsse und Lebkuchen.

Ein schöner Brauch ist die Hirtenwacht an der Krippe. Sie ist aber nur möglich in Pfarreien die aus mehreren Dörfern oder Höfen bestehen. Da stehen nachts in der Christmette die Schäfer in Hirtentracht, mit Hirtentasche, Stab und Schäferschippe an der Krippe Wacht. So sehr wird auf diesen Brauch gehalten, daß wenn zufällig einmal ein Schäfer protestantisch ist, auch dieser unweigerlich mit in die Christmette muß.

Ebenfalls während der Christmette gehen bei uns in Reinheim sämtliche Schulmädchen in weißen Kleidern und mit Lichtern in den Händen vom Pfarrhof aus durch die Kirche bis zur Krippe und singen dabei das alte Jesuslied:

O du süßes Jesuskind,
laß dich vielmals grüßen.
Alle Kinder, die hier sind,
fallen dir zu Füßen.
All' um deine Liebe bitten,
die so viel für uns gelitten.
[:Schenk uns deine Liebe!:]

Bei der Krippe angekommen knieen sie nieder und singen:

O du süßes Jesuskind!
In der Kripp' im Stalle
wehte gar so kalter Wind.
Littest für uns alle.
Aber jetzt sollst warm du liegen,
jetzt soll unser Herz dich wiegen.
[:Komm in unsre Herzen!:]

O du süßes Jesuskind!
Höre unser Flehen:
Laß die Kinder, die hier sind,
in den Himmel gehen!
Laß sie mit den Engeln droben
dich und deine Mutter loben,
[:Jesus und Maria!:]

Wenn sie dann nach Beendigung des Liedes die Krippe und das Jesuskind verehrt, auch genügend betrachtet haben, legen sie eine kleine Opfergabe nieder und begeben sich wieder ins Pfarrhaus zurück.

Am 3. Weihnachtstag ist sog. „Bündelstag". Da wechselt das Gesinde und schnürt seinen Bündel. Alle Burschen des Dorfes gehen mit den Knechten, alle Mädchen mit den Mägden auf ihre neuen Stellen, auch wenn diese in andern Dörfern sind, und helfen ihnen dabei, ihre Sachen tragen. Am Nachmittag werden den Dienstboten, die auf ihrer Stelle verbleiben, die Kisten gerückt. Sie müssen ihre Habseligkeiten genau so einpacken, als wenn sie „bündeln" wollten, dann gehen die Burschen und Mädchen auf die betreffenden Kammern, heben die gepackten Kisten von ihren Plätzen weg und stellen sie wieder darauf. Das Kistenrücken und Bündeln kostet je eine Flasche Wein, welche abends in einem Wirtshaus oder auch Privathaus getrunken wi[illegible]. Dazu werden auch die Dienstherrschaften geladen und es wäre eine Geringschätzung oder Beleidigung des Gesindes, wenn die Herrschaft nicht erscheinen würde. Es ist auch Brauch, daß die Dienstboten sich beim Verdingen außer dem Lohn noch 1 Kleidungsstück aushalten: ein Paar Stiefel oder Schuhe, eine Hose, einen Rock, Schurz, Strümpfe oder Tuch für Hemden, Leintücher oder Bettüberzüge, je nachdem Bedarf auf der einen Seite und Geneigtheit auf der andern bestehen. Auf diese Art kann ein Mädchen, welches lange dient, seine ganze Heiratsausstattung zusammenbringen.

Bericht über die Tätigkeit des Bayerischen Landesvereins für Heimatschutz im Jahre 1918

erstattet in der Mitgliederversammlung am 28. März 1919 durch Baurat Rattinger.

Vor nicht Jahresfrist hat der Verein den letzten Bericht über seine Tätigkeit erstattet und nichts wesentlich Neues würde über sie gesagt werden können, wenn nicht ein schweres Geschehen, das an allen Fundamenten rüttelte, Veranlassung zur Betrachtung gäbe, wie der Heimatschutz in seinen Aufgaben und Zielen und hinsichtlich der Wege zu ihrer Erreichung sich dem großen Umgestalten gegenüber stellt.

Wenn in den letzten Jahren an dieser Stelle stets der Wunsch geäußert wurde, es möchte das Schweigen der Geschütze wieder die Bahnen zu förderlicher Kulturarbeit eröffnen, so schloß er doch Gedanken aus an eine Lage, wie sie heute gegeben ist. Da der Heimatschutz aber auch in ihr seinen alten Boden wiedersieht, so bestätigt ihm damit auch sie seine Berechtigung, die Lebendigkeit seiner Ideen und die unveränderliche Bedeutung seiner Aufgaben.

Und so gehen wir mit neuem Wollen und Hoffen an die alte Arbeit, die uns um so mehr gelten muß und um so enger zusammenschließen soll, je mehr unsere Heimat der Hilfe aller bedarf.

In dankbarem Gedenken, daß unsere Bestrebungen und Arbeiten stets Verstehen und Förderung seitens des Königshauses und der Regierung des Königreiches fanden, vertrauen wir, daß dem Heimatschutze auch der Volksstaat die erforderliche Unterstützung gewährt, sollen doch die Gedanken, die unsere Arbeiten leiten, Gemeingut werden der breitesten Volkskreise, aus denen jeder Einzelne zum Mitfühlen und Mitarbeiten willkommen erscheint. Die Gesamtheit muß sich der Pflichten bewußt werden, die aus dem Besitze der Heimat erwachsen; bei ihrer Erfüllung Führer zu sein, soll unsere Aufgabe bleiben.

Die letzte Mitgliederversammlung fand am 28. Mai vorigen Jahres statt. Sie brachte nach einheitlichem Beschlusse eine kleine Erhöhung unserer Mitgliederbeiträge. Veranlassung hiezu gab vor allem die stetig zunehmende Verteuerung der Herstellungskosten unserer Veröffentlichungen und die wachsenden Auslagen für die Aufrechterhaltung unserer Geschäfts- und Bauberatungsstelle. Hätte die Entwicklung unserer Verhältnisse, die



Zur Abhandlung: Eine neue Meisterkrippe.

nun eine weitere große Steigerung der Kosten auf obengenannten Gebieten brachte, vorausgesehen werden können, wäre wohl schon beim letzten Zusammentreten unserer Mitglieder eine größere Erhöhung unserer Vereinsbeiträge als gerechtfertigt anerkannt worden. So sahen wir uns zu der unseren Mitgliedern durch die Monatsschrift übermittelten Bitte gezwungen um freiwillige Erhöhung der Beiträge bezw. um gütige Spenden für unseren Verein, die ihm ein Weiterarbeiten auf ungeschmälertem Aufgabengebiete ermöglichen sollen.

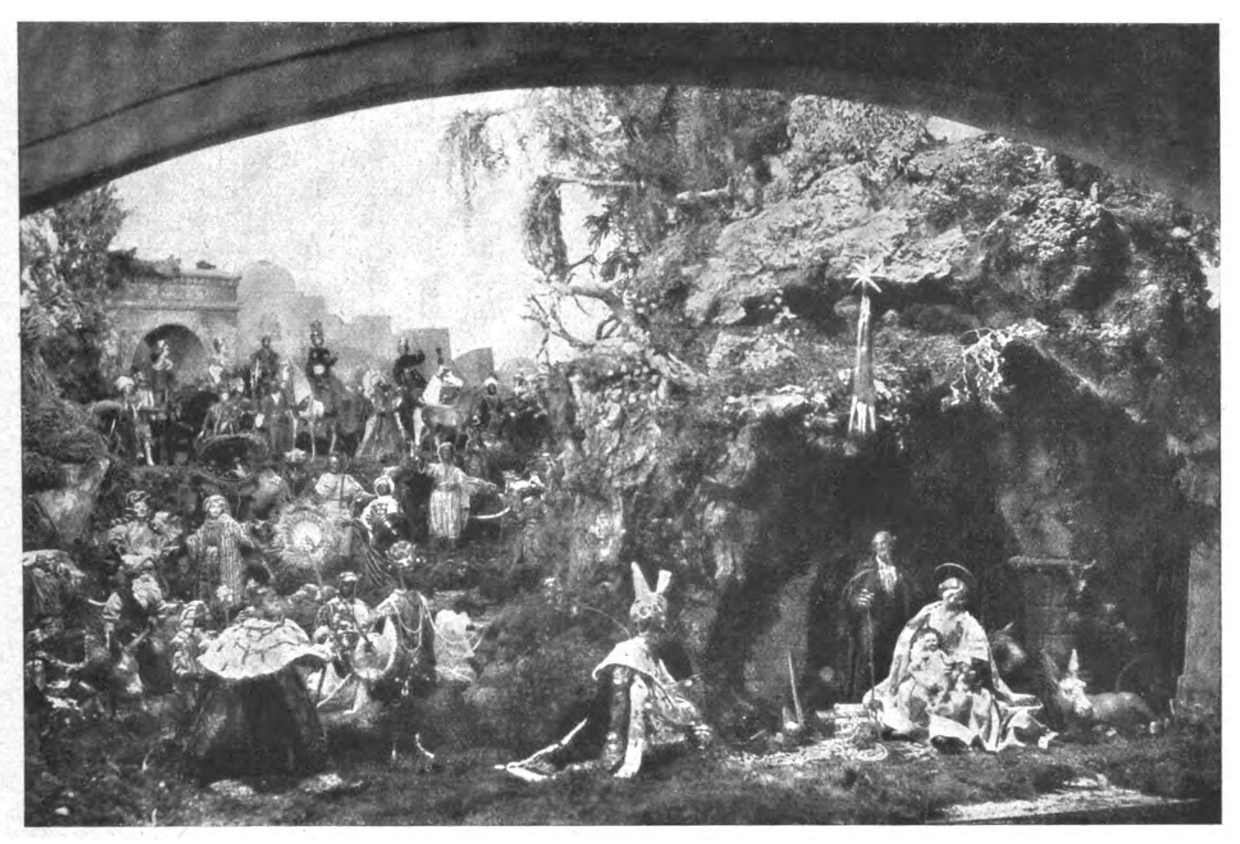
Unsere Mitglieder haben zu unserer großen Freude ein tatkräftiges Interesse an unserem Verein und seinem Streben durch weitgehendes Entgegenkommen bewiesen.

Aufrichtiger Dank hiefür ist ihnen gesichert.

Wie durch namhafte Zuwendungen dem Verein die erforderliche Hilfe gewährt wurde, so hat auch eine sehr große Zahl treuer Mitglieder im Lande durch selbständige Erhöhung des Jahresbeitrages eine Mehrung unserer Einnahmen herbeigeführt, die unsere Sorge um die Weiterführung unserer Arbeiten minderte. Völlig aber konnten sie auch hierdurch nicht gebannt werden. Stets neue Tariferhöhungen, immer wachsende Ausgaben für die Materialien haben die Herstellung unserer Zeitschriften des weiteren so verteuert, daß die Herausgabe der Veröffentlichungen neuerdings gefährdet erscheint. Wir haben zu unserem Bedauern den Ausweg suchen müssen, durch wesentliche Einschränkung in Umfang und Anzahl unserer Hefte ihr Erscheinen noch zu ermöglichen. Die letzten Berechnungen zwingen zur Befürchtung, daß weitere Maßnahmen erforderlich werden, wenn der Verein, der ohnedies auf sparsamste Geschäftsführung bedacht ist, seinen Zweck auch fernerhin erfüllen soll. Und mit vermehrten Aufgaben kommt die neue Zeit.

Unsere Ausschüsse für heimische Bauweise, für Baulinien, Denkmalpflege, Reklame, christliche Kunst, Starkstromanlagen und Volkskunde werden neuen Gedanken auf ihren Arbeitsgebieten Raum geben und neue Notwendigkeiten erfüllen.

Vor allem sieht sich unsere Bauberatungsstelle in Verbindung mit dem Bauausschusse vor neue Forderungen gestellt. Da das Kriegsende die Frage des Kleinwohnungsbaues, des Eigenheimes und der Siedlungen in den Mittelpunkt des Interesses breiter Volkskreise und vor allem unserer Kriegsbeschädigten stellte, eröffnete sich auch für unsere bauberatende Tätigkeit ein weites Arbeitsfeld. Die in der Zeit begründete Forderung nach sparsamster Bauweise muß neben zweckmäßigster, stärkster Raumausnützung Leitstern bei Projektierung solcher Bauanlagen sein. Eine selbständige Entwurfsfertigung aber kann nicht durch unser Büro erfolgen, das seiner Bestimmung gemäß nur beratend bei Aufstellung der Projekte mitwirkt und zu Ausarbeitungen von solchen gutachtliche Stellungnahme unseres Bauausschusses herbeiführt. Unsere Bauberatungsstelle sieht nach wie vor in erster Linie ihre Aufgabe in reiner Vermittlungstätigkeit und erstrebt die Heranziehung geeigneter künstlerischer Kräfte zur Lösung der für solche in Betracht kommende Aufgaben. Es wäre im höchsten Grade erwünscht, daß dem großen Arbeitsmangel der Künstler und insonderheit der Architekten durch Übertragung von Projekten gesteuert würde, ist doch deren gute Durchführung nur von einer tüchtigen künstlerischen Kraft gewährleistet. Hierbei soll nicht an Monumentalaufgaben gedacht sein; sie werden in kommenden Jahren zur Seltenheit werden. Die Allgemeinheit muß erkennen lernen, daß der Architekt, und zwar nur der, den wirkliches Fachkönnen mit der nötigen Verantwortung seiner Arbeit gegenüber erfüllt, für Bauaufgaben berufen erscheint, mögen diese nun im Kleinwohnhaus, im Nutzbau, im Profan- oder kirchlichen Bau irgend welcher Art gegeben sein. Wenn unsere Vermittlungstätigkeit besonders den Architekten gegenüber bedauerlicherweise nicht die von uns gewünschten und erstrebten Erfolge zeitigt, so liegt dies vor allem in der üblichen Unterschätzung der technischen und künstlerischen Arbeiten seitens der Auftraggeber begründet, die sich meistens schon dadurch kundgibt, daß die Honorarforderungen, wie sie dem Werte der Arbeit entsprechen und durch einheitliche Normen geregelt sind, gescheut werden. Die Bauherrn verschließen sich der von uns immer wieder gemachten Vorstellung, daß die Beiziehung tüchtiger Fachleute für Projektierung und Durchführung künstlerischer Arbeiten, und zu ihnen zählt auch der Hausbau, sich durch die Außenerscheinung des Baues und vor allem durch seine einwandfreie technische Durchführung reichlich bezahlt macht gegenüber den Leistungen billiger Kräfte. In falscher Wertung ihres Könnens drängen sich häufig solche an Aufgaben heran, für die sie gemäß fachlichem Bildungsgang nicht in Frage kommen sollten. Der Umstand, daß das stete Bestreben unserer Bauberatungsstelle in den uns bekannt werdenden Fällen größeren Einfluß auf die Vergebung der Entwurfsarbeiten an geeignete Fachleute zu gewinnen, nicht fruchtbringender ist, scheint uns nicht zuletzt aber auch in dem Unvermögen breitester Kreise begründet, in Geschmacksfragen ein richtiges Urteil zu fällen. So lange die Bauherrn einen guten Plan, ein gutes Modell nicht von einem schlechten unterscheiden können, unter allen Umständen aber bei Entscheidung darüber ihr eigenes Urteil über das des Fachmannes stellen, ist wohl eine weitergehende Heranziehung von Architekten und Künstlern zu den ihnen zustehenden Arbeiten namentlich am flachen Lande nicht zu erwarten. So kann denn wohl auch hier, wie in allen kulturellen Fragen erst die Hebung der Bildung der Massen eine Besserung bringen. Urteilsfähigkeit in Ge-



Zur Abhandlung: Eine neue Meisterkrippe.

schmacksfragen und Kunstverständnis darf nicht Besitz Einzelner bleiben. Bedauerlich aber war bisher, daß gerade die besitzenden Kreise, die im Stande gewesen wären, dem guten Wollen des Schaffenden die Wege zu ebnen, sehr häufig ein richtiges Urteil in schönheitlichen und Zweckmäßigkeitsfragen zu Unrecht in Anspruch nahmen und in ihren Forderungen weit über das Schöne, das in der Erfüllung des Notwendigen und Guten liegt, hinausgingen. Wenn so auch die Vermittlung von künstlerischer Arbeit zunächst nicht in dem Maße gelingt, wie sie von uns erstrebt wird, so erhoffen wir doch die Mitarbeit der Baukünstler an unseren Bestrebungen in steigendem Maße, sind sie doch in Verwirklichung unserer Gedanken in erster Linie berufen, durch ihre Werke für die Ideen des Heimatschutzes zu werben. Freilich, nur wer mit uns fühlt und im Sinne unserer Bestrebungen schafft, kann sich uns anschließen. Wir rufen sie alle zu gemeinsamer Mitarbeit auf und wollen mit ihnen die Wege gehen, die eine Besserung der Baukultur verheißen. Aber auch dem Handwerk reichen wir die Hand. Seine Förderung galt uns stets als eine der wichtigsten Aufgaben unseres Vereins. Unser Büro steht kostenlos zu jeder Beratung dem handwerklich Schaffenden zur Verfügung. Mit besonderer Genugtuung sei hier vermerkt, daß hievon immer häufiger Gebrauch gemacht wird. Und wie hier in persönlicher Verständigung eine Beeinflussung im Sinne guter Handwerkskunst versucht und langsam erreicht wird, so wollen vor allem unsere zeichnerisch festgelegten Verbesserungsvorschläge, wie sie auch in diesem Jahre in erfreulich hoher Zahl erbeten wurden, durch Angaben für eine äußerlich befriedigende Ausführung wie insbesondere auch für handwerksmäßig gute Durchbildung der Arbeit einem Stande zur Wiedergewinnung seines Rufes verhelfen, der ihn durch Mangel an Stolz und damit an Freude über gediegenes Eigenkönnen häufig einbüßte. Wenn erst der Handwerksmeister, vor allem am Lande, wieder nach guter Überlieferung zu schaffen bemüht ist, wird er bald sein Arbeitsfeld zurückerobern trotz Industrie und billiger Massenware. Uns will scheinen, gerade die kommende Zeit wird ihm hiezu den Boden bereiten, denn sie soll den Wert des Guten über den Talmiglanz stellen, der das Merkmal früherer Leistungen mehr und mehr geworden war. Wahrheit, Klarheit und Einfachheit — sollte nicht überhaupt der Geist dieser Zeit dem Heimatschutz ein mächtiger Bundesgenosse werden können? Der Zwang zu sparsamer Bauweise räumt auf mit dem unnötigen Materialaufwand, und an Stelle gesuchten Schmuckes tritt notwendige Form. So kann, will uns scheinen, wieder der Weg sich eröffnen zu den alten handwerklichen Leistungen,

aufgebaut auf Materialgerechtheit der Arbeit und dem guten Gefühl ihres Schöpfers. Schlichter Sinn kann wieder zu Worte kommen, und der Schaffende wird uns wieder zu Herzen sprechen, dessen Werk nur in guten Maßverhältnissen und sinngemäßem Aufbau seine Wirkung sucht. Und wir möchten wünschen, daß dann auch die notwendige Unterordnung unter den einheitlichen Baugedanken, der dem Ortsbilde das Gepräge gibt und eine bescheidene Einpassung zu Gunsten des Ganzen an die Stelle bisher häufigen Bestrebens tritt, durch außergewöhnliche Einzelleistungen die Umgebung zu überragen.

So sehen wir dem beginnenden neuen Arbeitsjahr mit Vertrauen entgegen. Die Baugesuche laufen in überraschend hoher Zahl zur gutachtlichen Stellungnahme ein als Folge wohl der lange zurückgehaltenen Bautätigkeit, des Mangels an Wohnungen, aber doch auch als Beweis des Vertrauens in die wirtschaftliche Kraft unseres Volkes. Wenn in häufigen Fällen die Eigenschaft des Planes seine zeichnerische Überarbeitung notwendig macht, so mag in dieser nicht eine Bevormundung des Planfertigers erblickt werden, wir wollen vielmehr Anregung bieten für eine mögliche Verbesserung, sei es in Hinsicht auf Zweckmäßigkeit oder Schönheit. Der Grundgedanke des Projektes und Einzelwünsche des Bauenden bleiben als Gebot dem Schaffen unserer Beratungsstelle vorangestellt. Wir müssen es dem Einsehen und Verständnis des Bauenden überlassen, wie weit er unsere Ratschläge sich zu eigen macht, rechnen aber, wenn eine Unterweisung des Bauherrn im Sinne unseres Verbesserungsvorschlages notwendig wird, mit der Unterstützung der Distriktsverwaltungsbehörde, des ausführenden Baumeisters oder sonst eines ansässigen Sachverständigen, dem das Ortsbild als schützenswertes Gut gilt. So mag die Allgemeinheit erkennen, daß wir uns mit dem zunächst Erreichbaren zufrieden geben und meist mit einem Ausgleich bescheiden müssen.

In diesem Sinne ist unsere Tätigkeit aufzufassen, so unser Wirken zu beurteilen. Gutes, auch in geringem Umfange erreicht, muß uns entlohnen. Auch nur langsame Besserung gibt Zuversicht, die Kraft schafft zur Ausdauer.

Unsere Ausschüsse für Denkmalpflege und christliche Kunst waren gegenüber den Vorkriegsjahren nur in mäßigem Umfange beansprucht. Das Bedürfnis, den heimgekehrten und gefallenen Kriegern ehrende Gedächtnisstätten zu errichten, wie



Zur Abhandlung: Eine neue Meisterkrippe. (Einzelheit aus der nächstfolgend abgebildeten Krippe.)



Zur Abhandlung: Eine neue Meisterkrippe.

es bei Gemeinden, Denkmalausschüssen und Privatpersonen erwacht, hat uns viele Gesuche um Beratung zugeleitet. Die seither uns bekanntgewordenen Projekte lassen eine Besserung der früheren Verhältnisse, wie sie in dieser Hinsicht nach 1870 gegeben waren, vermissen, und wir können nur wünschen, daß baldigst gesetzgeberische Maßnahmen Handhabe bieten, um das Land vor Denkmalwust und Denkmalkram zu bewahren.*) Einer richtigen Auswertung der Freiheit zeigt sich das ländliche Schaffen auf diesem Gebiete noch nicht gewachsen. Den für die Herbeiführung würdiger Kriegerehrung eingesetzten Stellen stehen wir jederzeit zur Mithilfe bei Lösung dieser in Hinsicht auf Volksempfinden und Handwerkskönnen so schwierigen Aufgabe zur Verfügung. Vorerst möchten wir allen empfehlen, die die Errichtung von Kriegerdenkmälern, auch von geringem Umfange planen, sich schon vor Aufstellung eines Projektes zu fachmännischer Beratung an den von der Landesberatungsstelle für Kriegerehrung berufenen Obmann zu wenden, wie er durch sie für jeden Regierungskreis aufgestellt wurde.

Als Träger unserer Ideen und bestimmt für deren Ausbreitung zu sorgen, brachte unsere Monatsschrift im abgelaufenen Vereinsjahre neben Abhandlungen und Zeichnungen, die Mitglieder aus dem Felde sandten, u. a. eingehende Ausführungen unseres Museumswartes über die Vereinssammlung in Dachau, der auch heuer wieder ein gemeinsamer Besuch abgestattet wurde. Zahlreiche Abbildungen ließen ersehen, daß Freunde unserer Sache durch Geschenke den Bestand unseres Museums mehrten. Dem herzlichen Danke an sie fügen wir den Wunsch an, ihr gutes Beispiel möge im Kreise der Unsern und weit über sie hinaus Nachahmung finden, wo nur immer Interesse an der Erhaltung überlieferter bayerischer Art besteht.

In besonderem Maße war auch unsere Monatsschrift trotz der Einschränkung ihres Umfanges bestrebt, den Bauhandwerksmeistern am Land in Wort und Bild Anleitung zu gutem handwerksmäßigem Schaffen zu geben, wobei auch vor allem wieder den Verhältnissen Rechnung getragen wurde, wie sie für die Bauenden, Auftraggeber und Ausführende in kommenden Jahren durch die notwendige Einschränkung im Wollen und Können gegeben sind. So gaben wir Werkblätter zur Anleitung und zur Anregung für das ländliche handwerksmäßige Schaffen heraus. Sie bringen Beispiele für Kleinwohnhausbauten, wie sie nach verschiedenen Bedürfnissen, mit einfachen Mitteln unter Anlehnung an die Bauweise der einzelnen Gegenden in ansprechender Erscheinung erstellt werden können. Eingehende Betrachtungen zeigen anschließend, wie handwerkliche Ausbildung zur Schmuckform werden kann und zahlreiche Abbildungen alter einfachster Baulichkeiten belegen diese Ausführungen, die auch wichtige Fingerzeige für gute Bauausführung geben. Besonderes Interesse fanden die angefügten Beispiele für schlichte Hausmöbel, wie sie ohne zu hohe Kosten heute erstellt werden können.

Einen Beitrag zur Baukunde des flach gedeckten Bauernhauses brachte die Abhandlung „Alte und neue Zimmermannskunst“, in der Prof. Schweighart durch maßstäbliche Werkzeichnungen einer stark verdorbenen Handwerksart bessernd zu Hilfe

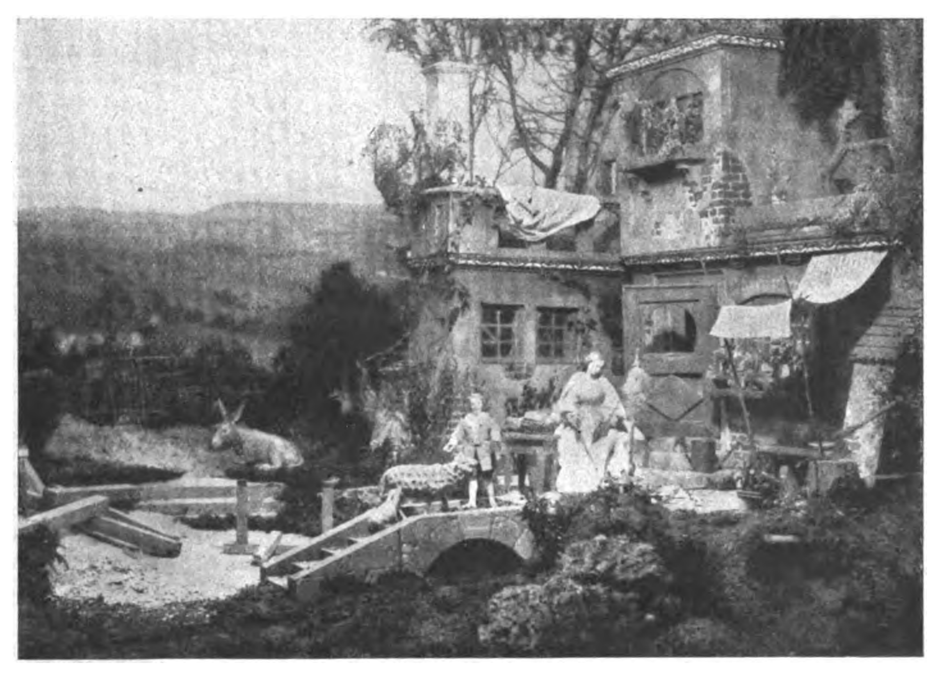
*) Die Verordnung über die Errichtung von Denkmälern vom 27. III. 19 hat nun den notwendigen Wandel angebahnt.

kommt. Zahlreiche Aufgaben, die dem Heimatschutze in seinen auf die Hebung des Handwerkes gerichteten Bestrebungen erwachsen, vermehren den Wunsch, es möchten bald bessere Zeiten wieder die Erweiterung unserer Monatsschrift möglich machen. Die Ungunst der Zeit verhinderte auch die Herausgabe unseres im vorigen Jahre mit so lebhaftem Interesse aufgenommenen „Bayerischen Kalenders". Er hatte sich in der kurzen Zeit einen sehr großen Freundeskreis erworben, dem gegenüber wir hoffentlich unser Versprechen bald verwirklichen können: Er wird wiederkommen.

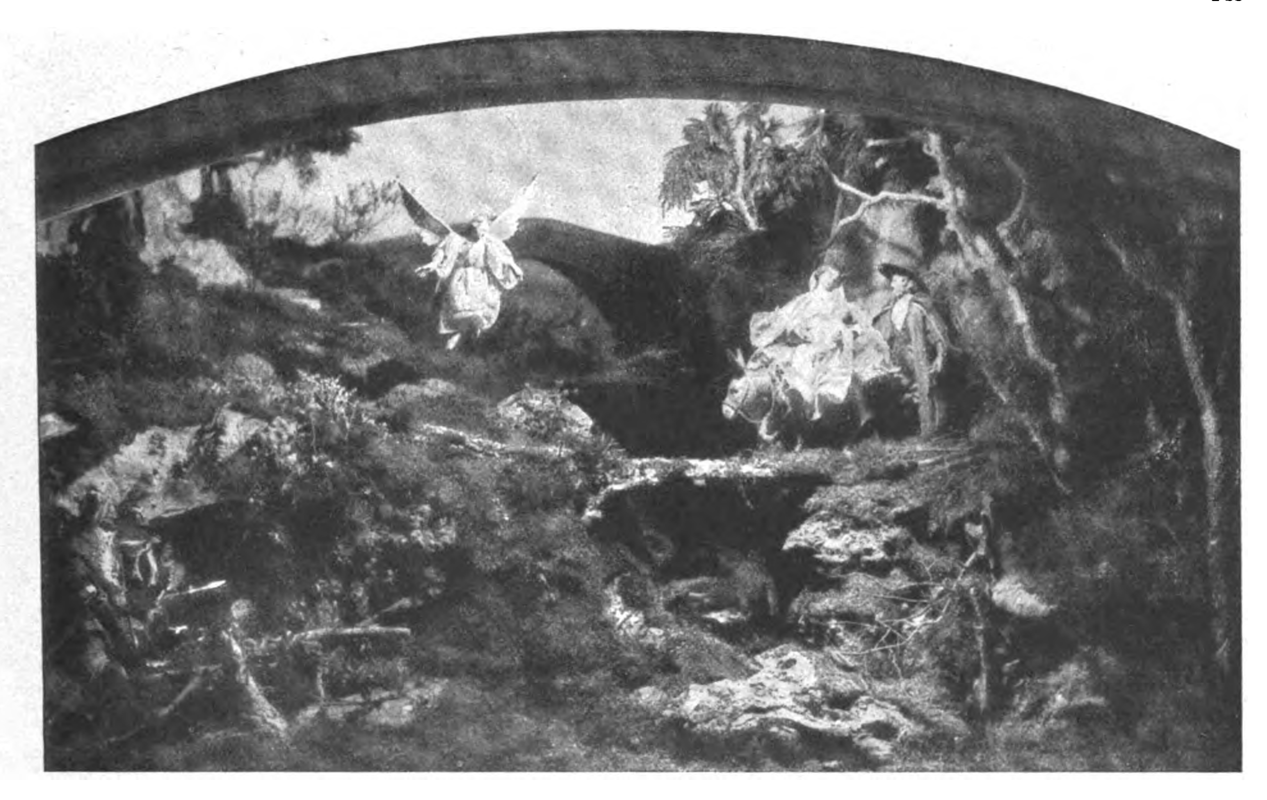
Doch soll der „Bayr. Heimgarten", unser volkstümliches Kalenderbuch, das gleichfalls außergewöhnlich freundliche Aufnahme fand, im heurigen Jahre wiedererscheinen. Er wird dem Zwecke dienen, der uns allen heute besonders am Herzen liegt, für den Zusammenhalt und das Zusammenstehen der bayerischen Stämme und vor allem für das Deutschtum und das Bayerischbleiben unserer fröhlich-schönen Rheinpfalz zu werben. Möchten die Wünsche, die wir ihm mitgeben, sich baldigst erfüllen, unverrückbare Grenzpfähle ein einig Volk umschließen, fest in bayerischer Art, treu in der Liebe zur alten Heimat!

Der Ausschuß für Volkskunde mußte sich auch im vergangenen Jahre wesentlich auf die Weiterführung seiner Zeitschrift beschränken. Ihr erstes, mit zahlreichen Bildern geschmücktes Doppelheft, eine eingehende und übersichtliche Gliederung der bayerischen Bauerntrachten ist in ihrer entwicklungsgeschichtlichen Orientierung der erste umfassendere Versuch einer landeskundlichen Vorarbeit zu dem umfangreichen Werk der Erforschung der deutschen Volkstrachten, das vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde seit einigen Jahren in Angriff genommen wurde. Die Nachfrage nach diesem Heft zeigte, wie allgemein gerade das Interesse an der Trachtenforschung in allen Teilen unseres Landes ist. Aus dem Inhalt der Aufsätze der beiden folgenden Hefte sei hier nur auf zwei umfangreichere Abhandlungen verwiesen — eine Darstellung der unterfränkischen Hochzeitsbräuche, sowie einen eingehenden Überblick über die Ergebnisse und Aufgaben der Mundartenforschung in Bayern. Den neuen Jahrgang wird ein starkes, reich illustriertes Heft mit volkskundlichen Beiträgen aus Deutsch-Österreich bilden, das zur Zeit in Vorbereitung ist. Auch von den seit längerer Zeit schon angekündigten Sonderheften soll das erste noch heuer zur Ausgabe gelangen. Es enthält einen umfangreichen Überblick über die Geschichte und die Methode der Flurnamenforschung und ist als praktischer Wegweiser für eine allgemeine und systematische Sammlung der bayerischen Flurnamen gedacht, wie sie andere deutsche Landesteile (Baden, Hessen usw.) schon seit Jahren in Angriff genommen haben. Weitere vorbereitete Sonderhefte werden folgen.

Der Ausschuß für Volkskunde ist der Überzeugung, daß Wert und Bedeutung unserer volkskundlichen Arbeiten und Ziele bei der Neugestaltung unserer Lebensformen mit besonderem Nachdruck betont und auch anerkannt werden müssen. Ist doch die Volkskunde die Erforscherin des gesamten geistigen Lebens unseres Volkes in der Mannigfaltigkeit seiner sozialen und kulturellen Schichtungen, sowie seiner Stufungen von Alter und Geschlecht, und arbeitet daher, indem sie die gegenwärtige geistige Struktur des Volksganzen in aller seiner Mannigfaltigkeit aufs genaueste zu erfassen und entwicklungsgeschichtlich zu deuten versucht, in erster Linie mit an der zukünftigen Gestaltung unseres Volkes. Denn wir sind der Ansicht, daß die exakte wissenschaftliche Erkenntnis der geistigen Bedingtheiten und Möglichkeiten eines Volkes, seiner geistigen Produktion wie seines geistigen Konsums von nicht geringerer staatswissenschaftlicher Bedeutung sind als die Erkenntnis seiner wirtschaftlichen Struktur.



Zur Abhandlung: Eine neue Meisterkrippe.



Zur Abhandlung: Eine neue Meisterkrippe.

Es wird daher im neuen Jahr das besondere Streben des Ausschusses für Volkskunde sein, die Aufklärung über seine Arbeiten und Ziele mit äußerstem Nachdruck in immer weitere Kreise zu tragen, die Arbeiten auf immer breiterer Basis zu verankern und so sich seinen Zielen, die das Interesse und die Mitarbeit des ganzen Volkes bedingen, zu nähern.

Mit den Vereinigungen verwandter Richtungen hat sich der Landesverein für Heimatschutz auch in diesem Jahre zu förderlicher gemeinsamer Arbeit zusammengefunden. Neben dem Isartalverein war es vor allem der Landesausschuß für Naturpflege, mit dem wir in Interessengemeinschaft verbunden uns zu Rat und Tat zusammenschlossen. Die starke wirtschaftliche Ausnützung des Landes, wie sie seine eintretende Verarmung im höchsten Grade erforderlich macht, zwingt zu Notwendigkeiten, die eine hoch zu wertende Gefahr für den Heimatschutz darstellen. Der Ausbau der Wasserkräfte beansprucht Seen und Flüsse, Berg und Tal. Wälder schwinden, Schluchten öffnen sich. Den Boden reißen auf, die seine Schätze der Industrie gewinnen. Sie selbst wird Herrin, Untertan das Land. Untergang droht hier und dort. Ihm rechtzeitig zu begegnen und wirtschaftliche Notwendigkeiten ohne Schmälerung in Grenzen zu erfüllen, die auch die Gebote des Heimatschutzes noch achten, muß Aufgabe aller werden, die am Auf- und Ausbau arbeiten. Unser Streben soll es sein, nach unserem Teile zu raten und zu helfen, damit neben dem Standpunkte reiner Nützlichkeit der unsere gewahrt bleibt, der sie zu veredeln sucht. Nicht hemmen will der Heimatschutz, doch fordert er sein Recht. Ihm sei Gehör gegeben auch in schwerster Zeit!

Der geplante Bahnbau Gasseldorf-Behringersmühle bedroht Naturschönheiten der fränkischen Schweiz. Unser mittelfränkischer Arbeitsausschuß unter Führung seines Vorsitzenden, des Herrn Professor Phlipp in Nürnberg, hat sich der hier uns gestellten Aufgabe wärmstens angenommen, und so hoffen wir, daß es seiner Tätigkeit im Vereine mit den Bemühungen anderer Vereinigungen gelingen wird, das Wiesenttal vor schwerster Schädigung zu bewahren. Der erforderliche Ausgleich zwischen den entgegenstehenden Interessen scheint sich anzubahnen.

Der Heimatschutz mußte sich auch gegen ein Projekt wenden, das für München besonders bedrohlich erscheint. Die geplante Durchquerung seines unschätzbaren Naturparkes, des englischen Gartens, mit einer Lastenstraße. Ohne Rücksicht auf die Forderungen des Natur- und Denkmalschutzes wurde hier ein Plan gefaßt, der durch die Zerreißung des von der Allgemeinheit am meisten besuchten Teiles unseres großen Volksgartens die ihm durch seinen hochherzigen Schöpfer in alter Zeit weitausschauend gegebene Zweckbestimmung vernichtet und damit auch den Forderungen neuester Tage zuwiderläuft, die doppelt eindringlich den Ruf nach sozialer Fürsorge er-



Teil einer „Kriegerhochzeit" von Professor Dietl. Siehe Abhandlung: Eine neue Meisterkrippe.

tönen lassen. Ihm kann hier stattgegeben werden, auch ohne daß Verkehrsrücksichten zurücktreten. Wir hoffen, daß sich die zuständigen Stellen den Einwänden nicht verschließen, die gegen das Projekt von allen erhoben werden müssen, denen der Heimatschutz Aufgabe und Herzenssache.

Im Verein mit dem Münchner Bund geben wir Führer durch Bayern heraus. Der hierfür eingesetzte Ausschuß hat in vielen Sitzungen den Plan so weit zur Reife geführt, daß mit dem Eintritt besserer Verhältnisse die Ausgabe des 1. Bandes erfolgen kann.

Dem Verein Münchner Lichtspielkunst gehört unser Geschäftsleiter im künstlerischen Beirat an und wahrt unsere Interessen, wie sie auch bei den auf Verbesserung des Lichtspiels gerichteten Bestrebungen gegeben sind.

Auf der zum Künstlererholungsheim bestimmten Neuburg, mit deren Wiederauf- und Ausbau der Verein ein hervorragendes Beispiel praktischer Denkmalpflege gab, wurden im letzten Jahre lediglich einige rückständige Arbeiten ausgeführt. Nur noch wenige kleine Nacharbeiten sind zu leisten. Sie müssen in Rücksicht auf die derzeitigen Preise und den Mangel an Materialien zurückgestellt werden. Der Künstlerunterstützungsverein, dem die Burg bestimmungsgemäß zu übergeben ist, beabsichtigt sie im heurigen Jahre zu übernehmen.

Zu unserem lebhaftesten Bedauern ist es uns nicht möglich geworden, die Absicht zu verwirklichen, wie in früheren Jahren unseren Mitgliedern durch Vortragsabende bei geselligem Zusammensein Gelegenheit zu Anregung und Bildung auf den weiten Gebieten, die unsere Ziele umspannen, zu bieten. Durch die Heiznot gegebene Schwierigkeiten bei Saalbeschaffung standen unserem Vorhaben hindernd im Wege. Wir werden versuchen, einiges von dem nachzuholen, was wir unseren Mitgliedern hier schuldig blieben. So sollen u. a. vorerst sachverständige Führungen durch Kirchen und Museen veranlaßt werden.

Wenn wir noch an dieser Stelle darauf hinweisen, daß den Mitgliedern unseres Vereins dessen Bücherei, die in ihrem Bestande an volkskundlicher Literatur und Werken der Heimatkunde und des Heimatschutzes stetig ausgebaut werden soll, zur Verfügung steht, so wollen wir zum Ausdruck bringen, daß uns eine rege Fühlungnahme mit unseren Mitgliedern erwünscht erscheint. Nur aus engem Zusammenhalt eines großen Kreises heraus kann dem Gedanken des Heimatschutzes die Lebendigkeit und der Nachdruck gegeben werden, deren er zur Erfüllung seiner schweren sich mehrenden Aufgaben bedarf.

Der Mitgliederstand des Vereins hat sich gegenüber dem Vorjahre gehoben, und besonders erfreut begrüßen wir viele für Erfüllung unserer Aufgaben vor allem Berufene aus den Kreisen der Baufachleute. Doch Tausende stehen noch ferne, die für unsere Sache gewonnen werden könnten. Wenn uns der Säckelwart des Vereins die Mitteilung machen wird, daß die Jahresrechnung trotz sparsamster Geschäftsführung mit einem Ausfall von ungefähr 10000 M. abschließt, so wollen Sie die Notwendigkeit erkennen, unserem Vereine neue Mitglieder und Gönner zuzuführen. Lassen Sie es nicht als leeren Mahnruf verhallen, wenn wir Sie bitten, neue Anhänger unseren Bestrebungen zu werben. Mit Liebe zur Heimat im Herzen soll uns jeder als Mitstreiter in unseren Reihen willkommen sein! Und wie wir alle dem gesegneten Vaterlande dienten, so wollen wir ihm auch die Treue wahren in seiner tiefsten Not. Was es uns in frohen glücklichen Tagen einst gab, soll nicht vergessen sein. Die Arbeit, das Beste, was uns blieb, soll nun verdoppelt einsetzen für unsere arme Heimat!

Ein vergessenes Holzschnitzer- und Malerdorf im bayr. Allgäu.

Prof. Max Heilmaier-Nürnberg

Am Nordrande der Alpen, an der Tiroler Grenze, 30 km südlich von Kempten, liegt, von anmutigen Bergen umsäumt, in einem hochgelegenen Talkessel die Pfarrgemeinde Pfronten. Aus 13 Dörfern zusammengesetzt, die alle ihre oft sehr hübschen Filialkirchen haben, gruppieren sich die Siedlungen im Talboden und auf den Höhenrändern liegend um die Hauptdörfer Pfronten-Ried und Berg, die die weithin sichtbare, schöngelegene Pfarrkirche als Mittelpunkt haben.

Durch öfteren Aufenthalt im Sommer lernte ich das ganze Grenzgebiet gut kennen, gewann Einsicht in das jetzige und frühere Leben der Bewohner und sah, daß eine alte Kultur, wie wir sie in unserem ganzen Vaterlande finden, auch hier sich einst entfaltete.

Im ganzen Talgebiet fanden sich Römer-Münzen aus vielen Kaiserzeiten, Ansiedlungen und militärische Stützpunkte waren dort.

Pfronten war in und nach dem Mittelalter eine blühende starke bäuerliche Gemeinde mit eigenen Rechten ausgestattet, wie z. B. das Pfarrrecht oder das sogen. göttliche Recht, das im Jahre 1459 niedergeschrieben wurde und noch im Original in einem Lederbande vorliegt. Die jetzt bestehenden Kirchen lassen zum Teil auf mittelalterliche Gründungen schließen, von der alten Pfarrkirche ist nichts mehr vorhanden.

Eine Reihe mittelalterlicher und späterer Bilder und Plastiken aus dem Pfrontner Boden besitzt ein früherer Pfarrherr.

Die Tatsache, daß der ganze schöne Pfarrkirchen-Neubau aus dem 17. bezw. 18. Jahrhundert ganz von Pfrontner Künstlern entworfen und hergestellt wurde, beweist, daß eine rege, bedeutende künstlerische Tätigkeit in diesem Tale vorhanden war.

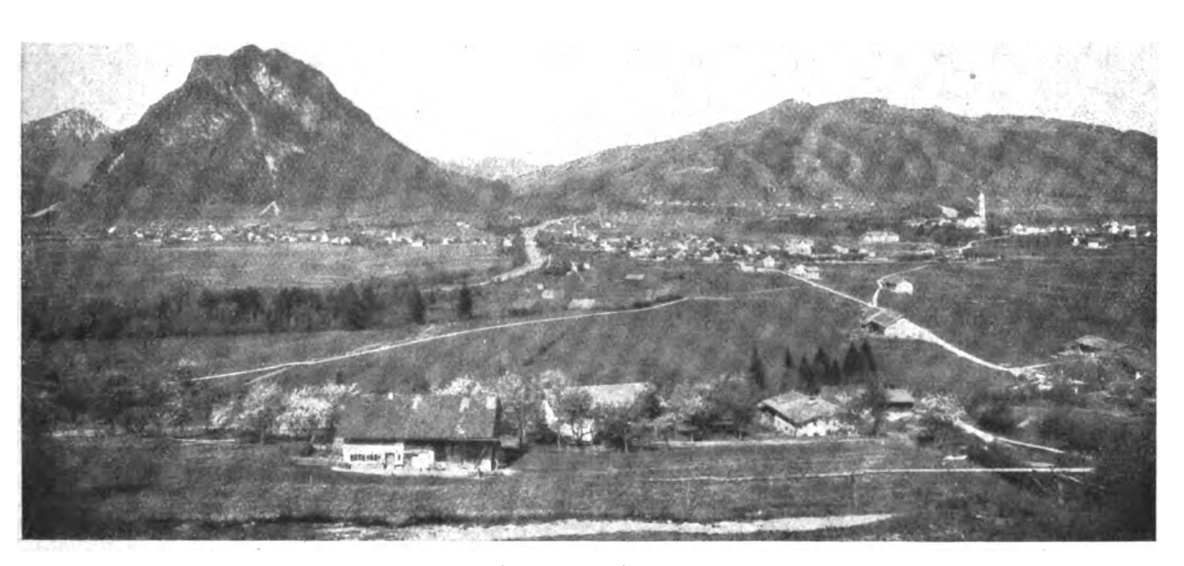
Fast in jedem größeren Orte finden sich Männer, die im Heimatschutzgedanken arbeiten, aus eigenem inneren Antrieb, oft einfache Bauern, Handwerker, Lehrer und Geistliche.

Hier lernte ich einen Müller kennen, der alles, was sich auf Pfronten bezog, sammelte. Leider etwas zu spät, denn die Händler und Sammler hatten schon zeitig die vielen schönen Hausgeräte, Heiligenstatuen und sonstigen künstlerischen Erzeugnisse, die in und an den Häusern waren und auf den Speichern lagen, fast alle weggeführt.

Ein anderer einfacher Bauer, Liborius Scholz, hatte mit wahrem Bienenfleiße alle auf Pfronten bezüglichen Nachrichten aus alter Zeit gesammelt, geschichtliche, kunsthistorische und kulturgeschichtliche Daten, unter anderen ein Verzeichnis der in Pfronten geborenen und dort tätigen Künstler besonders des 18. Jahrhunderts angelegt. Er führt an die fünfzig Namen auf.

Aus der Sammlung des Müllers, die leider nach dessen Tode zerstreut wurde, stammt das hier abgebildete Altarmodell. Adalbert Osterried, der Kaspar Müller, ein menschenscheuer Mann, ließ mir seine Sammlung öfters sehen, die mir deshalb von Interesse war, weil ich dadurch Einblick in das Schaffen und in die Werkstatt dieser Pfrontner Künstler gewann.

Zeichnungen nach italienischen Meistern aus der Wanderschaft der Schnitzer, stark verzopfte



Pfronten im Allgäu.
Aufnahme von L. Färber, Photograph in Kempten.

plastische Kopien nach italienischen Vorbildern von Händen, Füßen, Köpfen, viele Kupferstiche und Vorbilder Augsburger Meister, bes. Nilson, bildeten das Anregungsmaterial. Außerdem waren viele Entwürfe zu Altären und Möbeln bis ins 19. Jahrhundert, bis zum Zusammenbruch des Handwerkes vorhanden. Obwohl der Gesichtskreis ein engbegrenzter war, oder gerade deshalb schufen die Pfrontner so reizvolles, verarbeiteten Gesehenes in persönlicher Weise und schmiegten sich dem Zeitgeschmack an.

Dieses Holzmodell, eine Skizze für den Hochaltar der Pfarrkirche, stammt von Maximilian Hitzelsberger, Bildhauer und Pfarrmesmer, geb. 1743, † 1780.

Bei näherer Besichtigung des Modells finden wir, daß es zweiseitig ist, der Pfarrer hatte die Wahl, die Evangelisten oder die Epistelseite ausführen zu lassen.

Vom künstlerischen und holztechnischen Standpunkte aus stellt das Probiermodell eine hohe Leistung der Schnitzkunst des 18. Jahrhunderts dar. Die außerordentlich schön gegliederte Architektur und die zarte Auflösung des Details erfreuen immer wieder aufs neue.

Als Holzschnitzerei an sich betrachtet, kann man das Können und die Geschicklichkeit in der Behandlung des Holzes nur bewundern.

Wie weiches Modelliermaterial leicht, spielend ist, das Holz beherrscht, irgend welche Schwierigkeiten gibt es für den Schnitzer nicht; das kleinste Ornament, das feinste vielfach geschwungene Architekturglied ist, wie wenn ein weicher Stift von geschickter Hand geführt über das Papier fährt, skizzenhaft und doch bestimmt in der reizvollsten Weise angedeutet und in Holz modelliert.

Wahrscheinlich nach einer vorher flüchtig aufgerissenen Zeichnung geschnitzt, sieht man an angeleimten Holzstücken, wie der Schnitzer in Holz komponiert, also ganz virtuos arbeitet und probiert. — Ob die Zeichnung des Altares, die ich auch besitze, vom Meister herrührt oder später entstanden ist, ist fraglich.

Die Schnitzer Hitzelberger waren Pfarrmesner und heute noch bekleidet ein Sprosse dieser Familie diesen Posten. Leider ist 1832 das alte Mesnerhaus, ein großes, breites Holzhaus, abgebrannt und bei diesem Brande sind viele Modelle und Pläne zugrunde gegangen.

Die Schnitzer und Maler hatten meistens kleine Bauernanwesen, arbeiteten hauptsächlich im Winter, der in Pfronten sehr lang ist; die Maler, die die Häuser schmückten mit Fresken, zogen im Sommer herum und malten flotte Bilder und Architekturen, wie wir sie in Reutte in Tirol und im obern Lechtal im Holzgau noch in schönster Frische sehen. Im Bayerischen waltete kein guter Stern über diesen Profan-Malereien, meistens sind nur in Kirchen noch Fresken erhalten.

Aus den eingehenden Mitteilungen des Liborius Scholz entnehme ich über den Pfarrkirchenneubau, diesem gut erhaltenen Gesamtwerke, daß am 15. Mai 1687 der Bau begonnen wurde und daß sämtliche Arbeiten und Einrichtungen von Pfrontnern gefertigt wurden. Die Fertigstellung zog sich infolge mißlicher Verhältnisse über 80 Jahre hin.

Die Zeichnungen zu den Altären sind von den vereinigten Künstlern Pfrontens entworfen; gefertigt wurden die Altäre vom Schreinermeister Hans Stocker in Kappel, die Schnitzarbeiten von den Gebrüdern Hitzelberger und die sämtlichen Gemälde vom Maler Josef Keller. Die Stationen sind vom Maler Josef Heel gemalt, die Schlosserarbeiten von Franz Wels, die Fußmalerei ist von Alois Krögel, und der Maurermeister Anton Geisenhof hat die Maurerarbeiten und auch die Stukkaturen gemacht.

1479 ist der Turmbau vollendet worden.

Zu diesem Bau wurden zwei sogen. Baudirektoren aufgestellt, der hochstiftliche Amtmann und Bildhauer Anton Stapf und der Baumeister und Bildhauer Johann Peter Heel. Die Baudirektoren planten einen hohen, schlanken Turm als Zierde der Gegend, dessen Herstellungskosten aber weit über die Mittel ging. Der Turm wurde nicht so hoch gebaut, wie ihn sein Planentwerfer beabsichtigte, derselbe wollte in seinem Hause in Rößleuten über eine Anhöhe noch auf die Uhr sehen. Da aber Heel zur Zeit des Turmbaues



Pfarrkirche in Pfronten.

einen Auftrag für die Residenz in Dresden ausführte, so ließ Amtmann Stapf den Sockel etwas kleiner anfangen, um die Kosten nicht noch höher zu schrauben.

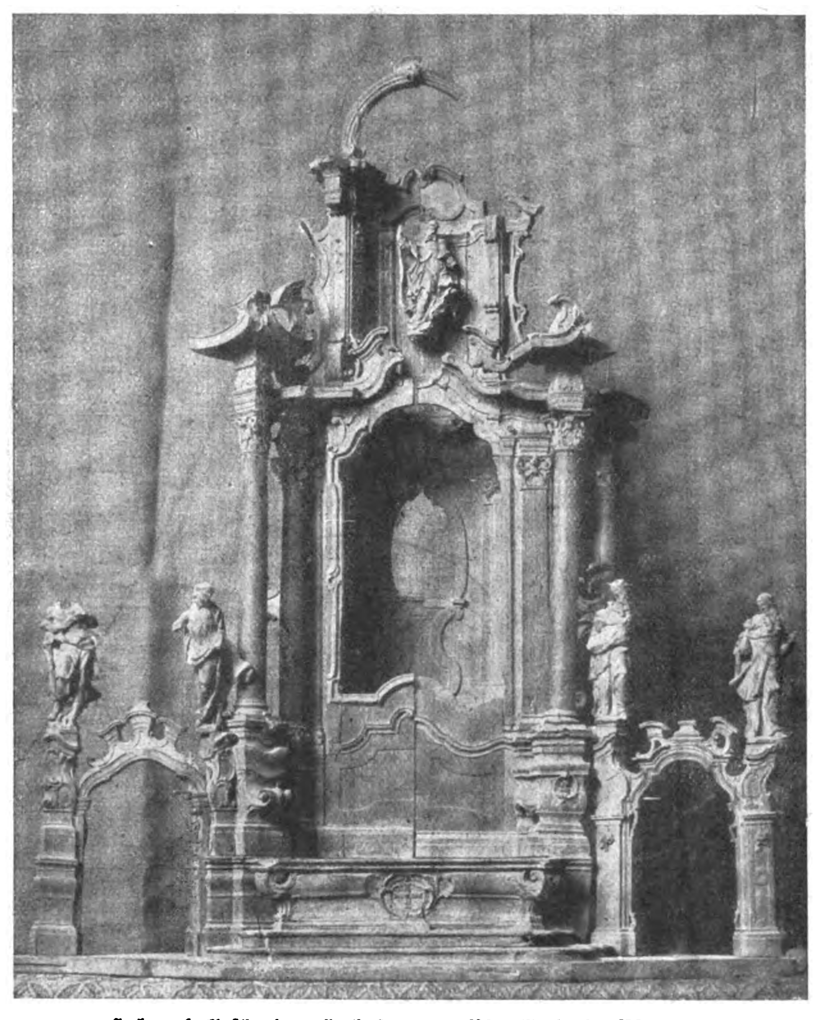
Dieser kurze Auszug aus der Kirchenbaugeschichte zeigt uns schon eine Reihe tüchtiger Leute und Liborius Scholz schreibt am Ende seines Künstlerverzeichnisses: „Es befanden sich in Pfronten sogen. Künstlerfamilien, die jahrhundertelang, viele Generationen hindurch hervorragende Künstler aus ihren heimischen Maler- und Bildhauerwerkstätten herangebildet haben, um später sich in Großstädten in ihrer Kunst weiter auszubilden. Wir finden sie in Augsburg, Nürnberg, Dresden, den rheinischen Städten, Wien, Rom und anderen italienischen Orten, sowie in Straßburg und Paris.

Wir sehen in vorstehender Zusammenstellung nur Maler und Bildhauer, während wohl andere Geschäftszweige ebensogut das Recht zur Aufnahme in das Verzeichnis hätten, wie z. B. die Gold- und Silberarbeiter, Uhrmacherei, mathematischen Instrumente, Stukkateure und Baumeister, Drechsler, Schlosser, Lauten- und Geigenmacher. Es ließe sich über ihr künstlerisches Schaffen noch verschiedenes nachweisen."

Das Künstlerverzeichnis, das Scholz aufstellt, umfaßt auch eine Reihe Künstlerfamilien durch mehrere Generationen und gibt für jede Persönlichkeit kleine biographische Notizen. Diese Nachrichten setzen alle erst nach dem Dreißigjährigen Kriege ein, unter dem auch Pfronten viel zu leiden hatte. Ich bin nun der Meinung, daß die künstlerische Tätigkeit der Pfrontner schon vor dem Dreißigjährigen Krieg blühte, wir haben hier sicher ein Kunstleben vor uns, das ein paar Jahrhunderte währte.

Im 19. Jahrhundert erstarb dies, aus Zeichnungen der Sammlungen Österrieds sah ich noch Möbelentwürfe bis zur sogen. Biedermeierzeit, fand in den Häusern noch Stuben bis in die Zeit, die noch von alten Leuten gemacht wurden, die das Kunstempfinden aus ihrer Jugend herübergerettet hatten.

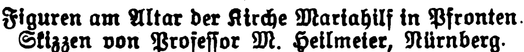
Gewöhnlich werden unter den Schnitzerdörfern meistens nur Oberammergau, Partenkirchen und



Holzmodell für den Hochaltar der Pfarrkirche in Pfronten.






Figuren am Altar der Kirche Mariahilf in Pfronten.
Skizzen von Professor M. Heilmeier, Nürnberg.

Berchtesgaden genannt; hier in Pfronten stehen wir vor einer langandauernden Kunsttätigkeit, so daß wir uns wundern, daß dies so ganz vergessen werden konnte.

Wie schon Scholz andeutet, waren alle möglichen Kunsthandwerker in Pfronten vertreten, wohl auch viele Stukkateure, denn Pfronten hatte auch eine sehr bedeutende Gypsfabrikation im 18. Jahrhundert.

In der Nähe Pfrontens ist ein altes Stukkateurdorf, Weißenbach im Lechtal, und wie die Wessobrunner und die Steingadener, so werden auch die Pfrontner nach allen Seiten zur Arbeit ausgezogen sein.

Ebenso sind auch Pfrontner Maler vielerorts tätig gewesen im Heimatort und weit über ihre Berge hinaus.

Aus den Aufzeichnungen geht hervor, daß größere Holzschnitzereien nach Württemberg gingen und die Kirchen im Umkreis zeigen alle die Hand der heimatlichen Künstler, so die sehr schönen Wallfahrtskirchen Maria Hilf, Maria Trost und Maria Rain.

Was wir heute mit vieler Mühe und Kosten zum Teil durch unsere Schulen auferwecken wollen, daß auch in kleineren Orten eine künstlerische Kultur entstehe, war noch im 18. Jahrhundert in höchstem Maße der Fall; im Pfrontnertal war jahrhundertelang ein sich forterbender künstlerischer Geist vorhanden, bis die napoleonischen Kriege, durch die unser Land verarmte und eine neue nüchterne Zeit dem ein Ende machte.

Vielleicht findet sich einmal ein Berufenerer, der in dies alte, verschwundene Kulturleben Licht bringt und dieses Schnitzerdorf dadurch der Vergessenheit entreißt.

Der Heidenturm zu Reinheim.

Plauderei von M. Ruppert-Zweibrücken.

Altertumsfreunden wird wohl schon öfter die Redeweise aufgestoßen sein von dem „eisenharten Turm ohne Tür und Fenster", der in dem pfälzischen Bliestaldorf Reinheim steht, als Kirchturm dort verwendet und allgemein als „der Heidenturm" angesprochen wird und im Volksmund als bereits vor Christus erbaut gilt.

„Vor Christus?" Es ist ein bischen lang her. Manch einer lächelt über die Naivität, die nach seiner Ansicht in der Aufstellung liegt. Aber es gibt auch ernste Leute, welche einen ernsten Ge-

danken an die Sache wenden. Vor allem muß uns das Fehlen jeglicher Nachricht über das Entstehen, den Erbauer und den Zweck des Turmes auffallen. Nirgends finden wir auch nur eine Zeile darüber. Einige Sachverständige, welche den Turm in jüngster Zeit besichtigt, verlegen dessen Entstehungszeit ins 12. Jahrhundert und bezeichnen die Römer als die Erbauer. Aber warum denn? Wenn dem so wäre, wüßten wir sicher etwas Bestimmtes darüber. Mögen die Leute im 12. Jahrh. auch nicht sehr schreibselig und mag die Gegend auch noch Wald und Wildnis gewesen sein: Medelsheim und Hornbach liegen ganz in der Nähe und doch wissen wir, daß im ersteren Ort bereits im 8. Jahrhundert eine Kirche und eine Villa und an letzterem ein Kloster erbaut wurden. Und von den drei, je nur eine Stunde von Reinheim entfernten Dörfern Abenkirchen (Habkirchen), Medelinenhaim (Medelsheim) und Mindenbach (Mimbach) wissen wir, daß sie im 6. Jahrhundert schon bestanden haben.*) Und da sollte niemand etwas davon wissen, niemand eine Zeile darüber geschrieben haben, wenn im 12. Jahrhundert in der Nähe dieser Orte ein so merkwürdiges Bauwerk entstand? Das Unternehmen an und für sich, dessen Zweck, das Zusammenströmen von Bauleuten, Anhäufen von Baumaterial sollte nicht die Aufmerksamkeit eines schreibkundigen Mannes, etwa eines Hornbacher Mönches erregt haben? Ausgeschlossen! Das Bauwerk bestand zweifellos früher. Dafür spricht auch die Bauart. Der Turm ist nicht mit den im Bliestal überreich vorhandenen sogenannten rauhen Steinen erbaut. Auch nicht mit Sandsteinen, nicht mit Ziegel- oder Backsteinen wie die Römer bauten, sondern aus Kalksteinen. Und zwar aus lauter kleinen, in eisenharten Mörtel gedrückten Kalksteinen. Anscheinend ist die Masse angerührt und in eine Verschalung gegossen worden, wie unser Beton. Dafür spricht auch die tadellos glatte Innen- und Außenwand der Mauern, welche keine Spur von Kelle oder Reibholz aufweist. Der Turm ist rund, 7,50 m in der lichten Weite und 16 m hoch, steckt aber jedenfalls noch ein gehörig Stück im Boden. Er steht nämlich mitten in dem ganz ebenen Dorf, auf oder vielleicht in einer haushohen, jedenfalls künstlich geschaffenen, mit Mauern und Strebepfeilern gestützten Erhöhung, zu welcher 16 steinerne Stufen hinanführen. Der Turm besteht aus drei übereinanderliegenden Geschossen. Die Mauern sind im ersten Geschoß 1,80, im zweiten 1,50 und im dritten 1,20 m dick. Das erste Geschoß hat eine gewölbte Steindecke, die zwei andern sind mit Balken kreuz und quer versehen, welch letztere mit Dielen belegt sind. Diese Balken- bezw. Dielendecken sind wahrscheinlich erst errichtet worden, als bei Erbauung der ersten Kirche im Jahre 1480 der Turm als Glockenturm in Benützung genommen wurde. Denn vorher soll er durchaus hohl, oben zugewölbt und ohne Öffnung (Tür und Fenster) gewesen sein. Heute hat er im ersten Geschoß drei gotische Fenster: zwei einfache und ein Doppelfenster, im zweiten Geschoß drei schießschartenähnliche 30 cm hohe, 20 cm breite Löcher und im dritten Geschoß drei romanische ca. 50 cm hohe Schallöcher. Auch trägt er einen hohen, spitzen schiefergedeckten Helm. Letzterer wurde ihm wahrscheinlich im Jahre 1790, bei Erbauung der zweiten Kirche, aufgesetzt.

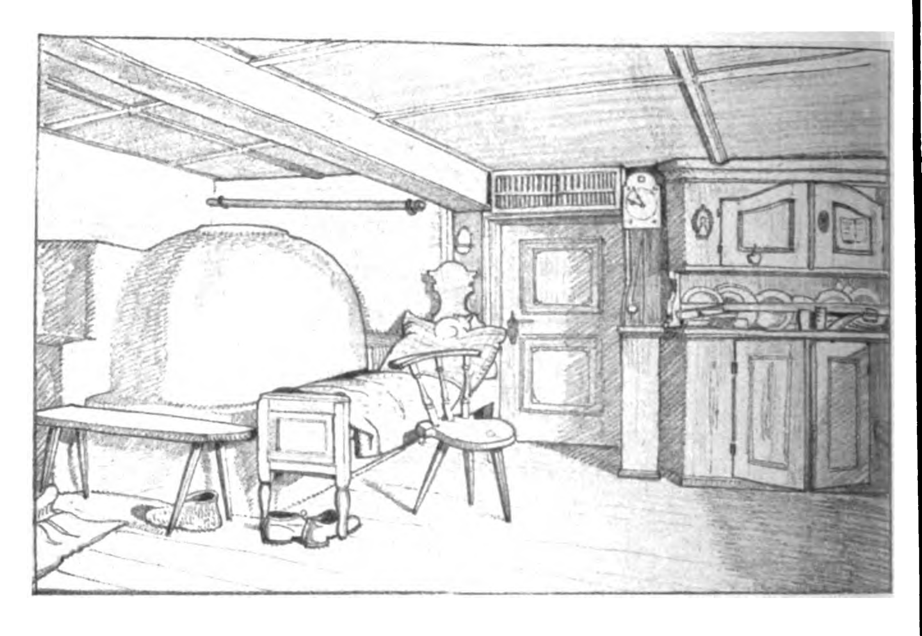
*) Calmet hist de Larraup. Lorrain (Lothringen).

Welchem Zweck mag der Turm ursprünglich gedient haben? Aug. Becker meint, er sei ein Götzen- oder ein Verteidigungsturm gewesen. Götzenturm? Der Name „Heidenturm" könnte dafür sprechen. Aber wenn er doch weder Tür noch Fenster hatte? Da könnte man höchstens vor ihm oder um ihn herum Götzenfeste veranstaltet haben. Verteidigungsturm? Wenn man doch nicht in sein Inneres gelangen konnte? Vielleicht war er ein Winker-, Zeichen-, Signalturm?



Kreuzeck bei Pfronten. Aufnahme von L. Färber in Kempten.

Siehe Abhandlung: Ein vergessenes Schnitzer- und Malerdorf im bayr. Allgäu.



Nebenstehend: Allgäuer Stube aus Pfronten-Kreuzegg. Rechts vom gemauerten Ofen die „Gautsche", eine Art Kanapee.

Untenstehend: Seitenaltärchen in Pfronten-Meilingen.

Skizzen von Professor Max Heilmaier-Nürnberg.

Siehe die Abhandlung: Ein vergessenes Schnitzer- und Malerdorf im bayr. Allgäu.

Aber er steht im Tal, nicht auf einem Höhepunkt. Werden uns sein Entstehen, sein Erbauer, sein Zweck und seine Schicksale ewig ein Rätsel bleiben? Ist er ein Keltenbauwerk? Die Kelten waren nachweislich vor den Römern in unserer Gegend. In dem 20 Minuten von Reinheim entfernten Dorf Gersheim wurde ein keltisches Begräbnisfeld aufgedeckt. Wenn aber die Kelten den Turm erbaut haben, dann braucht man die Reinheimer nicht auszulachen, wenn sie stolz behaupten und felsenfest daran glauben, daß ihr Kirchturm schon vor Christi Geburt gestanden.

Buchbesprechung.

Der Dom zu Freising, ein Führer durch seine Monumente und Kunstschätze von Eugen Abele, 1919. Druck u. Verlag von Dr. F. P. Datterer & Co. (Arthur Sellier), München u. Freising.

Wieder ein Heimatbuch! Und zwar ein freudig zu begrüßendes. Durch die unersetzlichen Verluste ehrwürdiger Denkmale vergangener Kunstepochen im letzten Weltkrieg sind die noch erhaltenen um so wertvoller geworden. Die Schwierigkeit des Reisens im Ausland, durch die politischen und auch durch die pekuniären Verhältnisse verursacht, führt so manchen dazu, statt in der Ferne zu schweifen das naheliegende Gute aufzusuchen, eine der wenigen erfreulichen Wirkungen der jetzigen Zeitumstände. Für den Heimatreisenden, nicht für das internationale Weltpublikum ist das Buch geschrieben, ein wertvoller Führer und Erklärer, wirkt durch die vielen vorzüglichen Abbildungen sehr anschaulich und durch den ausführlichen Text unterhaltend und belehrend. Gewiß wird so mancher Münchner, der nur vom Zuge aus das reizend gelegene Freising kennt, nach Lesen der Schrift diesen uralten Kultur- und Kultusmittelpunkt in Altbayern besuchen und von dem an der Hand des Buches vorgenommenen Besuche sicherlich nicht enttäuscht zurückkehren.

Hof.





Alte und neue Zimmermannskunst.

Ein Beitrag zur Baukunde des flachgedeckten Bauernhauses.

Architekt Dr. E. Schweighart, Professor.

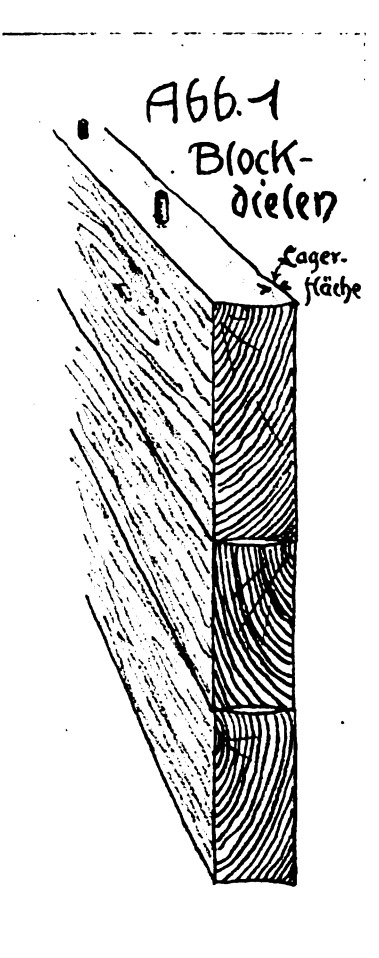
(Siehe Jahrgang 1917 Hefte 6/8, 9/12 u. Jahrgang 1918 Heft 4/6.

IV. (Schluß.) Die Blockwand.

Bauernhäuser aus Blockwänden werden bei uns in Bayern wohl nicht leicht mehr gebaut, es sei denn, daß in naher oder fernerer Zukunft einmal die Kosten des Holzbaues sich erheblich geringer stellen würden als die des Massivbaues. Aber es werden noch Unterkunftshäuser, Jagdhütten, Landhäuser im Gebirge und in der Ebene aus Blockwänden errichtet und es können an diesen Bauwerken so häufig Mängel beobachtet werden, daß es nicht überflüssig sein mag, einmal an wichtige Einzelheiten dieser Technik des Holzbaues zu erinnern, die in Bayern und den Alpenländern uralt ist und in der Bauern und höchstwahrscheinlich auch Bürger jahrhundertelang all ihre Wohngebäude herstellten.

Durch den Holzhausbau hat der Zimmermann seinen Namen bekommen. Am Blockhaus machte er allein alles, was zur Umschließung und zum Ausbau der Räume nötig war. Selbst die Nägel konnten aus Holz sein und hölzerne Türschlösser gibt es nicht bloß in der Gestalt der bekannten Stalltürfallen, sondern sogar eines ziemlich vollkommenen Stubentürschlosses.

Die alte Blockwand oder Schrotwand bestand nicht so sehr aus Balken als vielmehr aus Dielen von gestreckt rechteckigem Querschnitt, auf die hohe Kante gestellt. Eine solche Schrotwand hat für sich selber keine Standfestigkeit, sie könnte nicht freistehen wie eine Gartenmauer, sondern sie wird nur aufrecht erhalten vermöge der Verbindung mit den anderen dazu im Winkel stehenden Schrotwänden. Ihre Stärke ist etwa von 10 cm an aufwärts, häufig 13—15 cm, also ungefähr ½ bayer. Fuß. Blockwände aus runden Hölzern gibt es auch, sie dienen aber nicht zu Wohnhäusern, sondern zu Scheunen, Schuppen und dergl., also zu Bauwerken, bei denen es nicht auf Dichtigkeit der Wand ankommt, sondern eher eine Durchlüftung erwünscht ist.

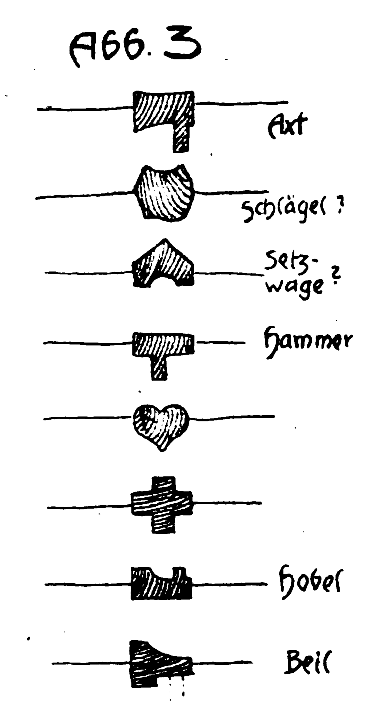


An modernen Blockhäusern sieht man zuweilen allerlei Versuche, die wagrechten Fugen der Blockdielen zu dichten und zwar laufen diese Versuche gewöhnlich auf das Verstopfen der Fugen hinaus. Solche Verfahren sind weder sonderlich wirksam noch dauerhaft. Bei der alten Schrotwand aber wird die Last der Decken, der Wände selbst und schließlich auch des Daches herangezogen, um einen dichten Schluß der Fugen zu erzielen. Man höhlte nämlich die schmalen Seiten der Dielen, mit welchen sie aufeinander zu stehen kommen, leicht aus und setzte dadurch die Lagerflächen, die den Druck auf die nächst untere Diele übertragen, auf eine ganz geringe Breite herab. (Abbild. 1.) Unter der erwähnten Last von Wand, Decken und Dach drückten sich diese schmalen Lagerflächeu so fest aufeinander, daß das Holz an etwa zu hohen Stellen sogar elastisch nachgeben mußte. Man konnte die entstehenden Zwischenräume auch mit Moos, Werg und dergl. ausfüllen, aber notwendig war das nicht. Das Wesentliche an der Konstruktion bleibt vielmehr die Verminderung der Lagerflächen

Abb. 2
Blockwandecke
nach Aug Thiersch

an den Kanten bis nahe zur Erreichung der Druckfestigkeitsgrenze des Holzes, d. i. Pressung der Kanten mit der äußersten zulässigen Kraft. Nimmt man alte Blockwände auseinander, so findet man die schmalen Lagerflächen an den Kanten hell und zuweilen spiegelglatt, ein Zeichen, daß Wasser gar nicht und Luft nur in geringem Maße eingedrungen war. Damit die Lagerflächen der Länge nach genau aufeinander bleiben und sich nicht etwa durch Werfen des Holzes gegeneinander verschieben können, werden sie noch durch kräftige Dübel verbunden.

Die Eckausbildung des bayerischen Blockhauses verdient besondere Beachtung. Von nordischen Blockbauten kennen wir Eckbildungen mit sich überkreuzenden und etwas herausragenden Dielenenden. Auch in der Schweiz und in Vorarlberg kommt Ähnliches vor. In Bayern aber finden wir nur an den schon erwähnten untergeordneten Rundholzbauten ein Übertreten der Hirnholzenden. Beim Wohnhausbau wurde bei uns stets die Diele bündig mit der Ecke abgeschnitten. Diese heimische Art ist die fortgeschrittenere. Es besteht also kein Grund, die fremde nordische oder die schweizerische Art zu verwenden. Die Eckverbindung selbst besteht in einem sehr sorgfältig ausgeführten schrägen, häufig auch noch gekrümmt geschnittenen Schwalbenschwanzblatt (Abb. 2). Die Herstellung solch mehrfach gebogener Flächen ist schwierig und erfordert einen sehr geschickten Zimmermann, muß aber gerade für einen solchen eine erfreuliche Arbeit sein. Wahrscheinlich wurden meistens zur Anlage Schablonen benutzt und dann wurde aufgepaßt und wenn erforderlich nachgeputzt, wo etwa die Fugen noch nicht genau zusammenschlossen. Das kann man schon daraus entnehmen, daß im allgemeinen zwei nicht zusammengehörige Eckblätter nicht aufeinanderpassen. War irgendwo zuviel weggeschnitten worden, dann konnte man sich immer noch durch Nachstoßen der langen Lagerflächen der Diele mit dem Hobel helfen. Eine weitere Sicherung erfuhr das Eckblatt durch Dübel. Sie wurden senkrecht eingebohrt und eingeschlagen, sobald eine Diele endgültig saß, und zwar kann man beobachten, daß das so tief geschah, daß der Dübel noch in den nächst unteren mit seiner Spitze hineinreichte. Die Ecke war also innerlich durch eine ununterbrochen von unten bis oben reichende Kette von Dübeln gebunden. Bei solcher Sorgfalt der Verbindung braucht es uns nicht zu wundern, daß die Hölzer jahrhundertelang genau in ihrer gegenseitigen Lage blieben.

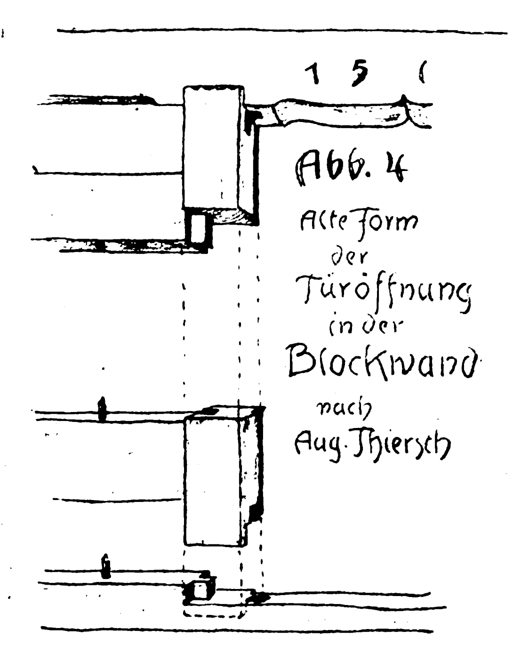


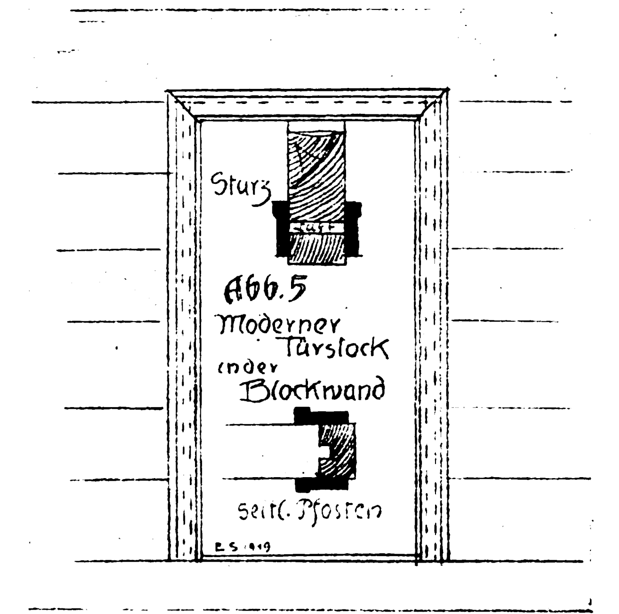
Die Zwischenwände wurden mit den Längswänden ebenfalls durch Überblattung verbunden. Da es hiebei nicht nötig war, gegen seitliches Ausweichen zu sichern, so konnte das außen sichtbare Hirnholz eine beliebige Form annehmen und so wurden manchmal Handwerkszeichen, Bilder von Werkzeugen, auch religiöse Symbole gewählt, um ihnen eine ansprechende Form zu geben, dabei aber nie vergessen, diese Dinge so zu stilisieren, daß dem Material keine Gewalt angetan werden brauchte (Abb. 3).

Über die Ausbildung der verlängerten Blockwandenden zu Laubenkonsolen und Pfettenunterstützungen gaben bereits die Abbildungen 4 und 6 auf Seite 134 und 135 des Jahrganges 1917 dieser Zeitschrift Aufschluß. Auch an diesen Konsolen usw. bleibt der Verband mit der im Winkel anstoßenden Blockwand durch Überblattung jeder Diele aufrecht erhalten.

Die Behandlung der Öffnungen in der Schrotwand erfordert einige Vorsicht. Würden nämlich senkrechte Hölzer irgendwo so in

die Blockwand eingefügt, daß sie mit dem Hirn oben und unten an die längslaufenden Blockwanddielen anstießen, so würden beim Schwinden des Holzes die dazwischenliegenden Dielen nicht ihren Fugenschluß behalten und auseinanderklaffen. Über die alte Art der Türstockbildung gibt Aug. Thiersch im Deutschen Bauernhauswerk eingehenden Aufschluß (Abb. 4). Der Türpfosten umschließt oben eine Blockwanddiele, die zugleich den Türsturz bildet, kann also so viel Luft an der Berührungsstelle mit der Sturzdiele haben, als das gesamte Schwindmaß der seitlich an den Türpfosten stoßenden Blockdielen ausmacht. Um dieses Maß sinkt alsdann der Türsturz allmählich nach. Die seitlich an den Türpfosten heranlaufenden Dielen sind in den Pfosten eingenutet. Für neue Türen genügt diese alte Konstruktion nicht, schon weil sie oben keine Falzbildung besitzt. Wir werden daher besser einen Türstock aus drei Riegeln von der Stärke der Blockwand benutzen, ihm seitlich eine 4—5 cm breite Nut geben, in diese die Blockwanddielen mit entsprechenden Federn hineingreifen lassen und dabei dem Sturz gegen die nächstfolgende Diele hin Luft lassen. Der Türstock kann dann innen und außen mit Verkleidungen versehen werden, welche den Luftraum decken und zugleich die erwünschte Falzbildung zulassen (Abb. 5). Genau ebenso kann mit den Fensterstöcken verfahren werden. Will man hier den starken Stock vermeiden, so mag ein schwacher Fensterstock außen bündig gesetzt und innen mit einem Futter ergänzt werden, das dann auch in der üblichen Weise den Falz für etwaige innere Winterfenster erlaubt.





Wie im Türstock die Entlastung des Sturzes zu vermeiden war, so ist auch darauf zu sehen, daß der Dachstuhl einem als Schrotwand hergestellten Giebel nicht die Belastung entzieht. Würde man hinter die Blockwand des Giebels den üblichen Dachstuhl stellen, dann würde sie unbelastet sein und die Lagerfugen würden sich öffnen. Es ist also nötig, die Pfetten unmittelbar auf der Blockwand des Giebels aufliegen zu lassen. In einiger Entfernung vom Giebel, etwa 4—5 m mag dann ruhig ein Dachbinder gestellt werden. Die durch das Schwinden der Blockwand auftretende geringe Höhendifferenz schadet nicht. In alten Blockhäusern kann man allerdings jeden Stuhl vermieden sehen. Statt dessen ist dann ein sogen. Hund eingezimmert, das ist ein im Grundriß kreuzförmiges Gerüst von Blockdielen, welches die Pfetten unterstützt (Abb. 6). Die Blockwände ausgebauter Dachgeschoßräume können ebenso wie der Hund benützt werden.

Sollte schon bei allen Holzkonstruktionen auf das Schwinden des Holzes Bedacht genommen werden, so ist beim Blockbau erst recht peinliche Rücksicht in den angeführten Fällen anzuraten, sonst kann man unliebsame Überraschungen erleben. Hieher gehört auch noch die Erfahrung, daß die Dielen anfangs nicht gleichmäßig schwinden, sondern damit an den der Luft besonders ausgesetzten Hirnholzenden beginnen und erst später auch gegen die Mitte hin schwinden. Die Lagerfugen öffnen sich daher erst an den Ecken, und schließen sich dann allmählich wieder. Dieser für den Bewohner beunruhigenden Erscheinung kann nur vorgebeugt werden, indem man das Holz möglichst lange vor der Verwendung dem Lufttrocknen aussetzt.

Alte Blockwände machen nur mehr ganz geringe Formveränderungen durch. Dem Anquel-

len bei großer Feuchtigkeitszufuhr ist zwar auch das älteste Holz ausgesetzt, eine Tatsache, die in allen Altertumsmuseen bekannt ist, aber diese Größenschwankungen haben keine praktischen Folgen für den Blockbau. Alte Blockwände können ruhig innen oder außen verputzt werden, wie hunderte von alten Bauernhäusern beweisen. Neue Blockwände auch nur teilweise zu verputzen, muß dagegen zu Mißerfolgen führen. Das Schwindmaß ist so groß, daß der Putz nicht folgen kann und abgedrängt wird. An sich schon ist auch innen das Verputzen von Schrotwänden eine sinnwidrige Verkleidungsmethode. Alte Blockwände sind dort, wo sie nicht mit Täfelungen bedeckt wurden, mit dem Beil mäßig glatt behauen. Deswegen brauchen wir aber nicht anzunehmen, daß die Dielen aus dem vollen Stamm **nur** durch Behauen gewonnen wurden. Ihre geringe Stärke spricht gegen diese Annahme. Man hätte kein genügendes Interesse daran gehabt, die Stämme nicht stärker zu lassen und damit Arbeit zu sparen, abgesehen davon, daß die Alten ebensogut Bretter brauchten wie wir und diese eben auch durch Sägen, wenn auch langsamer und weniger genau und sparsam herstellten. Darin ist also heute wohl kaum eine grundsätzliche Änderung eingetreten und daher nicht einzusehen, warum wir nicht ebenso die Blockdielen mit dem Beil putzen lassen sollen, wenn wir Zimmerleute haben, die in diesem Handgriff genügend geübt sind. Ist das nicht der Fall, dann mag der Schropphobel anstelle des Beiles treten. Von allzu genauem Glätten kann man nur abraten, das Geleckte schadet dem guten Aussehen.

Im Innern wird für Wohnräume die Täfelung immer die einzig befriedigende Lösung bleiben.

Wie schon gelegentlich der Besprechung andeer Holzkonstruktionen in dieser Zeitschrift gestreift wurde, soll doch noch ein Wort eingelegt werden gegen die Behandlung der Holzflächen mit Beizen oder gar mit Farben.

In einem oberbayerischen Gebirgsorte wurde ein alter Blockbau renoviert. Da hat man denn die Blockwände fein säuberlich mit Ölfarbe bemalt. Weil man aber doch schon etwas vom Heimatschutz gehört hatte, erfolgte nicht etwa ein simples Streichen in einem Ton, nein, so roh ist man doch nicht mehr, — man hat vielmehr die Hölzer „künstlerisch“ mit imitierter Holzpatina bemalt, nämlich mit grauen, bräunlichen und grünlichen Flecken und Klecksen und Streifen, ähnlich der Mimikry der Geschütze und Wagen, die der Krieg als schützend gegen Sicht gelehrt hat. Diese Nachahmung, dieses künstliche Altmachen kann nicht deutlich genug als **Irrtum** und Mißgriff bezeichnet werden. Nicht Nachahmen des Alten, nicht Zurückschrauben in Veraltetes wollen wir erreichen, dagegen wollen wir **lernen** am Alten, die gute Technik, den guten Geschmack da aufsuchen, wo sie zu finden sind, und das ist eben leider mehr am Alten als am Neuen. Aus dem Alten wollen wir das für uns Brauchbare und namentlich das uns Fehlende entnehmen für unsere neuen Werke, die aber nicht ausschauen sollen, als ob sie vor 200 oder 300 Jahren entstanden wären, sondern die im Gegenteil restlos unseren Zeitgeschmack wiedergeben sollen, die deswegen aber nicht schlechter zu sein brauchen und nicht geschmackloser als jene alten Bauwerke, an welchen wir lernen.

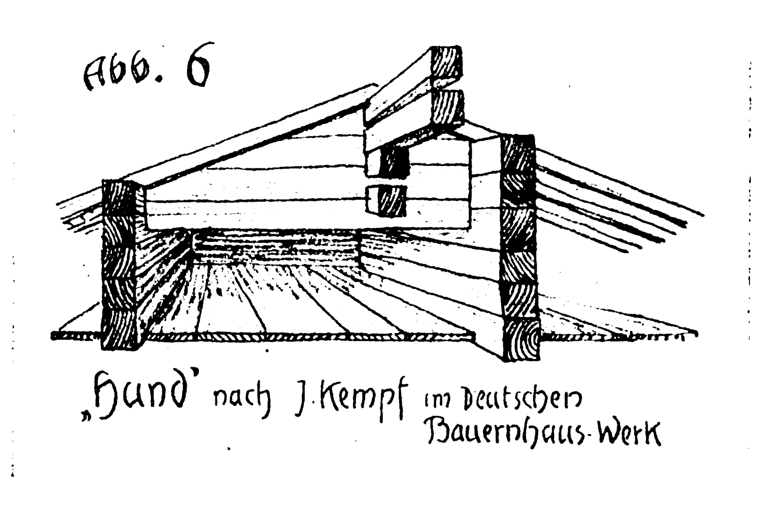


Abb. 6

„Hund“ nach J. Kempf im Deutschen Bauernhaus-Werk

In diesem Sinne möchte ich nochmals darauf hinweisen, daß es eine vorzügliche und noch dazu beispiellos billige Art der Tönung des Holzes gibt, die darin besteht, daß man es gar nicht anstreicht, sondern es blank der Einwirkung der Luft überläßt. Man hat nur etwas Geduld nötig, freilich in unserer hastigen Zeit ein rarer Artikel. Unfehlbar stellen sich diese schönen grauen Töne ein, wo das Holz dem Regen ausgesetzt ist und jene immer tiefer werdenden warmen gelben und allmählich bis tief rotbraun leuchtenden, wo es nicht naß wird. Direkte Sonnenbestrahlung ist dazu nicht einmal nötig. Luft und Licht allein tun es. Benehmen wir uns nicht so kindisch, daß wir es nicht erwarten können, bis diese herrliche Naturtönung eintritt! Nach einem Jahre ist der fatale Glanz des neuen Holzes schon weg. Der graue Ton der benetzten Stellen kommt sehr rasch, und nach 10 Jahren ist schon ein ziemlich tiefer satter Ton der geschützten Flächen erreicht. Wir bauen ja nicht nur für unser kurzes eigenes Leben, sondern auch für die anderen Mitmenschen, die nach uns leben und auch ein Recht auf Schönheit alles dessen haben, was wir in die Öffentlichkeit setzen.

Schriftleitung und preßgesetzliche Verantwortung: Baurat Richard Rattinger in München.



Monatsschrift des bayerischen Landesvereins für Heimatschutz — Verein für Volkskunst und Volkskunde — in München. (Ludwigstr. 14. Fernspr. Nr. 21753. Postscheckkonto 4684.)

XVII. Jahrgang, Nr. 11—12. — Das Kalkpattendach im Altmühlgebiete. —

Das Kalkplattendach im Altmühlgebiete.

Von Heinrich Ullmann,
Oberregierungsrat bei der Obersten Baubehörde im Staatsministerium des Innern.
Mit 63 Abbildungen nach Zeichnungen und Aufnahmen des Verfassers.

Vorwort.

Im Flußgebiete der Altmühl, etwa zwischen Treuchtlingen und Kehlheim hat sich eine höchst eigenartige Dachdeckungsart erhalten, die Eindeckung mit Plattenkalk. Das geologische Vorkommen des Plattenkalks in der hier vorhandenen Menge und Güte ist auf ganz wenige Fundstellen der Erde beschränkt, das hohe Gewicht der Platten erschwert eine Anwendung in größerer Entfernung vom Fundort, daher ist es begreiflich, daß man eine ausführliche Darstellung des Eindeckungsverfahrens in den Lehrbüchern über Baustoffe und Technik vergebens sucht. Leider ist die Verwendung des Legschiefers im Rückgang begriffen, die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse und andere Gründe fördern die Anwendung fremder Dachdeckungsstoffe im Legschiefergebiet, es werden mit der Zeit manche alte und besonders bemerkenswerte Kalkschieferdächer verschwinden, die Kenntnis mancher technischer Einzelheiten wird verloren gehen. Es erscheint daher angebracht, in Wort und Bild die Eigentümlichkeiten des Kalkplattendaches in technischer Hinsicht festzuhalten. Im Verlauf der Studien, die mit der dankenswerten Unterstützung des Staatsministeriums des Innern ausgeführt wurden, drängte sich der starke Einfluß der Eigenart des Daches auf die umgebende Landschaft und auf die Stadt- und Ortsbilder in dem Maße vor, daß die Beschreibung der technischen Entwicklung allein das Wesen dieser Bedachungsart nicht erschöpfend hätte darlegen können. Daher war es notwendig, in einem II. Teil auch auf den Zusammenhang mit den Aufgaben des Heimatschutzes näher einzugehen.

Der voraussichtlich noch lange andauernde Mangel an Dachbedeckungsstoffen, zu deren Herstellung Kohlen erforderlich sind, hat in letzter Zeit die Aufmerksamkeit wieder mehr auf den leicht zu gewinnenden Plattenkalk gelenkt.

I. Teil (Technisches).

1. Geologisches.

Den Baustoff für die Herstellung des Kalkplattendaches liefert der Plattenkalk; er bildet in Franken die jüngste und bei der im wesentlichen ungestörten Lagerung die oberste Abteilung des Weißjura (Malm ζ Oberer Jura). Das Ausbreitungsgebiet im Altmühltal und in dessen Nähe ist auf der Karte (Abbildung 2) angedeutet, es wird begrenzt von den Orten Langenaltheim Bieswang, Rieshofen im Norden, Pietenfeld, Breitenfurt, Neu-

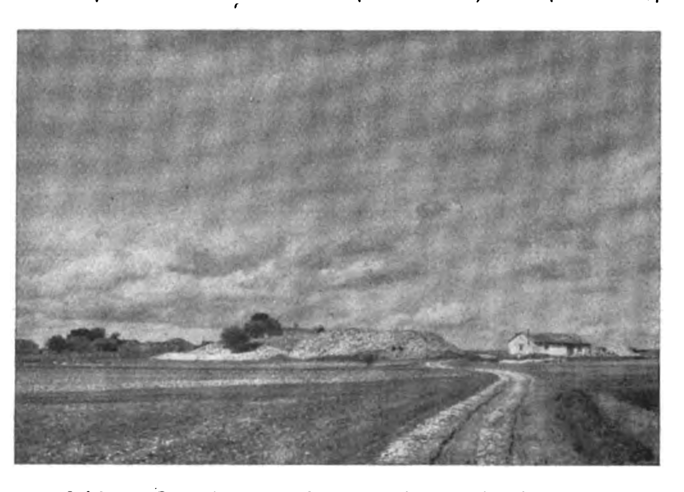


Abb. 1. Steinbrüche auf der Hochebene bei Eichstätt.

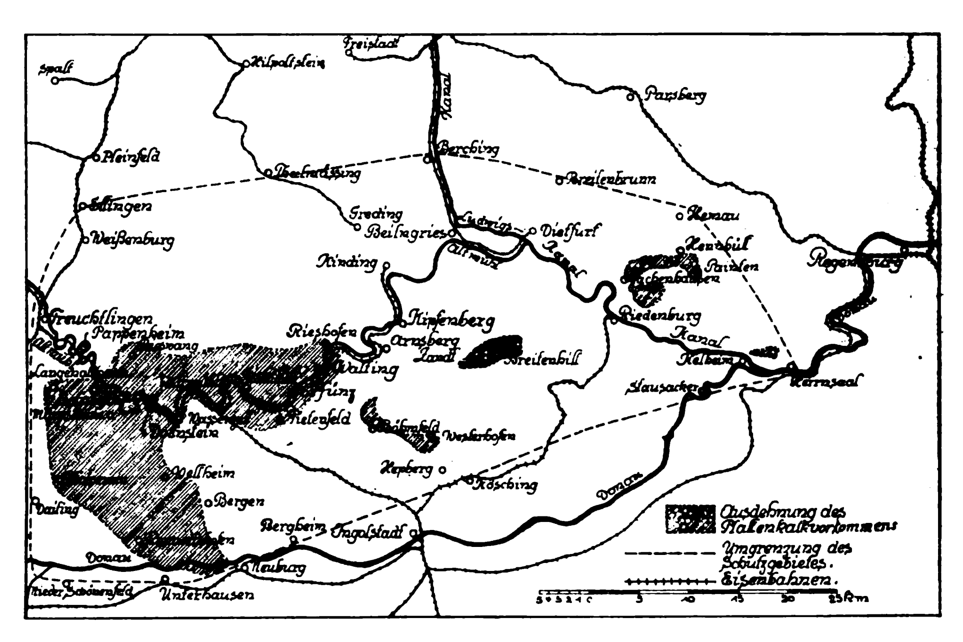


Abb. 2.

burg im Osten, Rennertshofen im Süden, Daiting und Langenaltheim im Westen. Dazu kommen noch kleinere zerstreute Gebiete bei Böhmfeld, bei Zandt, bei Jachenhausen und bei Kelheim. Vor den anderen Jurakalken sind die dieser Malmbildung angehörigen Gesteine durch ihre in verschiedener Stärke wohlausgebildete regelmäßige Schichtung ausgezeichnet. Die einzelnen Schichten lassen sich leicht von einander trennen, sie kommen in Stärken von Papierdicke bis etwa 5 cm vor, die durchschnittliche Stärke beträgt 5—15 mm; diese in den verschiedensten Größen anfallenden Platten dienen entweder in der Form in der sie aus dem Bruche kommen oder in regelmäßig zugerichteten Formen (sogen. Schablonenschiefer oder Zwicktaschen) als Dachdeckungsmaterial; mit diesen dünngeschichteten Lagen wechseln in vielfachen Wiederholungen dickere Bänke von etwa 4—5 cm Stärke, welche regelmäßig, meist quadratisch zugehauen, auf der Oberfläche teils geschliffen, teils rauh oder halbrauh belassen zum Belegen von Hausfluren, Fensterbänken und dergleichen ein weites Verwendungsgebiet sich erworben haben. Am bekanntesten sind die 4—5 cm starken als Lithographiesteine verwendbaren Plattenkalke; sie kommen in bester Beschaffenheit auf dem Bezirke der Solnhofer und Mörnsheimer Steinbrüche vor und werden in gleicher Güte auf keinem anderen Fundorte der Erde gewonnen.

Die Entstehung der nesterartig über die Albfläche zerstreuten, reichlich mit Versteinerungen durchsetzten Plattenkalke erklärt man nach Schwerdtschlager damit, daß zur Zeit ihrer Bildung die Alb die Küste eines nach Süden zurückweichenden, an Korallenriffen reichen Meeres war; diese Küste stellte eine leblose mit Korallenkalkschlamm bedeckte Fläche dar, die bloß von Zeit zu Zeit durch besonders hohe Springfluten über das im Süden dem offenen Meere vorgelagerten Saumriff her von Wasser bedeckt wurde, das alle möglichen Meerestiere mitschleppte. Das Wasser verlief sich bald wieder, die Tiere starben ab und wurden zusammen mit Landtieren, wie Insekten, die der Wind hergeweht hatte, im Kalkschlamm begraben. Jede neue Überflutung gab eine neue Schicht, ein neues Flinz, denn der abgelagerte, zuerst weiche Schlamm erhärtete zu Kalk-

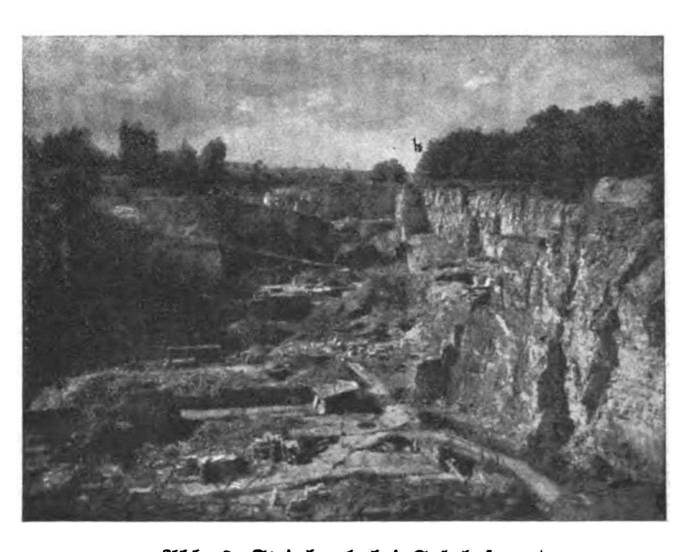


Abb. 3. Steinbruch bei Solnhofen.



Abb. 4. Steinbruch im Betrieb.

stein im Laufe der geologischen Entwicklung. So erklärt es sich auch, wie Land- und Meerestiere in buntem Wechsel zusammen als Fossilien im lithographischen Schiefer erhalten sein können. An keiner bekannten Fundstelle der Erde hat eine vollkommenere Versteinerung Platz gegriffen, selbst die mikroskopische Querstreifung der Muskelfasern ist an Fischen und Cephalopoden erkennbar; es sind im Ganzen mindestens 500 Arten von Organismen im Kalkschiefer bekannt, am bemerkenswertesten sind der Urvogel (archäoptrix) und die Flugeidechsen (Pterodahtylus).

Die Mächtigkeit der Plattenkalke bei Eichstätt beträgt bis zu 50 m, in der Gegend bei Solnhofen und Mörnsheim bis zu 30 m, welche zum Teil über 200 nutzbare Einzellagen enthalten. Die Steinbrecher bezeichnen die zu technischen Zwecken brauchbaren Schichten als Flinz im Gegensatz zu mergeligen, meist zu dünngeschichteten unbrauchbaren Zwischenlagen, welche sie Fäule nennen. Der über dem lithographischen Schiefer im Abraum liegende unregelmäßig geschichtete Kalk ist das sog. wilde Gebirge oder der Dachkalk; ebenso wird auch der zwischen den wohlgeschichteten Bänken zuweilen vorkommende unregelmäßig gelagerte Kalkstein wildes Gebirge oder Fels genannt. Die Abbildung 3 zeigt deutlich die Mächtigkeit und die Aufeinanderfolge der Schichten.



Abb. 5. Steinbruchhütte bei Eichstätt.

2. Die Steinbrüche und die Zurichtung der Platten.

Die Brüche zur Gewinnung der Dachplatten sind meistens in sehr einfacher Weise angelegt und häufig nur dadurch entstanden,

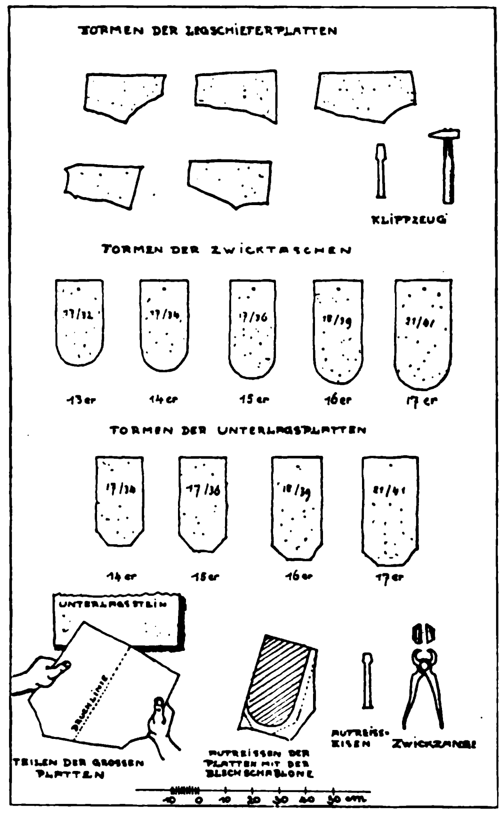


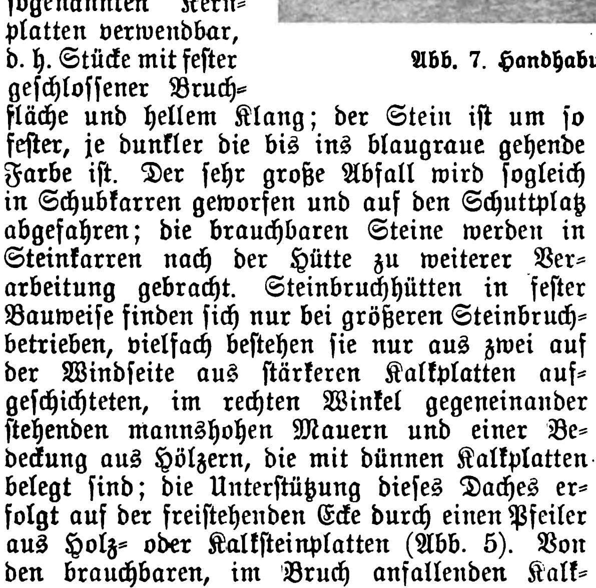
Abb. 6.

daß die Bewohner der Hochebene ihren eigenen Bedarf auf ihrem Grund und Boden zu decken versuchten. Meistens findet sich der Plattenkalk schon nach Abnehmen der auflagernden Humusschichte. Da der Abfall sehr groß ist, muß stets ein Schutthügel angelegt werden, der in der Hochebene schon von weitem den Bruch kennzeichnet. Mit dem Fortschreiten der Ausbeutung des Bruches wird der ausgenutzte Teil meist mit Schutt aufgefüllt zur Entlastung der Schutthalde (Abb. 4). Der Abbau erfolgt in Absätzen unter Benützung der Haue, die bei den einzelnen „Lagen" leicht einge-



Abb. 7. Handhabung der Zwickzange.

schlagen wird. Diese Lagen sind etwa 12 cm hoch, durch die sog. Fäule, eine mergelige Zwischenlagerung, geschieden. Die plattenförmigen Blöcke bestehen aus mehreren Schichten bis zu 15 mm Stärke, die mit Hammer und Meißel (Klippzeug) gespalten werden. Von diesen Schichten sind nur die sogenannten Kernplatten verwendbar, d. h. Stücke mit fester geschlossener Bruchfläche und hellem Klang; der Stein ist um so fester, je dunkler die bis ins blaugraue gehende Farbe ist. Der sehr große Abfall wird sogleich in Schubkarren geworfen und auf den Schuttplatz abgefahren; die brauchbaren Steine werden in Steinkarren nach der Hütte zu weiterer Verarbeitung gebracht. Steinbruchhütten in fester Bauweise finden sich nur bei größeren Steinbruchbetrieben, vielfach bestehen sie nur aus zwei auf der Windseite aus stärkeren Kalkplatten aufgeschichteten, im rechten Winkel gegeneinander stehenden mannshohen Mauern und einer Bedeckung aus Hölzern, die mit dünnen Kalkplatten belegt sind; die Unterstützung dieses Daches erfolgt auf der freistehenden Ecke durch einen Pfeiler aus Holz- oder Kalksteinplatten (Abb. 5). Von den brauchbaren, im Bruch anfallenden Kalkschieferplatten werden zwei verschiedene Dachdeckungsarten gebildet und zwar werden gewöhnlich die kleineren ohne weitere Bearbeitung als sogen. Legschieferplatten zur Abfuhr bei Seite gesetzt, während die größeren Platten in der Hütte weiter zugerichtet werden, als sog. Zwicktaschen.



Die Legschieferplatten haben eine ganz unregelmäßige Form und verschiedene Größe; die Länge beträgt zwischen 20—40 cm, die Breite zwischen 12—20 cm, die Stärke zwischen 6—15 mm, doch werden auch größere Ausmaße verwendet. (Abb. 6.)

Die Zwicktaschen werden in der Form der Flachziegel in 5 verschiedenen Größen: 17×32, 17×34, 17×36, 18×39 und 21×41 cm hergestellt und nach Größe in je 3 Stärken von 6—8, 8—11 und 11—14 mm abgesondert. Außerdem werden vier Größen von Unterlagsplatten, auch Balleisen genannt, in der Stärke von 5—6 mm hergestellt, nämlich 17×34, 17×36, 18×39, 21×41 cm; im Handelsverkehr werden die Zwicktaschen und Unterlagsplatten nach dem alten bayerischen Maß in Zoll als 13er, 14er, 15er, 16er, 17er bezeichnet (1 Zoll = 2,43 cm).

Die Herstellung der Zwicktaschen und der Unterlagsplatten geschieht in folgender Weise: Auf der Zwickbank, einem kräftigen Arbeitstisch, werden die größeren Steinplatten zunächst in die annähernde Größe der Dachplatten gebrochen, das sogen. „Formen"; der Arbeiter faßt die große Platte mit beiden Händen, legt sie an der Stelle, an der der Bruch erfolgen soll über die Kante einer auf der Zwickbank aufliegenden starken Kalksteinplatte und übt mit beiden Armen gleichzeitig einen kurzen starken Druck aus; der Bruch erfolgt



Abb. 8. Bohrmaschine für Zwicktaschen.



Abb. 9. Einfache Handbohrmaschine.

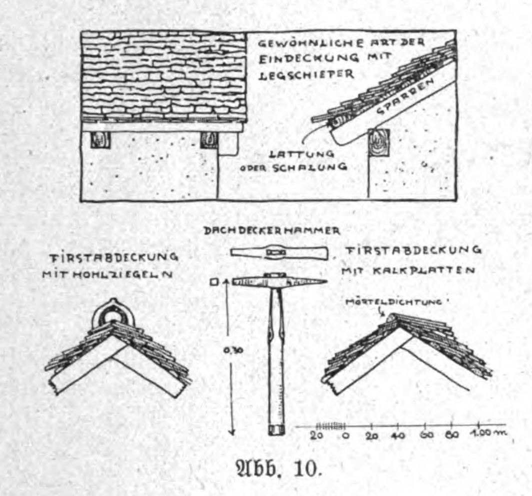


Abb. 10.

bei dem gleichmäßigen Gefüge fast völlig geradlinig. Bei sehr unregelmäßigen Platten genügt ein schwaches Vorreißen der Bruchlinie mit einem Meißel und dergl., um eine gerade Bruchlinie zu erzielen. Auf die Bruchstücke wird nun der Umriß der Dachplatte mit Blechschablonen unter Benützung des Aufreißeisens, einem meißelähnlichen Werkzeuge, aufgezeichnet und mit der Zwickzange „formiert". Diese Zange ist ein der Beißzange ähnliches Werkzeug mit besonderem scherenartigem Schliff der Schneiden. Unter der Werkbank steht der Abfallkarren, die größeren Stücke und die bei der Bearbeitung gesprungenen Zwicktaschen werden noch als Legschieferplatten ausgesondert. (Abb. 7.)

Die Stundenleistung eines Arbeiters beträgt je nach der Stärke der Platten und der Gewandtheit des Arbeiters 60—80 Stück. Die Zwicktaschen erhalten in der Mitte des oberen Teiles etwa 3 cm vom Rande entfernt ein 4 mm großes Loch zum Einstecken der Nägel, mit denen die Platten auf die Dachlatten als Ersatz der Nasen aufgehängt werden. Die Unterlagsplatten erhalten keine Lochung. Die Herstellung des Nagelloches erfolgt auf der Bohrmaschine; es gibt einfach- und doppelwirkende Vorrichtungen für Handbetrieb mit einer Stundenleistung von 60—100 Stück je nach der Dicke der Platten; ferner Maschinen für Fußbetrieb, doppelwirkend mit einer stündlichen Leistung von 100—200 Stück. Beim Bohren erfolgt auch die Sortierung der Zwicktaschen nach Größe und Stärke. (Abb. 8 u. 9.)

3. Eigenschaften und Verwendung des Legschiefers.

Von den beiden Verwendungsarten des Kalkschiefers — als Legschiefer und als Zwicktaschen — ist die Anwendung des Legschiefers zur Dacheindeckung die ursprünglichere, technisch natürlichere und wertvollere. Das Anwendungsgebiet des Legschieferdaches hängt naturgemäß ziemlich eng mit dem geologischen Vorkommen des für Dachplatten geeigneten Baustoffes zusammen; im allgemeinen wird man sagen dürfen, daß die Anwendung sich auf diejenigen Orte beschränkt, die von den Steinbrüchen mit Fuhrwerk in einer Tagesfahrt erreichbar sind. Beförderung mit der Bahn wird aus wirtschaftlichen Gründen im allgemeinen seltener vorkommen, da das Umladen wegen der unregelmäßigen Form der Platten umständlich ist und viel Bruch verursacht. Die Form, Größe und Stärke der Legschieferplatten ist oben näher beschrieben; hinsichtlich der Beschaffenheit ist zu verlangen, daß die Platten an den Bruchstellen ein völlig dichtes, feinkörniges Gefüge zeigen und beim Anschlagen einen hellen Klang geben; weiche Steine sind unbrauchbar, da sie nicht frostbeständig sind. Das spezifische Gewicht der Platten wurde in trockenem Zustande mit 2,500—2,700 ermittelt. Die Wasseraufnahmefähigkeit beträgt etwa 2% des Gewichtes; die Plattenkalke bestehen aus fast reinem Kalkkarbonat, mit geringen Beimengungen von kieseligem Ton, Dolomitspath und Bitumen. Die Oberfläche der Platten ist vollständig eben, windschiefe Flächen kommen nicht vor, die Struktur ist mehr oder weniger stark genarbt, bis leicht gewellt, die Farbe ist gelblich-weiß bis bläulichgrau mit rostfarbigen Adern und Flecken, die anscheinend hauptsächlich dadurch zustande kommen, daß Wasser, das mit organischen und mineralischen Stoffen der Auflagerungen durchsetzt ist, in die senkrechten Verwerfungsspalten und von da in die mergeligen Lager zwischen den Plattenschichten nach deren Erhärtung eindringt. Es entstehen dadurch vielfach sehr schön gezeichnete moosartige Bildungen, sog. Dendriten, längs der Verwerfungsfugen, die irrtümlicherweise oft für Versteinerungen von Flechten und dergl. gehalten werden. Die Platten sind völlig wetterbeständig und wasserundurchläßig; die Oberfläche nimmt mit der Zeit eine



Abb. 11. Legschieferdach.

graue Farbe an, die in allen Tönen von gelbgrau bis dunkelblaugrau schwankt; gelbliche und rötliche Flechten, sowie dunkelgelbgrüner bis schwarzbrauner Moosansatz geben der Eindeckung eine farbenschöne Patina.

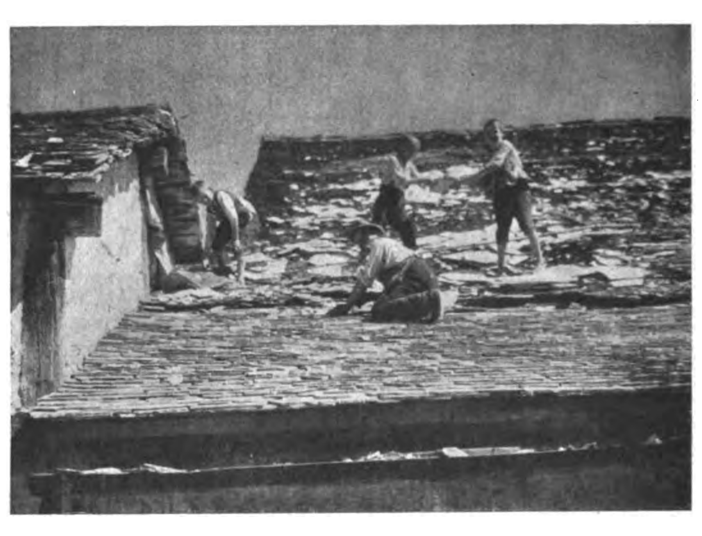


Abb. 12. Umdecken eines Daches.

In trockenem Zustande tritt das Abgleiten übereinandergelegter Platten je nach der Rauhigkeit der Oberfläche bei einem Neigungswinkel zwischen 36° und 39° ein.

Aus diesen Eigenschaften des Baustoffes entstand die anscheinend unverändert gebliebene Art der Verwendung zur Dacheindeckung. Die unregelmäßige Form, Größe und Stärke der Platten erfordert zur Abdichtung der Dachhaut ein mehrfaches Übereinanderschichten zur Verdeckung der klaffenden Stöße zwischen den Platten und macht die künstliche Befestigung etwa durch Haken oder Nägel, abgesehen von den hohen Kosten, nahezu unmöglich. Die zur Ableitung der Niederschläge erforderliche geneigte Lage der Platten muß unter der Grenze des Gleitwinkels bleiben. Daraus ergibt sich die allgemein übliche Neigung der Dachfläche von etwa 30° und die Auflagerung der Platten in 4—6 Schichten.

Der Arbeitsvorgang beim Eindecken ist folgender: Auf die Dachsparren wird ein Holzrost aufgenagelt, der in früherer Zeit aus gerissenen Latten in einem Querschnitt bis zu 3×10 cm oder aus dünnen Rundholzstangen bestand, mit Zwischenräumen etwa der Lattenbreite; gegenwärtig werden meist sogen. Schwartbretter in Abständen von 3—5 cm oder Dachlatten verwendet. Die Aufbringung des Holzrostes beginnt an der Traufe mit einer Scharlatte oder einem schwachen Scharbalken von etwa doppelter Höhe der Lattung. (Abb. 10 u. 11.) Die Eindeckung beginnt gleichfalls an der Traufe, indem hier 2 stärkere Platten mit einem Vorsprung von etwa 10 cm über der Scharlatte übereinandergelegt werden, auf diese Schichte werden die weiteren Schichten mit 5—10 cm Abstand aufgelegt; nach oben zu nimmt die Anzahl der übereinanderliegenden Schichten allmählich zu, bis zur Stärke von etwa 10 cm, je nach der Dicke der Platten und der Geschicklichkeit des Dachdeckers; im allgemeinen soll ein dichtes Dach mit 4—5 Schichten erzielt werden. Die mittlere Stärke eines neuen Daches soll 8—10 cm betragen. Die gute Eindeckung erfordert Übung und Geschicklichkeit; es kommt vor allem darauf an, die einzelnen Lagen möglichst in eine Ebene zu bringen, d. h. in jeder Lage Platten ziemlich gleicher Stärke zu verwenden und trotz der unregelmäßigen Form die Stöße der darunterliegenden Plattenreihe zu überdecken; daher sind kleine Verbesserungen der Plattenform manchmal erforderlich. Sie erfolgen durch Abschlagen mit dem Hammer, dem einzigen Werkzeug des Dachdeckers. Der Stoßring am Stielende des Hammers dient dazu, die Platten in die richtige Lage zu bringen. Die geringen Abfälle werden zum Ausgleich der größeren Zwischenräume, die beim Decken zwischen der Lattung und den einzelnen Lagen entstehen, verwendet. Bei der flachen Neigung des Daches ist eine Rüstung nicht erforderlich. Als Unterlage dient dem Dachdecker meistens ein Strohsack oder eine Decke. (Abb. 12.)

Dachkehlen werden in gleicher Weise wie die Flächen rund ausgedeckt ohne Unterbrechung der Schichtenreihen. (Abb. 13.) Am First werden die Platten versetzt aneinandergestoßen. Die obere Fuge wird in der ursprünglichsten Weise mit größeren Platten gedeckt, die etwas an der vom Wind abgewendeten Seite überstehen und manchmal mit Mörtel verstrichen werden; in späterer Zeit erfolgt die Abdeckung der oberen Fuge am First meist

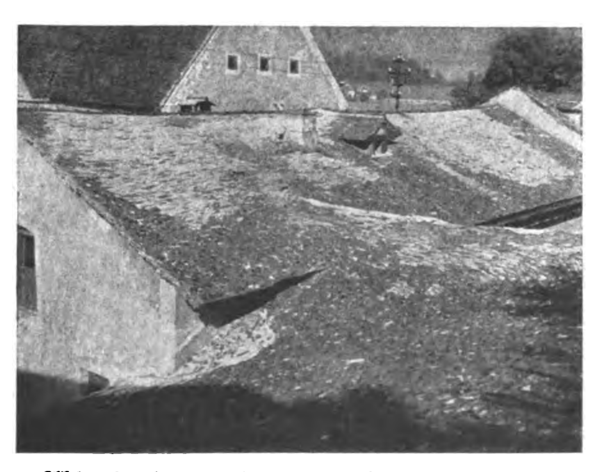


Abb. 13. Ausgerundete Kehlen im Legschieferdach.

durch aufgelegte Firstziegel aus Ton in der beim Ziegeldach üblichen Form und Größe. (Abb. 10.) Die in neuerer Zeit manchmal verwendete Abdeckung des Firstes mit halben glasierten Steingutrohren ist plump und teuer, daher nicht zu empfehlen.

Maueranschlüsse u. dergl. werden mit Anlauf eingedeckt, auch kann hier eine Dichtung mit Mörtel erfolgen; hinter Kamindurchdringungen wird häufig ein Abweisblech eingelegt. Bei richtiger Ausführung wird eine völlig dichte Dachfläche erzielt, die erfahrungsgemäß bis zu 50 Jahren ohne größere Instandsetzungen dicht erhalten werden kann; nach dieser Zeit ist eine Umdeckung, die mit geringen Kosten verbunden ist, am zweckmäßigsten (Abbild. 12); manchmal behilft man sich bei alten Dächern mit dem Auflegen neuer Platten besonders an einzelnen undichten Stellen und es entstehen dann unförmlich starke Dächer und Dachteile mit 15—20 Plattenschichten übereinander. Abbild. 14.)



Abb. 14. Verschiedene Dachbedeckungen in Eichstätt. 1.) Zwicktaschendach, 2.) Mischdach, 3.) Legschieferdach, 4.) Kupferdach, 5.) Ziegeldach.

Die Kosten der Eindeckung mit Legschiefer i. J. 1914 betrugen pro qm Dachfläche etwa 2,50 M. Sie setzen sich etwa folgendermaßen zusammen:

Kosten der Steine im Bruch:
für die Fuhre (für 12—15 qm ausreichend)
= 10 M., d. i. pro qm rund 0,80 M.
Fuhrlohn 10—15 M., d. i. pro qm rund 1,10 M.
Verlegung samt Aufziehen der Dachplatten pro qm 0,60 M.
d. i. zus. rd. ohne Lattung 2,50 M.
(1 Arbeiter verlegt in der Stunde etwa 1 qm samt Transport.)

Die Kosten des Umdeckens stellten sich auf etwa 50 Pf. für den qm Dachfläche.

Das Gewicht für den qm geneigte Dachfläche kann bei 10 cm starker Eindeckung samt Sparren

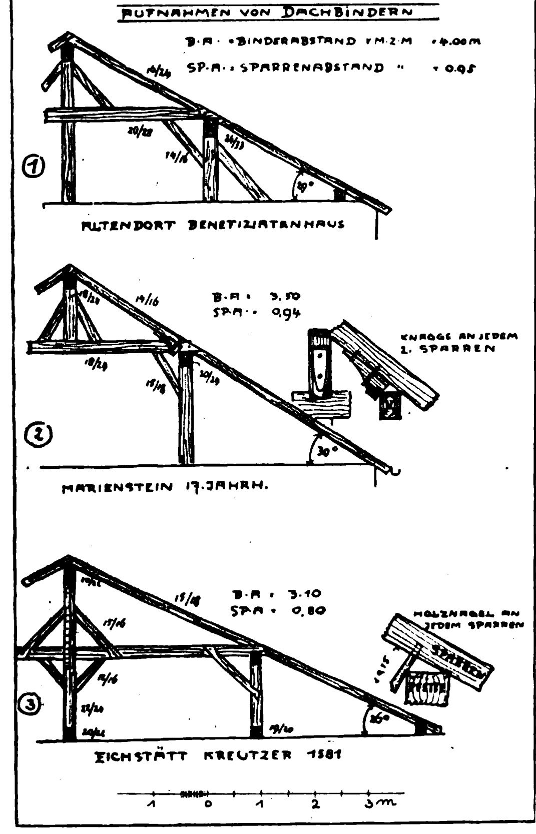


Abb. 15.

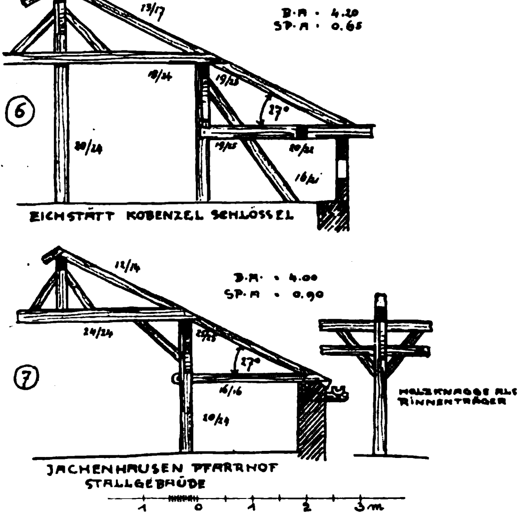


Abb. 16.

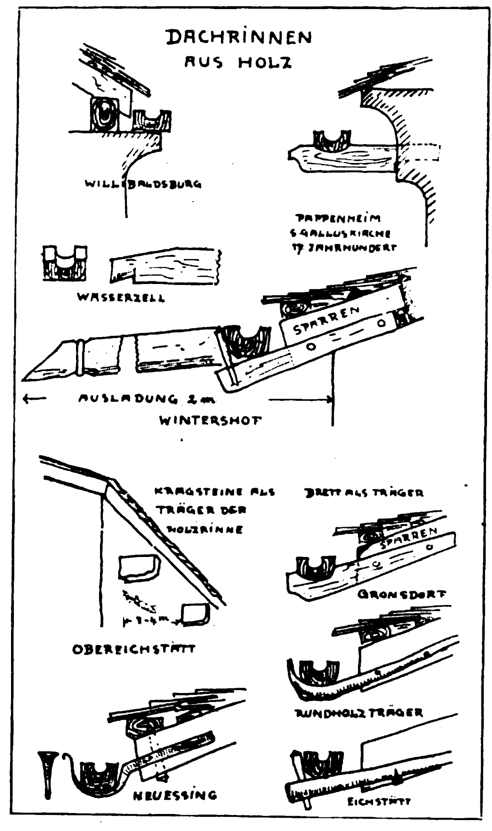


Abb. 17.

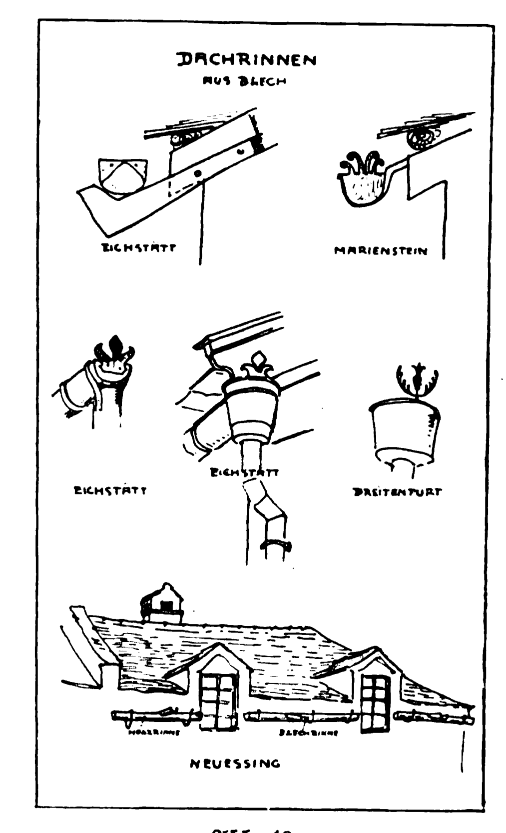


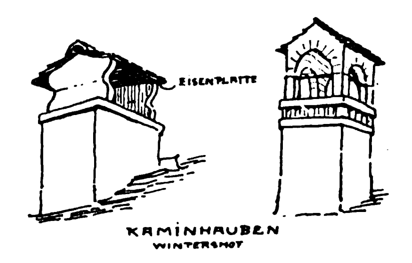
Abb. 19.

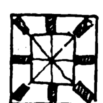
(14×16) und Lattenrost mit 250—275 kg angenommen werden.

Der Dachstuhl.

Das beträchtliche Gewicht der Eindeckung erfordert einen kräftigen Dachstuhl mit guten Verbindungen, doch werden, im Gegensatz zur allgemeinen Annahme, die Holzstärken auf Grund der statischen Berechnung nicht erheblich größer als bei einem Dachstuhl gleicher Spannweite mit







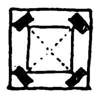


Abb. 18.

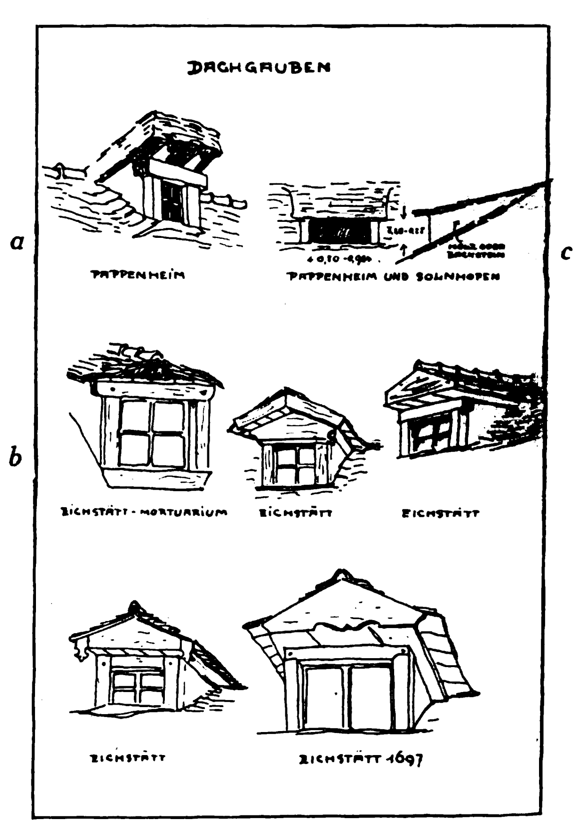


Abb. 20.

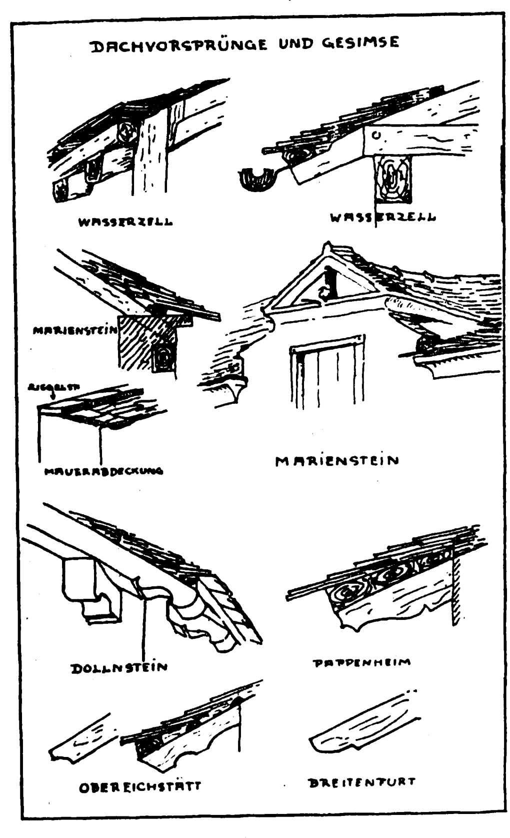


Abb. 21.

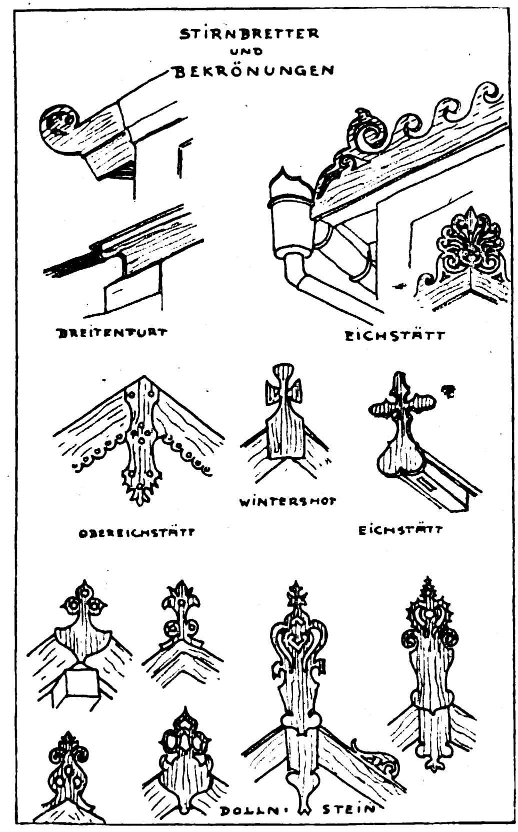
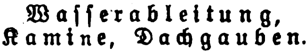


Abb. 22.

Ziegeleindeckung; der Grund hierfür liegt darin, daß bei dem flachen Neigungswinkel des Legschieferdaches von 30° die Längen der Dachstuhlhölzer und die Beanspruchung durch Wind wesentlich geringer sind als bei dem Ziegeldach, das nicht unter einem Neigungswinkel von 45° ausgeführt werden sollte. Näheres ist in einem späteren Abschnitte dargelegt. Für ein Dach von 12 m Spannweite ergibt die statische Berechnung bei Entfernung der stehenden Dachbinder von 4 m und der Sparren von 80 cm für die Pfosten die Stärke von 25/25, für die Sparren 14/16, für die Mittelpfetten 14/16, für die Firstpfette 14×18. Die mit Recht fast ausschließlich vorkommende Form des Daches ist das Satteldach zwischen 2 Giebeln. Bei der flachen Neigung des Daches wird die Verwendung des stehenden Stuhles bevorzugt, doch lassen sich alle auch bei Ziegel- und Schieferdächern üblichen Dachkonstruktionen, vor allem auch in Verbindung mit einem Kniestock, verwenden. Die Abbildungen 15 und 16 zeigen ältere und neuere Dachstühle mit Angabe der Holzstärken. Hierbei sei auf einige Eigentümlichkeiten hingewiesen. In früherer Zeit war die jetzt übliche Befestigung der Sparren mit Eisennägeln auf der Pfette nicht üblich; bei einem Eichstätter Dachstuhle von 1581 (bei Kreuzer) ist oberhalb der Pfette jeder Sparren auf der Unterseite mit einem Holznagel versehen, um den Sparren an dem Abrutschen zu hindern; in einem aus spätgotischer Zeit in Marienstein befindlichen Haus (Schmidt) hat jeder zweite Sparren eine angenagelte Holzaufsattelung als Gleitschutz; in ähnlicher noch kräftigerer Weise sind die Sparren im Dache des Seitenschiffes der gotischen St. Galluskirche in Pappenheim gesichert.



Abb. 23. Eichstätt, Dachgaube.



Wasserableitung, Kamine, Dachgauben.

Besonderer Wert wurde vor der nunmehr durchgeführten Wasserversorgung, besonders in der wasser-

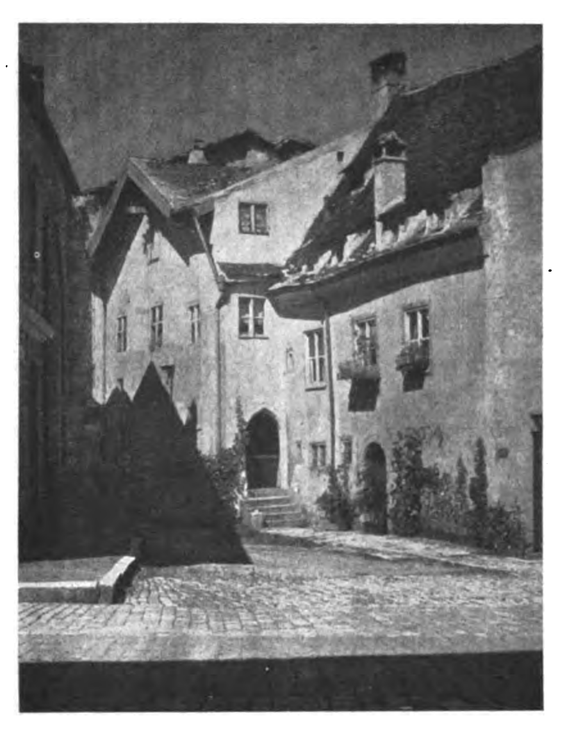


Abb. 24. Eichstätt, Gothisches Haus.

armen Hochebene, auf die Gewinnung des Regenwassers gelegt, das mit einem oft verwickelten Netz von Dachrinnen und Abfallrohren der Zisterne zugeleitet wurde. In früherer Zeit war die Anwendung der Holzrinne üblich, die allmählich durch die Blechrinne verdrängt wird. Die Abbildungen 17 u. 19 zeigen die Form und Befestigung der Holz- und Blechrinnen; an die Stelle der früheren Stein- und Holzträger sind vielfach die auch bei sonstigen Dächern üblichen Rinneisen getreten.

Häufige Durchbrechungen der Dachhaut sind mit Recht nicht allgemein üblich wegen der an diesen Stellen leicht auftretenden Undichtigkeiten. Auf dem Lande ist daher die Dachfläche meist völlig glatt, nur von den sparsam angelegten Kaminen durchbrochen. Diese erhalten meistens eine eigenartige Abdeckung mit Kalkplatten. Die Abbildung 18 zeigt die hauptsächlichsten Formen.

In den mehr städtischen Bezirken, in denen die Benützung der Dachräume häufiger ist, führte das Bedürfnis, dem Dachboden Licht zuzuführen, zur häufigeren Verwendung von Dachgauben. Die ältere Form löste die Forderung, Licht zuzuführen ohne die Dachfläche stark zu durchbohren, in eigenartiger Form durch die Verlängerung der einen Dachfläche (Abb 20a). Ältere, gleichfalls in guter Weise aus dem Baustoffe hervorgegangene Lösungen für Dachluken finden sich vereinzelt in Solnhofen und Pappenheim (Abb. 20c). Zur Schleppgaube mit größerer Lichthöhe konnten sich diese Luken nicht ausbilden, da die Neigung des Gaubendaches zu flach geworden wäre; daher half man sich, wie bei dem aus gotischer Zeit stammenden Mortuarium beim Dom in Eichstätt durch eine schwache seitliche Abwalmung der im übrigen beibehaltenen Form der Schleppgaube (Abb. 20b). Hieraus haben sich dann zum Teil unter Einwirkung von Stileinflüssen verschiedene Gaubenformen entwickelt, wie die Abbildungen im einzelnen zeigen; sogar halbkreisförmige Gauben wurden in der Biedermeierzeit in geschickter Weise eingedeckt. Damit sind im wesentlichen die konstruktiven Grundlagen des Legschieferdaches dargelegt. Der weiteren Ausbildung der Dachformen und der Dachvorsprünge ist nur die durch die Dachneigung vorgeschriebene Grenze gesetzt; es finden sich daher auch, dem Wechsel des Geschmackes folgend, die verschiedenartigsten Ausbildungen. (Abb. 21.)

Das Dach im Wechsel der Stilformen.

Es ist nicht uninteressant zu verfolgen, wie sich die verschiedenen Baustile mit dem flachen Legschieferdach abgefunden haben. Die Gotik hat das flache Dach fast nur bei Gebäuden untergeordneter Art angewendet und für Kirchenbauten



Abb. 25. Eichstätt, Hangbebauung.



Abb. 26. Eichstätt, im Buchtal.

steile Dächer in Ziegeldeckung bevorzugt. Anscheinend konnte nur der Mangel an Mitteln in einzelnen Fällen zur Verwendung des Legschiefers an kirchlichen Gebäuden zwingen, so bei dem Chor der Kirche in Arnsberg und bei der Galluskirche auf dem Friedhofe in Pappenheim, deren Chor- und Seitenschiffe mit Legschieferdachung versehen sind, während das ursprünglich jedenfalls auch mit Legschiefer gedeckte Mittelschiff noch in gotischer Zeit mit einem steilen Ziegeldache gedeckt wurde. Bei den Profangebäuden der gotischen und der Renaissancezeit wurde die Stellung des Giebels gegen die Straße bevorzugt, dadurch entstanden besonders in Eichstätt eigenartige Straßenbilder (Abb. 26 bis 30). Große Speicherräume waren besonders im Innern der Städte notwendig und bei den gegen die Straße oft schmalen Grundstücken nur dadurch zu erzielen, daß der Giebel des Daches senkrecht gegen die Straße gerichtet wurde. Daraus ergeben sich sehr weitgespannte Dächer von großen Ausmaßen; der erforderliche Speicheraufzug wurde in einen kleinen Giebelaufbau gegen die Straße, für den der Aufzugsbalken mit der Rolle eigentümlich ist, vorgesehen. Eine liebevolle Ausbildung haben fast stets die Bekrönungen und das Stirnbrett des Aufzugsbalkens, meist in der Form des Kreuzes erfahren. (Abb. 22.) Die in der Zeit der Gotik und der deutschen Renaissance übliche Höherführung des Giebels über die Dachfläche ist im allgemeinen vermieden, offenbar wegen der Schwierigkeit des Anschlusses; meistens deckt das Dach die Giebelmauer (Abb. 25—30); diese erhält oft einen Vorsprung, der entweder verputzt oder verschalt wird. Allerdings finden sich auch

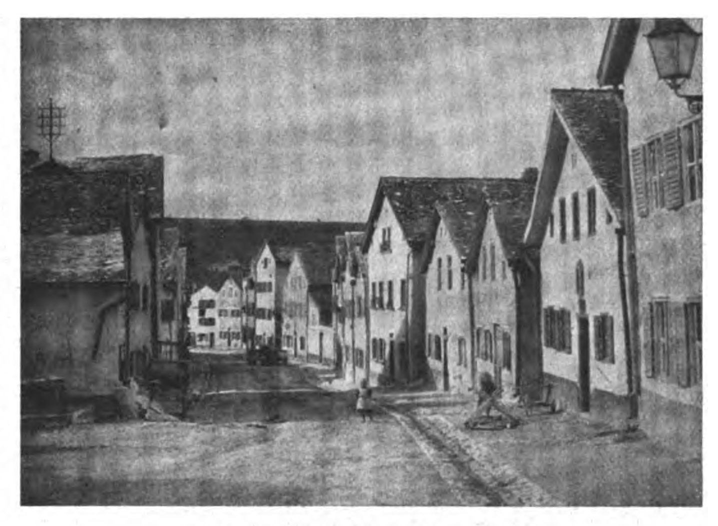


Abb. 28. Eichstätt, Straßenbild.



Abb. 29. Breitenfurt, Doppelgiebel mit Kehle.



Abb. 27. Eichstätt, Straßenbild.

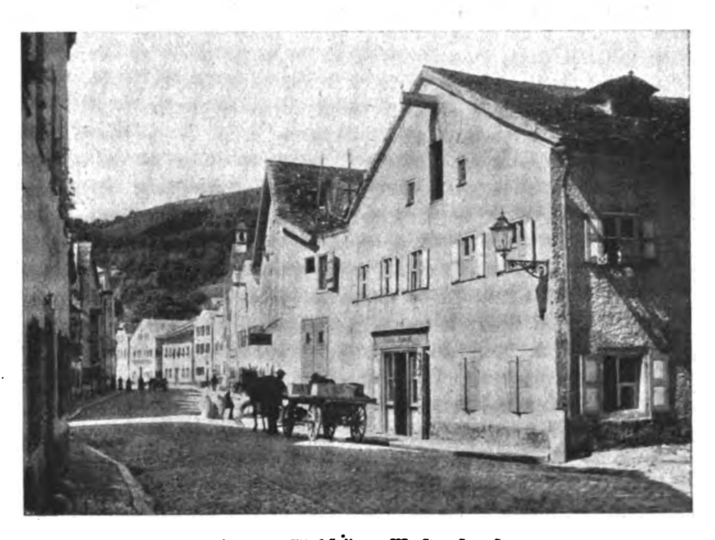


Abb. 30. Eichstätt, Westenstraße.

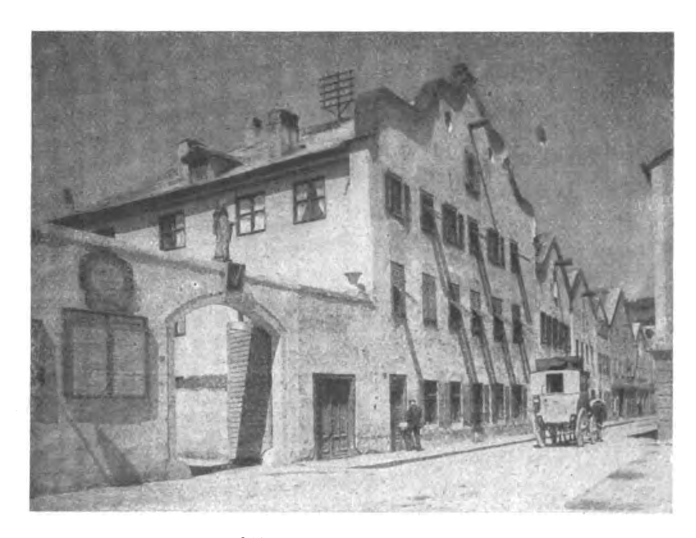


Abb. 31. Aus Eichstätt.

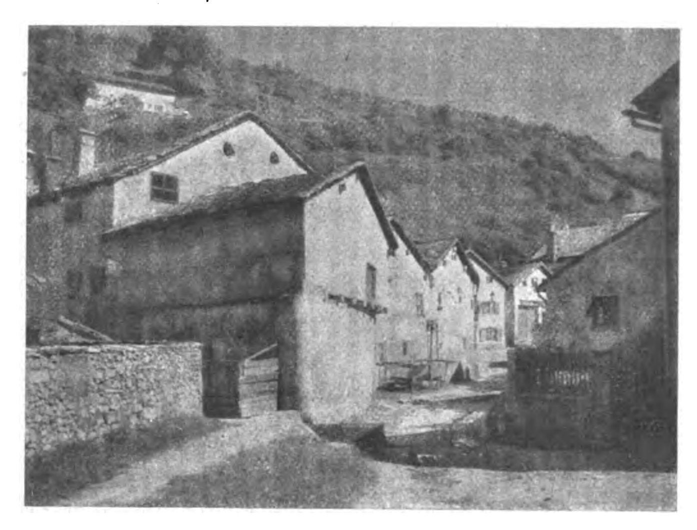


Abb. 32. Eichstätt, im Buchtal.



Abb. 33. Eichstätt, Cobenzel-Schlößchen.

Ausnahmen, die oft architektonisch bemerkenswert gelöst sind (Abb. 31). Bei Giebeln in Fachwerkkonstruktion ist stets ein durch die Holzlattung gebildeter Dachvorsprung vorhanden, der auf dem Lande meist roh belassen, in der Stadt vielfach mit Holz verschalt ist. Da der Dachvorsprung durch die kräftige Holzlattung genügend sicher getragen wird, sind keine Sparren zur Unterstützung des Vorsprunges notwendig, der letzte liegt in der Flucht der Mauer. Die Pfettenköpfe springen fast in allen Fällen über die Mauerflucht vor. (Abb. 32.) Der Dachvorsprung an der Traufe wird meistens durch Vorstehen der Sparren, in einigen Fällen auch durch Auskragen der Mauer hergestellt. (Abb. 17.)

Die flache Neigung des Daches war geeignet der Anwendung der italienischen Renaissance und daraus abgeleiteten Stilformen geradezu Vorschub zu leisten. Die besten Architekten der Renaissance- und der Biedermeierzeit haben sich daher auch nicht gescheut, das Legschieferdach, das wohl schon damals wie heute im allgemeinen als eine weniger vornehme Dachbedeckung angesehen wurde, auch für bedeutendere Bauten zu verwenden. So sind einige sehr reizvolle Architekturen entstanden. Bemerkenswert ist in dieser Zeit die häufigere Anwendung der abgewalmten Dachformen. (Abb. 33 u. 34.)

Die späteren Zeiten haben keine wesentlichen Veränderungen oder Verbesserungen der Konstruktion und keine Bereicherung der Grundformen gebracht, sondern sich darauf beschränkt, dem Dache durch äußerliche Zutaten ein der jeweiligen Geschmacksrichtung entsprechendes Aussehen zu geben. (Abb. 35.)

Wenn auch die angeführten Beispiele keinen erschöpfenden Überblick geben, so legen sie doch die gute Anpassungsfähigkeit und die Verwendungsmöglichkeit des Daches für die verschiedensten Zwecke und Formbildungen dar.

Vorzüge des Legschieferdaches.

Es ist bedauerlich, daß die Anwendung des Legschieferdaches im Rückgange begriffen ist und in der Hauptsache nur noch für ländliche Gebäude verwendet wird, denn ganz abgesehen von den Werten, welche die Dachbedeckung in schönheitlicher, volkswirtschaftlicher und volkskundlicher Hinsicht besitzt, — davon soll später noch die Rede sein — hat die Eindeckung auch große technische Vorzüge, zunächst hinsichtlich der Dauerhaftigkeit. Richtig ausgewählte Steine sind bei dem geschlossenen,



Abb. 34. Aus Eichstätt.

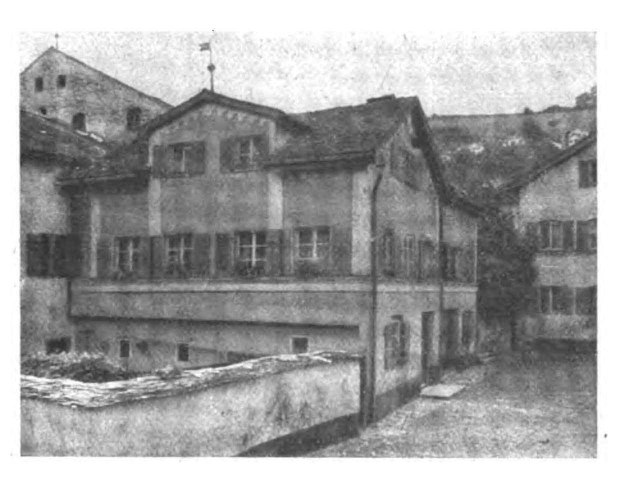


Abb. 35. Aus Eichstätt.

gleichmäßig feinen Korn der Kalkplatten außerordentlich dicht und haben eine sehr geringe Wasseraufnahme (etwa 2% des Gewichtes gegenüber 10% beim gebrannten Ziegel); sie sind daher wasserundurchlässig und frostsicher. Die dichte und vielfache Übereinanderlagerung der Platten trotzt starken Angriffen von Regen, Sturm und Schnee; neue Dächer können bis zu 50 Jahren ohne besondere Instandsetzung erhalten werden; kleinere Ausbesserungen, Dichtungen, Auswechseln zerbrochener Platten, Zurechtrücken verschobener Stücke, können bei der flachen Dachneigung ohne Rüstung und ohne erhebliche Kosten erfolgen; erst nach Ablauf von etwa 50 Jahren empfiehlt es sich, eine Umdeckung vorzunehmen, die mit wenig Kosten und unter Zugabe nur geringer Mengen neuer Platten eine Deckung liefert, die der Neudeckung nicht nachsteht. Eine Anzahl von Legschieferdächern liegt seit über 100 Jahren, abgesehen von oberflächlichen Verwitterungen, noch in unveränderter Dauerhaftigkeit, es konnte sogar bei einem Eichstätter Haus aus gotischer Zeit (in der Nähe der alten Pfarrkirche, erbaut 1472—1515) aus der gleichmäßigen Bräunung der Lattung und der auf derselben liegenden Kalkschiefer der Nachweis erbracht werden, daß hier noch die ursprüngliche, mindestens 400 Jahre alte Deckung vorliegt; das Dach ist vollständig dicht, das Holzwerk und der Holzfußboden sind gut erhalten. (Abb. 24.)

Ein weiterer Vorzug der Dacheindeckung ist die gute Wärmeerhaltung; sie erklärt sich aus der schichtenweisen Übereinanderlagerung der Steine, die zahlreiche Luftschichten einschließen; die feinen Verwitterungsteilchen und die sich ansetzenden pflanzlichen Bestandteile dichten die Fugen zwischen den Steinen so ab, daß die unteren Hohlräume zwischen den Platten nahezu ruhende Luftschichten enthalten. Dazu kommt die langsame, kühlende Verdunstung des in die Fugen kapillar eindringenden Wassers; die stärkste Sonnenhitze dringt nur einige Schichten tief ein, die Unterseite der Dacheindeckung zeigt keine starken Temperaturschwankungen, daher sind die unter Legschieferdächern befindlichen Räume im Sommer nicht zu heiß, im Winter warm.

Ein besonderer Vorzug des Legschieferdaches ist der große Schutz, den es vermöge seiner starken und widerstandsfähigen, gut isolierenden Steinschichtendecke gegen Flugfeuer und Funkenfall gewährt. Brandkatastrophen, wie sie bei anderen urwüchsigen Dachbedeckungen, wie bei Schindel- und Strohdächern vorkommen, sind ziemlich ausgeschlossen; die heute noch Dach an Dach aneinandergeschmiegten Reihenhäuser aus alter Zeit in Eichstätt sind hierfür ein sprechender Beweis. (Abb. 26, 32.)

Die technische Beschreibung des Legschieferdaches ist damit erschöpft; es dürfte der Nachweis erbracht sein, daß die Eindeckung keinerlei Nachteile besitzt und daher den besten Dachdeckungsmitteln als völlig gleichwertig an die Seite zu stellen ist, ja in mancher Hinsicht große technische Vorzüge aufweist. Aber auch in anderer Richtung, in schönheitlicher, wirtschaftlicher und heimatkundlicher Beziehung weist die Dachbedeckung schätzbare Werte auf, die im II. Teil näher dargelegt sind. Zuvor soll noch der Verwendung der Legschieferplatten zu anderen Zwecken gedacht werden. Die gute Abdichtung und



Abb. 36. Aus Eichstätt, Mauerabdeckung.

die anpassungsfähige Form machen die Steine besonders zur Abdeckung an Einfriedigungsmauern, Brandmauern, Pfeilern und dergl. geeignet. Die Abb. 35 und 36 zeigen an einigen Beispielen die technisch völlig einwandfreie Verwendungsmöglichkeit, die zugleich den Vorzug der großen Billigkeit besitzt. Früher wurden rechteckig bearbeitete Platten als Unterlage zum Trocknen von Ziegeldachplatten benutzt; sie erhielten zu diesem Zwecke einen mit der Zange ausgebrochenen Ausschnitt zum Einlegen der Nasen der Ziegel.



Abb. 37. Aus Kipfenberg.
1.) Legschieferdach, 2.) Mischdach, 3.) Zwicktaschendach.

4. Die Verwendung der Zwicktaschen.

Wenn auch die Verwendung der Kalkplatten in dieser Form technisch nicht sehr empfehlenswert ist, so soll sie der Vollständigkeit halber doch kurz dargestellt werden.

Im allgemeinen können die Zwicktaschen in gleicher Neigung und in gleichen Anwendungsformen wie gebrannte Dachziegel verwendet werden; die Unterlagsplatten vertreten die Stelle der Holzspließen. Das Gewicht (einschließlich Lattung) beträgt etwa gleichviel wie das einer entsprechenden Ziegeleindeckung. **Der Vorteil des Zwicktaschendaches liegt einzig in seinem geringen Gewicht; für untergeordnete Zwecke kann es daher manchmal von Vorteil sein. Es hat aber gegenüber dem etwa gleichteueren und kaum schwereren Ziegeldach den großen Nachteil der mangelnden Porosität. Daher beschlägt sich bei Temperaturunterschieden die Unterseite des Da**ches, **es treten Wasser- und Frostschäden auf, das Dach ist wegen der dünnen Dachhaut im** Sommer sehr heiß, im Winter sehr kalt; es sollte daher für Wohngebäude nur mit **Vorsicht** zugelassen werden. Die Zwicktaschen werden auch oft zum Ausbessern von Ziegeldächern verwendet; es entstehen dann sogen. Mischdächer, die sowohl wegen ihres unruhigen Aussehens, wie wegen ihrer verschiedenartigen Deckungsart nicht nachahmenswert erscheinen. (Abb. 14 und 37.) Das Verwendungsgebiet der Zwicktaschen ist bei ihrem geringen Gewicht und ihrer regelmäßigen Gestalt, die eine billige Versendung möglich machen, größer als das der Legschieferplatten.

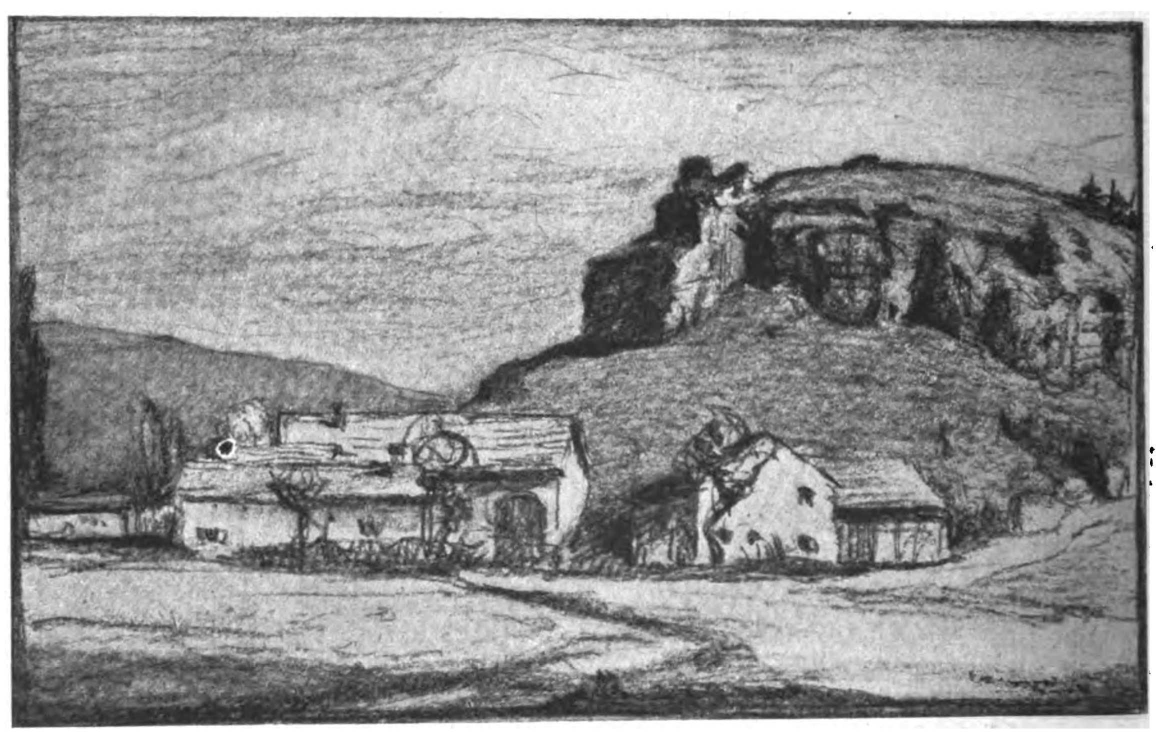


Abb. 38. Bei Pfünz.



II. Teil.

(Das Kalkplattendach in seinen kulturellen Beziehungen.)

1. Kulturgeschichtliches.

Die Herstellung und Erhaltung eines guten Daches ist für die Wohnlichkeit eines Hauses von ausschlaggebender Bedeutung, besonders in Gegenden mit rauherem Klima; das Dach erst macht die Mauerwände des Gebäudes wohnlich, breitet seine schützende, warmhaltende Decke darüber aus und gibt das Gefühl des Geborgenseins, des Behaglichen.

Als der Mensch sich aus unwirtlichen Höhlen ins freie Land hinauswagte, wird er sich zunächst nur mit einem zeltförmig zusammengefügten Dach begnügt und seine Sorge allein darauf gerichtet haben, eine möglichst dichte, sichere Decke zu schaffen; er suchte geeignete Stoffe, die ihm die Natur bot, er nahm das Holz, das Stroh, den Schiefer; ein so geeigneter und leicht zu gewinnender Baustoff wie der Kalkschiefer hat sicher seit Urzeiten als Dachdeckmittel gedient; im Schutte römischer Niederlassungen ist die Anwendung als Dachdeckstoff nachgewiesen; einer so ursprünglichen Dekkungsart kann daher der Anspruch auf kulturgeschichtlichen Wert nicht versagt werden.

2. Wirtschaftliches.

Die Ausbeutung der technisch vielseitig verwendbaren Plattenkalke ist in dem wasserarmen, nicht sehr fruchtbaren Gebiete, dem sonstige Industrien mangeln, von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung.

Nach der Bavaria (Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern 1865) waren damals in 75 Betrieben 67 Betriebspersonen und 286 Arbeiter beschäftigt; es heißt dort Seite 1054, daß die Ausnützung nicht sehr planmäßig geschehe und sich vielfach dem Raubbaue nähere. Die Nachfrage sei wachsend, insbesondere zufolge der erleichterten Verführung auf dem Donau-Main-Kanale; so werde der Bevölkerung mannigfacher Verdienst geboten, denn ein geschickter Arbeiter zwicke des Tages 5—600 Platten ohne übermäßige Anstrengung und erhalte für 100 Stück 12 Kreuzer und mehr. Gümbel (Geologie von Bayern 1894) führt an, daß die Solnhofer Plattenkalke eine großartige Steinbruchindustrie begründet haben; in der Eichstätter Gegend gibt er die Zahl der Steinbrüche auf etwa 60 an. In den Brüchen bei Solnhofen und Mörnsheim rechnet man durchschnittlich, daß das gesamte Steinbruchmaterial aus 60% unbrauchbarem Haldensturz und 40% brauchbarem Schiefer besteht; unter letzterem befinden sich 26% Belegsteine (Legschiefer), 7% Dachschablonenschiefer (Zwicktaschen) und 7% Lithographiesteine; alle anderen Brüche der Gegend liefern nur Material zum Dachdecken und zu Bodenplatten.

Die mit der Eisenbahn verfrachtete Gesamterzeugung innerhalb des ganzen bayerischen Gebietes im Jahre 1886 betrug nach Gümbel an Dachplatten und Bodenbelegsteinen 12 387 Tonnen im Geldwert von 138 533 M. und an Lithographiesteinen 4802 Tonnen im Werte von 400 280 M.

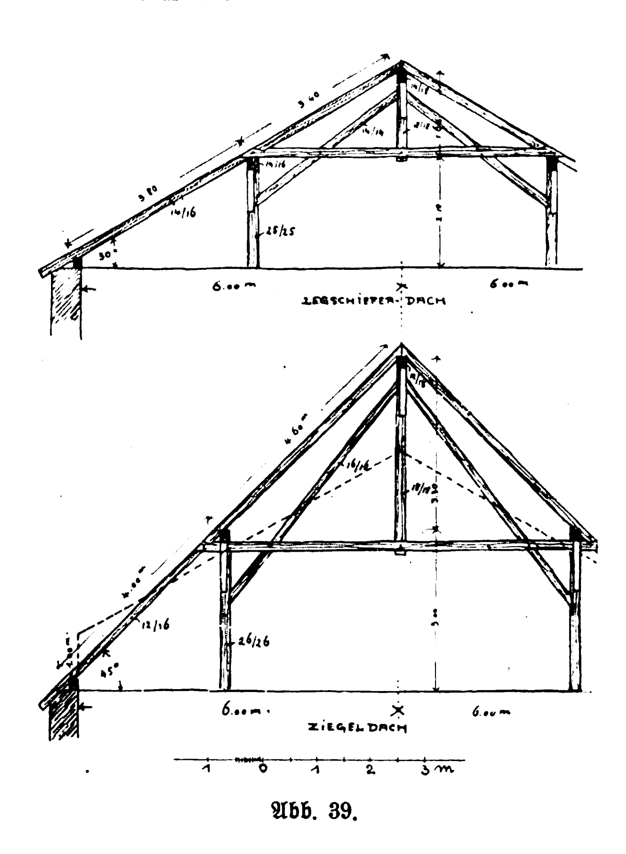


Abb. 39.

Die während des Krieges eingetretenen außergewöhnlichen Verhältnisse hatten die Erzeugung fast völlig lahmgelegt. Verläßliche Erhebungen über den Stand vor dem Kriege lassen sich jetzt nicht anstellen; im allgemeinen kann jedoch gesagt werden, daß die Nachfrage nach Dachplatten im Rückgange begriffen ist. Nach der Meinung Sachkundiger wäre dieser Betriebszweig ganz sicher entwicklungsfähig, wenn die Nachfrage gesteigert werden könnte. Die Löhne waren bisher niedrig, weil meist nur noch ältere, zu anderen Steinbrucharbeiten nicht mehr geeignete Männer oder weibliche Personen beschäftigt wurden.

Es erscheint nicht unwichtig, den Gründen dieses Rückganges näher nachzugehen. Zunächst ist es einleuchtend, daß die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse und die Bemühungen der Dachziegelindustrie um Erweiterung ihres Absatzgebietes ein allmähliches Eindringen fremder Bedeckungsstoffe in bisher unberührte Gegenden bewirkt. Die größere Freizügigkeit der Architekten, Techniker und der Handwerksmeister bringt es mit sich, daß die althergebrachte Dachdeckungsart oft weniger in ihrem Wert und Wesen erkannt wird, daß die Geschicklichkeit im Eindecken und im Instandsetzen der Dächer verloren geht, und daß oft aus Bequemlichkeit fremdartige, den Bestellern und Handwerkern bekanntere Dachdeckungsstoffe empfohlen und angewendet werden. Ein weit verbreiteter Einwand, der oft die Verwendung des Legschiefers besonders bei Errichtung von Neubauten hindert, ist die Anschauung, daß das Dach zu schwer sei, daß der Verbrauch an Holzwerk zu hoch sei und daß daher das Dach sich zu teuer stelle. Dieser Einwand erscheint so einleuchtend, daß er gewöhnlich als zutreffend angenommen wird, denn während 1 qm Dachfläche beim Legschieferdach etwa 275 kg wiegt, beträgt das Gewicht eines doppelt gedeckten Ziegeldaches samt Sparren und Lattung nur 95—100 kg. Es läßt sich jedoch nachweisen, daß die Annahme eines höheren Holzverbrauches für die Dachkonstruktion beim Legschieferdach nicht zutrifft, daß vielmehr bei gleicher Spannweite der Dächer das Legschieferdach etwa den gleichen Holzaufwand erfordert als das Ziegeldoppeldach. Auf der beigegebenen Zeichnung Abb. 39 ist der Querschnitt eines stehenden Dachstuhles von 12 m Spannweite für Ziegelbedeckung und für Legschieferdachung dargestellt. Die in beiden Fällen erforderlichen Holzstärken sind durch statische Berechnung ermittelt. Dabei wurden folgende Annahmen zugrunde gelegt:

für das Legschieferdach, Gewicht für 1 qm geneigter Dachfläche einschließlich Sparren und Lattung . . . . 275 kg
für das Ziegeldach . . . . 95 „
Schneelast für 1 qm Horizontalprojektion . . . . 65 „
Winddruck senkrecht zur Windrichtung per qm . . . . 150 „
Die Gesamtbelastungen ergeben für das Legschieferdach . . . . . 412 kg/qm
für das Ziegeldach . . . . . . 292 „ „
Das für einen Dachbinder erforderliche Bauholz berechnet sich:
beim Legschieferdach auf . . . 0,687 cbm
„ Ziegeldach „ . . . 1,035 „

Ermittelt man des besseren Vergleiches wegen die ganze für einen Dachstuhl von 12 m lichter Weite und 14 m Länge in beiden Fällen erforderliche Holzmenge, so ergibt sich:

für das Legschieferdach ein Bedarf von 7,322 cbm
„ „ Ziegeldach „ „ „ 8,229 „

Der Holzverbrauch ist demnach annähernd in beiden Fällen der gleiche, auch wenn statisch günstigere Konstruktionen gewählt werden.

Das Legschieferdach ist aber, wenn es sich um die Überdeckung eines Hauses von 12 × 14,00 m handelt, nicht nur im Holzwerk, sondern auch im Mauerwerk billiger, denn die Ausmauerung der Giebel mit $1\frac{1}{2}$ Stein starken Mauern erfordert

beim Legschieferdach . . . . 17,78 cbm
„ Ziegeldach . . . . . . 29,64 „
demnach mehr beim Ziegeldach . 11,86 cbm
d. i. rund 66%.

Dazu kommt, daß die Kosten der Eindeckung mit dem Legschiefer im Erzeugungsgebiete nie-

briger sind, als die der Ziegelbedeckung und daß die einzudeckende Fläche beim Ziegeldach um 272—224=48 qm, d. i. um 21% größer ist als beim Legschieferdach. Unter Annahme von Mittelpreisen aus dem Jahre 1914 würden sich die Kosten des Daches samt Giebelausmauerung berechnen:

beim Legschieferdach auf . . . 1517.— M
„ Ziegeldach „ . . . 2322.— M
demnach beim Ziegeldach mehr um 805.— M
d. i. 53%.

Es kann gegen diesen Vergleich eingewendet werden, daß das Ziegeldach durch seine steile Dachneigung und größere Höhe einen größeren Nutzraum unter dem Dache bietet und daß demnach auch ein höherer Aufwand sich rechtfertigt. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Gewinnung des Nutzraumes zwar nicht immer notwendig und erwünscht ist, daß aber der gleiche Nutzraum wie beim Ziegeldach, auch beim Legschieferdach dadurch geschaffen werden kann, daß ein Kniestock von etwa 80 cm Höhe eingefügt wird, so daß der in der Zeichnung des Ziegeldaches einpunktierte Dachquerschnitt entsteht. In diesem Falle entsteht beim Legschieferdach ein Zuwachs an Holzverbrauch durch Verlängerung der Pfosten von 0,3 cbm und an Mauerwerk ein Zuwachs von 15,81 cbm. Die Kosten des Legschieferdaches mit Kniestock berechnen sich darnach auf 1908 M. Es ist also bei gleicher Raumausnützungsmöglichkeit des Dachbodens das Legschieferdach immer noch um 414 M., d. i. um rund 22% billiger als das Ziegeldach.

Aus diesen zahlenmäßigen Feststellungen geht hervor, daß der Einwand, das Legschieferdach sei zu teuer, nicht zutreffend ist, und daß es wirtschaftlich vorteilhaft wäre, die Verwendung des Legschiefers zu fördern in einer Zeit, die mit Geld und Kohle sparsam umgehen muß. Allein es stehen der allgemeinen Verwendung auch noch andere, nicht zu unterschätzende Hemmnisse entgegen. Die ortseinsässige Bevölkerung, welcher die Dachbedeckung mit Legschiefer, das Steindach, wie es vielfach genannt wird, etwas Gewohntes ist, hält die fremden hereindringenden Dachbedeckungsstoffe meist für besser und schöner als ihr rauhes Dach; es gilt, gerade weil es billig ist vielfach als das Dach der Armut und als etwas Unschönes. Daher ist es angebracht, auch in schönheitlicher Beziehung den Wert der Legschieferbedachung zu untersuchen.

3. Schönheitliches.

Als ästhetisch befriedigend wird eine Dachform und eine Dachbedeckung angesehen werden können, welche den Zweck und das Wesen des Daches verständlich zum Ausdruck bringt. Ein nahezu ebenes Dach, wie das Holzzementdach wird schönheitlich nie ganz befriedigend wirken, da es von unten nicht sichtbar ist und nicht den Eindruck vermittelt, als könnte es die Niederschläge richtig ableiten. Eine erkennbare Neigung der Dachflächen ist wenigstens für das Empfinden des im rauhen Klima des Nordens Aufgewachsenen die erste ästhetische Forderung. Die Dachfläche selbst soll das Gefühl der Sicherheit erwecken; eine gewisse Stärke der Dachdeckung und ihrer Einzelteile, die Deutlichkeit der Zusammenfügung ist dazu erforderlich; alle diese Voraussetzungen sind beim Legschieferdach gegeben durch die gleichmäßige Übereinanderschichtung der ziemlich starken Kalkschieferplatten, in viel weniger befriedigender Weise dagegen beim Zwicktaschendach, das eine ähnliche Glätte und Regelmäßigkeit wie das Pappdach oder das Kunstschieferdach aufweist. (Abb. 40.) Bei derartigen Dachbedeckungen fällt meist auch die wenig günstige Gleichmäßigkeit der Färbung auf. Die Farbe des Legschieferdaches ist anfangs grauweiß bis graugelb in verschiedenen zusammenstimmenden Abtönungen, allmählich setzen sich kleine dunkle Moose und farbige Algen an, einzelne Dachsteine bleiben unter dem Einflusse der oberflächlichen Verwitterung ganz hell, andere färben sich dunkler; das ohnehin kräftige Relief des Daches wird durch diese Farb-

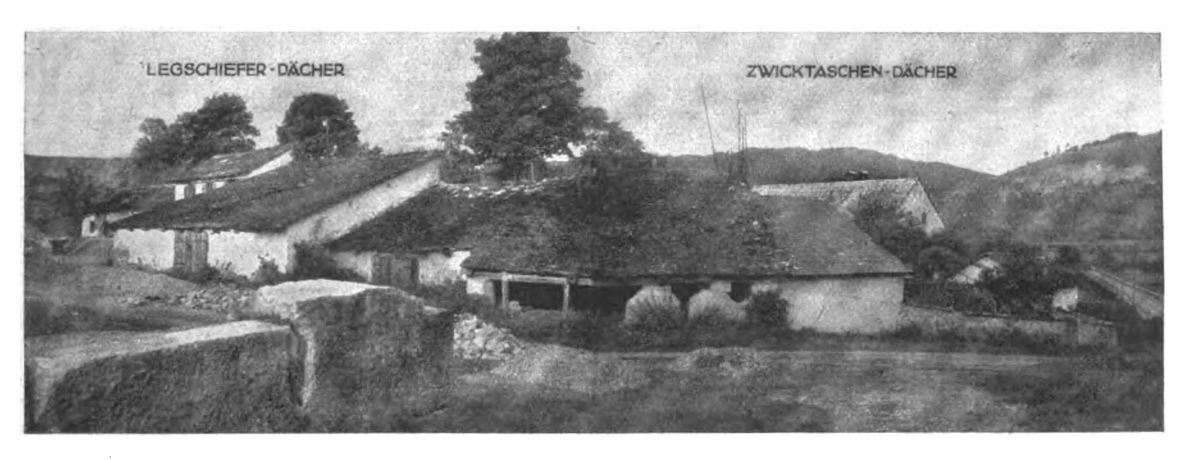


Abb. 40. Bei Eichstätt: Vergleich des Aussehens der Legschiefer- und der Zwicktaschendächer.



Abb. 41. Aus Obereichstätt.

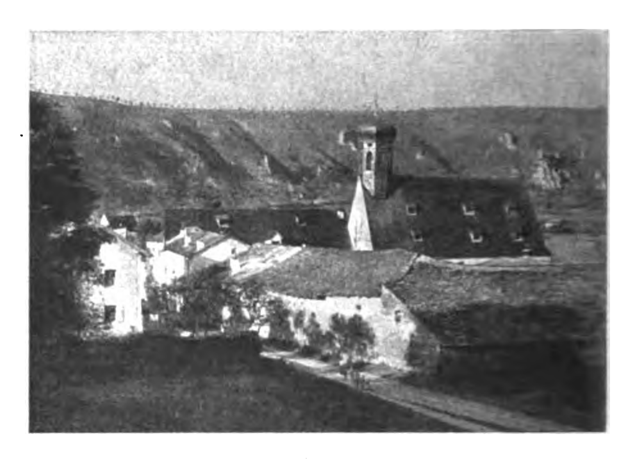


Abb. 42. Marienstein bei Eichstätt.



Abb. 43. Aus Eichstätt.



Abb. 44. Aus Pfünz.

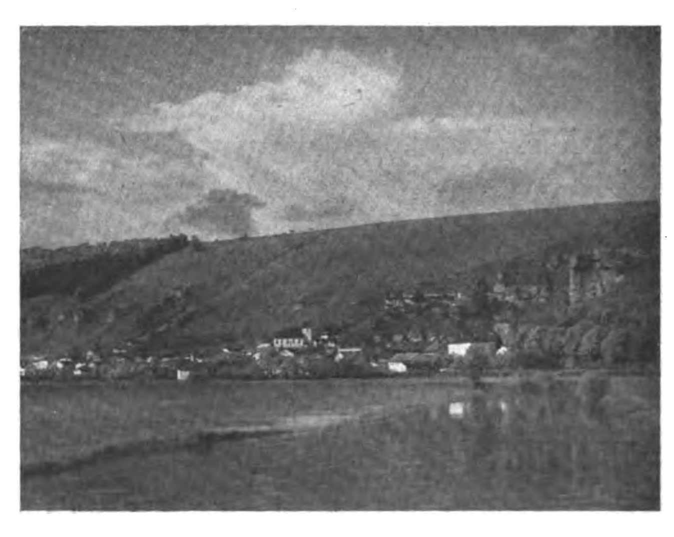


Abb. 45. Obereichstätt.

abtönung aufs beste unterstützt, die Erscheinung in der Nähe sehr stark und lebhaft, in der Ferne geht das Spiel der Farbtöne in ein gelbliches Grau über; die Zusammensetzung und Schichtung der Dachfläche ist dank der Farbenunterschiede auf weitere Entfernung noch sichtbar, der Gesamteindruck ist derb und käftig, jedoch ohne Härten, daher in hohem Maße malerisch, der graugelbe Ton des Daches steht mit dem Mauerputz in gutem Einklang und bildet mit dem Blau des Himmels einen so lebhaften Gegensatz, daß häufig Bilder von südländischer Pracht entstehen.

In dem guten Zusammenklingen des Kalkplattendaches mit dem Himmel und mit dem eigenartigen geologischen Aufbau der Juralandschaft liegt der besondere schönheitliche Wert der Dachbedeckung im Landschaftsbild; die einzelnen Bauten erscheinen fast wie ein Teil der vielgestaltigen Juraformationen, da das Dach in Farbe, Form und sogar in der Schichtung mit seiner Umgebung förmlich zusammen verwachsen ist und sich nirgends störend vordrängt. (Abb. 41—45.)

Auch dort, wo die Dächer in den Siedelungen sich zu Gruppen gesellen, beleben sie das Bild ohne es zu stören; wie die Feldstücke des Jura liegen die Häuschen zusammengeduckt, unter ihrer schützenden Dachhülle sicher geborgen. Niemand, der die Bahnstrecke im Altmühltal von Eichstätt bis Treuchtlingen befährt, wird sich dem Eindrucke der eigenartigen Dächer und der stimmungsvollen Einheit von Natur und Menschenwerk entziehen können. (Abb. 45 bis 48.)

Ein Gefühl der Behaglichkeit beschleicht den Beschauer, wenn er vom Rathausturm in Eichstätt oder von den Höhen herab auf das Stadtbild sieht, wie ruhig ist die Einheit der Dachform, der Dachneigung und der Farbe der Kalkplattendächer, wie geschlossen ist der Eindruck des Stadtbildes, wie wirksam heben sich die dunklen Ziegeldächer der öffentlichen Gebäude von der Masse der grauen Wohnhausdächer ab, wie einträchtig stehen die verschiedenartigsten Giebelformen mit den Stilmerkmalen von Jahrhunderten beieinander, verbunden durch die Gleichartigkeit der Dachneigung und der Dachdeckung. (Abb. 49, 50, 51.)

Ein Bedachungsstoff, der so ausdrucksfähig ist, und sich allen Verhältnissen so zwanglos einfügt, kann schönheitlich nicht als minderwertig anerkannt werden.



Abb. 46. Bei Eichstätt.

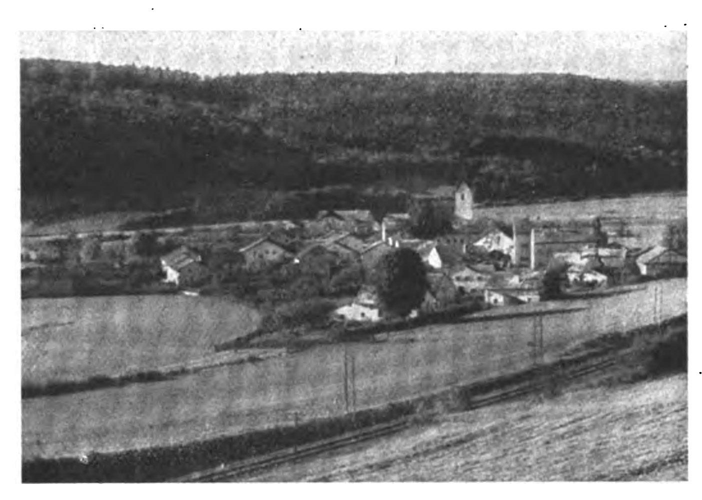


Abb. 47. Breitenfurt.



Abb. 48. Sägemühle bei Riedenburg.

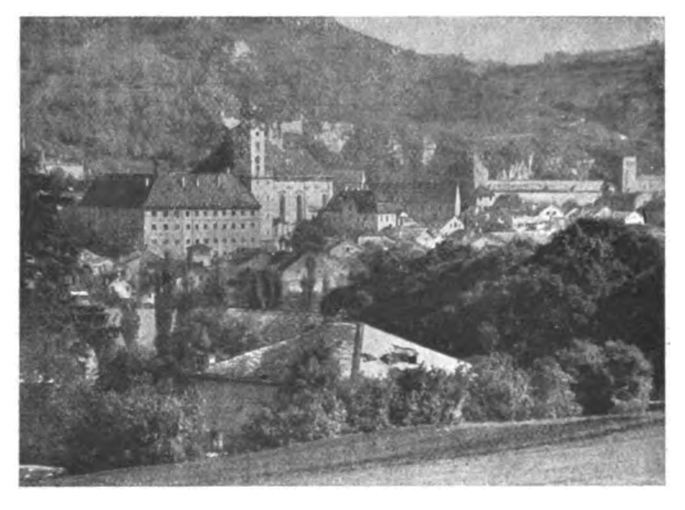


Abb. 49. Eichstätt, Kloster St. Walburg



Abb. 50. Eichstätt, Teilansicht.



Abb. 51. Straßenbild aus Eichstätt.

4. Heimatschutz und Aufgaben der Verwaltung.

Es wurde darzulegen versucht, welche technischen Vorzüge die Verwendung des Legschiefers als Dachdeckung besitzt, welche wirtschaftlichen Vorteile in der Gewinnung und Verwertung des Baustoffes liegen, welche schönheitlichen Vorzüge die Anwendung verbürgt. Man könnte sagen, es sei eine rein persönliche Sache der Beteiligten, sich diese Vorteile zu verschaffen, die Verwaltung hätte gar keinen Anlaß, irgendwie einzugreifen und das Verfügungsrecht des Einzelnen in der Wahl des Dachbedeckungsstoffes zu beschränken. Allein es steht hier nicht nur der Vorteil und die persönliche Anschauung des Einzelnen in Frage, sondern sehr erhebliche und längst anerkannte Interessen der Allgemeinheit. Viele der bereits gezeigten Abbildungen und besonders die diesem Abschnitte beigegebenen Lichtbildaufnahmen (Abb. 52—63) legen dar, daß es nicht möglich und angängig ist, das Dach für sich allein als besonders bemerkenswerten Gegenstand losgelöst von seiner Umgebung zu betrachten, daß vielmehr sein Wert nur im engsten Zusammenhang mit seiner landschaftlichen und baulichen Umgebung gewürdigt werden kann; es ist in seiner urwüchsigen Form zu einem wichtigen eindrucksvollen Bestandteil des Landschafts- und Ortsbildes geworden und gehört als solcher der Allgemeinheit. Mit Recht kann verlangt werden, daß es nicht in das Belieben eines Einzelnen gestellt wird, ein allgemein als schön anerkanntes und geschütztes Natur- und Baudenkmal im Altmühlgebiet durch eine einzige ungeschickt gewählte und eingefügte Dachbedeckung und Dachform auf lange Zeit zu beeinträchtigen, vielleicht völlig zu entwerten.

Es ist Sache des Heimatschutzes hier einzugreifen. In den meisten Bezirken sind bereits zum Schutze dieser heimischen Deckungsweise distrikts- und ortspolizeiliche Vorschriften erlassen, die Tätigkeit der Behörden hat jedoch nicht immer zu dem wünschenswerten Ergebnis führen können, weil es bisher an vollständigen und verlässigen Grundlagen zur Beurteilung der sehr verschiedenartigen Anforderungen des Heimatschutzes im Gebiete des Legschiefers gefehlt hat. Besonders hat die manchmal erweckte Meinung, es sei in allen Fällen notwendig, das einheimische Dach zu erhalten oder neu anzuwenden schon zu unerfreulichen Auseinandersetzungen geführt. Das Beispiel Eichstätts (Abb. 50), wo fast sämtliche öffentliche Gebäude mit Ziegeln bedeckt

sind, das Beispiel Mörnsheims (Abb. 59) zeigt, daß es sehr wohl möglich ist, neben dem Legschieferdach auch andere Bedeckungsarten unter Ausnützung der Wirkung der Gegensätze befriedigend zu verwenden.

Es ist nicht erstrebenswert, das Legschieferdach wie ein totes Museumsstück zu erhalten, es muß vielmehr in seinem lebendigen Zusammenhang mit der Umgebung, in seinen Beziehungen zu Natur- und Menschenwerken behandelt werden. Dazu bedarf es allerdings der sorgfältigen Prüfung von Fall zu Fall und eines zielbewußten Vorgehens. Dies setzt voraus, daß den Verwaltungsbehörden von vornherein möglichst bestimmte Anhaltspunkte gegeben werden, wo, wann und wie eine Schutzmaßnahme zu treffen ist.

Die Tätigkeit auf verschiedenartigen und doch zusammengehörenden Gebieten des Heimatschutzes könnte vereinfacht und gefördert werden durch Schaffung eines Schutzgebietes im Bereiche des Legschieferdaches, die Vorbedingungen hierfür scheinen günstig. Das Gebiet, in dem das Legschieferdach einheimisch ist, kann geographisch geschlossen, abgegrenzt werden durch die Orte: Ingolstadt, Neuburg a. D., Daiting, Treuchtlingen, Ellingen, Berching, Hemau und Kehlheim (Abb. 2). Landschaftlich hat die Juraformation besonders in dem Flußgebiete der Altmühl eine Fülle hervorragender Schönheiten ausgebreitet, im Mittelpunkt des Gebietes liegt als Perle die Stadt Eichstätt mit Schätzen einer Blütezeit von Kunst und Wissenschaft, es finden sich alte trauliche deutsche Städtchen und Dörfchen, die ihre Eigenart und ursprüngliche Gestalt noch fast völlig rein erhalten haben, ein romantisches Flußgebiet in unberührter Schönheit, noch frei von störenden Ansiedlungen der Industrie, beherrscht den geologisch, botanisch und zoologisch hochinteressanten Landesteil; ein wertvolles Kapital liegt in dieser Fülle einzigartiger Schönheiten und kann noch für die Allgemeinheit gerettet werden; aber es soll nicht als totes Kapital liegen bleiben, sondern planmäßig der Obhut und dem gesunden Wachstum zugeführt werden.

Es liegt nicht im Rahmen dieser Schrift, hierüber ins Einzelne gehende Vorschläge zu machen, doch möge in allgemeinen Richtlinien angeführt werden, wie hier ein Schutzgebiet geschaffen und erhalten werden könnte:

I. Alle im Legschiefergebiete vorhandenen besonders bemerkenswerten Einzel- und Gesamtgegenstände des Heimatschutzes sollen nach bestimmten Richtlinien unter Mit-

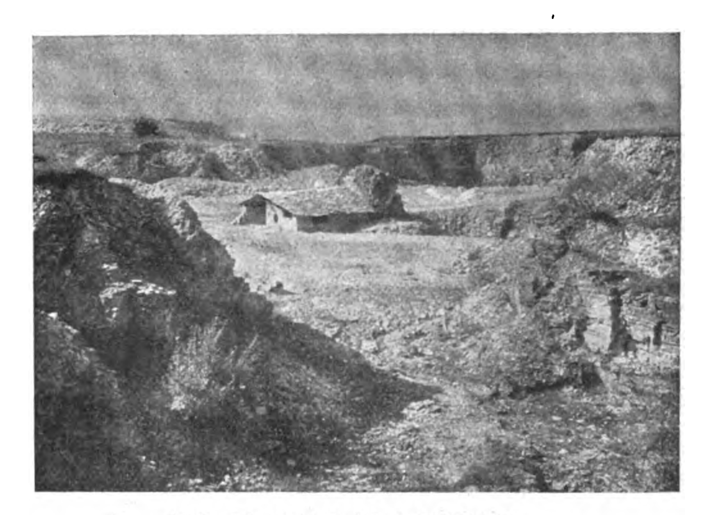


Abb. 52. Steinbruch bei Eichstätt.

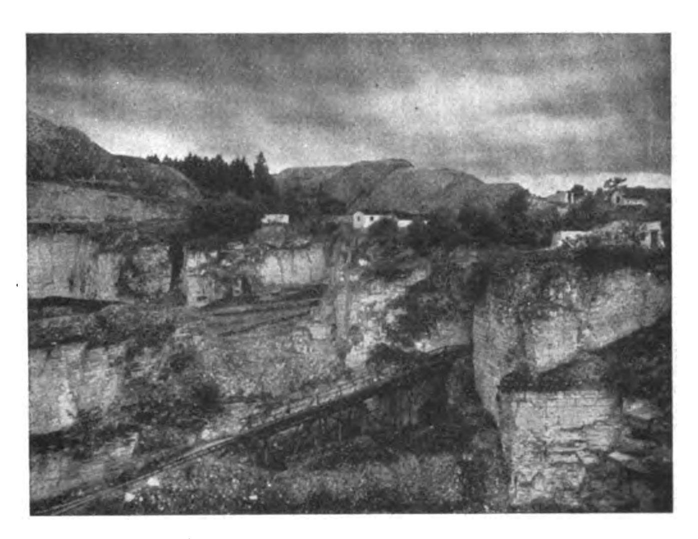


Abb. 53. Steinbruch bei Solnhofen.



Abb. 54. Eichstätt, Partie an der Altmühl.

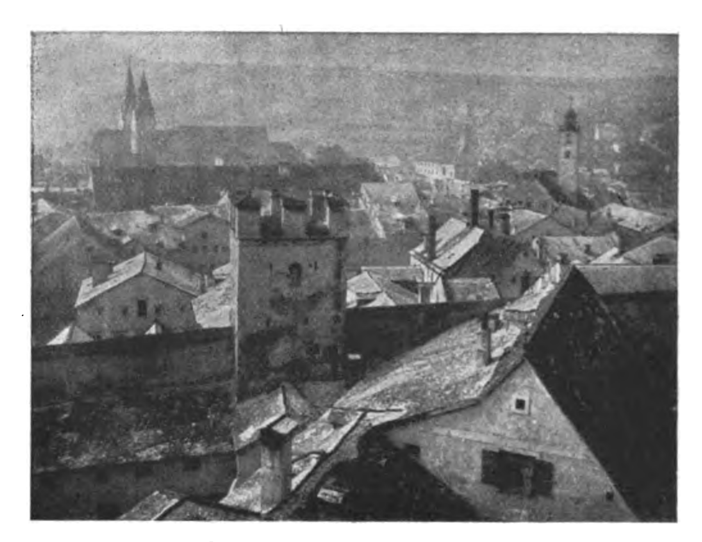


Abb. 55. Eichstätt, Teilansicht.

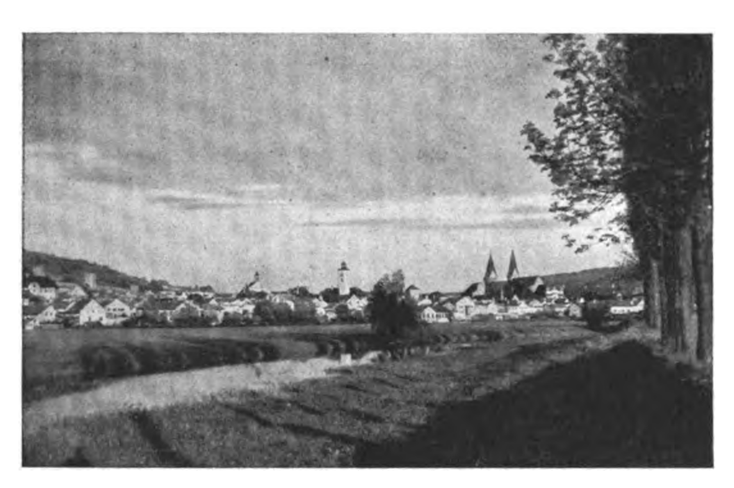


Abb. 56. Eichstätt.

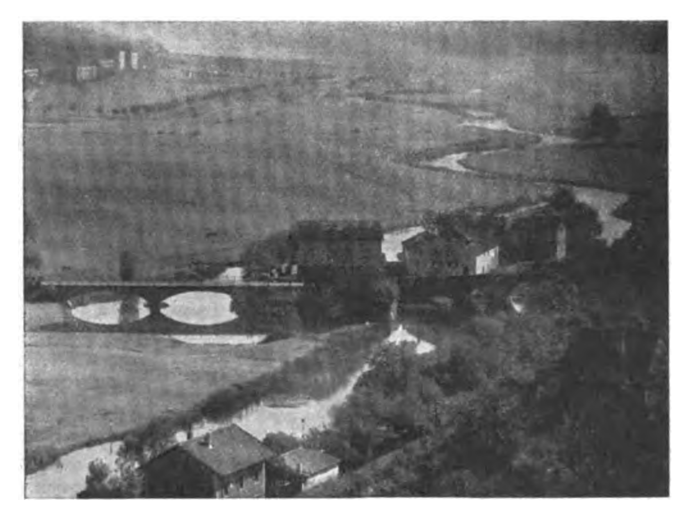


Abb. 57. Aus Eichstätt.

wirkung eines kleinen Ausschusses von Sachverständigen vollständig aufgenommen werden; die Stadt- und Gemeindeverwaltungen, die äußern Behörden, insbesondere die Baubehörden, die Vereinigungen zur Pflege des Heimatschutzes aller Art können zur Mithilfe herangezogen werden. Durch Ortseinsicht werden Umfang und Art der unter Schutz zu stellenden Objekte festgestellt und im einzelnen die erforderlichen Schutzgrenzen in Katasterblätter eingetragen. In den anzulegenden Verzeichnissen weisen kurze Angaben die Verwaltungsbehörden darauf hin, worin der Wert des Objektes liegt, nach welcher Richtung die Obhut sich erstrecken soll. Durch vollständige Darstellung jeden Gegenstandes in Zeichnungen, Lichtbildaufnahmen, auch durch Beigabe von künstlerischen Darstellungen, von Aufnahmen aus früherer Zeit und von anderen wertvollen Veröffentlichungen aller Art soll ein möglichst erschöpfender Überblick gegeben werden.

II. An der Hand dieser Grundlagen wird es den Verwaltungsbehörden unter Mitwirkung der äußern Stellen möglich sein, störende Veränderungen rechtzeitig zu bemerken und die erforderlichen Schutzmaßnahmen zu veranlassen. Wenn auch im allgemeinen polizeilicher Zwang möglichst zu vermeiden sein wird, so ist es doch notwendig, die bestehenden orts- und distriktspolizeilichen Vorschriften nachzuprüfen, nach Bedarf zu ergänzen oder neu zu erlassen. Bei Entscheidung in besonders wichtigen grundsätzlichen Fragen und bei einschneidenden Veränderungen wird der Ausschuß zu hören sein; die Wirkung solcher Änderungen wird nach der Ausführung in Lichtbildaufnahmen festzuhalten sein.

III. Eine solche sorgfältige Aufnahme der schätzenswerten Objekte wird es erleichtern durch Veröffentlichungen das Interesse der Allgemeinheit zu erwecken, das Verständnis und den Geschmack zu heben. An den Schulen und besonders an den Bildungsanstalten für Baukundige und Handwerksmeister könnte für die Ausbildung im Sinne des Heimatschutzes noch Manches geschehen, öffentliche Beratungsstellen könnten für die Verbreitung besserer Baugesinnung sorgen, an den Bauwerken des Staates und der Gemeinden müßten die Ziele des Heimatschutzes in die Wirklichkeit umgesetzt werden.

Schlußwort.

Es wurde versucht darzustellen, wie aus einer geologischen Merkwürdigkeit in einem kleinen Gebiet die Technik des Hausbaues Nutzen gezogen hat, wie stark dadurch das wirtschaftliche Leben die Gesamterscheinung der Landschaft und der Siedlungen beeinflußt wurde, welche kulturellen Werte aus dem Zusammenwirken von Natur und menschlicher Tätigkeit erwachsen. Es erscheint als eine dankbare und fruchtbringende Aufgabe, diese Werte als unzerstörbares Gut der Heimat zu sichern in einer Zeit, in der wir sonst so Vieles verlieren müssen.



Abb. 58. Eichstätt, Hangbebauung an der Sebastiansgasse.

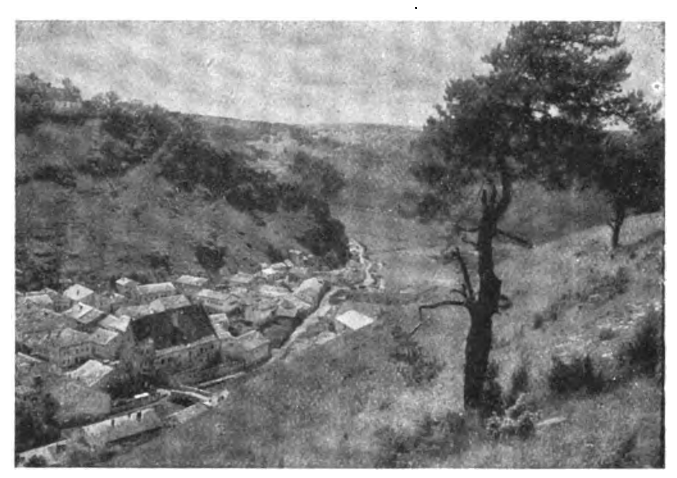


Abb. 59. Mörnsheim.
Einheitliche Eindeckung der Wohngebäude mit Legschiefer, der alte Zehentstadel hat Ziegeleindeckung.

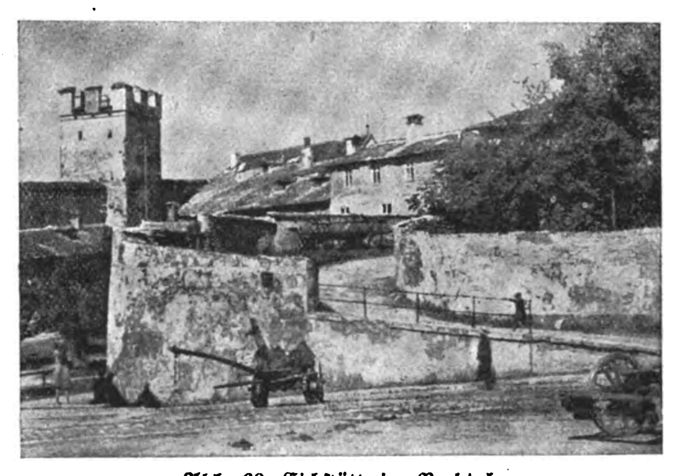


Abb. 60. Eichstätt, im Buchtal.

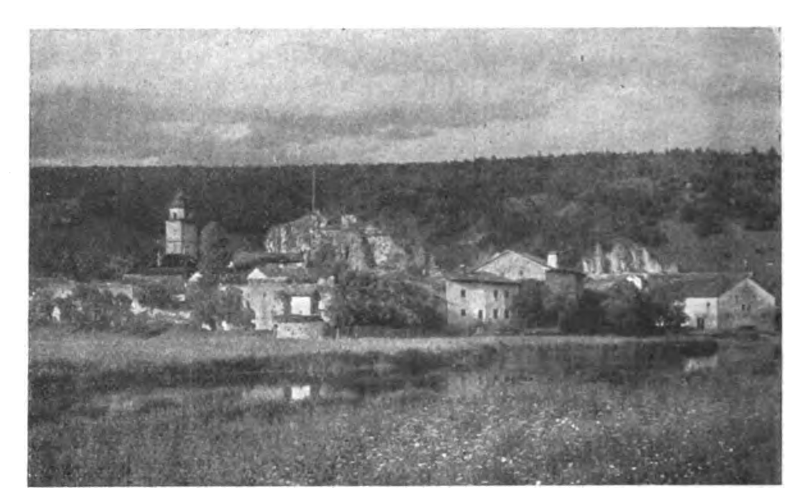


Abb. 61. Dollnstein.

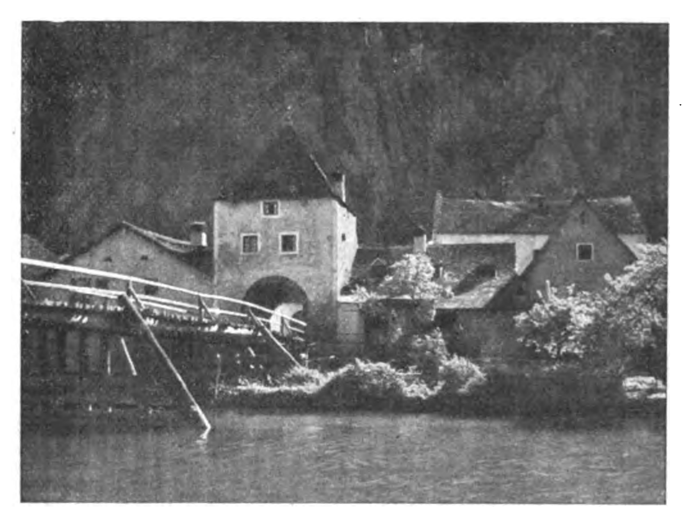


Abb. 62. Neuessing.

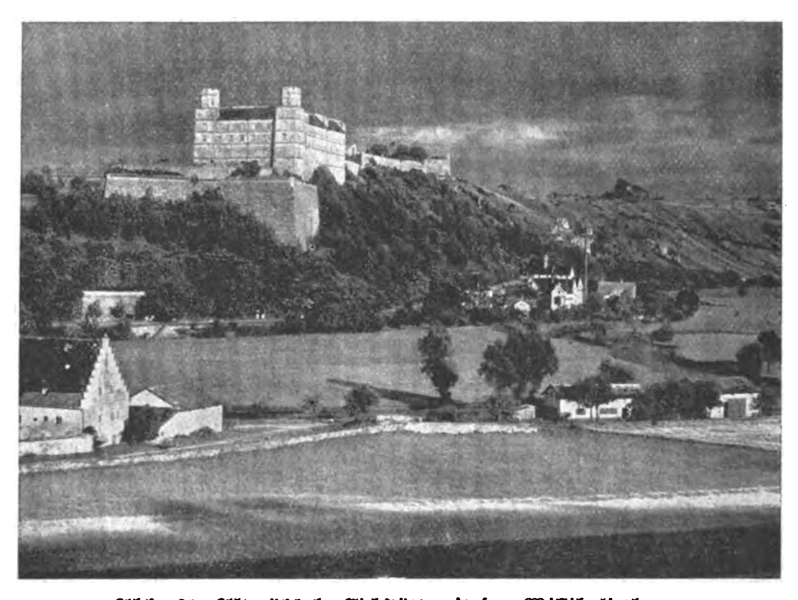


Abb. 63. Altmühl b. Eichstätt mit der Willibaldsburg.

Bayerischer Heimatschutz

Monatsschrift des Bayerischen Landesvereins für Heimatschutz — Verein für Volkskunst und Volkskunde — in München.

Schriftleitungsausschuß:

D. Professor der Technischen Hochschule H. Buchert; Stadtbaudirektor Professor Dr. H. Gräßel, Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste; Ministerpräsident Dr. G. von Kahr; Brandversicherungsrat G. Köhler; Oberregierungs- und Landeswohnungsrat Dr. Löhner; Professor Dr. K. Reiser; Akademieprofessor H. Wadere; sämtliche in München.

Vorsitzender des Ausschusses: Ministerpräsident Dr. G. von Kahr.

Schriftleiter: Oberregierungsbaurat R. Rattinger.

Achtzehnter Jahrgang.

1920.

Inhalts-Verzeichnis.

A. Textbeiträge.

Seite

Zum 60. Geburtstage Hans Grässels. Oberregierungsbaurat Rattinger . . . 1
Der Ausbau des Histor. Stadtmuseums und die Ausgestaltung des unteren Angers. Prof. Dr. Hans Grässel 3
Die zukünftige Bebauung des Nymphenburger Schloßkanals. Stadtbaurat Prof. Dr. Hans Grässel 8
Ein Jahrhundert München, 1800–1900. Prof. Dr. Hans Grässel 13
Die Baukunst Alt-Münchens. Dr. ing. G. Steinlein:
Vorwort 17
Einleitung 19
Das Bauwesen Alt-Münchens von der Stadtgründung bis Ende des 16. Jahrhunderts:
Baustoffe und Bauformen . . . 20
Von der Stadtanlage und dem Aufbau der Stadt 29
Baugeschichtliche und bautechnische Erläuterungen zu den Stadtbildern . . . 35
Das innere Sendlingertor 36
Das Rathaus und das Talburgtor . . 39
Das Neuhauser- (Karls-) Tor . . . 41
Das Angertor 43
Teil der Stadtmauer zwischen Einlaß und Isartor 43
Das äußere Schwabingertor (Unseres Herrn Tor) 44
Der Glockenbach vom Rathaus bis zur Hofpfisterei 45
Das Isartor und der Luginsland . . . 46
Das Schiffertor (der Einlaß) und der Seefeldbogen 48
Das Wurzertor und der Falkenturm . . 50
Die ehem. Gruftkirche, der letzte (sichtbare) Überrest der ersten Stadtmauer und der Wilprechtsturm in der Weinstraße . . 51
Der schöne Turm 52
Die alten herzoglichen Zeughäuser an der Kuhgasse 53
Der alte Hof mit der Lorenzkirche . . . 54
Das Marstallgebäude mit dem Turnierhof . 56
Die Augustinerkirche und das Augustinerkloster 58
Das Angerkloster 59
Das Heiliggeistspital und die Heiliggeistpfarrkirche 60
Die Sebastianskapelle am Anger . . . 64
Das Franziskanerkloster 65
Das St. Annakirchlein (in der jetzigen Damenstiftstraße) und das Indersdorfer Klosterhaus 66
Die Kreuzkirche 67
Das städt. Zeughaus und das Stadthaus am Anger (Jakobsplatz) 68
Nordostseite der Neuhauserstraße (beim Karlstor) 69
U. L. Frauen-Gottesacker und der Jungfernturm 71
Mühlen an der Wuhr 72
Die Hofstatt 74
Häusergruppen in der Kaufingerstraße, im Tal und in der Neuhauserstraße; Häuserblock am Frauenplatz 75
Erläuterungen zu den Stadtplänen . . 77
Schlußwort 79
Literatur 80

B. Abbildungen.

Grässel, Dr. ing. h. c., Professor, Architekt und städt. Baurat — Bildnis . . . 1
München — Ausschnitte aus dem Stadtplan 1806 und 1920 . . 3
„ — Ansicht des ehemal. Bestandes der städt. Anwesen St. Jakobsplatz 1 und 2, nach dem Sandtnerschen Modell . . 4
München — Ansicht des gegenwärtigen Bestandes der städt. Anwesen St. Jakobsplatz 1 und 2, Aufnahme von 1920 . . . 5
„ — Ansicht d. got. Hallen im städt. Anwesen St. Jakobspl. 1 u. 2 . 4—5
„ — Ausbau d. Histor. Stadtmuseums und des St. Jakobsplatzes usw. 6—7

Seite

München-Nymphenburg — Lageplan des Nymphenburger Schloßkanals . 8
" " — Schloß Nymphenburg, vom Kanal aus gesehen . . . 9
" " — Hofbeamten-Wohnhaus im Schloßrondell . 9
" " — Hofbeamten-Wohnhaus (Wirtschaft zum Kontrollor) . . . 9
" " — Querschnitt durch den Schloßkanal mit der unrichtigen bisherigen und der geplanten zukünftigen Bebauung . 10
" " — Lageplan zum Projekt Dr. H. Gräßel . . 10
" " — Querschnitt durch den Nymphenburger Kessel mit der geplanten zukünftigen Bebauung . . 10
" " — Ansicht der zukünftigen Bebauung längs des Nymphenburger Kessels nach dem Entwurfsmodell . 11
" " — Ansicht eines Teils der einheitlichen Bebauung längs des Nymphenburger Schloßkanals . . 11

München — Ein Jahrhundert München, 1800—1900:
Der Festzug beim Münchener Stadtjubiläum 1858 auf dem Marienplatz 13
Künstlermaifest 14
Harlaching nächst München . 15
Der Hofgarten 16

" — Die Baukunst Alt-Münchens:
Gedenktafel an der Nordseite der Peterskirche 19
Alte Häuser an der Krämerstraße in der Au . . . 21
Alte Häuser an der Wolfgangstraße in Haidhausen . . 21

Seite

München — Die Baukunst Alt-Münchens:
Häusergruppe Ecke Schmid- und Rasystraße 22
Häusergruppe in der Kreuzstraße (Nr. 17 und 18) . . 23
Häusergruppe Ecke Sendlingerstraße und Färbergraben (früherer Bestand) 24
Wirtschaft zum Lodererbräu, Oberanger 11 26
Häusergruppe in der Marienstraße (Nr. 6 und 7) . . . 27
Blendsprossenansätze an den Türmen der Frauenkirche . 28
Eckstrebepfeiler an der Salvatorkirche 28
Häusergruppe im Tal (Nr. 34, 35 und 36) 29
Erkerunterbau am Hause Unteranger Nr. 30 . . . 29
Erkerunterbau am Hause Sporerstraße Nr. 4 29
Hof des Hauses Burggasse Nr. 5 (ehemal. Stadtschreiberei) 30
Kellertreppe im Hofe des Hauses Burgstraße 11 . . . 31
Der Schlichtingerbogen zwischen Haus Nr. 10 und 11 in der Burgstraße . . . 32
Der Schlichtingerbogen als Zugang von der Ledererstraße zur Burgstraße 33
Der Kuhbogen als Abschluß der Salvatorstraße gegen die Theatinerstraße 34
Das innere Sendlingertor (Außen- und Innenseite) 36—37
Das Rathaus und das Talburgtor 38
Das Neuhauser- (Karls-) Tor 40
Schießscharte am Karlstor . 41
Das Angertor 42
Teil der Stadtmauer zwischen Einlaß und Isartor . . . 43
Das äußere Schwabingertor (Unseres Herrn Tor) . . 44
Der Glockenbach vom Rathaus bis zur Hofpfisterei . . . 45
Das Isartor (Außen- und Innenseite) . . . . 46—47
Das Isartor und der Luginsland 47
Das Schiffertor (der Einlaß) und der Seefeldbogen (Innenseite) 48
Das Schiffertor am Rosental (Außenseite) 49
Das Wurzertor und der Falkenturm 50

Seite

München — Die Baukunst Alt-Münchens:
- Die ehemal. Gruftkirche, der letzte Rest der ersten Stadtmauer und der Wilprechtsturm in der Weinstraße . . . 51
- Der schöne Turm (Innen- und Außenansicht) Tafel I . . 52
- Der schöne Turm (rechts = Schnitt in der Richtung Kaufingerstraße-Neuhauserstraße; links = entgegengesetzte Ansicht) Tafel II 53
- Die alten herzogl. Zeughäuser an der Kuhstraße . . . 53
- Der alte Hof mit der Lorenzkirche 54
- Der alte Hof mit der Hofpfisterei 55
- Eingang in den alten Hof von der Ledererstraße aus (jetziger Zustand) 56
- Das Marstallgebäude mit dem Turnierhof 57
- Die Augustinerkirche und das Augustinerkloster . . . 58
- Das Angerkloster . . . 59
- Die Heiliggeistpfarrkirche und das Heiliggeistspital . . . 60
- Der Friedhof des Heiliggeistspitals . . . 61
- Der „scheiblinge“ Turm beim Heiliggeistspital 62
- Die Sebastianskapelle am Anger 64
- Das Franziskanerkloster . . 65
- Das St. Annakirchlein und das Indersdorfer Klosterhaus 66

Seite

München — Die Baukunst Alt-Münchens:
- Die Kreuzkirche 67
- Das städt. Zeughaus und das Stadthaus am Anger (Jakobsplatz) 68
- Nordostseite der Neuhauserstraße (beim Karlstor) 69
- Der Frauen-Gottesacker und der Jungfernturm . . . 70
- Mühlen an der Wuhr . . 72
- Stauwehr am Kosttor . . 73
- Die Hofstatt 74
- Planausschnitt der Umgebung der Kreuzkirche 75
- Grundriß des Stimmelmayr-Hauses an der Bräuhausgasse 76
- Grundriß des Levitenhauses an der Löwengrube 76
- Neuhauserstraße zwischen Färbergraben u. Eisenmannstraße 78
- Tal zwischen Sparkassenstraße und Maderbräugasse Tafel III 78
- Kaufingerstraße zwischen Liebfrauenstraße und Marienplatz Tafel IV 78
- Häuserblock zwischen Liebfrauen-, Kaufinger-, Mazaristraße u. Frauenplatz Tafel V 78
- Plan der Stadt München nach dem Sandtner'schen Modell Tafel VI 79
- München im Jahre 1570 u. 1915 Tafel VII 79
- München im Jahre 1570 nach dem Sandtner'schen Holzmodell Tafel VIII 79

Druck von Carl Aug. Seyfried & Comp., München.



Monatsschrift des bayerischen Landesvereins für Heimatschutz — Verein für Volkskunst und Volkskunde — in München. (Ludwigstr. 14. Fernspr. Nr. 21753. Postscheckkonto 4684.)

XVIII. Jahrgang, Nr. 1, 2. — Zum 60. Geburtstage Hans Gräßel's. — Der Ausbau des Historischen Stadtmuseums und die Ausgestaltung des unteren Angers in München. — Die zukünftige Bebauung des Nymphenburger Schloßkanals. — Ein Jahrhundert München, 1800 bis 1900.

Zum 60. Geburtstage Hans Gräßel's.

Von Oberregierungsbaurat Richard Rattinger.

Am 18. August feierte Stadtbaurat Professor Dr. Hans Gräßel seinen 60. Geburtstag. Der Verein Bayerischer Heimatschutz und insbesonders seine Monatsschrift, die er in dem vorliegenden Hefte zu seinem Geburtstage mit reicher Gabe beschenkte, möchte diesen Anlaß nicht vorübergehen lassen, um auch ihrerseits seiner zu gedenken. Am Geburtsfeste selbst hat schon unser 1. Vorsitzender Ministerialrat Dr. Gröschel persönlich die Glückwünsche und den Dank unseres Vereins unter Überreichung einer schönen, festlichen Blumengabe dargebracht. Hans Gräßel zählt ja zu den hauptsächlichsten Gründern des Volkskunstvereins und hat insbesondere als Vorsitzender der Redaktionskommission der Monatsschrift von der Gründung derselben im Jahre 1902 bis zum Jahre 1905 zusammen mit Franz Zell die Monatsschrift von allem Anfang an durch die darauf verwendete große Sorgfalt ihr das Ansehen verschafft, dessen sie sich in immer wachsendem Maße erfreute. Ausgestattet mit dem schönen Umschlag von Rudolf Schiestl, mit farbigen Tafeln und einem herzerfreuenden Inhalt wurde sie mit einem Jahresbeitrag der Mitglieder von 2 bezw. 1 Mark ins Leben gerufen. Den Abschnitt „Vereinschronik" führte Gräßel dabei persönlich. Viele Stunden selbstloser Arbeit wurden dabei dem Verein gewidmet. Ein Papierlagerraum der Süddeutschen Verlagsanstalt in der Heustraße, jetzt Paul Heysestraße Nr. 29, diente als Arbeitsraum, rohe Bretter auf zwei Holzböcken bildeten den Schreibtisch. Heinrich Steinbach schrieb im „Profanbau" Jahrgang 1909 Heft 20 bei der Schilderung des Lebensganges Hans Gräßel's: „In diesem Zusammenhange muß auch des Künstlers Tätigkeit im Bayerischen Verein für Volkskunst und Volkskunde gedacht werden. Mit einigen wenigen Getreuen ins Leben gerufen, erhielt dieser Verein durch die nieversagende unendliche Hingabe Gräßel's sein eigentliches, auf die Dauer tragendes Fundament, die Vorbeiführung an manchen Klippen, das Anregende und Herzerfrischende. In



Professor Dr. ing. h. c. Hans Gräßel, Architekt und städt. Baurat.
(Hofphotogr.: Atelier Elvira)

einer kleinen gegen den Hof des Anwesens 29 der heutigen Paul Heyseſtraße liegenden Kammer von etwa 3 zu 3 m Größe, dem damaligen „Vereinssekretariat", arbeitete er jahrelang tagtäglich, ungeachtet seiner eigenen großen Arbeitslast mit dem Schriftführer Franz Zell an den Aufgaben des Vereins, welche bezwecken, in der Seele des Volkes die Sprache der Kunst verständlich, das Verlangen nach Kunst, wie in vergangenen Tagen zum Bedürfnis zu machen. Und noch heute, nachdem er seine Arbeit im Verein allmählich auf eine breitere Basis gestellt und die weitere Entwicklung neuen jungen Kräften überlassen konnte, ist er in den Ausschüssen besonders für heimische Bauweise, Baulinienfestsetzungen, Naturpflege usw. mit einigen Freunden jahraus jahrein tätig und mit diesen hervorragenden Männern die Ursache dessen, daß der Verein, den größten Teil der Münchener Architektenschaft zusammenfassend, heute zu einem Organ geworden ist, durch welches der Einfluß der neueren Münchener Architektenschule in zahllosen Kanälen auf ganz Bayern übertragen wird."

Außer der erwähnten „Vereinschronik" geben zahlreiche Aufsätze unserer Monatsschrift Zeugnis von der nie erlahmenden Mitarbeit Gräſſel's an derselben; so im Jahrgang 1905: „Die Gewerbeausstellung in Erding"; 1907: „Natur- und Baukunst"; 1910: „Die Auflassung älterer Friedhöfe"; 1911: „Friedhofanlagen und Grabdenkmale auf dem Lande"; 1912: „Über Baulinien" und „Die verunstaltende Reklame"; 1914: „Ehrenbegräbnisse und Gedenktafeln für unsere tapferen Soldaten"; 1915: „Zur Nagelung von Kriegswahrzeichen"; 1916: „Über Kriegsehrungen". Und das vorliegende Heft ist ganz ausgefüllt von seinen erfahrungsreichen Darlegungen und den Abbildungen seiner Entwürfe „Über den künftigen Ausbau des Historischen Stadtmuseums und des unteren Angers in München", „Über die zukünftige Bebauung des Nymphenburger Schloßkanals", sowie der Besprechung des Dr. Wolf'schen Werkes: „Ein Jahrhundert München, 1800 bis 1900". Wahrlich alles eine reiche Fülle von Mühen und Arbeit!

Besonders zu erwähnen sind auch die Wandervorträge, die Hans Gräſſel in den Provinzstädten für unseren Verein hielt „Über die Pflege des heimischen Handwerkes", um den Verein immer fester im Volke Wurzeln fassen zu lassen und ihn und seine Mitglieder in praktische Arbeit zu führen, da ja die Gestaltung des eigenen Heimes durch das heimische Handwerk die Grundlage aller Volkskunst von jeher gewesen ist. Der erste Vortrag fand statt in Erding am 27. Dezember 1903 zur Einleitung der Arbeiten für die dortige Gewerbeausstellung, weiter folgten die Vorträge in Freising am 26. November 1904, in Regensburg am 6. Januar 1905, in Tölz am 18. März 1908. Über „Friedhofanlagen und Grabdenkmale" hielt Gräſſel auch auswärts zahlreiche Vorträge: so 1909 in Frankfurt, 1910 in Halle, 1912 in Hannover und Heidelberg, 1913 in Stuttgart, 1914 in Köln, 1916 in Rudolstadt und Dresden, 1920 in Tölz.

Von allem Anfang an war Gräſſel 2. Vorsitzender unseres Vereins und als solcher der ausführende Teil der Vorstandschaft. An Stelle des zurücktretenden 1. Vorstandes Professor August Thiersch übernahm er 1905 ein Jahr lang diesen 1. Vorsitz selbst.

Am 29. Oktober 1907 verlieh Prinzregent Luitpold Hans Gräſſel sein Bildnis mit der Inschrift: „In Anerkennung verdienstvollen Wirkens für Heimatschutz und Volkskunst".

Gräſſel ist außerordentliches Mitglied der preußischen Akademie des Bauwesens, Ehrenmitglied der Akademien der Künste in München und Berlin, Ritter des bayer. Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft, Ritter des Ordens „pour le mérite". Die Technische Hochschule Darmstadt wählte ihn zu ihrem Ehrendoktor „in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die deutsche Baukunst, welche er um selbständige Schöpfungen von bleibendem Werte, vor allem auf dem Gebiete des städtischen Bauwesens bereichert hat".

Diese Bauten sämtlich aufzuführen, dazu fehlt hier der Raum. Die „Deutsche Bauzeitung" in Berlin, „Der Profanbau" in Leipzig, „Die christliche Kunst" und die „Zeitschrift des bayerischen Kunstgewerbevereins" in München, „Wasmuths Monatshefte für Baukunst" in Berlin, die Verlage L. Werner und M. Kellerer in München haben darüber zusammenhängende Veröffentlichungen gebracht. Die wesentlichsten sind: 1887 Festsaal und Treppenhaus in der alten Akademie; 1890 das Stadtarchiv; 1894—99 der östliche Friedhof; 1896—99 das städtische Waisenhaus; 1896—98 der neue nördliche Friedhof; 1898—99 das Sparkassengebäude; 1898—1900 die Volksschule am Dompedroplatz; 1899—1903 der neue westliche Friedhof; 1901—1903 die Volksschule an der Fürstenriederstraße; 1903—1905 die Zentralgewerbeschule an der Liebherrstraße; 1904 bis 1905 die Volksschule an der Ridlerstraße; 1904 bis 1907 das neue Heiliggeistspital; 1905 der Rathaussaal in Deggendorf; 1905—1907 die Volksschule am Gotzingerplatz, der neue Waldfriedhof und der neue israelitische Friedhof; 1906—1907 die Volksschule am Agilolfingerplatz; 1906—1908 das Sanatorium am Hausstein bei Deggendorf, das Stadtbauamt; 1908 bis 1909 das Kreislehrerinnenseminar; 1910 bis 1913 das Dall'Armi-Bürgerheim; 1912 bis 1914 das Wehramt und das Verwaltungsgebäude für Arbeiterangelegenheiten; 1914—1916 die Volksschule an der Pfarrhofstraße. Die zahllosen kleineren Bauten und nicht ausgeführten Projekte können nicht annähernd hier erwähnt werden. Tausende von Zeichnungen enthalten die Mappen. Das städtische Historische Museum am Jakobsplatz hat verdienstvoller Weise begonnen die Lebensarbeit Gräſſels zu sammeln und der Nachwelt zu überliefern.

Dadurch, daß diese Bauten fast sämtliche in München stehen und aus einer im Alter von 29 Jahren begonnenen, ununterbrochenen, jetzt

31 jährigen Wirksamkeit im Dienste der um diese Zeit gerade sich glänzend entwickelnden Stadt München hervorgingen, haben sie einen ganz wesentlichen Einfluß auf die schöne Erscheinung der neueren Stadtteile, und von den städtischen Bauten hinüber auf die private Baukunst Münchens dieser ganzen Epoche ausgeübt, und ihr Vorbild wird noch lange nachwirken. Insbesondere seine monumentalen Friedhofbauten, der Waldfriedhof, sowie seine Grabdenkmalreform haben Weltruf erlangt. Die Kirche am Valleyplatz in Sendling, das Dall'Armi-Dienstbotenheim und das „Pettenkoferhaus" standen am Baubeginn, als der Weltkrieg endete. Nun ist durch die Zeitverhältnisse auch Hans Gräßsel in seinem Schaffen und Bauen eingeschränkt. Aber deswegen ist in seiner unermüdlichen Arbeit doch kein Stillstand eingetreten. Vorausschauend überdenkt er die künftigen Möglichkeiten für die schöne weitere Gestaltung der Stadt München, entwirft, wie wir im heutigen Hefte sehen, große Baugedanken und ist unentwegt bedacht, rechtzeitig alle Umstände dafür wahrzunehmen. Die Sorge um die Erhaltung des Charakters der Stadt München anläßlich der Krupp'schen Fabrikniederlassung drängte ihn im Jahre 1917 zu einer eindringlichen öffentlichen Mahnung in einem groß angelegten Vortrage: „Über die Erhaltung des Charakters der Stadt München" im Münchener Architekten- und Ingenieurverein und in der Künstlergesellschaft „Allotria", der ihm allseits die begeistertste Zustimmung brachte.

Eine Fülle von Arbeit und Leistungen ist es, welche die deutsche Baukunst und die Stadt München, insbesonders aber unser Verein und seine Monatsschrift Hans Gräßsel verdanken. Möge er uns allen in der gewohnten bisherigen körperlichen und geistigen Frische noch recht lange erhalten bleiben!

Der Ausbau des Historischen Stadtmuseums und die Ausgestaltung des unteren Angers in München.

Von Stadtbaurat Professor Dr. Hans Gräßsel (Mit 12 Abbildungen.)

Am unteren Anger in München befand sich bis zum Jahre 1913 die 1820 von Oberbaurat J. N. Pertsch erbaute staatliche Fronfeste, im Volksmund „Angerfronfeste" genannt. Das Gebäude war gleich vorzüglich im Grundriß wie in seiner äußeren Erscheinung. Eine Abbildung desselben befindet sich Seite 192 des Werkes: „München und seine Bauten". Die Neuordnung des staatlichen Justizwesens und die Errichtung des neuen Gefängnisgebäudes am Mariahilfplatz in der Au machten die Angerfronfeste überflüssig. Das nördlich an sie anstoßende Kloster der „Armen Schulschwestern" und ebenso die südlich mit einem bereits erworbenen Privathaus Unteranger 4 angrenzende Stadtgemeinde wollten die Fronfeste bezw. deren Bauplatz käuflich erwerben; das Kloster um einen Erweiterungsbau seiner Schulräume längs des Unterangers auszuführen, die Stadt um zusammen mit einem Teil der bisherigen Schrannenhalle und dem bereits erwähnten Privathause ein neues städtisches Amtsgebäude für die Gaswerke, Elektrizitätswerke und das Bauamt herzustellen. Die Stadtgemeinde erhielt seitens des Staatsärars den Zuschlag, mußte



Abb. 1. Ausschnitt aus dem Stadtplan von München im Jahre 1806.



Abb. 2. Stadtplan von München im Jahre 1920.

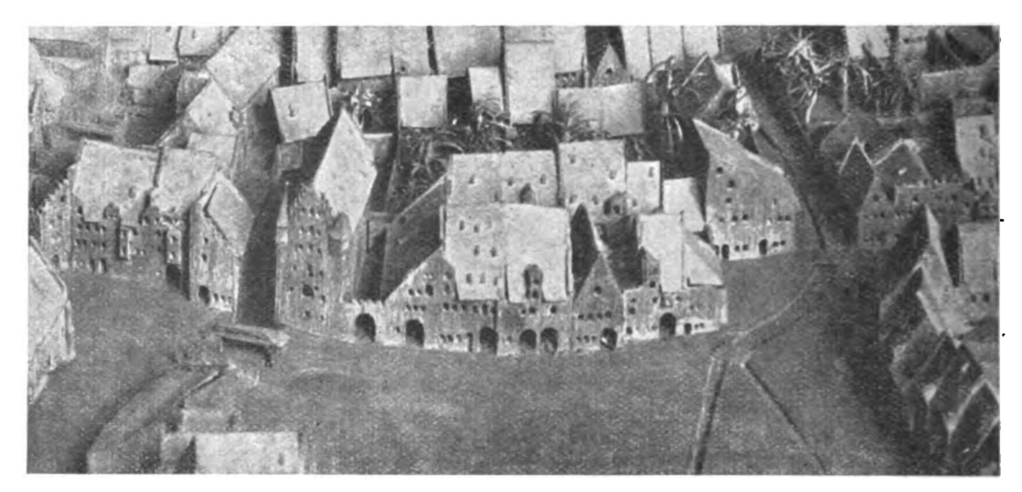


Abb. 3. Ansicht des ehemaligen Bestandes der städtischen Anwesen St. Jakobsplatz 1 und 2 nach einer photographischen Aufnahme aus dem Sandtner'schen Modell der Stadt München vom Jahre 1572.

aber dafür einen Bauplatz für die Erweiterung der Klosterschule an der Blumenstraße abgeben. Zu diesem Zwecke wurde letztere Straße unter Abbruch des südlichen Teils der Schrannenhalle von bisher 60 m auf 30 m Breite verschmälert. Die Begrenzung an der Nordseite erhielt der Schulhausbauplatz durch ein Straßenstück, welches die Verlängerung der Corneliusstraße über den St. Jakobsplatz darstellt, welche Verlängerung weiterhin über die Sendlingerstraße hinüber bis zur Brunnstraße geplant ist. Das fehlende Stück dieser verlängerten Corneliusstraße zwischen Müller- und Blumenstraße und die eben erwähnte Verlängerung sollen später ausgeführt werden.

Infolge der bezeichneten Maßnahmen entstanden die im Jahre 1918 fertiggestellten beiden Neubauten: die Klosterschule an der Blumenstraße an Stelle der Schrannenhalle und das Gasdirektionsgebäude am Unteranger an Stelle der Angerfronfeste. Ebenso war die Folge der Abbruch des bisherigen 1865 erbauten städtischen Heuwaggebäudes am St. Jakobsplatz.

Wie die Errichtung der beiden genannten Neubauten ganz erheblich einwirkte auf die bisherige schlichte äußere Erscheinung des gesamten Bauquartiers am Anger und der Blumenstraße, so der Abbruch der Stadtwage auf die Erscheinung des St. Jakobsplatzes.

Die ganzen Bauvorgänge lenkten die Aufmerksamkeit neuerdings auf die bauliche Zukunft dieser Stadtteile.



Abb. 4. Ansicht der gotischen Halle (jetzt Modellsammlung) im städtischen Anwesen St. Jakobsplatz 1.



Abb. 5. Ansicht der gotischen Halle (jetzt Pferdestall) im städtischen Anwesen St. Jakobsplatz 2.



Abb. 6. Ansicht des gegenwärtigen Bestandes der städtischen Anwesen St. Jakobsplatz 1 und 2 aufgenommen am 10. März 1920.

Der Anger ist ein ruhiges Stadtviertel für kleine Geschäftsleute und Altertumshändler. Dieselben sind hier alteingesessen und es ist schwerwiegend in Aussicht zu nehmen, sie von Haus und Geschäft zu vertreiben durch Ausführung von Straßendurchbrüchen mit großstädtischen Häusern aus **Verkehrsrücksichten**. Der Verkehr ist hier nicht die Hauptsache, ihm kann das Wohl eines wichtigen Teils der Münchener Bevölkerung nicht geopfert werden. Es berührt angenehm in einer großen Stadt zwischen den Verkehrsstraßen ruhige Stadtviertel und die Kleingewerbetreibenden zu finden. Auch bei der Brunnstraße würde der weitere Verlauf der geplanten Verlängerung der Corneliusstraße ein ähnliches Stadtviertel von Kleingewerbetreibenden zerstören. Der Verkehr läßt sich auch durch Gewaltmaßnahmen nicht in die gewollten Richtungen drängen, wenn die natürlichen Voraussetzungen fehlen. Die natürliche Verkehrsverbindung der östlichen und westlichen Stadtteile Münchens bildet seit Jahrhunderten der vorhandene Straßenzug Rosenheimerstraße—Marienplatz—Hauptbahnhof, Dachauer- und Landsbergerstraße. In Zukunft wird dazukommen der Straßenzug Tegernseerlandstraße—Fraunhoferstraße—Sendlingertorplatz—Wolfratshauserstraße und Sendlingertorplatz—Landsbergerstraße. Die geplante Verkehrsrichtung Corneliusstraße—Brunnstraße usw. hat nur nebensächliche Bedeutung. Es fehlt hier das Hinterland und der Anschluß an Landstraßen, abgesehen von den aufzuwendenden hohen Kosten und der mißlichen Verkehrskreuzung in der engen Sendlingerstraße.

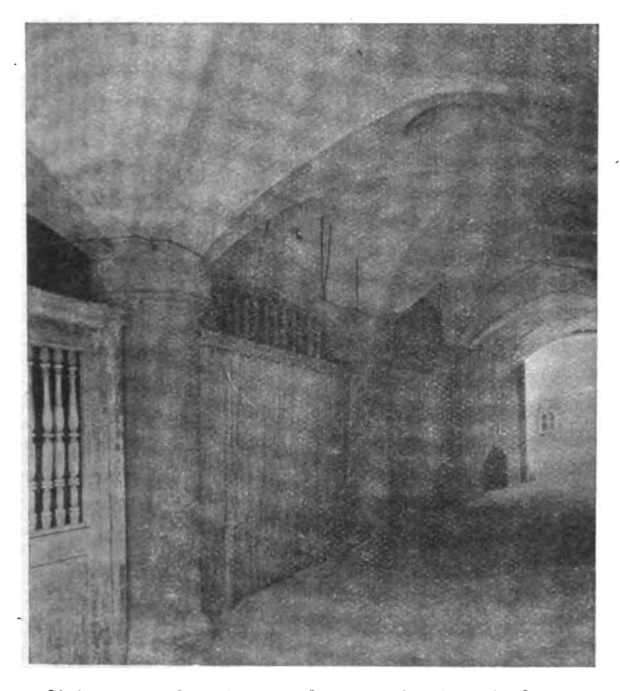


Abb. 7. Ansicht der gotischen Halle (jetzt Einfahrt) im städtischen Anwesen St. Jakobsplatz 2.

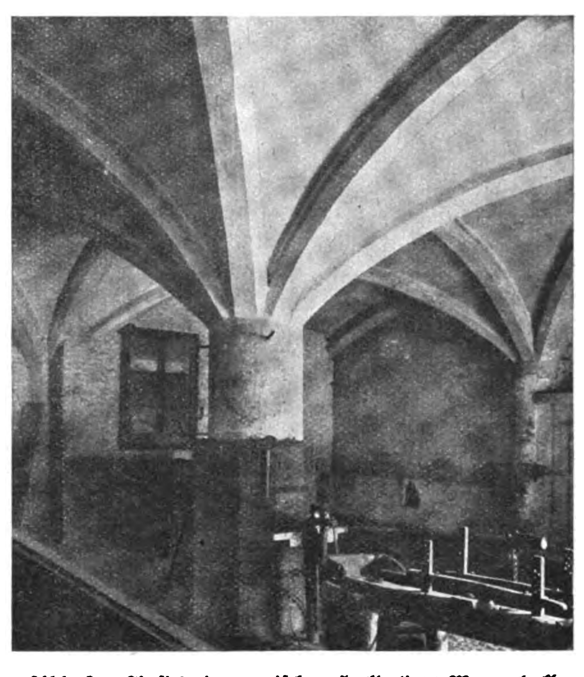


Abb. 8. Ansicht der gotischen Halle (jetzt Wagenhalle und Werkstätte) im städt. Anwesen St. Jakobsplatz 2.

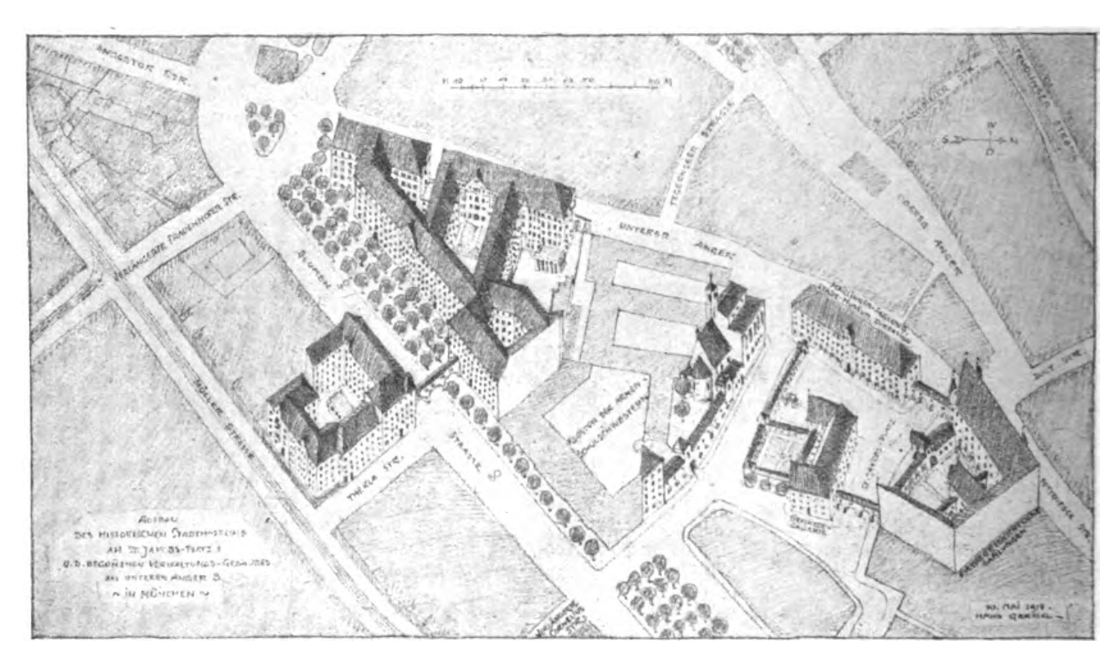


Abb. 9. Ausbau des historischen Stadtmuseums, des St. Jakobsplatzes, der Blumenstraße und des unteren Angers in München. Vogelschau.

Auch der St. Jakobsplatz muß vor baulichen Eingriffen wie die erfolgten künftig bewahrt bleiben. An ihm befinden sich mehrere alte bemerkenswerte Bauten. Zunächst das Kloster St. Jakob von 1257. Dann das um 1490 errichtete ehemalige „Büchsen- und Kornhaus" der Stadt (nunmehr Historisches Stadtmuseum St. Jakobsplatz Nr. 1), das 1410 erbaute ehemalige „Stadthaus" St. Jakobsplatz Nr. 2 (jetzt städtischer Marstall), das 1795 erbaute städtische Feuerwehrhaus und schließlich das aus 10 Herbergen bestehende Privatwohnhaus St. Jakobsplatz 14, genannt das „Seidenhaus". Sämtliche Gebäude befinden sich gegenseitig in guter Gesamtlage und in Gesamtharmonie ihrer äußeren Erscheinung. Das Gebäude St. Jakobsplatz 1 des Historischen Stadtmuseums bildet in seiner gut erhaltenen ursprünglichen baulichen Gestalt selbst ein Museumsstück, und es ist naheliegend, dieses Gebäude für Museumszwecke auch künftig zu verwenden und für die Nachwelt dadurch in seinem Bestande zu erhalten. Demgemäß hat auch eine städtische Kommission am 3. Dezember 1919 neuerdings diese Verwendung begutachtet. Das Gebäude kann auch den neuzeitlichen Anforderungen Genüge leisten. Es ist 39,50 m lang, 17 m tief und bis Dachgesimsoberkante 11 m, bis zum Dachfirst 22 m hoch. Ein südlicher und ein nördlicher Dachgiebel, ursprünglich mit Mauerzinnen bekrönt, schließen es ab. Am Fuße des ersteren befinden sich zwei mit farbigen Dachplatten abgedeckte über Eck gestellte quadratische Türmchen. Die Umfassungsmauern sind im Erdgeschoß 1,10, in den beiden Obergeschossen 0,90 m stark und sind in mittelalterlichem Backsteinrohbau, ähnlich wie bei der Frauenkirche, hergestellt. Die Dacheindeckung wurde erst im Jahre 1917 völlig erneuert. Besonders bemerkenswert ist im Erdgeschoß die ursprünglich auf die ganze Länge des Gebäudes durchreichende, auf 12 gemauerten Säulen mit gotischen Rippengewölben überspannte Halle mit einer an der Südostseite liegenden vom Erdgeschoß bis zum Speicher führenden Wendeltreppe. Durch den im Jahre 1865 erfolgten Einbau einer zweiläufigen Stockwerkstreppe wurde leider die prächtige Wirkung dieser großen Halle beein-



Abb. 10 Ausbau des historischen Stadtmuseums, des St. Jakobsplatzes, der Blumenstraße und des unteren Angers in München. Ausschnitt aus dem Stadtplan.

trächtigt.*) — Auch das städtische Anwesen St. Jakobsplatz 2 enthält, wie aus dem Grundriß Abbildung 12 ersichtlich, zwei alte gotische Hallen mit Rippengewölben auf freistehenden Backsteinsäulen. Die jetzt als Wagenhalle und Werkstätte dienende, an der Straße liegende Halle ist 18×14 m groß und 3,20 m hoch, die rückwärts befindliche, jetzt als Pferdestallung dienende Halle 18×13 m groß und 5 m hoch. Die Umfassungsmauern sind 0,80 m stark. — Das 62 m lange, 14 m breite und 15 m hohe derzeitige Stadtbauamtsgebäude St. Jakobsplatz 13 wurde 1795 für die städtischen Feuerlöschanstalten, und zwar damals nur Erdgeschoß und ein Obergeschoß hoch, errichtet.

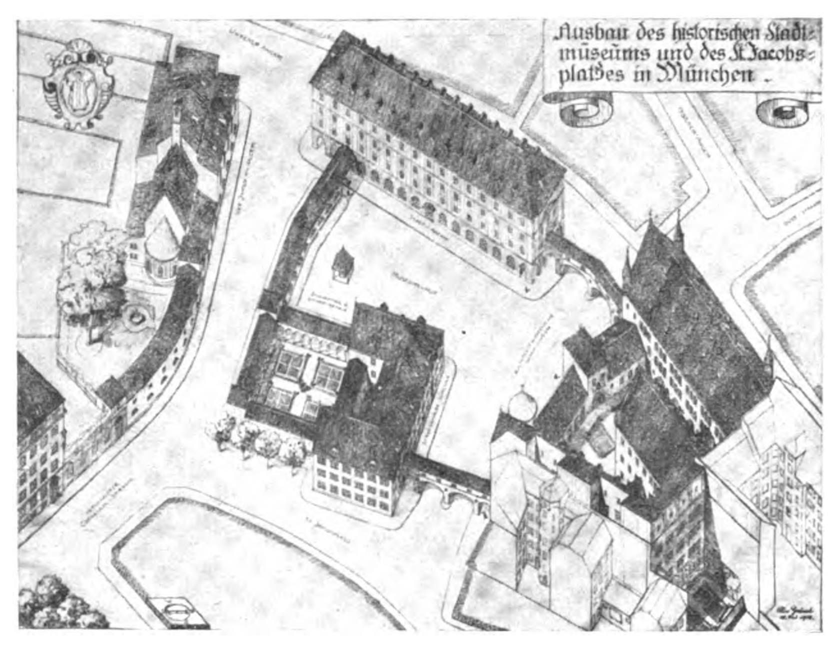


Abb. 11. Ausbau des historischen Stadtmuseums und des St. Jakobsplatzes in München. Vogelschau der Museumsanlage.

Seit Jahren reichen die Räume des Historischen Stadtmuseums St. Jakobsplatz 1 für die Sammlungen nicht mehr aus. Es mußten viele Gegenstände auf dem Speicher hinterstellt und die Ausstellungsgegenstände selbst oft in wenig geeigneter Anordnung zusammengedrängt werden. Es ist daher naheliegend durch die Zusammenziehung der beiden alten Gebäude St. Jakobsplatz 1 und 2 unter Erhaltung der alten gotischen Hallen und des Äußeren von St. Jakobsplatz 1 die erforderlichen neuen Museumsräume zu schaffen, den St. Jakobsplatz überhaupt, dieses stille Bauquartier mit der anstoßenden ältesten Klosterniederlassung, als Museumshof zu benützen. Für das so notwendige Orts- und Heimatmuseum der Stadt München ist der Unteranger und hier der stille St. Jakobsplatz just der richtige Platz. — Die Hauptstadt des Landes hat heute noch kein Ortsmuseum, während fast jede Kleinstadt Bayerns ein solches aufzuweisen hat!

In dem ehemaligen Feuerwehrhaus St. Jakobsplatz 13 könnten die für das Museum notwendige Verwaltung und das städtische Archiv untergebracht werden, welch letzteres in seinem derzeitigen Gebäude Marienplatz 16 des genügenden Raumes entbehrt und zu sehr für sich allein liegt.

Seit Jahren wird es auch als großer Mangel empfunden, daß für die im Besitze der Stadt befindlichen Gemälde keine geeigneten Sammlungs- und Aufbewahrungsräume vorhanden sind. Für die Unterbringung derselben wäre ein Neubau am St. Jakobsplatz im Umfang und an der Stelle der außerordentlich glücklich in den Platz hineingestellten Baumasse des genannten Seidenhauses sehr geeignet, und damit ein weiteres sehr notwendiges Glied der städtischen Museen an richtiger Stelle angefügt. Durch zwei Straßenüberbrückungen können diese sämtlichen vorbezeichneten

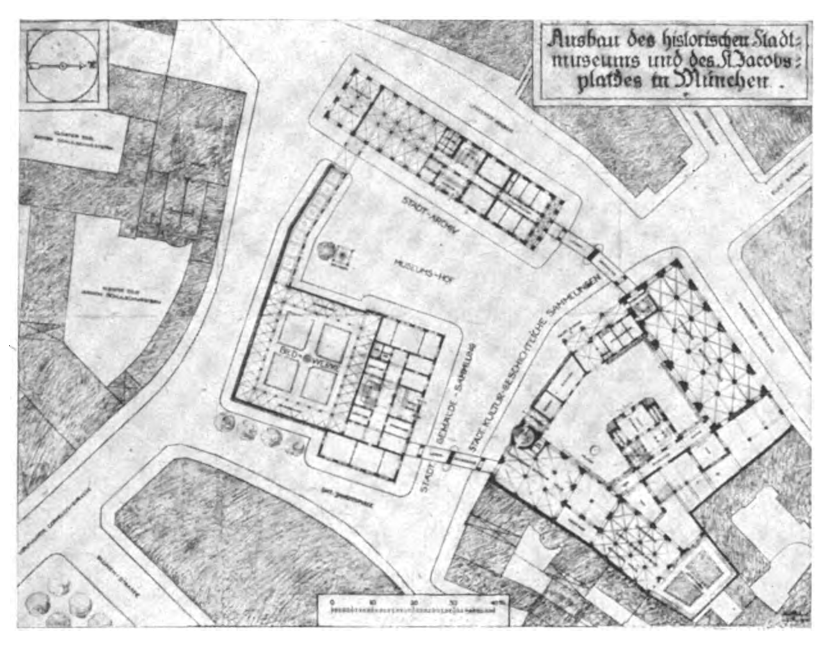


Abb. 12. Erdgeschoß-Grundriß der Museumsanlage.

*) Siehe das Büchlein: „Die Geschichte des Historischen Museums und der Maillinger-Sammlung der Stadt München“ 1894. Verlag J. Lindauer in München.

Sammlungs- und Verwaltungsräume miteinander in Verbindung gebracht werden.

Eine Einfriedungsmauer und ein offener Hofraum mit Bogengängen, anstoßend an das Gebäude für die städtische Gemäldesammlung, zur Aufstellung von Werken der Plastik würde gleichzeitig dem St. Jakobsplatz seine südliche Platzwand wieder zurückgeben, und über diese Einfriedungsmauer herein würde die Klosterkirche von St. Jakob einen schönen wirksamen Abschluß des ganzen Stadtbildes geben.

Schon im Jahre 1903 fertigte der Verfasser anläßlich eines vom Stadtmagistrat nördlich des Museumsgebäudes vollzogenen Grundaustausches Pläne für die Erweiterung des Historischen Stadtmuseums und ein Baumodell, welches die Vereinigung der beiden städtischen Anwesen St. Jakobsplatz Nr. 1 und Nr. 2 für Museumszwecke im Auge hat, welches aber damals keine weitere Beachtung fand. Infolge der erwähnten baulichen Eingriffe in das Stadtbild am St. Jakobsplatz und am Anger wurde dieses Projekt wieder aufgenommen und nunmehr das in den mitfolgenden Abbildungen dargestellte Gesamtprojekt über den Ausbau des Historischen Stadtmuseums und des St. Jakobsplatzes aufgestellt. Das Gebäude für die kulturhistorischen Sammlungen der Stadt und für die Maillinger-Sammlung würde eine überbaute Grundfläche erhalten von 2650 qm, das für die Gemäldesammlung von 760 qm, das für das Stadtarchiv und die Verwaltung 870 qm, der Arkadenhof für Bildwerke 920 qm, die gesamte für Museumszwecke abgeschlossene Grundfläche würde messen: 8900 qm.

Um das Stadtarchiv und die Verwaltungsräume des Museums im Hause St. Jakobsplatz 13 nach entsprechendem Umbau unterbringen zu können, sind die derzeitigen dortigen Amtsräume des Stadtbauamtes (Tiefbauamtes) zu verlegen und, wie schon oben bemerkt, ist dafür die Weiterführung des Gasdirektionsgebäudes am Unteranger sowie längs der **Blumenstraße** bis zum Klosterschulhaus geplant. Dieser Ausbau des begonnenen städtischen Verwaltungsgebäudes muß auf die Erhaltung des Charakters des Stadtviertels Bedacht nehmen und es muß der große Anlagenring um die Münchener Altstadt, der beim Hofgarten beginnt und über den Karlsplatz bis zum Sendlingertor sich fortsetzt, nach Beseitigung der Schrannenhalle durch die Blumenstraße bis in das Stadtinnere zum Anschluß an den Hofgarten weitergeführt werden. Alsbald südlich des nun einmal vorhandenen Klosterschulgebäudes ist daher die ursprüngliche Breite der Blumenstraße wieder zu gewinnen, letztere mit Baumalleen zu beflanzen und der entstandene Raumverlust des geplanten Neubaues, wenn nötig, durch Erwerb des der Stadt zum Kaufe angebotenen Pletschacherhauses, Ecke der Thekla- und Blumenstraße, auszugleichen. Durch eine Straßenüberbrückung könnte die Verbindung mit dem Pletschacherhaus und der bauliche Abschluß der verengten Blumenstraße erfolgen. Die beigegebene Vogelschau (Abb. 9) gibt auch dieses Projekt wieder.

Baurichtlinien wie die vorstehenden für den St. Jakobsplatz, für die Blumenstraße und für den Anger sind für jede größere Stadt weitschauend notwendig, und nicht unangebracht, auch wenn die Verwirklichung zur Zeit nicht möglich ist. Die den Entwürfen zugrunde liegenden Baugedanken enthalten zugleich ein Stück Heimatschutz und deshalb ist die vorstehende Veröffentlichung in unserer Monatsschrift zweckmäßig und deren Ermöglichung ein Verdienst der Schriftleitung.

Möge dem St. Jakobsplatz, der Blumenstraße und dem Anger in München die erwünschte bauliche Zukunft beschieden sein!

Die zukünftige Bebauung des Nymphenburger Schloßkanals.

Von Stadtbaurat Professor Dr. Hans Gräßel. (Mit 10 Abbildungen.)

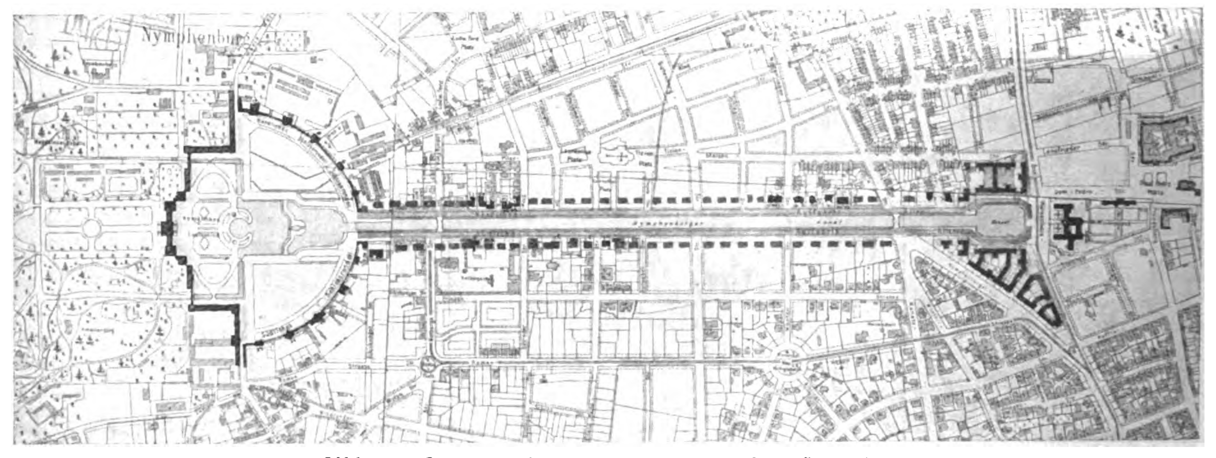


Abb. 1. Lageplan des Nymphenburger Schloßkanals.

Die zukünftige Bebauung zu beiden Seiten des vom Schloßvorplatz bis zum städtischen Waisenhaus reichenden 1500 m langen Nymphenburger **Schloßkanals** bietet in München noch eine der schönsten baukünstlerischen Möglichkeiten. Der Kanal bildet eine 25 m breite, zwischen erhöhten

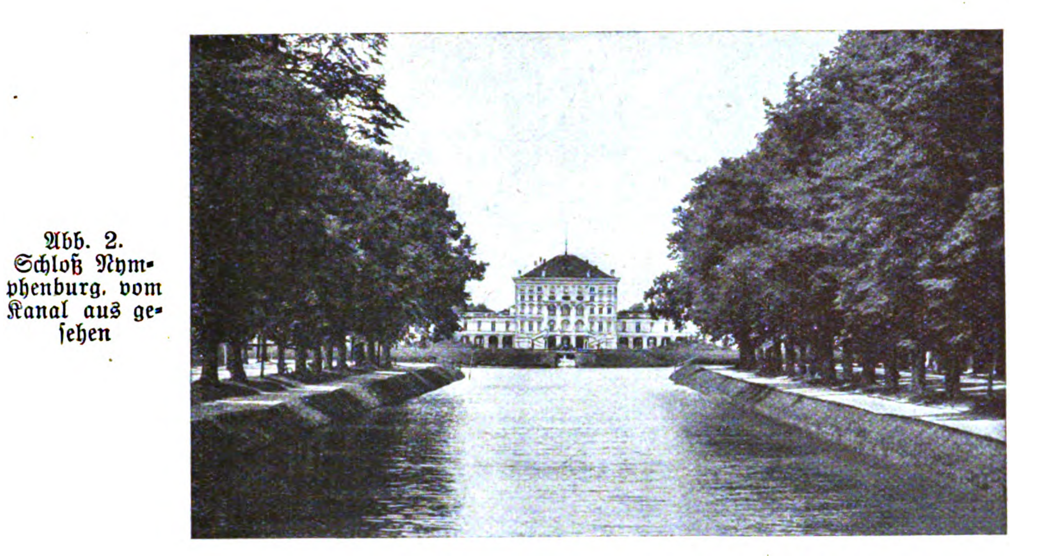
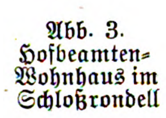


Abb. 2. Schloß Nymphenburg, vom Kanal aus gesehen

erbaut unter Ferdinand Maria 1663 bis 1680 durch Ag. Barelli.



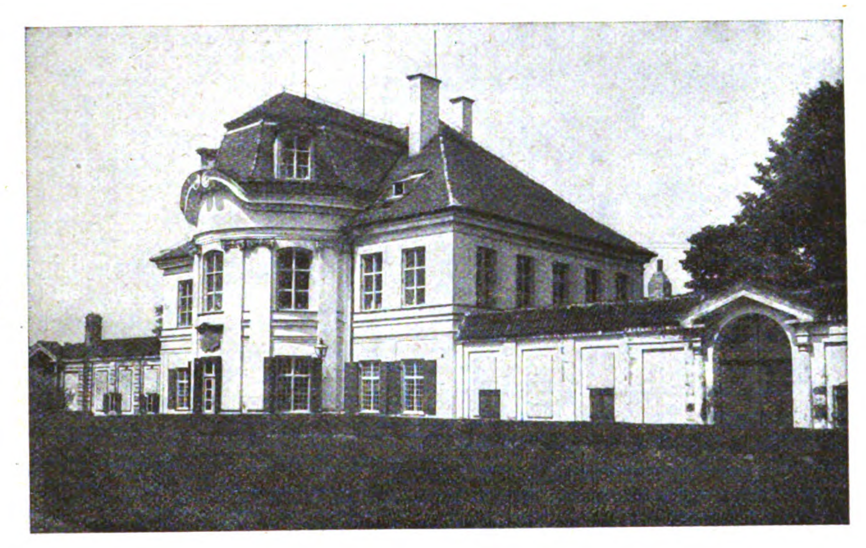
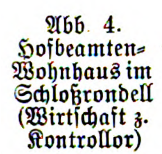


Abb. 3. Hofbeamten-Wohnhaus im Schloßrondell

erbaut unter Karl Albert von Josef Effner.



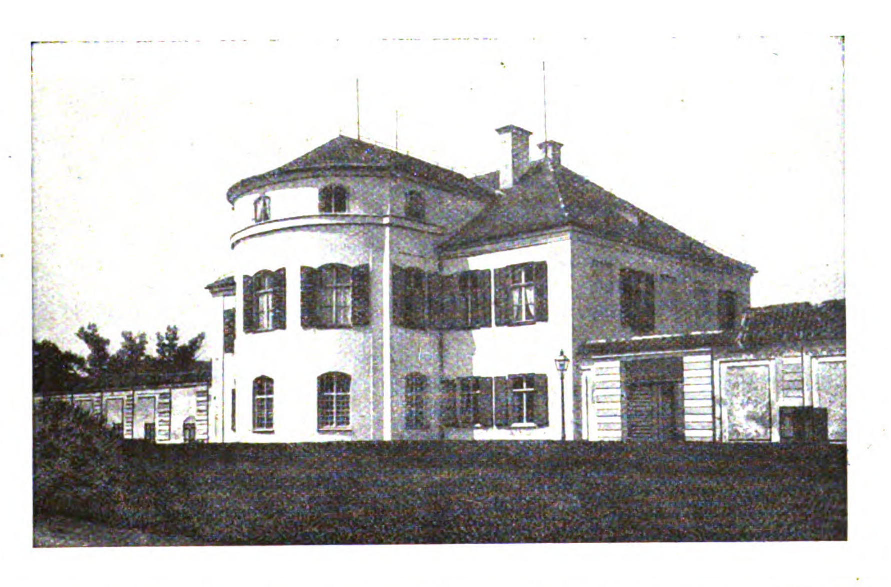


Abb. 4. Hofbeamten-Wohnhaus im Schloßrondell (Wirtschaft z. Kontrollor)

erbaut unter Karl Albert von Josef Effner.

Abb. 2, 3 und 4: Aus „München und seine Bauten“, Verlag F. Bruckmann A.-G., München.

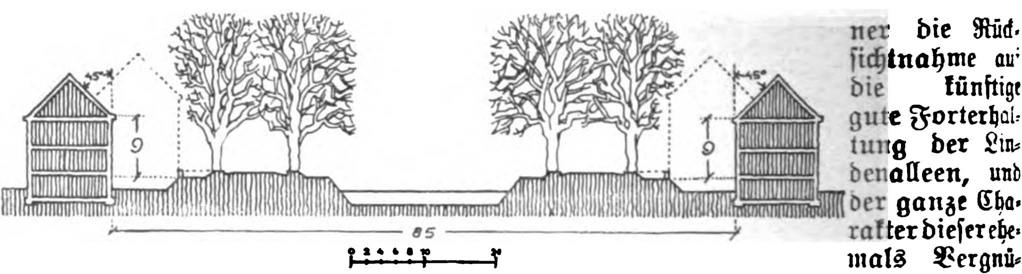


Abb. 5. Querschnitt durch den Schloßkanal mit der unrichtigen bisherigen und der geplanten zukünftigen Bebauung.

Erdböschungen liegende Wasserfläche, welche sich im Westen zu dem bekannten erhöhten Fontänen-Bassin, an ihrem östlichen Endpunkte zu dem 75 m breiten sogenannten „Kessel" erweitert, und welche beiderseits von 22 m breiten Verkehrswegen mit je einer doppelten Reihe schöner alter Lindenbäume, „Auffahrtsalleen", begleitet ist. Baulich ist der Kanal im Westen abgeschlossen von dem 1633 unter Kurfürst Ferdinand Maria durch den Architekten Barelli begonnenen und 1663—1718 durch Viscardi, Zuccali und Effner vollendeten Schloßbau mit dem davor sich ausbreitenden „Schloßrondell", im Osten durch die von der Stadt München 1896 bis 1899 nach den Plänen des Verfassers erbaute neue städtische Waisenanstalt. Zwei massive Brücken in der Richtung Moosach und Gern überspannen den Kanal. Bei der Gerner Brücke zweigt von der südlichen Auffahrtsallee die Nymphenburgerstraße als Verkehrsstraße in schräger Richtung ab und es bildet sich zwischen dem Kessel und dieser Straßenabzweigung eine dreieckige Grundfläche, welche im wesentlichen bisher unbebaut war und von ihrem früheren Besitzer her die Bezeichnung „Grünwaldpark" führt.

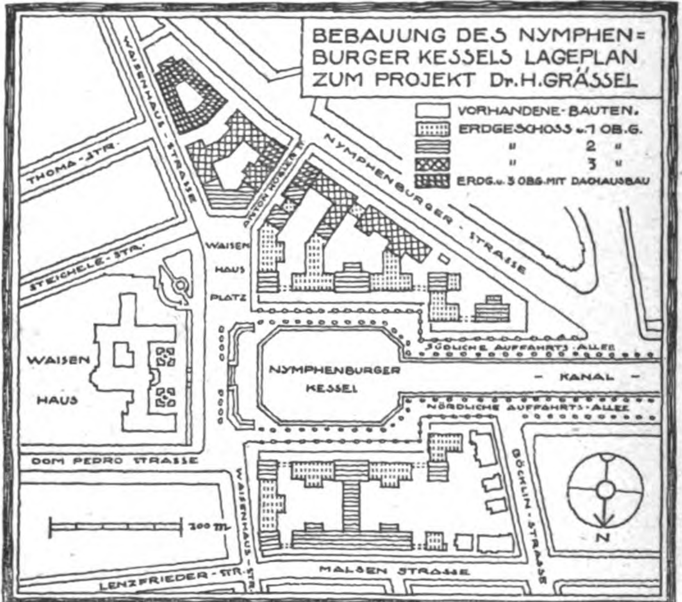


Abb. 6. Lageplan.

Die Grundlage für die Bemessung der künftigen Bebauung zu beiden Seiten des Nymphenburger Schloßkanals bilden also die erwähnten beiden vorhandenen Abschlußbauten, das Schloß mit dem Schloßrondell und das städtische Waisenhaus, ferner die Rücksichtnahme auf die künftige gute Forterhaltung der Lindenalleen, und der ganze Charakter dieser ehemals Vergnügungsfahrten dienenden Anlage überhaupt.

Daß diese richtunggebenden Grundlagen in der Vergangenheit anders bewertet wurden, zeigt die in der Nähe des Schloßrondells teilweise schon vorhandene neue Bebauung mit den um 1900 ausgeführten Neubauten Nr. 2a, 2b, 3b und 8 an der Südseite, Nr. 67, 69, 76 und 77 an der Nordseite, mit miethausartigen, Erd- und zwei Obergeschosse hohen, den Lindenbäumen viel zu nahen Wohnhäusern, und die erst am 8. Mai 1914 ministeriell genehmigte Bebauung des ehemaligen Grünwaldparkes, welche auf der Südseite des Kessels Erd- und zwei Obergeschosse hohe Miethäuser in geschlossener Bauweise zuläßt, während die Nordseite in Gern Erd- und ein Obergeschoß hohe in Abständen zu errichtende Familienhäuser vorsieht, wie sie dort bereits vorhanden sind. Also der Kessel, diese große symetrische Anlage, würde beiderseits mit völlig ungleichen Baumassen besetzt! — Ein im Dezember 1914 von privater Seite ausgearbeiteter und dem Stadtmagistrat vorgelegter Bebauungsplan sah auf der Südseite des Kessels Gebäude in deutscher Renaissance mit unruhigen Dachformen, verschnörkelten Giebeln und Erkern, ein anderes im Jahre 1914 ebenfalls von privater Seite dem Stadtmagistrat vorgelegtes Bebauungsprojekt die geschlossene

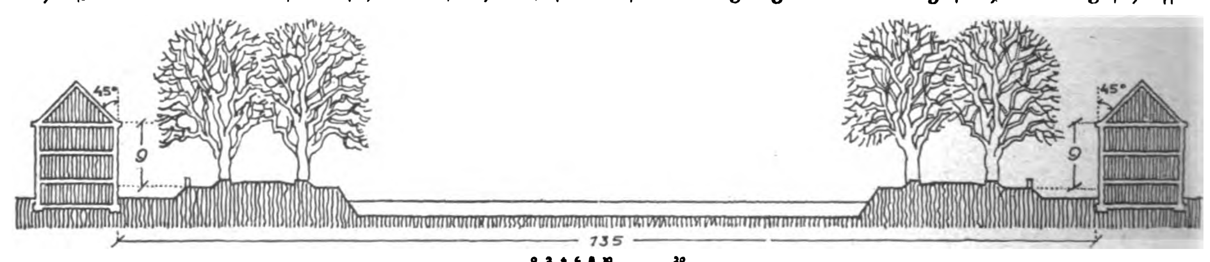


Abb. 7. Querschnitt durch den Nymphenburger Kessel mit der geplanten zukünftigen Bebauung.



Abb. 8. Ansicht der zukünftigen Bebauung beim Nymphenburger Kessel

Bauweise mit drei Obergeschosse hohen Miethäusern vor!

Glücklicherweise ist eine Ausführung der bisherigen Projekte nicht erfolgt und die nächst Nymphenburg zu beiden Seiten des Kanals ausgeführten unpassenden Neubauten lassen sich vielleicht noch schlecht und recht eingliedern in das was notwendig ist, und was in Folgendem näher beschrieben werden soll.

Ein im Jahre 1916 eingereichtes Baugesuch in Gern für die östlich an das Anwesen Böcklinstraße 2a angrenzende Baustelle bei der nördlichen Alleestraße gab den amtlichen Anlaß, der so wichtigen Frage der zukünftigen Bebauung des Schloßkanals nochmals näher treten zu können. Die Hofbaudirektion, das städtische Hochbauamt, die magistratische Künstlerkommission und die „Münchener Vereinigung für künstlerische Fragen" nahmen zu der Frage Stellung durch Beratungen an Ort und Stelle, durch Abgabe von Gutachten, durch Aufstellen von Richtpunkten und durch Anfertigen von Zeichnungen für die künftige Bebauung zu beiden Seiten des Kanals. Es wurde hiebei einmütig der Anschauung Ausdruck verliehen, daß die Bebauung längs des Schloßkanals ein einheitliches Gepräge erhalten müsse, das sich den Lindenalleen und den beiden vorhandenen architektonischen Abschlüssen des Kanals unterordnet, und daß für diese Unterordnung in den am Schloßrondell bestehenden älteren Bauten auch schon die besten Vorbilder gegeben seien. Außerdem böten an der Südseite des Kanals die bestehenden Gebäude aus der Erbauungszeit des Schlosses, Nr. 1, 2, 3, 5, 6 und 7 weitere Anhaltspunkte, wie ursprünglich die Bebauung zu beiden Seiten des Kanals gedacht war.

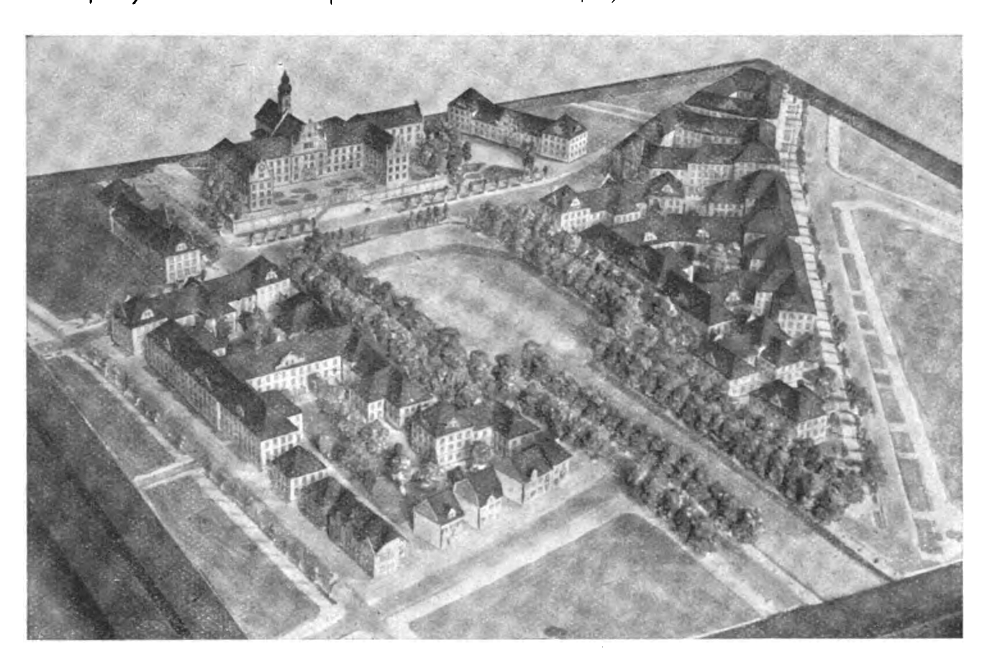


Abb. 9. Ansicht der zukünftigen Bebauung längs des Nymphenburger Kessels nach dem Entwurfsmodell.

Aus all diesen Anhaltspunkten geht ohne weiteres hervor: die Grundlage der Bebauung längs des Kanals muß eine offene Bauweise einheitlichen Gepräges im Sinne der am Schloßrondell bereits bestehenden Wohnbauten bilden mittelst durch Gartenmauern verbundener einstöckiger Einzelbauten von 8—9 m Hauptgesims- und 14 bis 15 m Dachfirsthöhe, und diese Bauten dürfen nicht



Abb. 10. Ansicht eines Teils der einheitlichen Bebauung längs des Nymphenburger Schloßkanals.

auf die Höhe der Straßenkrone, sondern müssen auf die Höhe der längs des Kanals bereits bestehenden Fußwege gestellt werden.

Dementsprechend müssen auch am östlichen Ende des Kanals beim sogenannten Kessel sich die entstehenden Neubauten dem Waisenhaus in ähnlicher Weise unterordnen. Da das Waisenhausgebäude auf der Gleiche wie die beiden Alleestraßen steht und Erd- und zwei Obergeschosse mit 14 m Hauptgesimshöhe besitzt, so dürfen die künftigen Neubauten beiderseits des Kessels im allgemeinen ebenfalls nur Erd- und ein Obergeschoß, d. i. im Hauptgesims 8—9 m, im First 14—15 m hoch sein und sich nur allmählich an die mit höheren Gebäuden besetzte südliche Umgebung des Kessels anschließen. Auch müssen sie auf der ähnlichen Gleiche stehen wie längs des Kanals und natürlich auf beiden Seiten desselben symetrisch gleich sein.

Aus den erwähnten Grundlagen ergeben sich folgende Anforderungen an die Neubauten längs des Kanals und des Kessels: Abstand der Bauflüchten von den Lindenbäumen 15 m, symetrische Bebauung, Abmessung der Einzelbauten (nicht Doppelbauten) 25—30 m Länge, 12—15 m Breite, 8—9 m Hauptgesims- und 14—15 m Firsthöhe, Dachneigung 45°, Abstand der einzelnen Gebäude von einander 10—12 m, 10 m breite Vorgärten, einheitliches Gepräge des Äußeren der Gebäude als schlichte weiße Putzbauten mit braunen Ziegelplattendächern und verbindenden Torbögen der Gebäudevorderseiten in den Gebäudeabständen, Vorgarteneinfriedung durch gleich hohe weißgeputzte Mauern, am Dache kleine regelmäßig verteilte Dachfenster, keine Dachwohnungen.

Diesen gleichmäßigen Baugebilden kann im einzelnen mit ganz einfachen künstlerischen Mitteln hinreichende Mannigfaltigkeit verliehen werden, wie dies die alten Bauten im Halbrund beim Schloß beweisen.

Die Bebauung zu beiden Seiten des sogenannten Kessels am Ende des Kanals gegenüber dem städtischen Waisenhaus ist damit aber noch nicht gelöst. Dieselbe erfordert zunächst eine gesonderte ästhetische Betrachtung wegen der schrägen Übergänge des Kanals in die breitere Wasserfläche, wegen der starken Ungleichmäßigkeiten in der bereits vorhandenen Bebauung südlich und nördlich des Kessels und wegen der oben erwähnten im Jahre 1914 bereits erfolgten ministeriellen Genehmigung der Baulinien und Bebauung des Grünwaldparkes, und, um die ästhetischen Anforderungen zu erreichen, in zweiter Linie eine eingehende Berechnung der materiellen Ergebnisse nach der genehmigten Bebauung und eine solche nach der vorzuschlagenden Bebauung, welche nachweist, daß die Grundbesitzer keine finanzielle Einbuße erleiden.

Zu alledem war unumgänglich notwendig, ein Baumodell im Maßstab 1:500 vom Kessel und dessen näherer und weiterer Umgebung anzufertigen, das eine klare, für jedermann sofort verständliche Beurteilung und Veränderungsmöglichkeit aller in Betracht zu ziehenden Verhältnisse bot.

Bei dieser Modellierung der Bebauung zeigte sich nun, daß die bei den früheren Verhandlungen durch die dazu einberufene Kommission zu beiden Seiten des Kessels vorgeschlagenen 25 m langen Baugruppen im Vergleich mit der breiteren Wasserfläche und der längeren Baumasse des städtischen Waisenhauses zu klein wirken, daß es zur Erzielung eines harmonischen Gesamtbildes am Kessel notwendig ist, zu beiden Seiten desselben Baugruppen von 92 m Länge mit teilweise Erd- und zwei Obergeschoß hohen Gebäudeteilen anzuordnen.

Mit der Annahme dieser längeren und teilweise höheren Gebäudegruppen war aber die Lösung der Kesselbebauung nur einstweilen und nur nach der ästhetischen Seite gegeben. Es war infolge der an der Südseite des Kessels seit 1914 ministeriell nach Baustaffel 4 genehmigten Erd- und zwei Obergeschoß hohen Bauweise in zweiter Linie noch erforderlich, den materiellen Ausgleich zwischen der genehmigten und der vorzuschlagenden Bebauung zu schaffen und den entsprechenden Übergang von der niederen Kesselbebauung zu der Erd- und 2, 3, ja 4 Obergeschoß hohen Bebauung des Grünwaldparkes eingehend zu studieren und zu berücksichtigen. Es wurde auch notwendig, die auf der Westseite des Kessels in schräger Richtung genehmigten Baulinien, entsprechend den vorhandenen Alleebäumen im rechten Winkel vorzusehen und die Anton Hüblerstraße zur Erreichung der notwendigen baulichen Entwicklung um 15 m nach Osten zu verschieben.

Nach dem hiernach geänderten Baumodell wurden die Bauzeichnungen gerichtet, der Raumkubus für die genehmigte Bauanlage ziffernmäßig festgestellt und verglichen mit dem sich ergebenden Raumkubus der künftigen Bebauung nach dem Vorschlag des Verfassers. Der entstehende Fehlbetrag infolge der niederen Gebäude längs des Kessels wurde ausgeglichen durch bauliche Zugeständnisse längs der Nymphenburger-, Anton Hübler- und Malsenstraße, durch längere Baugruppen, durch Überbauung der Gebäudeabstände, durch teilweise Aufbauten an der Anton Hüblerstraße und beim Kessel, durch größere Bauhöhe an der Malsenstraße. Es ergab sich nach dem neuen Vorschlag schließlich ein Mehr an umbautem Raum von 7024 cbm zu Gunsten der Grundbesitzer südlich und nördlich des Kessels.

Diese Grundbesitzer sind glücklicherweise von der Nymphenburgerstraße bis zur Malsenstraße in Gern ein und dieselben, nämlich die Herren Ortlieb und Edenhofer. Dieselben haben sich in verständnisvoller Weise den ästhetischen baulichen Anforderungen der hervorragenden Lage ihrer Grundstücke nicht verschlossen, sie haben durch ihren Sachverständigen, Professor Franz Rank, die Ausarbeitungen des Verfassers eingehend prüfen lassen und dieselben auch in wirtschaftlicher Hinsicht für gut gefunden.

Durch eingehende Beschäftigung mit dem ganzen Thema und Vertiefung in die Aufgabe, ferner durch das Zusammenwirken der Hofbauverwal-

tung, der künstlerischen Sachverständigen, der Münchener Vereinigung für künstlerische Fragen, insbesonders deren Vertreter Professor E. Hönig, der beteiligten Anwesensbesitzer und deren Vertreter Professor Franz Rank sind also im vorliegenden Falle die ästhetischen und die materiellen Anforderungen gegenseitig in Einklang gebracht worden, und es will durch die Veröffentlichung in unserer Monatsschrift weiteren Kreisen an diesem Beispiel gezeigt werden, wie es notwendig ist, daß einzelne besonders wichtige Bebauungsgebiete jeder Stadt des eingehendsten besonderen Studiums ähnlich der hier durchgeführten Art bedürfen, und daß hiebei sich gute Ergebnisse erzielen lassen. Die beigegebenen Abbildungen erläutern das Nähere. Die Berechnung ergibt einen umbauten Raumkubus von 232 000 Kubikmeter nach der früheren Planung, und von 239 024 Kubikmeter nach dem endgültigen Bebauungsvorschlag des Verfassers. Die Einholung der behördlichen Zustimmung ist in die Wege geleitet.

Ein Jahrhundert München, 1800 bis 1900.*)

Von Stadtbaurat Professor Dr. Hans Gräßel. (Mit 5 Abbildungen.)

Mit Dr. Wolf's Werk „Ein Jahrhundert München" ist uns zu Weihnachten 1919 ein Münchener Haus- und Familienbuch beschieden worden, wie man es sich nicht besser und schöner wünschen kann, eine Chronik der Stadt, die uns in wörtlicher Wiedergabe von zeitgenössischen Aufschreibungen in Briefen, Tagebüchern, Zeitungen usw. ein schöner Gedanke, die Zeitgenossen selbst sprechen zu lassen, weil dadurch die Leser so ganz in die jeweiligen Verhältnisse und Anschauungen versetzt werden und keinerlei Nebengedanken verwischend auf das zu gebende geschichtliche Bild der Stadt Einfluß gewinnen können. Lediglich biographische und andere kleine Erläuterungen am

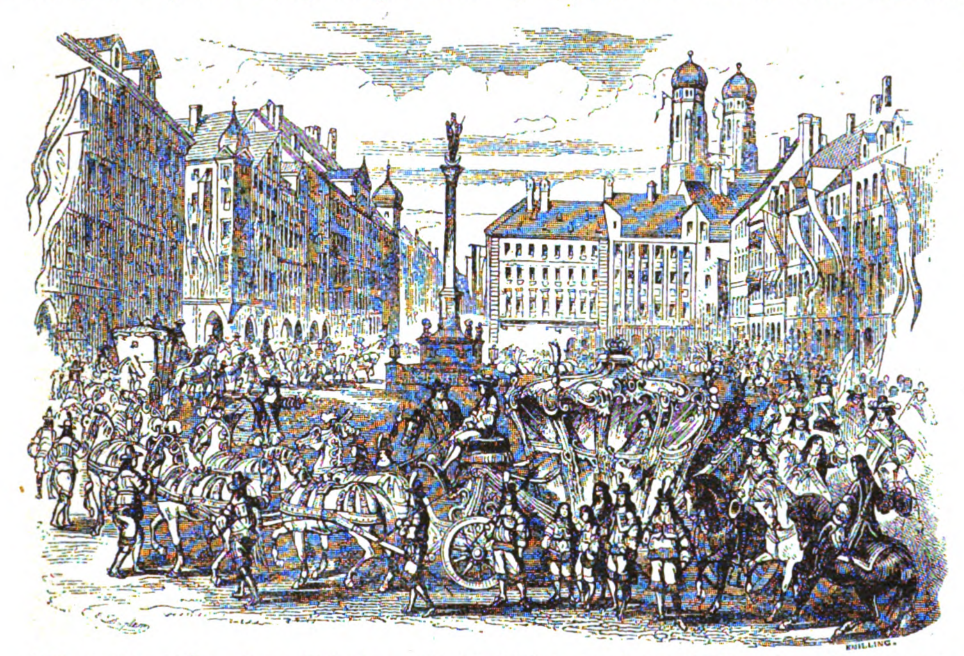


Abb. 1. Der Festzug beim Münchener Stadtjubiläum im Jahre 1858 auf dem Marienplatz. Holzschnitt von Nik. Knilling.

mit zugehörigen Abbildungen einen Einblick gewährt in ihre Zustände und Erlebnisse während der letztvergangenen 100 Jahre. Das Buch erzählt uns von den regierenden Fürsten, ihren persönlichen Eigenschaften, über die Gelehrten und Künstler einzelner Zeitabschnitte und ihre Lebensverhältnisse, über Handel und Verkehr, über das Leben in den bürgerlichen Familien usw. Es ist Schlusse jeden Abschnittes sind Zutaten des Verfassers und diese sind außerordentlich erwünscht. Wir erhalten auf diese Weise auch Aufschluß über die zahlreichen schönen Quellen, welche uns über die Geschichte der Stadt im vergangenen Jahrhundert im einzelnen unterrichten und uns zur Vertiefung in die Materie einladen. Wir lernen aber auch dabei kennen, mit welcher um-

*) Zeitgenössische Bilder und Dokumente, gesammelt und herausgegeben von Georg Jakob Wolf, 1919. Verlag Franz Hanfstängl, München. Titel und Einbandzeichnung von Heinrich Jost, Druck von Knorr & Hirth, München. 323 Seiten Text mit 155 Abbildungen und Quellennachweis. Erste Auflage war sofort vergriffen, Neuauflage ist in Vorbereitung und soll sobald als möglich erscheinen. Zu beziehen durch den Buchhandel. Abb. 1 mit 5 sind mit Genehmigung des Verlags dem Werke entnommen.

fassenden Kenntnis und Liebe zur Heimat Dr. Wolf all diese Quellen und zeitgenössischen Bilder gesammelt und zu einem schönen harmonischen Ganzen vereinigt hat. Man muß diese Arbeit bewundern. Man müßte die Titel der 100 Aufsätze anführen und die über 155 Abbildungen benennen, um einen Einblick in die Forschertätigkeit Wolf's zu gewinnen. **Wir Mitglieder des baye-**



Abb. 2. Künstler-Maifest. Steinzeichnung von Ludwig Skell.

rischen Landesvereins für Heimatschutz sind Dr. Wolf noch besonders zu großem Dank verpflichtet, daß er dieses schöne Heimatbuch über München bei aller wissenschaftlichen Strenge in volkstümlicher, leicht zu lesender Abschnittsform verfaßt hat. Man kann nur dringend die Anschaffung des Buches für jede Münchener Familie und für jeden, dem München lieb ist, empfehlen, und je mehr wir Kenntnis erhalten von dieser Heimatgeschichte, um so größer wird unser Gewinn daraus auch für die Zukunft Münchens werden.

In einem Schlußabsatz „Abschied vom alten München" gibt uns Wolf aus seinem reichen Wissen dann noch einen feinsinnigen Überblick. Er beginnt mit den Worten: „München leuchtet nicht mehr". „Schwere Zeiten bitterster Not und tiefster Erniedrigung hüllten ganz Deutschland ein. Da erblindete auch der Glanz der Stadt der Lebensfreude, der Stadt des heiteren Genusses, der schönen Künste und der veredelten Geselligkeit. In düstere politische Geschicke verstrickt, hat München seit den unheilvollen, dunklen Vorfrühlingstagen des Jahres 1919 seinen Ruf als Hochburg des Behagens und der Gemütlichkeit eingebüßt."

„Vor der harten unerquicklichen Gegenwart und ihrer brutalen Realität flüchtet man gerne in die stilleren, sympathischen Bezirke der Vergangenheit, die heute wie ein Märchen anmutet. Dahin wollte der Herausgeber dieses Alt-Münchner Buches seine Leser führen. Er wollte ihnen an

der Hand von zeitgenössischen Dokumenten und Bildern zeigen, wie es im alten München, von dem es nun endgültig Abschied nehmen heißt, ausgesehen hat, wie sich dort öffentliches und privates Leben abspielte, wie man dachte und gesonnen war, welche Menschen von Eigenart und Bedeutung auftauchten und vergingen, welcher Art die Kulturarbeit war, die München leistete. Dann nicht zu vergessen: das alte München hat unter der Führung der kunstsinnigen bayerischen Fürsten ungeheuer wichtige, weit auswirkende, unauslöschliche Kulturarbeit getan; daran mag denken, wer im Hinblick auf die düstere jüngste Vergangenheit der Stadt geneigt ist, ihren Wert allzu tief einzuschätzen. Ja uns anderen, die wir Jahr um Jahr und Tag um Tag den kulturellen Pulsschlag der Münchnerstadt fühlen konnten, kam der Absturz nicht überraschend. Wir wußten, daß das echte Münchnertum im Sterben lag seit langem. Das Kulturmünchnertum vertrug die Großstadt-Allüren nicht. Es konnte weder den Berlinismus in seiner Geselligkeit, noch die Industrie in seinem sozialen Leben schlucken und verdauen. München ist seinem Wesen nach eine der Städte, die nicht hätten groß werden dürfen. Es vertrug das Großstadttempo schlecht. Sobald man ihm seine Beschaulichkeit und sein Behagen nahm, sobald die Herrschaft in Kulturdingen einigen überlegenen Führern entglitt und Sache einer unpersönlichen beamteten Allgemeinheit wurde, war das alte München dahin. Die hier gesammelten Dokumente über das alte München und seine schöneren erquicklichen Zustände sollen nicht ohne Lehre sein."

Manche haben dieses Schlußwort Dr. Wolf's als zu schwarz sehend erklärt. Wir bekennen uns zur Ansicht derer, die ihm zustimmen, die schon lange ebenfalls Münchens Niedergang erkannten, und die von neuem verkünden möchten, daß nur die richtige Erkennung des Charakters einer Stadt und die folgerichtige Pflege dieses Charakters, nicht das seichte Dutzendstreben nach einer Allerweltsgroßstadt, eine Stadt wie München und deren Umgebung erhalten und zu weiterem blühenden Gedeihen führen können. (Siehe meinen Vortrag: „Die Erhaltung des Charakters der Stadt München", abgedruckt in der Süddeutschen Bauzeitung 1917 Nr. 3.) Der größte Teil der Einwohnerschaft Münchens der letzten Zeit ver-



Abb. 3. Harlaching nächst München.
nach einer Zeichnung von Georg Dillis vom Jahre 1789.



Abb. 4.

kannte vollständig die schlechten Folgen der immer größer werdenden Stadt, des Fremdenverkehrs und der großen Fabrikniederlassungen. Einheitliche Zusammenarbeit ging verloren. Kunst, Wissenschaft, Feinindustrie und Spezialhandel gedeihen nur in kleineren Gemeinwesen und unter weitschauender persönlicher Führung.

Dr. Wolf's Werk gibt diesbezüglich die wertvollsten Hinweise. Es ist ein wahrhaft anregendes vom Verlag Hanfstängl dazu in vorzüglichster Weise herausgegebenes Münchener Stadtbuch. Sein Anklang zeigte sich auch im äußeren Erfolg: die erste Auflage ist bereits vergriffen. Die zweite Auflage soll im Herbst 1920 erscheinen und einige Erweiterungen namentlich im Hinblick auf die Zeitspanne 1860 bis 1900 erhalten und zwar auch im Abbildungsteil.

Möge uns vielleicht auch noch eine Erweiterung des Überblicks über die Münchener Vergangenheit aus den früheren Jahrhunderten durch Dr. Wolf beschert werden!

. . . .



Eugen N. Neureuther

Schriftleitung und preßgesetzliche Verantwortung: Oberregierungsbaurat Richard Rattinger in München.



Monatsschrift des bayerischen Landesvereins für Heimatschutz — Verein für Volkskunst und Volkskunde — in München. (Ludwigstr. 14. Fernspr. Nr. 21753. Postscheckkonto 4684.)

Die Baukunst Alt-Münchens

Eine städtebauliche Studie über die Münchener Bauweise von der Gründung der Stadt bis Ende des 16. Jahrhunderts

Von Dr. ing. Gustav Steinlein, Architekt, München

Mit 57 Abbildungen im Text und 9 Sondertafeln

Gewidmet
Dem erfolgreichen Förderer des Heimatschutzes
Seiner Exzellenz Dr. Gustav von Kahr

*

Vorwort.

Die freundliche Beachtung, die meine früheren Studien über Alt-München fanden[1]), die Aufmunterung, die mir von vielen Seiten zuteil wurde, veranlaßten mich, die mir lieb gewordene Arbeit fortzusetzen und zu vertiefen.

Im textlichen Teil suchte ich vor allem nachzuweisen, wie innig in früherer Zeit die einer Stadt zur Verfügung stehenden Baustoffe mit den Bauformen und mit dem ganzen Aufbau dieser Stadt zusammenhingen.

So entstand, besonders was Zeichnungen anbelangt, der umfangreichere zweite Teil meiner Forschungen über Alt-München; ich versuchte auch eine Rekonstruktion des Stadtplanes der damaligen Zeit und habe auf verschiedene Ratschläge hin nicht nur in diesem Plane die Stellen der von mir gezeichneten Ansichten angegeben, sondern jedem Bilde auch eine baugeschichtliche und bautechnische Erläuterung angefügt; es ist deshalb jedermann möglich sich rasch über die dargestellten Baugruppen zu unterrichten.

Ich möchte an dieser Stelle allen Herren, die die vorliegende Arbeit durch Rat und Tat unterstützten, meinen wärmsten Dank aussprechen, so Herrn Professor Dr. Karl Trautmann, Herrn Professor und städt. Baurat Dr. ing. H. Gräßel, Herrn städt. Oberingenieur A. Hirschmann und den Direktoren des Bayerischen Nationalmuseums Herren Dr. Stegmann † und Dr. Halm. Besonderen Dank schulde ich den Herren Referenten der Prüfungskommission: Herrn Geheimrat Professor Dr. Friedrich von Thiersch und Professor Paul Pfann †, die durch ihre Anregungen meine Arbeit sowohl was Text anbelangt wie auch in technisch-wissenschaftlicher Hinsicht wesentlich gefördert haben. Herrn Professor Dr. Manfred Bühlmann danke ich für die endgültige Durcharbeitung vor der Drucklegung.

---

[1]) „München im sechzehnten Jahrhundert", herausgegeben vom Bayerischen Heimatschutzverein (Heft 5/6, 7. Jahrgang 1910).

Inhalt.

Seite

Vorwort 17

Einleitung 19

I. Abschnitt: Das Bauwesen Alt-Münchens von der Städtegründung bis Ende des 16. Jahrhunderts

a) Baustoffe und Bauformen 20

b) Von der Stadtanlage und dem Aufbau der Stadt 29

II. Abschnitt: Baugeschichtliche und bautechnische Erläuterungen zu den Stadtbildern 35

Das innere Sendlingertor 36

Das Rathaus und das Talburgtor 39

Das Neuhauser- (Karls-) Tor 41

Das Angertor 43

Teil der Stadtmauer zwischen Einlaß und Isartor 43

Das äußere Schwabingertor (Unseres Herrn Tor) 44

Der Glockenbach vom Rathaus bis zur Hofpfisterei 45

Das Isartor und der Luginsland 46

Das Schiffertor (der Einlaß) und der Seefeldbogen 48

Das Wurzertor und der Falkenturm 50

Die ehemalige Gruftkirche, der letzte (sichtbare) Überrest der ersten Stadtmauer und der Wilprechtsturm in der Weinstraße 51

Seite

Der schöne Turm 52

Die alten herzoglichen Zeughäuser an der Kuhgasse 53

Der alte Hof mit der Lorenzkirche 54

Das Marstallgebäude mit dem Turnierhof . . . 56

Die Augustinerkirche und das Augustinerkloster . 58

Das Angerkloster 59

Das Heiliggeistspital und die Heiliggeistpfarrkirche 60

Die Sebastianskapelle am Anger 64

Das Franziskanerkloster 65

Das St. Annakirchlein (in der jetzigen Damenstiftstraße) und das Indersdorfer Klosterhaus 66

Die Kreuzkirche 67

Das städtische Zeughaus und das Stadthaus am Anger (Jakobsplatz) 68

Nordostseite der Neuhauserstraße (beim Karlstor) . 69

Der Frauen-Gottesacker und der Jungfernturm . 70

Mühlen an der Wuhr 72

Die Hofstatt 74

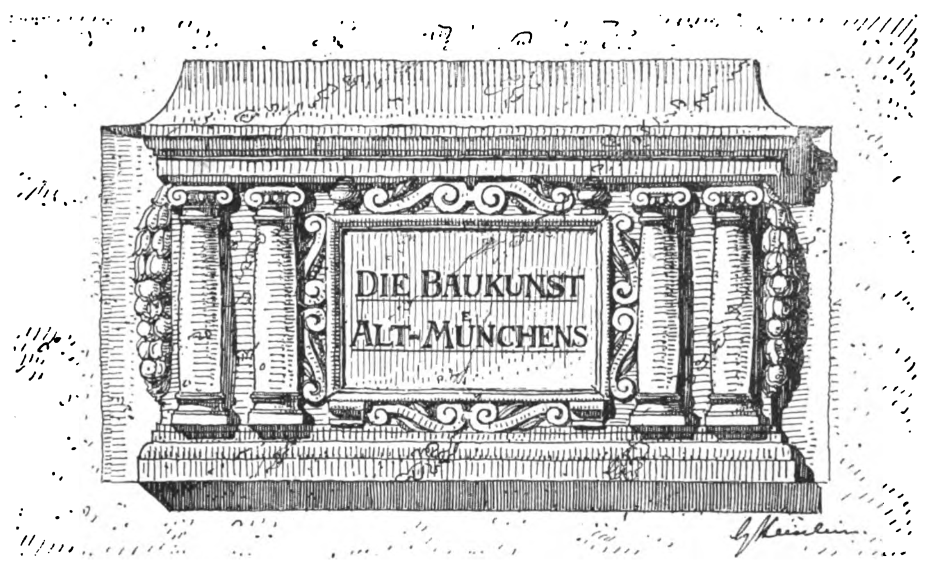
Häusergruppen in der Kaufingerstraße, im Tal und in der Neuhauserstraße; Häuserblock am Frauenplatz 75

III. Abschnitt: Erläuterungen zu den Stadtplänen . 77

Schlußwort 79

Literatur 80

Das vorliegende Heft ist auch in Buchform erschienen und wie das Heft „München im 16. Jahrhundert“ durch die Geschäftsstelle München, Ludwigstraße 14, III. Eingang, zu beziehen. Die Schriftleitung.



1. Gedenktafel an der Nordseite der Peterskirche.
(Die ursprüngliche Inschrift der Tafel fehlt.)

Einleitung.

s gibt wenige Quellen, die uns das Stadtbild des mittelalterlichen Münchens erschließen; die Stadt selbst hat sich unter verschiedenen Einflüssen, die schon im Zeitalter des Barock einsetzten und sich bis in unsere Zeit geltend machten, gründlichen Wandlungen unterziehen müssen. Betrachten wir das heutige Stadtbild im Aufriß, so sehen wir, wie wenig aus der damaligen Zeit erhalten geblieben ist. Anders verhält es sich mit dem Grundriß der Stadt: dieser hat sich von der Gründung der einzelnen Stadtgebiete bis heute fast nicht verändert; die Straßenzüge, zum großen Teil sogar die Baulinien (so die platzartigen Straßen im Tal, am Rindermarkt und in der Neuhauserstraße; die eigentümlichen Linienführungen am Altheimereck und der Hackenstraße; die altertümliche Umbauung des Petersbergls usw.) haben sich bis in unsere Zeit erhalten; sie geben heute noch der Stadt auch in ihrem neuen Gewande den Münchener Charakter, den zu erhalten wir immer bestrebt sein sollten! —

Die Eigenart Münchens, nicht zum Wenigsten in der Bauart der Altstadt begründet, ist ein wertvolles Gut, das auch im Hasten und Drängen der Neuzeit gewahrt werden muß, die rücksichtslos über alles, das hinter ihr liegt, hinweg geht, wie wir dies an anderen alten Städten sehen. Deshalb soll aber noch lange nicht alles nur um seines Alters willen geschont werden; was aber an die Stelle des Alten kommt, soll mindestens ebenso gut sein.[2])

Vorliegende Abhandlung kann also nicht den Zweck verfolgen, dazu aufzufordern, das Alte blindlings nachzuahmen; die in ihr enthaltenen und im Bild gezeigten Wiederherstellungen Alt-Münchener Stadtbilder können durch die einfache Art und Weise, mit der die Alten ihre Bauaufgaben lösten, manche Anregungen geben, sie sollen das mehr und mehr im Verschwinden begriffene Gefühl für Heimatkunst beleben und können, nicht zuletzt, der baulichen Erforschung des alten Münchens, das in dieser Hinsicht in seinen Quellen fast nur auf das Holzmodell Jakob Sandtners[3]) angewiesen ist, dienen.

---

[2]) Siehe Vortrag des städt. Baurats Professor Dr. Gräßel-München: Die Erhaltung des Charakters der Stadt München, gehalten im Münchener Architekten- und Ingenieur-Verein am 11. Januar 1917, abgedruckt in der Süddeutschen Bauzeitung Nr. 3, Jahrgang 1917.

[3]) Dr. Karl Trautmann sagt über dasselbe in „Alt-München in Wort und Bild", München 1897, Verlag von L. Werner, S. 34: . . . Dieses Modell aber ist wirklich eine Schöpfung von unsagbarem Werte, die man voll und ganz erst bei genauem Studium schätzen lernt.

I. Abschnitt: Das Bauwesen Alt-Münchens von der Stadtgründung bis Ende des 16. Jahrhunderts.

a) Baustoffe und Bauformen.

Bis Mitte des vorigen Jahrhunderts bestimmten die Baustoffe eines Landes, die in ihm gewonnen wurden, auch die Bauweise dieses Landes und zwar in einem ziemlich eng begrenzten Gebietsteil; die schwierige und mit Kosten verknüpfte Zufuhrmöglichkeit verhinderten, die Baustoffe in größeren Mengen aus fernen Gegenden herbeizuholen; erst die Zeit der Eisenschienenwege und der Dampfmaschine und die damit verknüpfte billigere Herbeischaffung der Materialien verwischten die bisherigen natürlichen Grenzen und schafften einen Ausgleich, oft nicht zum Vorteil einer gesunden Bauweise. Es kam in Zukunft nicht mehr auf die Entfernung des Gewinnungsortes der Baustoffe von der Verwendungsstelle an, sondern auf die Gestehungskosten, auf die Höhe der Arbeitslöhne eines Landes in Verbindung mit der schwierigeren oder leichteren Bearbeitung der Stoffe.

Diese Umstände, sowie der gewaltige Aufschwung, den das wirtschaftliche Leben nach dem siegreichen Kriege 1870/71 in Deutschland nahm, brachten auf dem Gebiete der deutschen Baukunst eine große Umwälzung hervor. Wenn es auch einerseits günstig war, sich ohne Schwierigkeiten und Zeitverlust gute Baustoffe aus ferneren Gegenden verschaffen zu können (ich nenne nur die Vorteile, die die Verwendung des Muschelkalks in München bot), so führte doch andrerseits dieser allzu leichte Austausch der Naturschätze zu einer Verflachung in der Baukunst jener Zeit; wir können, um ein Beispiel zu nennen, dasselbe charakterlose Haus: mit Granitsockel, roten Sandsteinquadern, Umrahmungen und Gesimsen, mit gelben Verblendziegeln und Schieferdach, das Ganze mit einem unnatürlichen Formenaufwand ausgestattet, im Norden wie im Süden Deutschlands finden, das heißt, es ist nirgends zu Hause.

Es soll aber damit nicht gesagt sein, daß die Alten unter allen Umständen vermieden haben, fremde Materialien zu verwenden; so galten italienische Marmore, über den Brenner geschafft, bei uns in Deutschland als besondere Kostbarkeiten, und wurden nur zu auserlesenen Zwecken verwendet; insbesondere machten sich die Klöster Geschenke damit. Um wieder ein Beispiel zu nennen: Veroneser Marmor, der bis vor dem Weltkrieg zu den billigsten farbigen Marmoren gehörte, die wir in Deutschland verwendet haben (infolge der billigen Arbeitslöhne dieses Landes und der geringen Gestehungskosten), war in früheren Jahrhunderten ein edles und seltenes Gestein. —

Welche Stoffe standen nun für den Bau der Stadt München in deren nächster Nähe zur Verfügung? Es waren der Zahl nach wenig genug: 1. Holz aus Wäldern, die, wie wir aus verschiedenen Quellen wissen, die Stadt ringsum umgaben; 2. Lehm, in ausgedehnten Lehmlagern, in der Gegend von Bogenhausen und Haidhausen; 3. das Gerölle und Geschiebe des Isarbettes, das auch zum größten Teil den Baugrund der neuen Stadt ausfüllte. Natürliche Bausteine waren sehr selten und wenig zu haben. Von der Zufuhr einiger weniger Hausteine also abgesehen, wurden alle Baustoffe in der Umgebung Münchens gewonnen und mußten nicht nur zur Erzeugung der nötigen Mauersteine und zur Herstellung des Holzwerkes dienen, sondern auch für die Dachdeckung, für die Pflasterung der Straßen und für die Mörtelbereitung.

Der Isarfluß, dessen Bett sich von Großhesselohe an im Bereich des Stadtgebietes bedeutend verbreitert, und dessen rechter Uferrand, mit Ausnahme der Au, genau den Lauf des Flusses begleitet, schuf an seinem linken Ufer zwei Terrassen, deren Höhenränder sich heute noch ziemlich gut verfolgen lassen: die sogenannte Sendlinger Höhe und die Theresienhöhe, die sich nach Norden zu bis zum Oberwiesenfeld immer mehr verflacht. Die untere jüngere Terrasse liegt zwischen diesen Höhen und dem Stadtbach, bezw. Westermühlbach (Glockenbach); sie entstand durch allmähliges Zurückdrängen der Isar in das jetzige Bett[4]); sie folgt dann der Königinstraße und bildet die Westgrenze des Englischen Gartens; der höchste Punkt dieser Terrasse ist das Petersbergl. Das Flußbett selbst, zwischen Gasteig und Petersbergl ungefähr einen Kilometer breit, von zahlreichen Bächen durchzogen, und früher mit Altwässern bestanden, war in nicht überschwemmtem Zustand bedeckt mit Sand und Gerölle. Die untere Terrasse, die Baustelle des alten wie auch des größten Teiles des neuen Münchens, wird wohl vor der Gründung der Stadt in der Hauptsache Wiesenland gewesen sein, vielleicht besetzt mit einzelnem Buschwerk, und auch anbaufähiges Ackerland, da es zu dieser Zeit schon lange nicht mehr im Überschwemmungsgebiet der Isar lag. Das Gebiet der oberen Terrasse war zweifellos mit großen Forsten bedeckt, nur unterbrochen von dem Ackerland einiger Sippenansiedelungen, wie Sendling, Giesing und Haidhausen.

Es war nichts natürlicher, als daß diese Wälder das erste Baumaterial für die zu gründende Stadt hergeben mußten; je mehr die Stadt wuchs, desto mehr Ackerland war auch nötig, um die Bevölkerung der Stadt mit Lebensmitteln zu versorgen; die Wälder wurden ausgerodet und ihr Holz diente anfänglich als einziges Baumaterial für die Wohnhäuser.

---

[4]) Siehe München und seine Bauten: Geologische Verhältnisse von Prof. Dr. Karl Oebbecke. Seite 3—7.



2. Alte Häuser an der Krämerstraße in der Au.



3. Alte Häuser an der Wolfgangstraße in Haidhausen.

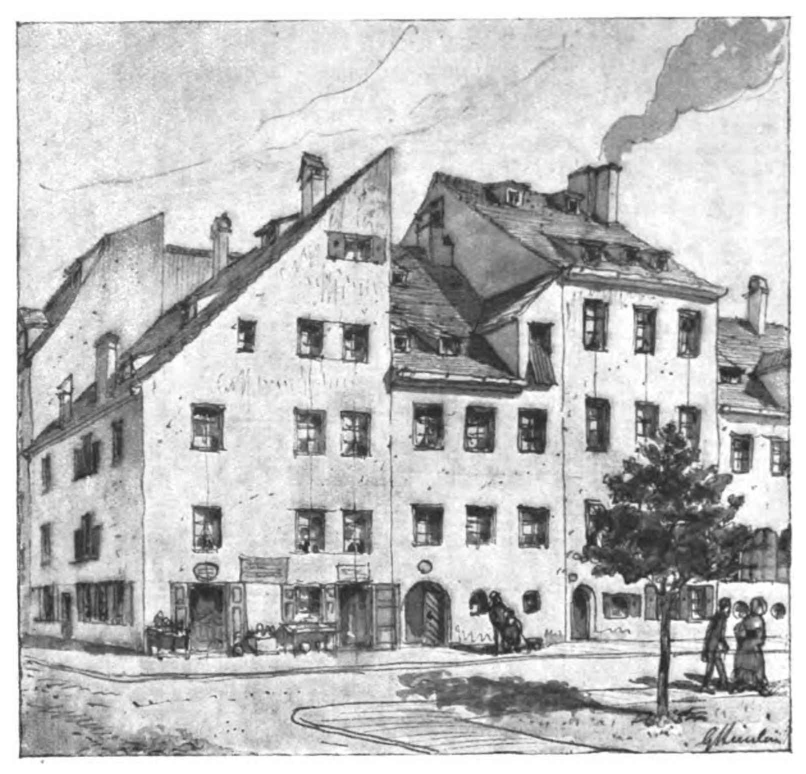
Diese Verwendung ist aber kein genügender Anhaltspunkt, um, wie es manchmal geschieht, die einfachen und wahrscheinlich schmucklosen Häuser mit den stattlichen, oft mit Formen überreich ausgestatteten Holzhäusern im bayerischen Oberland zu vergleichen; die Ursache der Entstehung war wohl die gleiche, aber nicht die Bauausführung. In dieser frühesten Zeit Alt-Münchens (Ende des 12. bis Ende des 13. Jahrhunderts) wird man sich darauf beschränkt haben, reine Zweckbauten zu errichten; die Häuser hatten Galerien (Lauben) im ersten Stock, oft um das ganze Haus herumlaufend, zu denen Treppen von außen führten; wahrscheinlich waren es schon Miethäuser, deren Obergeschoß von einer zweiten „Partei“ bewohnt und durch eine äußere Treppe erreicht wurde, so daß beide Wohnungen vollständig voneinander abgeschlossen waren; die Galerien dienten also als Wohnungszugänge und weiterhin als Gänge zu den Abtritten. Es war notwendig, den Verkehr auf den Treppen und Galerien, wie die leicht vergänglichen Holzbauten selbst, durch weitvorspringende Dächer zu schützen. Wenn wir uns die Häuser in dieser Weise entstanden denken, so erinnern sie eher (sowohl was den Bau, wie die Bestimmung der Häuser anbelangt) an die z. T. jetzt noch bestehenden einfachen „Herbergen“ in der Au und in Haidhausen, von denen die Abbildungen 2 und 3 einige besondere charakteristische Beispiele bringen. — Auch die Dachdeckung bestand aus Holzschindeln, ebenso wie die Kaufläden auf dem Marktplatz noch im Jahre 1315 aus Holz gezimmert waren, oder die Fleischbänke in einer großen hölzernen Hütte untergebracht waren.[5])

Nur wenige Bauten wurden in Ziegelstein aufgeführt, wie die Stadtmauer mit ihren Toren, die Kirchen und Kapellen usw.; ein aus Steinen gemauertes Haus war im 12. und auch im 13. Jahrhundert eine Ausnahme, und wird in Urkunden besonders bemerkt. Häufig wurde jedoch das Erdgeschoß gemauert und nur das Obergeschoß aus Holz gezimmert.

Lipowsky erzählt,[6]) daß die Häuser oft zum Teil so leicht gebaut waren, daß noch im Jahre 1490 ein Orkan an die 200 Häuser in und um München umgeworfen haben soll; es dürften aber doch in der Hauptsache wohl nur Schuppen oder landwirtschaftliche Gebäude gewesen sein, die davon betroffen wurden; immerhin würde diese

[5]) Vgl. J. Wiedenhofer: „Die bauliche Entwicklung Münchens vom Mittelalter bis in die neueste Zeit im Lichte der Wandlungen des Baupolizeirechtes“ (München 1916, Ernst Reinhardt) S. 3 oben: „Die Chronik berichtet uns, daß Kaiser Ludwig der Bayer 1315 anordnete, daß in Zukunft niemand mehr auf diesem Platze (dem Marktplatz zu München) bauen solle, „weder mauern noch zimmern“. Er befahl ferner, daß die Fleischbänke, die mitten auf dem Marktplatz standen, sowie alle anderen, den Platz einengenden, aus Holz gezimmerten Kaufläden beseitigt werden...“

[6]) Felix Lipowsky: Urgeschichten von München. II. Teil. München 1814 und 1815. Mit Schriften des Franz Storno. § 2.



4 Häusergruppe Ecke Schmid- und Rasphstraße.

1489 können uns vielleicht einen Fingerzeig zur Lösung dieser Frage geben; sie befassen sich mit der Bestimmung der Entfernung der Altanen von den anstoßenden Nachbarhäusern und mit der Hochführung der Mauern an der Nachbargrenze; es könnte damit der Ausbau der Höfe gemeint sein, aber genau ist dies nicht festzustellen. Wenn auch damals viele Galerien in den Höfen gemauert waren, so ist doch anzunehmen, daß bei gewöhnlichen Bauten die Mehrzahl der Höfe mit hölzernen Galerien versehen war; denn sie haben sich in einzelnen Fällen durch Jahrhunderte durch bis heute erhalten, wie alte Häuser im Tal, am Rindermarkt usw. zeigen.

Ähnlich ist es mit der Schindeldeckung: sie wurde bedingungsweise trotz der Feuergefährlichkeit immer wieder zugelassen, trotzdem die Verbote hiefür fast in allen Bauordnungen wiederkehren.

Schilderung einen Anhaltspunkt dafür bieten, in welch umfangreichen Maße Holz verwendet wurde und wie lange Zeit sich solches als Baumaterial in der Hauptstadt zu behaupten wußte.

Wenn nun auch starke und zahlreiche Feuersbrünste in München energische Maßregeln gegen das Bauen mit Holz notwendig machten, und die ersten baupolizeilichen Verordnungen sich hieraus entwickelten und nur zur Verhütung der Feuersgefahr erlassen wurden,[7]) so scheint doch das Bauen mit Holz, wenn auch nur für einzelne Teile des Hauses, schwer zu verhindern gewesen zu sein, wenigstens weisen die immer wiederkehrenden Vorschriften in den verschiedenen Bauordnungen darauf hin. Holz wurde, wie überall in Deutschland nur langsam durch den Stein verdrängt, sogar im Kriegsbau; denn ganz Deutschland war reich an Wäldern; die gemütliche, malerische Erscheinung scheint den Alten die Holzbauten lieb gemacht zu haben. Freilich waren wohl die höheren Ausgaben für Steinbauten die Hauptursache, die Holzbauten möglichst lange beizubehalten.

Auf keinen Fall ist in irgend einer der Bau- oder Kundschaftsordnungen etwas genaues darüber zu finden, ob die Altanen auch in den Höfen verboten waren; auch hier dienten sie ja hauptsächlich als Wohnungszugänge und zur Verbindung der verschiedenen Räume untereinander, also als Gänge. Die Vorschriften in Artikel 6 der Bau- und Kundschaftsordnung vom Jahre

Eine Bemerkung Lipowskys in der von ihm mitgeteilten Feuerordnung[8]) erscheint mir besonders wichtig: vermag sie doch den Schlüssel zu geben zu der viel umstrittenen Frage, ob die mit hohen Mauern umbauten versenkten Dächer (wie wir sie besonders in den Innstädten, auch in Salzburg usw. finden), ihre Bauart architektonischen Gründen (um das Haus stattlicher erscheinen zu lassen), oder lediglich Zweckmäßigkeitsgründen (um das Haus feuersicher zu machen), zu verdanken haben.

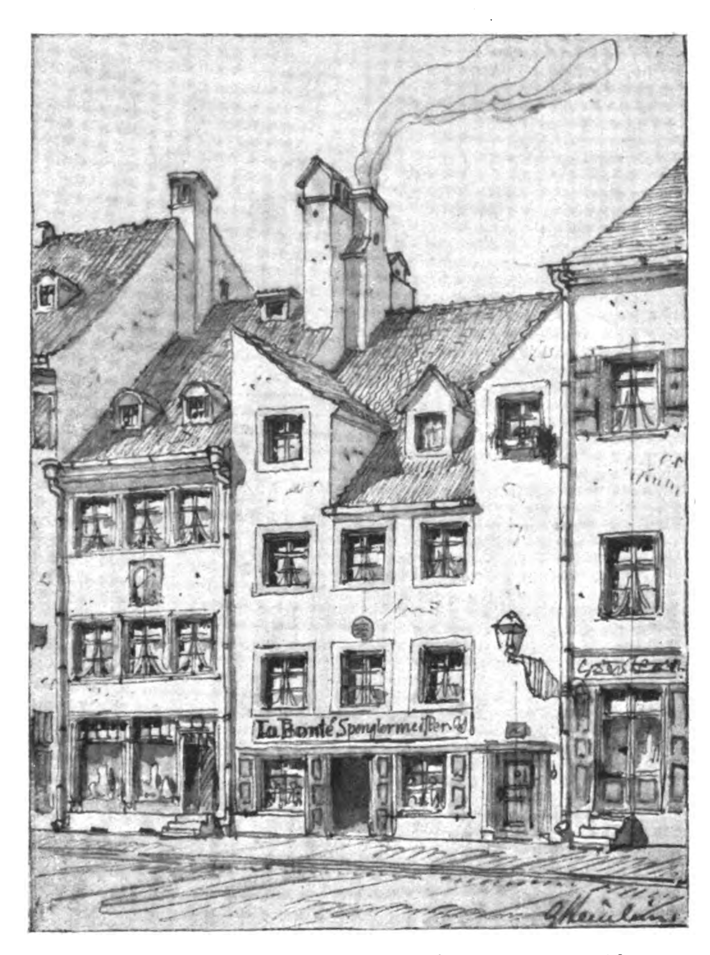
Wir lesen nämlich öfters, daß der kaiserlichen Verordnung vom Jahre 1342, wonach die Häuser mit Ziegeln zu decken seien, nicht immer Folge geleistet wurde; es kamen also, weil in der holzreichen Gegend billiger, zweifellos immer noch Schindeldeckungen vor, auch sollte das Ausbessern von Schindeldächern nicht verwehrt sein. Lipowsky schreibt nun: „In erster Hinsicht wurde beliebt, die Häuser mit Ziegelsteinen zu decken: der aber dieses nicht vermag, soll sein Schindeldach mit einer Feuermauer umgeben." Aus dieser Verordnung stammen die ringsum, also auch vorne und rückwärts, mit hohen Mauern umgebenen Häuser; sie waren auf jeden Fall das wirksamste Mittel, um das Feuer auf seinen Herd zu beschränken. Wir finden auch tatsächlich auf all den Häusern, die eine rings um das Haus herumgeführte Feuermauer besitzen,

[7]) Ich verweise auf die sehr sorgfältig zusammengestellte Sammlung der Bauverordnungen Münchens von Dr. Wiedenhofer in dem bereits genannten Buche.

[8]) Urgeschichten von München, a. a. O. 2. Teil, § 4 u. § 30.

heute noch die Schindeldeckung.[9]) Auch gab es nach Lipowsky noch im Jahre 1473, also in der Zeit der beginnenden Renaissance, Schindeldecker in München.

Wenn diese Wandlungen in der Verwendung von Holz und Stein als Baustoffe auch nur allmählich vor sich gingen, so war ihr Einfluß auf die Außengestaltung der Häuser doch unausbleiblich und schließlich gaben sie dem ganzen Stadtbild ein ganz anderes Aussehen. — Schon Kaiser Ludwig, der am Rhein und in Italien schöne geräumige Städte gesehen hatte, wollte die weit vorspringenden Dächer vermieden wissen, da sie der Stadt ein düsteres Aussehen gaben; wir können annehmen, daß damit auch die Altanen, wenigstens an den Straßenansichten der Häuser, verschwanden, ebenso wie die Treppen zu den Wohnungen am Äußeren der Häuser. War bei Gründung der Stadt das offene Bausystem vorherrschend (wie wir vermuten können, da die Galerien oft um das ganze Haus herumliefen), so verschwand dieses mit dem Bau gemauerter Häuser und an seine Stelle trat das geschlossene Bausystem; Ende des 16. Jahrhunderts war dasselbe, wenigstens in der Altstadt, allgemein eingeführt, wie wir aus dem Sandtnerschen Holzmodell aus dem Jahre 1570 (im bayerischen Nationalmuseum) ersehen können.



5. Häusergruppe in der Kreuzstraße (Nr. 17 u. 18).

Während im größten Teile Deutschlands der Holzbau sich das ganze Mittelalter hindurch erhielt und sich sogar in manchen Städten zu hoher Blüte entwickelte (wir erinnern nur an Hildesheim), wurde er in München frühzeitig vom Backsteinbau verdrängt; auch Fachwerkbauten scheinen in München ganz unbekannt gewesen zu sein, wenigstens deutet solche Sandtner nicht an;[10]) es haben sich meines Wissens keine Fachwerkbauten in München erhalten. Das strenge Verbot des Bauens mit Holz bezog sich auch auf die Ausbildung des Daches; hölzerne Dacherker, wie z. B. in Nürnberg, wurden in München nie beobachtet; die Dacherker waren immer gemauert, oder doch verputzt; charakteristisch sind für München die an den Gemeinmauern angebrachten, mit einem Pultdach versehenen Dachaufbauten, meistens als Aufzugerker benützt. Diese Erker haben sich bis heute noch in vielen Beispielen erhalten (siehe Abb. 4 und 16); sie kamen auch an ein und demselben Hause doppelt vor (s. Abb. 5 und 6).

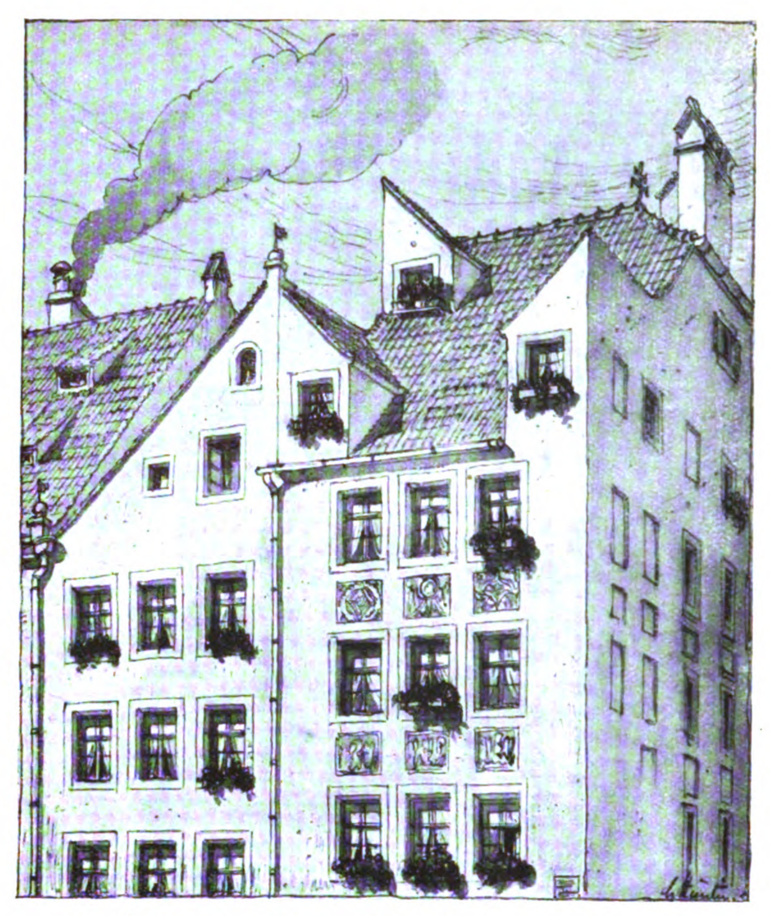
Holzarchitektur konnte infolgedessen in München nicht zur Entwicklung kommen und ist vollständig unbekannt. Dagegen führten die Baumaterialien zu Formengebungen anderer Art, die für München beziehungsweise Altbayern charakteristisch sind; das ist vor allem eine ausgeprägte Backsteinarchitektur an Kirchenbauten (ganz wenig an den Festungsbauten), sowie eine der Renaissancezeit eigene Verputzmanier an Profanbauten. Ich halte diese beiden Bauausführungen ausdrücklich auseinander, denn bis jetzt ist es noch nicht gelungen, den unverputzten Backsteinbau an Wohnhäusern nachweisen zu können, ebenso wie die Flächenputzarchitektur an Kirchen des Mittelalters nicht bekannt geworden ist. Auch das gemauerte gotische Bürgerhaus war ein einfacher Putzbau ohne besondere Gliederungen und Verzierungen.

Ich habe mich über beide Ausführungsarten bereits in meiner Abhandlung: „München im 16. Jahrhundert“ ausgesprochen und kann mich deshalb hier kurz fassen.

Es ist noch nicht versucht worden, Beziehungen zwischen altbayerischem, norddeutschem (Danzig, Lübeck, Lüneburg usw.) und italienischem sicht-

[9]) Ich berichtige hiedurch meine Ausführungen über dieselbe Sache in meiner Abhandlung: „München im 16. Jahrhundert“, S. 58. Ich schrieb früher die Entstehung dieser Häuser Stilrücksichten zu; daß diese Häuser durch ihre hohen Mauern den Eindruck italienischer Bauart machen, ist aber reiner Zufall. Diese Häuser scheinen erst in der Zeit der Renaissance entstanden zu sein; Häuser dieser Art mit gothischen Schmuckformen sind meines Wissens nicht bekannt.

[10]) Im Modell Sandtners sind architektonische Gliederungen an den Häusern öfters durch eingravierte Linien bezeichnet; bei einigen wenigen solcher Häuser könnte man annehmen, daß damit Fachwerk angedeutet werden sollte.



6. Häusergruppe Ecke Sendlingerstraße und Färbergraben (früherer Bestand).

baren Ziegelbau aufzusuchen; Altbayern (siehe auch Landshut, Dingolfing, Ingolstadt, Füssen usw.) steht mit dieser Bauart ganz vereinzelt zwischen dem Norden Deutschlands und dem Norden Italiens. In der Formung der einzelnen Architekturteile (wie Gesimse, Maßwerke usw.) bestanden aber zwischen Nord- und Süddeutschland zweifellos Beziehungen, wie schon der Vergleich der Abbildungen von Bauten aus den genannten Gebieten ergibt. —

In München kennen wir nur die Liebfrauenkirche, die Salvatorkirche und die Kreuzkirche;[11]) die Stadtmauern mit den Toren und das Zeughaus am Anger waren auch in Ziegelrohbau ausgeführt, aber wie es scheint, nur in glattem Ziegelmauerwerk ohne ausgesprochene Formengebung; das Sendlingertor weist noch einige Backsteingesimse auf.

Wir bewundern vor allem an den gemauerten Bauten die große Dauerhaftigkeit des Ziegelmaterials; die Spitzbogenfriese mit den Blätterendigungen sind noch ziemlich unversehrt, ebenso die Gesimse und Maßwerke noch scharfkantig und gut erhalten.[12])

Wenn man erfährt, welche Sorgfalt seinerzeit der Ziegelherstellung zugewandt wurde, wird man sich über die Güte der Erzeugnisse nicht mehr wundern.

Wir erfahren von Riezler,[13]) daß die Stadtverwaltung die Mittel nicht scheute, einen besonders sachkundigen Ziegelmeister von Straubing kommen zu lassen, um das Erdreich von Haidhausen zu untersuchen; sie verschickte ferner auf ihre Kosten Baumeister und Gesellen nach Landshut und Augsburg, um „der Stadt zu Nutzen etwas zu lernen".

Es bestanden aber auch andrerseits scharfe Vorschriften gegen Übertretungen bei Herstellung und Verwendung schlechter Baumaterialien; der Rat der Stadt wendete der Herstellung von Ziegelsteinen, wie wir oben schon gesehen haben, die größte Aufmerksamkeit zu;[14]) auch alle anderen Baustoffe hatte der Rat unter seine Aufsicht genommen. Jeder, der gegen die erlassenen Vorschriften handelte, wurde erbarmungslos aus der Stadt verbannt und durfte nicht mehr zurückkehren. Der gleichen Strafe verfiel, wer Ziegel herstellte, ohne die Meisterschaft in diesem Handwerk erlangt zu haben. Es durften auch keine Ziegel und Dachplatten verkauft werden, ehe der Brand nicht von den Bevollmächtigten des Rates abgenommen worden war. —

Ferner waren es wieder (wie oben schon erwähnt) die Baustoffe, die zu einer architektonischen Ausdrucksweise führten, die typisch für Altbayern genannt werden darf; ich meine die F l ä c h e n-

[11]) Nach Franz Jakob S c h m i t t, Architekt in München, wurde auch die Augustinerkirche in München aus hartgebrannten rötlichen Backsteinen gemauert und erst später verputzt (s. seinen Aufsatz in der Süddeutschen Bauzeitung 1904 Nr. 53: Die ehemalige Augustiner-Einsiedler-Klosterkirche der beiden hl. Johannes in München).

[12]) Allerdings sind in den letzten Jahrzehnten Spuren beginnender Verwitterung bemerkbar geworden, offenbar hervorgerufen durch die immer mehr sich steigernde Rauchentwicklung; da in München sehr viel oberbayerische Kohle verbrannt wird und da dieselbe sehr schwefelhaltig ist, bildet sich schweflige Säure, die durch Regen und Wind, durch Nebel und Schnee an die Mauern herangetragen wird und so doch allmählig auch diese guten Erzeugnisse, die sich Jahrhunderte hindurch erhalten hatten, vernichten. Es wäre dringend zu wünschen, daß das Fortschreiten der Zerstörung nicht außer Acht gelassen wird und daß man sich an den maßgebenden Stellen rasch dazu entschließt, Schritte zu tun, um dieser bedauerlichen Zerstörung vielleicht noch Einhalt tun zu können.

[13]) Vgl. Riezler Sigmund, Geschichte Bayerns, Gotha 1878. F. A. Perthes, Band 3, S. 762—764.

[14]) Vgl. Wiedenhofer, a. a. O. S. 27—30.

putzarchitektur, die, wie ich in der Abhandlung „München im 16. Jahrhundert" nachgewiesen habe, in ganz Altbayern verbreitet war, wahrscheinlich aber erst in der Zeit der Renaissance entstand und zur Blüte kam. Den Alt-Münchener Baumeistern war Quarzsand unbekannt; er kommt zwar in der Nähe vor, wie bei Fürstenfeldbruck, bei Massenhausen usw., aber wenn sie ihn auch gekannt hätten, hätten sie ihn sicherlich doch nicht verwendet; hatten sie doch in dem weiten Isarbett Sand in jeder Körnung und in nächster Nähe zur Verfügung; sie konnten ihn in beliebigen Mengen wegnehmen, der Isarfluß sorgte jedes Jahr wieder für Ergänzung des Bedarfes.

Das Geschiebe der Isar, Kies und Sand, diente den Münchnern aber auch noch zu anderen Zwecken; Kies kam in allen Größen vor, auch mit verschiedenen Eigenschaften.

Wer sich die Mühe gibt, das Isargerölle zu beobachten, wird finden, daß die Steine in allen Farben wechseln, welche oft dazu noch mit interessanten Zeichnungen und Aderungen durchzogen sind; es sind durch gegenseitiges Abschleifen rundlich gewordene Trümmergesteine aus Marmorlagern im Gebirge, deren Fundstellen zumeist unbekannt sind und aus welchen einzelne Teile durch die Gewalt des Gebirgsstromes bis zu uns geschwemmt werden. Wie die Steine im Aussehen wechseln, so sind auch die Eigenschaften verschiedene, was unsere Alten wohl wußten: die einen Steine eignen sich zum Kalkbrennen[15], andere zu Pflastersteinen, wieder andere zu Mauersteinen (zu Gußmauerwerk). Der Kies wurde gesiebt und ergab ganz feinen Schwemmsand zum Verputz der Wände im Innern der Häuser; der gröbere Sand wurde zum Außenputz verwendet.

Von diesem gröberen Sand gab es wieder verschiedene Körnungen; der weniger grobe wurde zum Verputzen der Mauern verwendet; besonders durchgeworfener Kies, mit Körnern vielleicht in Haselnußgröße, wurde flächenartig auf den ersten Putz aufgetragen und führte so zu der eben erwähnten sehr reizvollen Flächenputzarchitektur, die eigentlich mehr eine Handwerkskunst, aber deswegen nicht minder beachtenswert ist. Dieser Rauhputz wurde als Umrahmung, entweder in geraden oder bewegten Umrißlinien um die Fenster- und Türöffnungen herumgeführt, er diente auch zur Herstellung der Brüstungsfüllungen, die mit fortschreitender Zeit sogar eine reiche Ausbildung erhielten, der Lisenen, von quaderähnlichen Ausbildungen usw. (siehe Abb. 5, 6, 7, 8, 11, 16).

Wenn man sich dazu die damals übliche farbige Behandlung der Häuser denkt (sie hat sich besonders auf dem Lande bis heute noch erhalten), fast an jedem Haus Heiligenfiguren oder Heiligenbilder, Hauszeichen oder Aushängeschilder, so kann man sich wohl vorstellen, daß München, wenn es auch keine reiche Stadt war (wie Augsburg oder Nürnberg), einen äußerst gemütlichen, farbenfrohen Eindruck gemacht haben muß.

Eigentliche Gesimse, oder überhaupt stark hervortretende Architekturteile waren an bürgerlichen Häusern unbekannt oder wenigstens sehr selten.[16]) Die Alten verschmähten Vortäuschungen anderer Materialien, sie konnten Gesimse nur herstellen, wenn sie die Backsteine auskragen ließen und Profile daran zogen. Denn Haustein war, wie bereits erwähnt, in Münchens Umgebung selten[17]) und wurde nur in besonderen Fällen verwendet.

Noch vor Großhesselohe beginnen sich die Geröllanhäufungen der Steilhänge zu zusammengeschlossenen Steinschichten zu verdichten; es entstand eine Art natürlicher Beton, die sogenannte Nagelfluhe. Zu Werkquadern sind aber diese Felsbildungen nicht geeignet, sie sind in größeren Abmessungen nicht gewinnbar und ergeben höchstens Bruchsteine (für Uferschutzmauerungen und dergleichen). Dagegen finden wir schon abbauwürdige Steinbänke im Gleisental bei Deisenhofen; ergiebigere Nagelfluhbrüche sind jedoch in Biber bei Brannenburg. Diese Konglomerate sind aus Kieseln verschiedener Färbung zusammengesetzt, mit einem grauen, versinterten Sand verbunden; das Material ist grobkörnig und läßt infolgedessen auch nur gröbere Bearbeitung zu. Die Alten wußten deshalb nicht viel damit anzufangen, es fehlten ihnen auch die Werkzeuge zu einer richtigen Bearbeitung; das Gestein wurde deshalb nur zu glatt bearbeitetem Quadermauerwerk verwendet, wie z. B. zum Sockel der Frauenkirche. Dr. Oebbecke gibt in dem bereits erwähnten Aufsatz in: „München und seine Bauten" an, Nagelfluhe sei zu den Fundamenten der Frauenkirche verwendet worden; unmöglich wäre dies nicht, aber wahrscheinlich ist der Sockel dieser Kirche damit gemeint.

Nach einer Mitteilung Prof. Hugo Kochs[18]) sind Kalksteine von Lenggries bei Tölz zu den Fundamenten der Frauenkirche verwendet worden; ob diese Angabe urkundlich bestätigt ist, oder auf Untersuchungen am Bau selbst beruht, ist leider nicht ersichtlich. Dieses Material aus Lenggries, ein spröder, dichter Kalk von weißer und grauer Farbe, kommt in verschiedenen Schichtenhöhen vor und kann in Dimensionen bis zu zwei Kubikmetern gewonnen werden. Die Verwendung dieses Materials im alten München

---

[15]) Da sich nach dem Plan von Volckmer aus dem Jahre 1613 die Kalköfen in der Nähe der beiden Länden befanden, scheint München Steine zum Kalkbrennen auch noch von Orten isaraufwärts bezogen zu haben, vielleicht auch erst in späteren Zeiten.

[16]) Vielleicht lassen die bereits erwähnten eingeschnittenen Linien an einzelnen Häusern im Modell Sandtners darauf schließen, daß diese Häuser mit Gesimsen versehen waren, wie z. B. das stattliche Haus, das sich an Stelle der jetzigen Feldherrnhalle befand.

[17]) S. meinen Aufsatz in dem Werke „München und seine Bauten": Die Verwendung von Hausteinen in München, S. 793.

[18]) Die natürlichen Bausteine Deutschlands, S. 29.

7. Wirtschaft zum Ldererbräu, Oberanger 11.

ist sogar sehr wahrscheinlich, da es ja durch Flöße von der Bruchstelle leicht nach München geschafft werden konnte; infolge der großen Abmessungen, in denen es gewonnen werden konnte, war es wegen der besseren Druckverteilung der Baulast auf den Baugrund zu Fundamentquadern sehr wohl geeignet.

Von größerer Wichtigkeit wie diese Gesteine war für Alt-München der aus kalkhaltigen Quellen abgesetzte Kalktuff; er kommt bei Glonn, Darching, Huglfing und Polling (bei Weilheim) vor; er ist in der Regel ziemlich porös, gelb bis graugelb und bräunlich in der Farbe; er kann in großen Abmessungen gewonnen werden; wenn er bruchfeucht ist, läßt er sich leicht bearbeiten; er wird an der Luft mit der Zeit härter und auch druckfester.[19] Gesundes Material ist witterungsbeständig. In den Brüchen des Weilheimer Bezirkes kommt eine sogenannte Eisentuffschichte vor, welche besonders hart und druckfest ist; die Steine aus dieser Schichte sind natürlich auch schwieriger zu bearbeiten. Tuff wurde an alten Kirchen in Oberbayern vielfach verwendet; auch für München war dieses Gestein das wichtigste Hausteinmaterial; beim Abbruch alter Häuser stieß man öfters auf dasselbe; auch läßt es sich an jetzt noch bestehenden Bauten nachweisen (Haus Nr. 5 in der Burgstraße; Münzhof; Frauenkirche, Sockel der angeblendeten Maßwerkspfosten der Turmlisenen (s. Abb. 9) und die auf den Pfosten aufruhenden ebenfalls angeblendeten Maßwerksfüllungen; St. Salvatorkirche, an den Übergängen der Strebepfeiler, als Sockelabdeckung usw. (s. Abb. 10), aber immer nur für besondere Fälle (Säulen, Abdeckungen, Auskragsteine usw.); sehr häufig sind die Steine verputzt worden, wahrscheinlich aber erst in späteren Zeiten.

Der Mangel an tragfähigem, druckfesten Hausteinmaterial verbot in München alle einigermaßen mit Schwierigkeiten verknüpften Baukonstruktionen, wie Auflösung der Mauermassen in Stützen mit schwachen Querschnitten und weitausladende Erker-, Turm- oder Giebelbauten.

Pfeiler und Säulen mußten aus Backsteinen[20] oder Tuffsteinen gemauert werden und in beiden Fällen mußten die Querschnitte stark

[19]) Die in der Münchener Bauordnung angegebene zulässige Beanspruchung von Huglfinger Tuff auf Druck mit 5 kg pro qcm ist zu gering, wie gerade alte Münchener Bauten, an denen das Material verwendet, beweisen.

[20]) Nach Franz Jakob Schmitt (Südd. Bauztg. 1904 Nr. 53) waren die Langhaus-Pfeiler der Augustiner- wie der Franziskanerkirche aus hartgebrannten Backsteinen gemauert; der Aufsatz des Genannten bietet auch sonst interessante Aufschlüsse über Materialien, Backsteingrößen usw.



8. Häusergruppe in der Marienstraße (Nr. 6 und 7).

dimensioniert sein, so z. B. für die Pfeiler der Bogengänge, die den Marienplatz umgaben.

Einschneidender noch war der Mangel an Hausteinen für das Straßenbild dadurch, daß die zahlreichen Erker nur schwache Ausladungen erhalten konnten; jetzt noch bestehende Erker zeigen eine solche von 15—25 cm (s. Abb. 11 und 16); der Unterbau der Erker war entweder in der Weise konstruiert, daß man einige Balkenköpfe des Tramlagers im ersten Stock aus dem Mauergrund um die Ausladung des Erkers hervorschießen ließ (solche Balkenköpfe, profiliert und mit starkem Querschnitt, sind heute noch ersichtlich am Haus Nr. 30 am Unteranger (siehe Abb. 12), oder daß man den Erker bogenförmig untermauerte und die Bogenanfänge auf Tuffkonsolen aufruhen ließ (s. Abb. 13).[21])

Schließlich sei ein mir unbekanntes Sandsteinmaterial erwähnt, zur Umrahmung des Westportals der Frauenkirche verwendet, sehr feinkörnig in nur 26 cm hohen Schichten.[22])

[21]) Wie mir städt. Baurat Professor Dr. Grässel mitteilt, wurden auch beim Abbruch eines Erkers am Stadtarchiv solche Steinkonsolen aus Kalktuff vorgefunden.

[22]) Das Gestein ist a. a. O. leider mit dickem Anstrich versehen, so daß eine genaue Untersuchung nicht gut möglich ist.

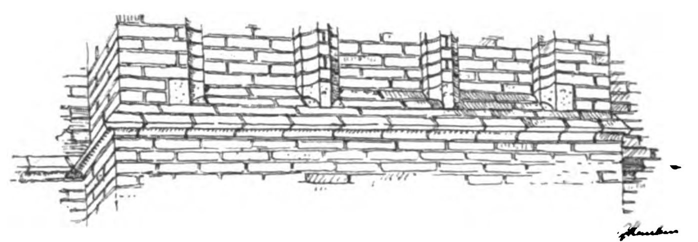
Wie auf die Gestaltung des Straßenbildes, so war auch das Baumaterial auf die Ausbildung der Höfe von Einfluß. Das normale Bürgerhaus hatte, wie bereits erwähnt, hölzerne Galerien, die, wie wir auch aus dem Sandtnerschen Modell sehen können, sich fast in jedem Hofe fanden und als Gänge dienten. Nur reichere Hausbesitzer ließen diese Galerien gemauert aufführen, zuweilen die Stützen aus Tuff oder auch aus Marmor, weshalb die Bauart der Münchener Höfe sehr an die Tiroler und Salzburger Höfe erinnert, besonders wenn noch dazu die durchbrochenen Brüstungen aus zusammengestellten Backsteinen hergestellt wurden, wie im Hofe des Hauses Nr. 13 an der Residenzstraße (s. München im 16. Jahrhundert S. 72).

Ein sehr charakteristischer Hof ist der des Hauses in der Burgstraße Nr. 5, leider sehr verbaut. In der Abb. 14 sind die störenden Einbauten weggedacht.

Einzig in seiner Art ist der Hof des Hauses Nr. 18 und 19 am Rindermarkt.[23]) Die Gewölbe sind mit Rippen in Maßwerksform verziert; es ist sicher anzunehmen, daß die Rippen wie die Säulen aus Tuffstein hergestellt sind; dicker Anstrich verhindert leider eine genaue Untersuchung.

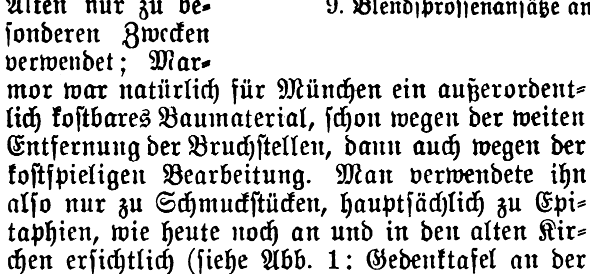
[23]) Abgebildet in der Abhandlung „München im 16. Jahrhundert" auf Seite 71.





9. Blendsprossenansätze an den Türmen der Frauenkirche.

Marmor, entweder von Ruhpolding oder von Adnet (bei Hallein), später auch von Tegernsee und vom Untersberg, wurde von den Alten nur zu besonderen Zwecken verwendet; Marmor war natürlich für München ein außerordentlich kostbares Baumaterial, schon wegen der weiten Entfernung der Bruchstellen, dann auch wegen der kostspieligen Bearbeitung. Man verwendete ihn also nur zu Schmuckstücken, hauptsächlich zu Epitaphien, wie heute noch an und in den alten Kirchen ersichtlich (siehe Abb. 1: Gedenktafel an der Peterskirche); dann aber auch zu Säulen und Brüstungen, wie zu denen im zweiten Stockwerk des Turnierhofes. (Münze.)

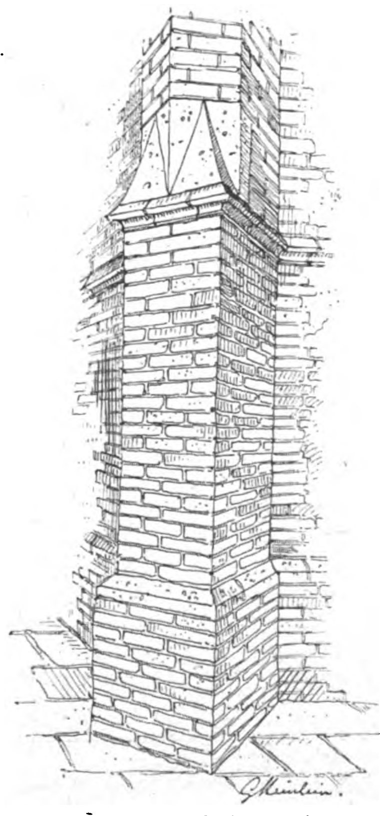


Ein Baustoff, unseren Alten sehr wichtig, aber ohne Einfluß auf die Bauformen, bedarf noch der Erwähnung: es waren dies Isarkiesel, die als Füllmaterial in starken Mauern verwendet wurden; die beiden Außenseiten der Mauern wurden mit Backsteinen verblendet. Dieses Guß- oder Füllmauerwerk, durch einen ausgezeichneten Mörtel zusammengehalten, war sehr kompakt und konnte einen ziemlichen Druck aushalten. Beim Abbruch der alten Stadtmauer stieß man wiederholt auf diese Gußmauern; sie waren immer tadellos erhalten, so in jüngster Zeit beim Niederlegen der bis zu 2 m dicken Gemein- (Kommun-) Mauer der Anwesen Nr. 10 und 11 an der Weinstraße (Schutzmannkaserne, erste Stadtumwallung) und der Mauer an der Angerfronfeste (zweite Stadtmauer).

Es mögen nicht allein Gründe der Kostenersparnis für die Verwendung der Isarkiesel maßgebend gewesen sein, sondern es wird auch Schwierigkeiten gemacht haben, gut gebrannte Backsteine in solch genügender Zahl herbeizuschaffen, als sie zum Bau der Tore und der Stadtmauern notwendig waren. Wenn es auch Jahrzehnte bedurfte, um die beiden Stadtwehrungen herzustellen, so müssen wir doch anerkennen, daß es für die damalige Zeit bedeutende Unternehmungen waren, die die Anspannung aller Kräfte erforderten.

Isarkiesel wurden, wie bereits erwähnt, auch zur Straßenpflasterung verwendet; nach Lipowsky gab es erst Ende des 14. Jahrhunderts gepflasterte Straßen; wenn dieses Pflaster auch nicht angenehm zu begehen war (die Art dieser Pflasterung hat sich ja bis heute stellenweise noch erhalten), und auch schwer rein zu halten gewesen sein muß, so hatte es doch den Vorzug der Billigkeit, abgesehen davon, daß eben anderes Material nicht zu beschaffen gewesen wäre.

Einschneidender für das Aussehen der Straßen war die Einführung des sogenannten roten Pflasters, ein drei Schuh breiter Fußpfad von Ziegelsteinen an den Häusern entlang (wahrscheinlich aus gestellten Steinen ausgeführt). Um diesen Fußpfad herstellen zu können, waren Polizeiverordnungen notwendig,[24]) wonach die in die Straße vortretenden Kellerhälse[25]) entfernt werden mußten, ferner Stiegen,[26]) sogar einzelne Stufen, Vordächer usw. Kellerfenster mit einem Schuh Ausladung waren nur dann erlaubt, wenn sie mit einem eisernen Gitter verwahrt wurden. — Wenn wir die Hauptergebnisse unserer bisherigen Forschungen zusammenfassen, so finden wir gerade in München den Satz bestätigt, daß die Baustoffe die Bauformen bestimmen.



10. Eckstrebepfeiler an der Salvatorkirche.

Wir haben gesehen, wie unter dem Einfluß strenger polizeilicher Vorschriften die Holzbauten des ersten München dem Backsteinbau Platz machen mußten; die Stadt des Welfenherzogs Heinrich des Löwen verschwand und es entstand unter dem weitsichtigen und tatkräftigen Wittelsbacher Fürsten, Kaiser Ludwig dem Bayern, eine Residenz, die ein ganz anderes Aussehen hatte, als es die erste Stadt hatte. Der Ziegelbau war fortan das Hauptelement des Münchner Bauwesens und zwar in

[24]) Die bauliche Entwicklung Münchens vom Mittelalter bis in die neueste Zeit, S. 71.

[25]) Einer dieser Kellerhälse ist noch im Hof des Hauses Burgstraße Nr. 11 erhalten, s. Abb 15. Die Keller waren damals, wie jetzt noch in altertümlichen Städtchen zu finden, nur von der Straße aus durch eine steile Treppe zugänglich; diese Treppen waren oftmals umbaut, um die Stufen vor Regen und Schnee zu schützen und um den Kellerraum abzuschließen.

[26]) Gemeint sind wahrscheinlich die Zugänge zu den Wohnungen im oberen Stockwerk, denn die Verordnung stammt noch aus dem Jahre 1370.



zweierlei Arten: a) in verputztem Zustand mit Entwicklung einer eigenen Putzmanier in der Renaissancezeit; b) in unverputztem Zustand, auch mit Ausführung von architektonischen Gliederungen und Verzierungen in Ziegelstein; diese Ausführungsart ist jedoch nur an drei Kirchen und an den Stadttoren festzustellen, wohlgemerkt, wenn man vom gewöhnlichen Ziegelrohbau (ohne Gesims- und Ziergliederung) absieht; andernfalls müßte man die Stadtmauern mit ihren Türmen und auch das städtische Zeughaus am Anger (jetzt das historische Stadtmuseum) hinzurechnen, denn auch dieses Haus war ursprünglich, wie jetzt noch deutlich zu erkennen, in Ziegelrohbau ausgeführt. Wir sehen insbesondere, wie der Mangel an gutem Hausteinmaterial auf das Aussehen Münchens von größtem Einfluß war; weitausladende Bauteile verboten sich von selbst; reich ausgebildete Giebel, wie wir sie z. B. in Nürnberg treffen, waren in München unmöglich. Die Gotik kannte entweder die Zinnen- oder die abgetreppten Giebel; die Renaissance beschränkte sich in München, wie wir in Sandtners Holzmodell sehen, auf wenige Giebel mit bogenförmigen oder geschwungenen Umrißlinien ohne weitere oder nur mit wenigen architektonischen oder plastischen Zutaten. Es scheint, daß der Renaissancestil sich überhaupt nur sehr langsam in München einbürgern konnte; die meisten Häuser am Ende des 16. Jahrhunderts werden noch gotisch gewesen sein.



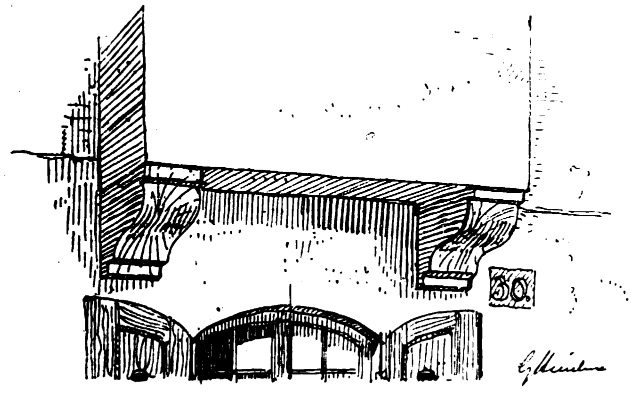
11. Häusergruppe im Tal (Nr. 34, 35 und 36).

Das scharfe Verbot des Holzbaues ließ auch das Fachwerk, das so viele deutsche Städte mit eigenem Reiz erfüllte, nicht zur Geltung kommen; es kam auch nicht einmal zur Ausführung von einzelnen Bauteilen aus Holz, wie wir sie zum Beispiel an den sogenannten „Chörlein" in Nürnberg finden; dort sind sie fast an jedem besseren Haus angebracht und beleben das Straßenbild eigenartig.

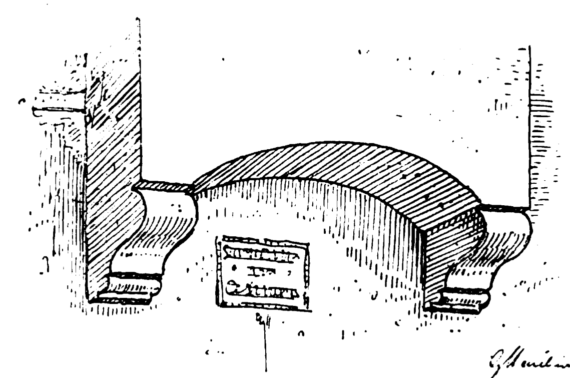
Merkwürdigerweise erhielt sich aber trotz der Feuersgefahr der Holzbau in München bei den Galeriebauten in den Höfen. Beispiele dieser Art sind uns heute noch erhalten.

b) Von der Stadtanlage und dem Aufbau der Stadt.

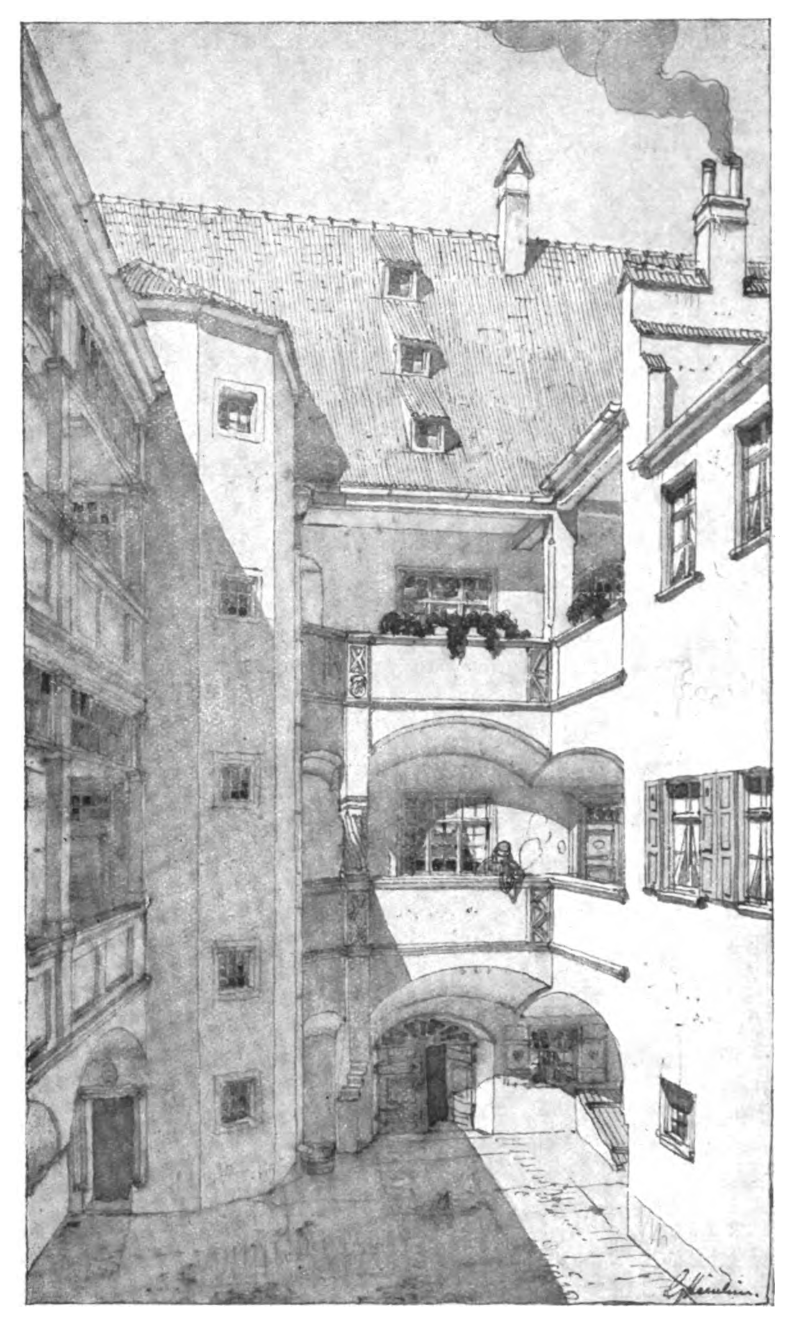
Es ist in den folgenden Ausführungen nicht beabsichtigt, ein Bild der architektonischen Entwicklung der Stadt zu geben; eine solche ist für das Werk „München und seine Bauten" in trefflicher Weise bereits geschrieben worden und zwar im Abschnitt 2: Entwicklung der Stadt von Prof.



12. Erkerunterbau am Hause Unteranger Nr. 30.



13. Erkerunterbau am Hause Sporrerstraße Nr. 4.



14. Hof des Hauses Burggasse Nr. 5 (ehemalige Stadtschreiberei). Die störende Mauer im Hofe (zwischen Burggasse 5 und Dienerstraße 20) ist im Bilde weggelassen.

Dr. Karl Trautmann und Prof. Dr. Hans Willich.

Ich möchte zunächst von der Stadtanlage ausgehend, hauptsächlich von einigen baulichen Eigentümlichkeiten Münchens sprechen, von den Straßenüberbauungen und Durchgangshäusern; dann eine Frage berühren, die meines Wissens noch nicht angeschnitten wurde, nämlich die Entwässerung der Straßen und in Verbindung damit vom Zustand der jetzt noch bestehenden Stadtbäche sprechen.

Wir wissen, daß München in zwei Teilen entstand: Die Entwicklung der ältesten Stadt, auch nach ihrem Gründer Herzog Heinrich dem Löwen die „leonische" Stadt genannt, fällt in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts (1158 wurden die Freisinger Anlagen zerstört), ihr folgte bald die Einverleibung des Tals, durch das die Salzstraße führte, mit der Errichtung des Isartors. Infolge des schlechten Baugrundes in der Talniederung blieb diese Ausbuchtung auch bei der zweiten Stadterweiterung, die Ende des 13. Jahrhunderts unter Herzog Ludwig dem Strengen begann, bestehen; die Erweiterung wurde von seinem Sohne Kaiser Ludwig dem Bayern fortgeführt. Der zweite Stadtmauerring verlor durch die eigentümliche Anlage des Tals die sonst zu beobachtende konzentrische Form, er setzte segmentförmig an die erste Stadterweiterung an und zwar südlich am Schiffertor (Einlaß), östlich an der Herzogsburg, dem alten Hof. In der Verteidigung der Stadt war dies entschieden ein Mangel, die Verteidigungslinie wurde in die Länge gezogen, es bildeten sich tote Winkel, die nicht bebaut waren, aber doch verteidigt werden mußten. Eigentümlicherweise berührten sich dadurch die beiden Mauerlinien der alten und der neuen Stadt an den beiden Punkten, Schiffertor und Herzogsburg, fast, eine Beobachtung, die man bei keiner anderen deutschen Stadt, die ebenfalls zwei Umwehrungen besaß, machen kann. —

Es muß damals eine der schwierigsten Fragen gewesen sein, wie weit man wohl den zweiten Mauerring hinaussetzen müsse, um nicht bald wieder vor die Frage gestellt zu sein, wie die fortwährend anwachsende Bevölkerung innerhalb des Stadtringes untergebracht werden könne; andrerseits mußte die Mauerlinie, welche die Stadt umzog, möglichst enge gezogen werden, um die Verteidigung der Stadt für die Bürger nicht zu schwierig zu machen. Soweit wir uns ein Urteil über solche Fragen bilden können, war die Festsetzung der Umwehrungslinie für München ganz richtig bemessen; trotzdem die Grundrißbilder der alten und der neuen Stadt sehr von einander abweichen — das Straßennetz der alten Stadt war enger, die Baublöcke kleiner wie in der neuen Stadt, die schmalen Gäßchen der

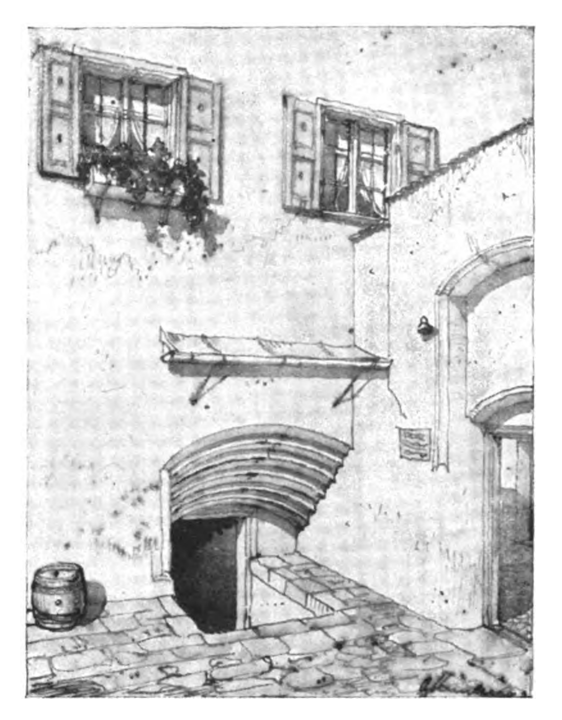
Altstadt verschwanden und machten durchwegs breiten Straßen Platz. Der Raum reichte durch mehrere Jahrhunderte hindurch, allerdings mit Hilfe verschiedener Zugeständnisse: die noch Ende des 16. Jahrhunderts im Überflusse vorhandenen Gärten mußten verschwinden; im Stadtkern, der dann immer mehr Geschäftszentrum wurde, wurden den Häusern neue Stockwerke aufgesetzt; die landwirtschaftlichen Gebäude machten bewohnbaren Häusern Platz. Schließlich steigerte sich das Bestreben, die Höfe zu bebauen.

Professor Karl Hocheder sagt in seinem hinterlassenen Vortrag[27]): „Der Wechsel in der künstlerischen Auffassung des Städtebaues älterer und neuerer Zeit", daß die Schönheit einer alten Stadt nicht unter der festen Umgrenzung des Stadtgebietes durch die Mauerlinie gelitten hat. Im Gegenteil: die Alten waren durch das sparsame Haushalten mit dem zur Verfügung stehenden Platz zu einer oft viel logischeren Entwicklung der Stadtanlage veranlaßt, als bei den neueren offenen Städten, denen in ihrem Umkreis in fast unbeschränkter Fülle Platz zur Verfügung steht.

Die Schwierigkeiten bei der Anlage einer mittelalterlichen Stadt waren nicht geringe: mußte doch das Stadtinnere alles enthalten, um auch bei einer langwierigen Belagerung bestehen zu können; es waren nur wenig Betriebe, die in einem solchen Falle nicht unbedingt notwendig waren, wie etwa Kalköfen, Zimmerstätten und Sägemühlen, Papier- und Walkmühlen; dagegen mußten Mahlmühlen nebst den umfangreichen Kornspeichern innerhalb der Umwehrung liegen, um die Ernährung der Stadtbewohner zu sichern. Auch die Friedhöfe blieben sogar noch lange Zeit nach der Anlage des südlichen Friedhofes im Jahre 1577 innerhalb der Stadt.

Besondere Regeln oder Gesetze scheinen für die Einteilung des Stadtgebietes nicht bestanden zu haben, aber im allgemeinen war doch der Grundsatz maßgebend, störende Betriebe möglichst an die Umfassungsmauer zu verlegen. Infolgedessen ergab sich, daß die Bauquartiere an der Stadtmauer zu den untergeordnetsten gehörten; so finden wir in München das Scharfrichterhaus, ganz für sich mit kleinen Höfchen und Gärtchen, zwischen der Stadtmauer und den Bürgerhäusern untergebracht (siehe Plan I, Zeichen S, zwischen Sendlingertor und Angertor); ebenso liegt das „gemeine Frauenhaus" (wie es Lipowsky nennt) am Oberanger in nächster Nähe der Stadtmauer (im Plan I mit F bezeichnet); dieses Haus ist in Sandtners Holzmodell schwarz angestrichen.

Aber auch die neuen Friedhofanlagen, die in München Ende des 15. Jahrhunderts notwendig wurden, legte man abseits der verkehrsreichen Straßen an die Stadtmauer, um ihnen eine ruhige Lage zu sichern, nämlich den Frauenfreithof an der Salvatorkirche (als Ersatz des Friedhofs um die Frauenkirche) und den St.



15. Kellertreppe im Hofe des Hauses Burgstraße 11 (von der Ledererstraße aus zugänglich).

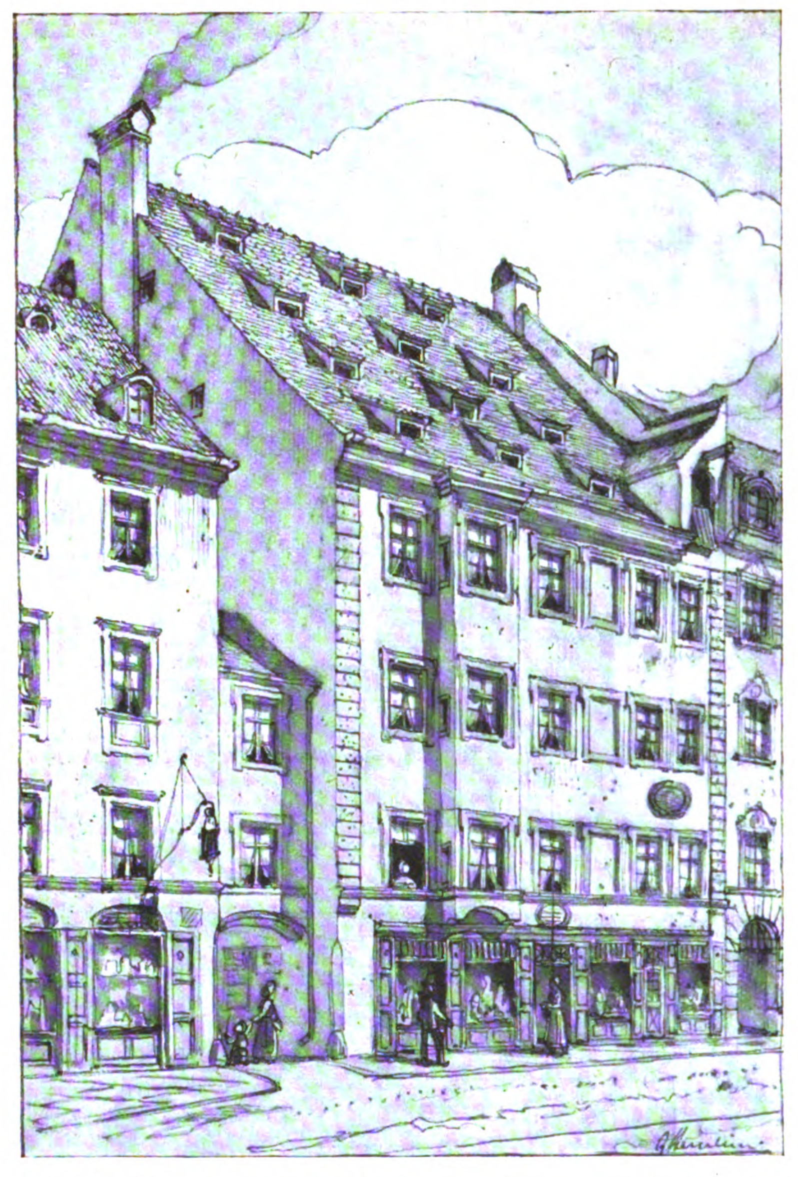
Petergottesacker an der Kreuzkirche. Auch die Friedhöfe des Franziskanerklosters und des Heiliggeistspitals lagen an der Stadtmauer; sie werden aber schon vor der Errichtung der zweiten Stadtmauer bestanden haben und es war damals ganz selbstverständlich, daß man sie mit einverleibte. —

Das Angerviertel, das von zahlreichen Stadtbächen durchzogen war, wurde hauptsächlich von Gewerbetreibenden zur Ansiedlung benützt, wie von Färbern, Tuchmachern, Bleichern, Walkern, Lodenwirkern, Leinewebern usw.; am Anger war auch ein Manghaus und eine Walkmühle erbaut. Offenbar dienten die langgestreckten, niedrigen Pultdächer, immer zwischen zwei Pfeiler eingebaut, die wir (insgesamt 7 Stück) im Modell Sandtners im Zwinger zwischen Angertor und Einlaß entlang der inneren Mauer bemerken, auch gewerblichen Zwecken; ich schließe dies aus einer Bemerkung Regnets[28]), wonach die Tuchmachergesellen „im Tuchmacherzwinger am Angertörl arbeiteten". —

Wir wissen, daß München die Stadt der Salzhändler war; der Salzhandel, von den Herzögen kräftigst gefördert, machte zwar München nicht zu einer reichen Stadt, jedoch die Bürger, die sich alle an dem Salzhandel beteiligen konnten, wohlhabend; die den Bürgern verliehenen Privilegien brachten sie auch in Handelsbeziehungen zu anderen Städten, wie Augsburg und Regensburg. Wie der Staat dem Handel Schutz angedeihen ließ, so sorgte der Stadtrat für die Möglichkeit, daß sich der Handel entwickeln könne;

[27]) Siehe Süddeutsche Bauzeitung, 1917, Nr. 9.

[28]) C. A. Regnet, München in guter alter Zeit, S. 66.



16. Der Schlichtingerbogen zwischen Haus Nr. 10 und Nr. 11 in der Burgstraße.

er errichtete Gebäude, wie die Salzstädel (am jetzigen Promenadeplatz) und gründete Verkaufshallen, ein Waghaus, Weinkeller usw.[29])

So entwickelte sich das Innere der Stadt, die Altstadt, immer mehr zur Geschäftsstadt; wie sich am Anger und auch sonst an den Stadtbächen (in der Graggenau, im Tal usw.) die Handwerker ansiedelten, so waren in der Altstadt die Kaufleute und die Händler seßhaft; es genügte der ursprüngliche Markt, der Marienplatz, bald nicht mehr; es mußten Scheidungen in besondere Märkte vorgenommen werden, insbesondere suchte man die Tiermärkte vom Marktplatz wegzulegen, und, da weiträumige Platzanlagen in einer befestigten Stadt nicht vorgesehen werden konnten, mußte man sich damit begnügen, für diese Märkte platzartige Straßenerweiterungen zu benützen; so wurde der Klauen- und Viehmarkt auf den Rindermarkt verlegt, der Pferdemarkt an die hintere Angergasse, der Schweinemarkt an das Altheimereck; die Heumärkte wurden auf den geräumigsten Platz Alt-Münchens, auf dem Angerplatz abgehalten. Der Kräutlmarkt, zwischen Marienplatz und Rathaustor, blieb als Obst-, Gemüse-, Fisch- und Eiermarkt.

Bauliche Sonderheiten hat München in seinen sogenannten **Durchgangshäusern** und auch in seinen ziemlich zahlreichen **Straßenüberbauungen** aufzuweisen, beides Eigenarten, an denen festgehalten wurde und die sich bis heute erhalten haben.

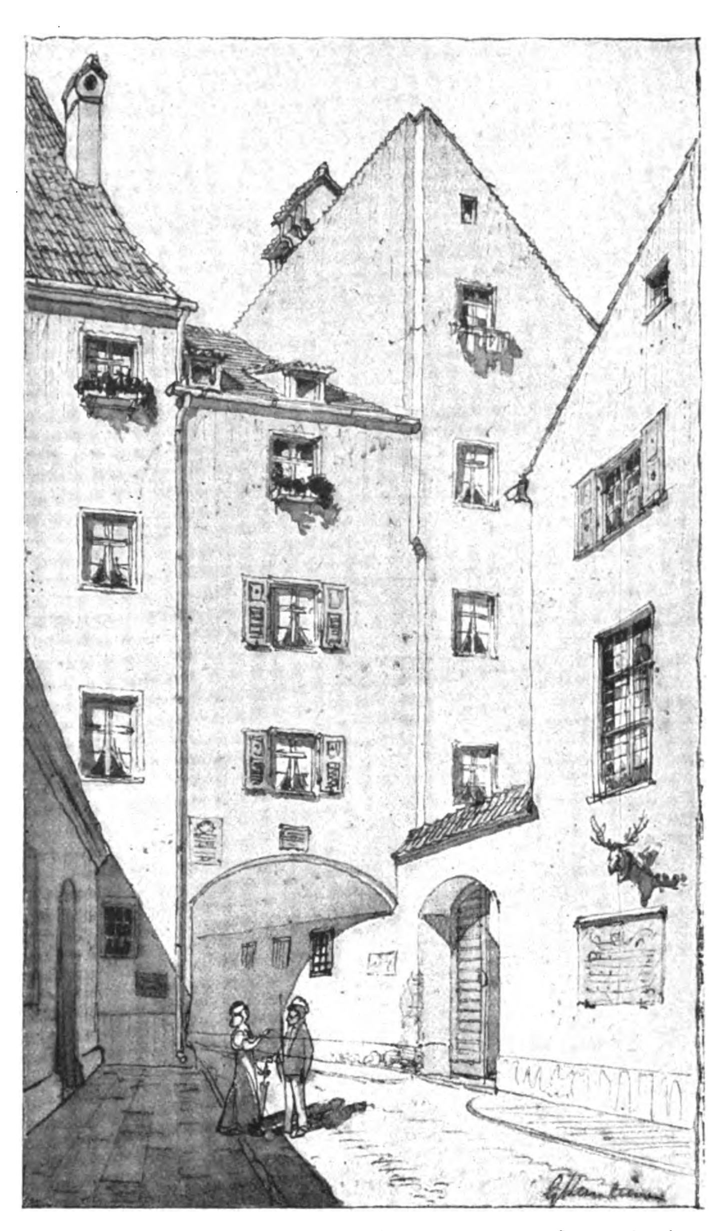
Dr. Wiedenhofer berichtet uns, daß das Entstehen von Durchgangshäusern sogar durch Vorschriften begünstigt wurde, die für einige Häuser die Herstellung solcher Durchgänge besonders anordneten, z. B. wurden die Bürger Pürlfinger und Karl Ligsalz angehalten, bei ihren Häusern an der Weinstraße einen Durchgang zum Kornmarkt (Marienplatz) herzustellen.

Diese Durchgänge[30]) hatten zweifellos einige Vorteile für den Straßenverkehr: sie entlasteten den Verkehr der durch den Durchgang verbundenen Straßen und kürzten dem Fußgänger den Weg ab. Die Hausbesitzer konnten bei vorhandenen Durchgängen rückwärtige Gelasse, die sonst wertlos waren, nutzbringend vermieten, da sie an den Verkehr angeschlossen wurden (man könnte diese Durchgänge vielleicht Vorläufer der modernen „Passagen" nennen). Die Durchgänge haben aber auch Nachteile insofern, als sie die Verkehrsüberwachung beeinträchtigen und dadurch unehrlichen Leuten ermöglichen, rasch zu verschwinden oder plötzlich den Weg zu verändern. — Straßenüberbauungen mit gedeckten Gängen

[29]) Geschichte Bayerns, Band III, S. 762—764.

[30]) Solche Durchgänge sind heute noch in beträchtlicher Zahl in Benützung, so vom Petersplatz zum Marienplatz, vom Rindermarkt zum Rosental, von der Sendlingerstraße zum Anger und zur Pettenbeckstraße; von der Kaufingerstraße zum Frauenplatz; von der Fürstenfelderstraße zum Färbergraben; von der Neuhauserstraße zum Altheimereck und zur Herzogspitalstraße; von der Kaufingerstraße zur Fürstenfelderstraße (Schüsselbazar); von der Residenzstraße zur Theatinerstraße usw.

sind in Sandtners Modell mehrfach zu sehen; die wichtigste Verbindung war die des alten Hofes mit der neuen Veste und mit dem Franziskanerkloster durch drei Übergänge, von denen der eine vom alten Hof zur Münze heute noch erhalten ist; auch die Hofpfisterei war durch einen Gang hoch über der Straße mit einem Nachbargebäude verbunden;[31]) hieher ist auch die Überbauung des Augustinergäßchens zu zählen, die vom Augustinerkloster ausgeht, wenn auch der Gang nur zu den Aborten des Klosters führte, die über dem Stadtbach erbaut wurden;[32]) endlich waren die Ratsbauten südlich des Rathausturmes durch einen überbauten Bogen, der noch als Durchgang dient, verbunden. Dieser Durchgang, der westliche von den zwei jetzt bestehenden (auch auf Bild 21 ersichtlich) scheint uralt zu sein, und ist vielleicht schon von Heinrich dem Löwen als Zugang zum befestigten Petersbergl erbaut worden. Seine Lage unmittelbar an der Salzstraße würde wenigstens diese Annahme rechtfertigen. Dadurch, daß die Herrschersitze mit der Stadtmauer verbunden waren, konnten die Bewohner der Residenz irgend einen Stadtteil besuchen, ohne die Straßen betreten zu müssen, indem sie die Wehrgänge als Verkehrsweg benützten und in einem beliebigen Turm den Wehrgang verlassen konnten. In der Zeit der Renaissance und des Barock wurden diese Überbauungen, die immer im Stadtbild einen malerischen Anblick bieten, fortgesetzt, so die Verbindung der Maxburg mit dem Jesuitenkollegium, die heute noch besteht;[33]) der Kuhbogen (bei der Einmündung der Salvatorstraße in die Theatinerstraße, siehe Abb. 18); die Überbauung zwischen Salvatorstraße und Salvatorplatz. Ob es nun lediglich Sicherheitsgründe waren, die die Anlage solcher Straßenüberbauungen veranlaßten, oder der Wunsch der Residenzbewohner, ihren Verkehr der Allgemeinheit zu entziehen, oder endlich, was viel Wahrscheinliches an sich hat, ob nicht der schlechte Zustand der Straßen, besonders bei schlechtem Wetter und bei Nachtzeit es sehr wünschenswert erscheinen ließen, mit größerer Bequemlichkeit in einem großen Teil der Stadt verkehren zu können, wird sich heute schwer entscheiden lassen.



17. Der Schlichtingerbogen als Zugang von der Ledererstraße zur Burgstraße.

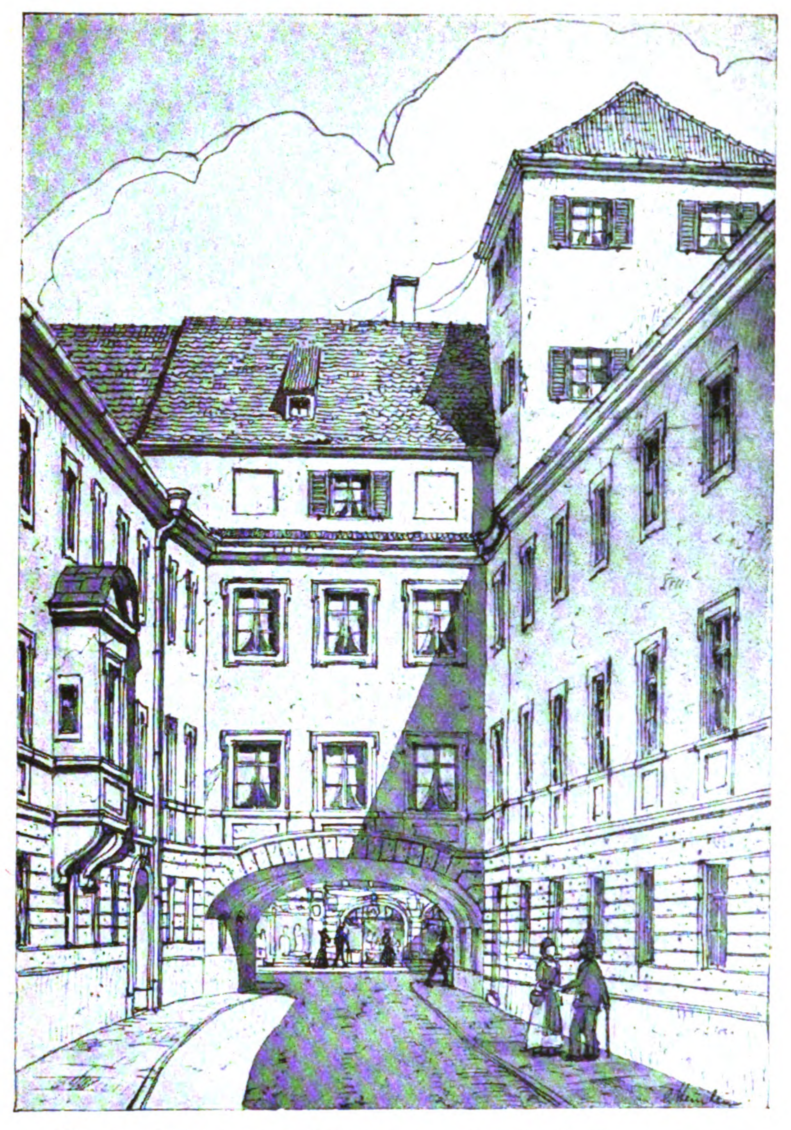
Auf jeden Fall steht fest, daß das holperige Straßenpflaster dem unzulänglichen Material entsprechend sehr schlecht zu begehen war.

Meines Wissens ist die Frage noch nicht gelöst, d. h. noch nicht einmal erörtert worden, ob im damaligen Straßenkörper Rinnen vorhanden waren oder nicht. Kupferstiche aus dieser Zeit weisen nichts dergleichen auf und doch wird man nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß bei der Pflasterung auf die Entwässerung des Straßenkörpers Rücksicht genommen war, vermutlich in der Weise, daß man das Gefälle des Pflasters von den Häusern nach der Mitte der Straße hin gehen ließ, so daß also die Abwässer in einer Rinne in der Mitte der Straße sich vereinigten. Das Gefälle der Rinne ging nach einem Stadtbach oder nach dem Stadtgraben zu. Verschiedene Umstände lassen auf die Richtigkeit dieser An-

[31]) Der Schlichtingerbogen war zuerst ein Durchgang durch die Stadtmauer, wurde aber später auch überbaut (s. Abb. 16 und 17).

[32]) Siehe Beschreibung des Augustinerklosters S. 58.

[33]) Nach Regnet: a. a. O. S. 19, hatte besonders Herzog Wilhelm eine Vorliebe für solche Überbrückungen; außer den bereits genannten von der Maxburg zum Jesuitenkollegium soll er mit mehreren Klöstern, in denen er häufig verkehrte (Karmelitenkloster, Herzogspital, Kapuzinerkloster) auf diese Weise von der Stadtmauer aus verbunden gewesen sein.



18. Der Kuhbogen als Abschluß der Salvatorstraße gegen die Theatinerstraße.

Daß solche Rinnen vorhanden waren, kann man auch aus einer Notiz von Regnet schließen, die er gelegentlich der Beschreibung des Rathauses macht;[36]) er sagt: zwischen der Stiege und den Buden ist eine große Öffnung, um das Ab- und Regenwasser in den Pfisterbach (Glockenbach) zu führen, das vom schönen Turm, von der Weinstraße und den angrenzenden Gassen, am Platz Mariä und am Fischbrunnen vorbeiläuft, das Wasser der Dienersgasse zu sich nimmt, den Kräutlmarkt gegen den Ratsturm hinabläuft, das Wasser der Burggasse auffängt und sich endlich in den Pfisterbach ergießt.

Es ist unmöglich anzunehmen, daß diese Wassermenge, die sich auch schon bei mäßigen Niederschlägen ergab, sich selbst einen Weg im Straßenpflaster suchen mußte; der lebhafte Straßenverkehr in diesen Straßen erforderte eine Regelung in dem Sinne, wie sie oben angenommen ist. — Wir ersehen weiter aus dieser Bemerkung von Regnet, daß die Stadtbäche gewissermaßen als Entwässerungskanäle im heutigen Sinne dienten; alle diese Bäche hatten oder haben (soweit sie heute noch bestehen), ziemlich starkes Gefälle, waren also zur Aufnahme dieser Abwässer vorzüglich geeignet. Dieses, besonders in der Talgegend und am Anger weitverzweigte Kanalsystem war das beste Hilfsmittel für die Reinigung der Stadt von allem Unrat, denn sie dienten auch dazu, Abfälle aller Art, die sich in den Haushaltungen und bei den verschiedenen Gewerbebetrieben ergaben, aufzunehmen und fortzuschwemmen; es bestanden sogenannte Einschüttstellen[37]), an den Isarbächen wie an den Stadtgräben.

Auch die Stadtgräben, die von den Isarbächen bewässert wurden, hatten ursprünglich starkes Gefälle, so daß sie den Unrat rasch entfernten; später scheint sich infolge ungenügender Reinigung

nahme schließen: 1. die weitausladenden Dachrinnen, die das Dachwasser auf die Mitte der Straßenkörper führten;[34]) 2. die Aufstellung der meisten Brunnen der damaligen Zeit[35]) in der Mitte der Straße, also in der Nähe der von mir angenommenen Rinne.

Wie die Rinne ausgeführt war, muß natürlich zunächst fraglich bleiben; da die Rinnen oft ziemlich viel Wasser aufzunehmen hatten, ist es möglich, daß sie, wenigstens in besseren Straßen, kastenförmig ausgemauert und vielleicht mit Brettern oder Steinplatten abgedeckt waren (wie wir dies heute noch in alten Städtchen finden).

[34]) Diese ausladenden Rinnen mochten wohl das Vorbild für die gotischen Wasserspeier gewesen sein; diese Art der Wasserableitung wurde übrigens erst im Jahre 1804 verboten (Dr. Wiedenhofer).

[35]) Nach einem Gedicht aus dem Jahre 1620 besaß München damals 36 Schöpfbrunnen und 18 Röhrenbrunnen (letztere offenbar für die im Jahre 1600 erbaute Wasserleitung vom Isarberg).

[36]) a. a. O. Taf. 14.

[37]) Die letzte Einschüttstelle, wenn sie auch nicht mehr benützt wurde, bestand in der Schäfflerstraße bei der Wirtschaft zum Bäckerhöfl; sie wurde erst vor einigen Jahren entfernt; zu diesen Einschüttstellen gingen von der Straße aus schmale Treppen hinunter, da die Bachsohle mehrere Meter unter Straßenniveau lag, z. B. am Frauenplatz ca. 4,50 m. Ich verdanke diese Mitteilungen, die sich auf den jetzigen Zustand der Stadtbäche usw. beziehen, Herrn städt. Oberingenieur A. Hirschmann.

das Gefälle verschlechtert zu haben[38]), was zur teilweisen Einfüllung des ersten Stadtmauergrabens und zur vollständigen Einfüllung des zweiten Stadtmauergrabens führte (zum größten Teil Ende des vorigen Jahrhunderts). Der ursprüngliche Graben, der Glockenbach, existiert heute noch, ist aber nun fast vollständig überbrückt (er ist nur noch an der Hofpfisterei sichtbar); seine Wasserkraft wird heute noch an mehreren Triebwerken ausgenützt (am Hauptmünzamt durch den abzweigenden Hauptmünzamtkanal, an der Pfistermühle und an der Kegelmühle usw.).

Die Stadtbäche wurden vor der Einfüllung, natürlich in stark verkleinertem Querschnitt, ausgemauert und überwölbt, um sie als Regenauslässe nutzbar zu machen; stellenweise, so am Färbergraben- und Hofgrabenbach, mußte die mit Holz beschlagene Sohle 1 m tiefer gelegt werden, um das nötige Gefälle zu erhalten.

Das Verbindungsstück des Färbergrabenbaches mit dem Glockenbach (jetzt „der große Angerbach" bezeichnet) zwischen der Sendlinger- und Pettenbeckstraße, wurde beim Aushub der Baugrube für den Ruffiniblock im Jahre 1904 entfernt. Gleichzeitig wurde aber eine Verbindung mit dem städtischen Kanal der Sendlingerstraße hergestellt, damit das Färber- und Hofgrabenbachgerinne[39]) als Regenauslaß benützt werden könne.[40])

Es ist vielleicht auch für spätere Zeiten von Interesse, auf Grund der Mitteilungen des Herrn Oberingenieur Hirschmann festzustellen, daß die Stadtbäche, wie sie unsere Pläne von 1570 aufweisen, in der Hauptsache heute noch bestehen und zu Entwässerungskanälen und Spülleitungen benützt werden. Hauptsächlich in neuerer Zeit, gelegentlich der Neubauten im Hofbräuhaus, des städtischen Verwaltungsgebäudes am Unteranger, des Schulgebäudes der armen Schulschwestern am Anger fanden Auflassungen einiger Teilstrecken statt. Kleinere Abänderungen und Verlegungen oder Unterbindungen, sowie die Anlage neuer Verbindungskanäle, wurden auch schon in früheren Zeiten vorgenommen. Es würde zu weit führen, alle diese kleineren Veränderungen hier anzuführen.

Die Ergebnisse dieses Abschnittes können kurz dahin zusammengefaßt werden, daß es die Alten verstanden haben, trotz des beschränkten Raumes des Stadtgebietes die Stadtanlage bei weisester Platzausnützung sinngemäß zu entwickeln; daß es ihnen dabei geglückt ist, den Aufbau der einzelnen Stadtteile in ästhetischer Hinsicht befriedigend zu lösen, sollen die Abbildungen des nächsten Abschnittes zeigen.

[38]) Wir entnehmen dem Artikel: Auf den Spuren der ältesten Befestigung Münchens (Neueste Nachrichten, 8. Mai 1914) hierüber folgendes: Die Akten erzählen, daß viele Bachanwohner ihre Rückhäuser willkürlich derart erweitert hatten, daß die ursprüngliche Grabenbreite von 5 sich auf 3, ja bis zu 1 m verschmälerte. Zudem hemmten ganze Hügel von Unrat aller Art, der gewohnheitsmäßig einfach in den vielfach noch offenen Bach geworfen wurde, den an sich infolge ganz unzureichenden Gefälles geringen Wasserzufluß, so daß nur bei heftigen Regengüssen eine ergiebige Durchspülung eintreten konnte. Da nun auch noch viele Aborte, dann die Abwasser von Färbereien, ferner aus der in der Färbergrabengasse sich befindlichen (oberen) Fleischbank in den Bach mündeten, worin noch dazu häufig auch Kadaver von Hunden und Katzen lagen, kann man die, namentlich in den Sommermonaten stets wiederholten „beweglichen" Klagen über den unausstehlichen Geruch, der dem Kanal entströmte und ihm eine wenig ästhetische Bezeichnung eintrug, vollauf würdigen.

[39]) Hofgraben ist die jetzige Bezeichnung des alten Stadtgrabens vom Färbergraben bis zum alten Hof.

[40]) In einem Vortrag des Herrn Dr. M. Schmidt, Professor an der Technischen Hochschule in München, im Architekten- und Ingenieurverein München (siehe Bericht hierüber in der Süddeutschen Bauzeitung Nr. 7, Jahrgang 1916) konstatiert Dr. Schmidt, daß sich der nördliche Frauenturm um 7,7 mm gesenkt habe (innerhalb der letzten Jahrzehnte). Er führt diese Senkung, ebenso die Neigung der unteren Hälfte der Turmachsen und des Langschiffes nach Westen auf den hart am Nordturm vorbeifließenden Stadtgraben zurück. Die weitere Annahme, daß auch die in letzter Zeit vorgenommene Ausmauerung des Stadtbaches daran Schuld sein könne, wird vom Stadtbauamt bestritten.

II. Abschnitt: Baugeschichtliche und bautechnische Erläuterungen zu den Stadtbildern.

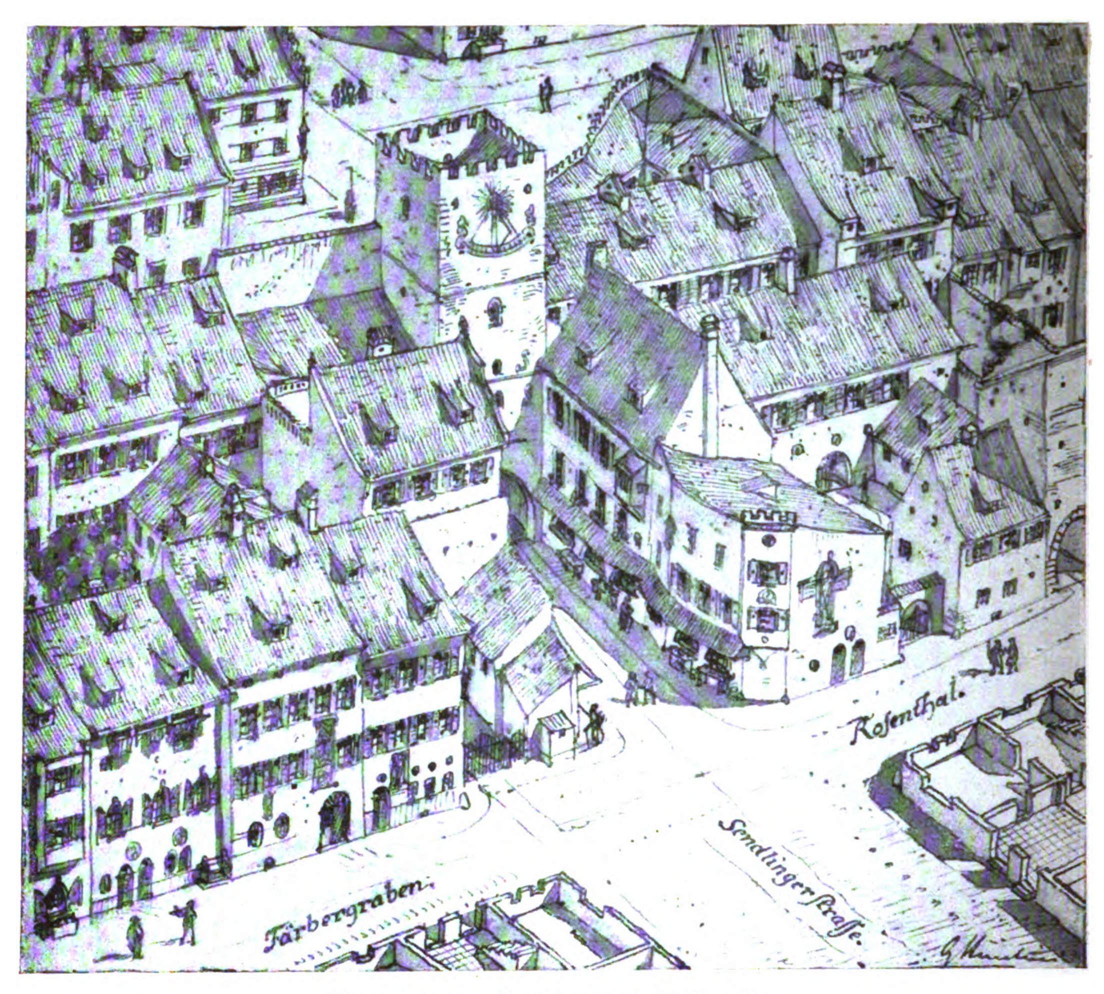
Die dem Text in Abschnitt I a und b beigedruckten Abbildungen sind Aufnahmen nach der Natur von den wenigen erhalten gebliebenen Überresten Alt-Münchener Kunst[41]). Um darauf hinzuweisen, wie notwendig es ist, diese Reste zu sammeln, sei erwähnt, daß manche der von mir abgebildeten Häuser und Höfe, die also Ende des vorigen Jahrzehntes noch bestanden haben, heute schon verschwunden sind.

In richtiger Erkenntnis der begrenzten Erhaltungsmöglichkeit dieser alten Bauwerke hat die Stadtverwaltung Münchens in vorsorglicher Weise die Aufnahme dieser Zeugen aus Münchens Vergangenheit angeordnet. Diese Aufnahmen geschehen in mustergültiger Weise unter Leitung des Professors und städtischen Baurates Dr. Gräßel, und zwar zum Teil maßstäblich; die Aufnahmen werden sorgfältig gesammelt und bilden ein wertvolles Studienmaterial für Münchens Vergangenheit.[42])

Aus den Abbildungen 11 und 18 ersieht man, wie die ursprüngliche Putzarchitektur in späteren Epochen den jeweiligen Stilen entsprechend geändert wurde, jedoch immer unter Beibehaltung

[41]) Weitere Aufnahmen siehe in: München im sechzehnten Jahrhundert.

[42]) Die Aufnahme von Bürgerhäusern und Herbergen hat im Jahre 1907 begonnen; die Aufnahmen werden nun auch auf Grabsteine usw. ausgedehnt; das angesammelte Material befindet sich im Besitz der Stadt. Bis heute besteht die Sammlung aus 1267 Photographien und Negativen und aus 202 Zeichnungen; es wäre wünschenswert, dieses wertvolle Material (es befinden sich eine Menge guter Einzelheiten darunter) der breiteren Öffentlichkeit durch Herausgabe eines Werkes zuzuführen.



19. Das innere Sendlingertor (Außenseite).

des für München charakteristischen Flachputzes (siehe die Abbildungen von altbayerischer Flächenputzarchitektur in „München im sechzehnten Jahrhundert").

Zu den folgenden Abbildungen, die möglichst genaue Aufnahmen nach dem Sandtnerschen Holzmodell (München im Jahre 1570) darstellen, wurden zum besseren Verständnis derselben baugeschichtliche und bautechnische Erläuterungen angefügt; auf dem Plan der Stadt München vom Jahre 1570 (Plan I, Abb. 55) sind die in diesen Bildern dargestellten Baugruppen durch Pfeile mit beigedruckten Nummern kenntlich gemacht; diese Nummern stimmen mit den den folgenden Bildern beigefügten Nummern überein.

Es wurde versucht, die nachfolgenden Zeichnungen in eine bestimmte Reihenfolge zu bringen; mit den Festungsbauwerken wurde begonnen und zwar sind zuerst die Torbauten der ersten Umwehrung angeführt, dann diejenigen der zweiten Umwehrung mit dem alten Hof und dem Marstallgebäude; eine strenge Durchführung dieses Grundsatzes war aber nicht möglich, weil auch bei den nun folgenden Bildern der kirchlichen Bauten noch interessante Bauwerke der Befestigung zu sehen sind; sie lagen eben häufig an der Mauer, wie die Friedhöfe, und gerade ihr Zusammenhang mit der Mauer bildet ein interessantes Studium.

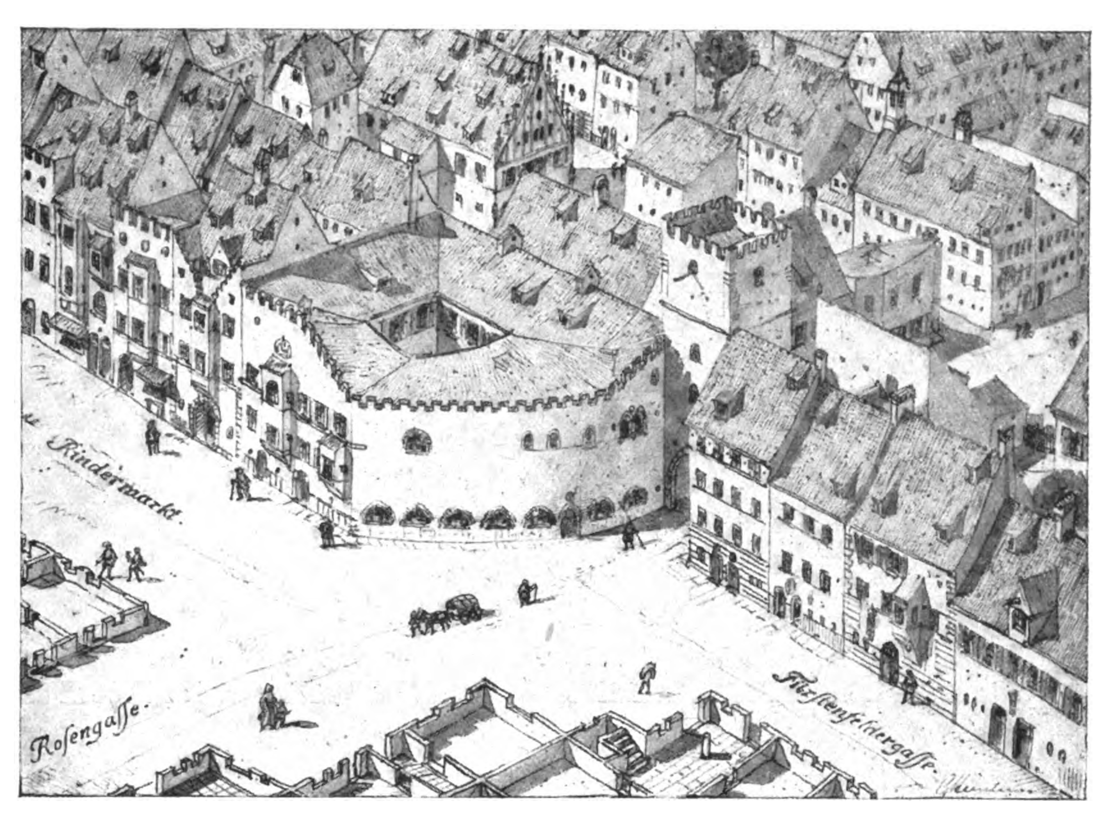
Zum Schlusse reihen sich die bürgerlichen Bauten an, die aber ebenso in fast allen anderen Abbildungen mitsprechen und bei manchem der vorgenannten Bauwerke der Kriegsbaukunst oder der kirchlichen Baukunst den Rahmen bilden.

Es erschien mir notwendig, bei einzelnen wenigen Bauwerken zur Ergänzung und zwecks Erleichterung des Studiums Abbildungen aus meiner Abhandlung „München im 16. Jahrhundert" mit herüber zu nehmen.

Abb. 19 und 20: Das innere Sendlingertor.

Das innere Sendlingertor gehörte zu den fünf Tortürmen der alten Stadtmauer Heinrichs des Löwen (1155—1180); es wechselte öfter seinen Namen; so wurde es nach seinem späteren Inhaber auch als Pütrich- oder Ruffiniturm bezeichnet, dazwischenhinein hieß es auch der Blauententurm.

Das innere Sendlingertor ist uns in Sandtners Modell nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten; als sich die Tortürme in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts baufällig



20. Das innere Sendlingertor (Innenseite).

zeigten, wurden sie nicht beseitigt, sondern erneuert, erhöht und künstlerisch ausgestaltet; so kommt es, daß sie nicht mehr ihre frühmittelalterliche Gestalt zeigen, sondern vielmehr den Hochbauten des später entstandenen äußeren Mauerringes gleichen.[43])

Die Gründe für die Erhaltung dieser alten Tore mögen zweierlei Art gewesen sein: Liebe an dem Althergebrachten und pietätvolle Rücksichtnahme gegen Erinnerungszeichen aus früheren Zeiten; dann aber auch ein praktischer Grund: der Gedanke an die Möglichkeit innerer Bürgerkämpfe, ähnlich wie dies in Italien der Anlaß zur Erhaltung der alten Türme im Innern der Städte war.

Das innere Sendlingertor wurde erst im Jahre 1808 abgebrochen.

Bei der Innenansicht des Tores (Abbildung 20) fällt uns besonders das burgähnliche Gebäude mit ausgebauchter Grundform[44]), das links an das Tor angebaut ist, auf; es war dies die Behausung Herzog Ludwigs des Brandenburgers[45]), in der am Morgen des 6. Februar 1348 Herzog Konrad von Teck durch Schweiker von Gundelfing, Rat und Hofmeister der herzoglichen Brüder Ludwig des Brandenburgers und Stephan ermordet wurde. (Schweiker von Gundelfing war auch Besitzer der Möveninsel im Wörthsee.)

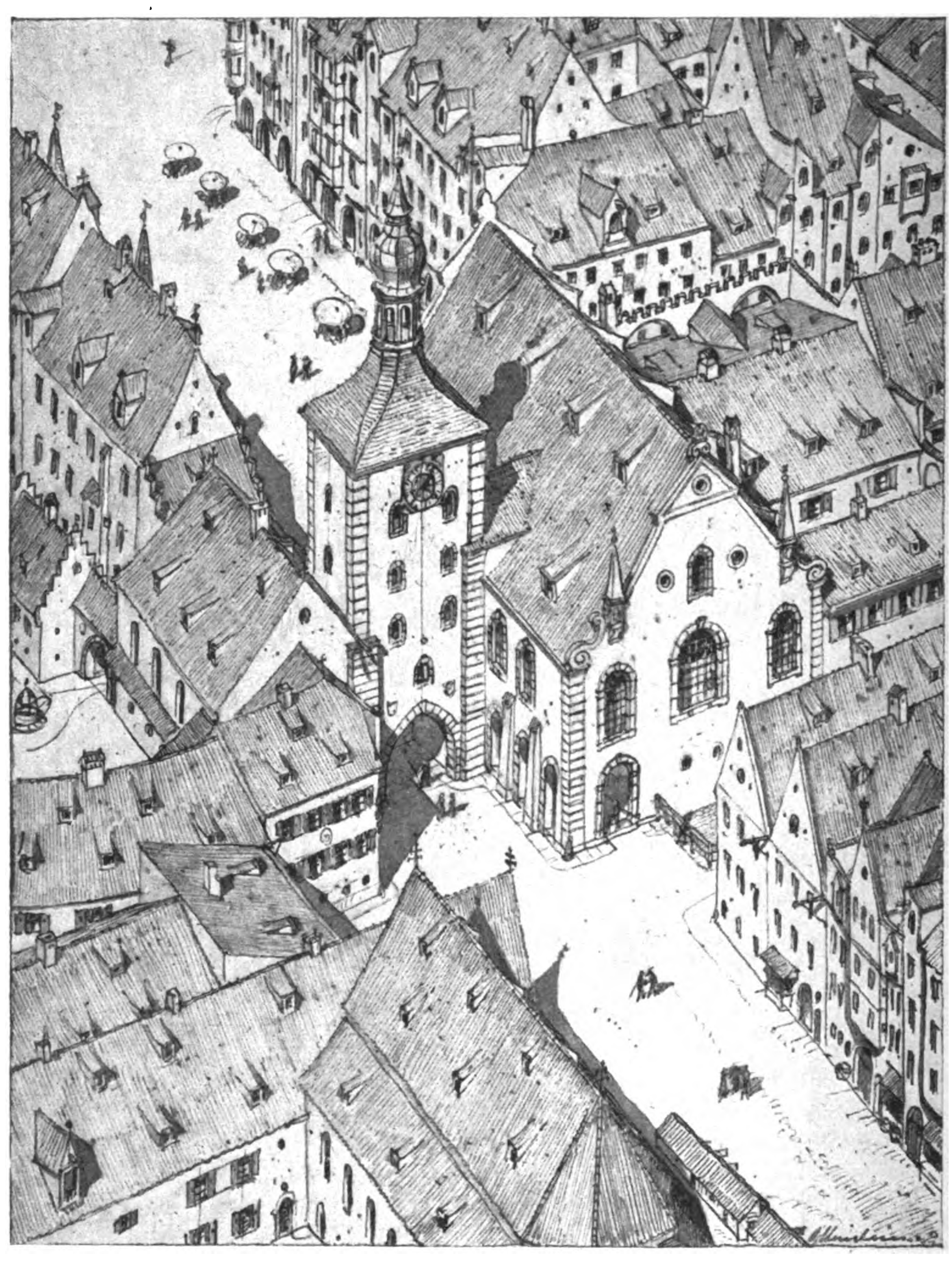
Die Straßenansicht dieses trutzigen Baues hat etwas Auffallendes in der Ausbildung seiner Gliederung: während der im Grundriß gebogene Teil nur zweigeschossig ist und wenig Fenster hat, ist der anstoßende gerade Teil am Rindermarkt dreigeschossig und als Wohnhausbau, dem damaligen Baucharakter entsprechend, ausgebildet; die Zinnen bekrönen aber auch diesen Hauptteil, der mit dem anderen Bau einen viereckigen Hof umschließt.

An der Außenseite des Tores bemerken wir rechts und links zahlreiche Kaufläden mit kleinen Dächern überdeckt; die Zugbrücke, die den in der Nähe des Tores vorbeiführenden Glockenbach früher zweifellos überbrückt hat, ist längst verschwunden; der Bach ist mit Wohnhäusern überbaut.

[43]) München und seine Bauten, Abschnitt 2: Das München Jakob Sandtners, S. 29.

[44]) Ihre Linie hat sich übrigens bis heute, wenn auch verkürzt und nach innen gedrängt, noch erhalten.

[45]) Vgl. Münchner Neueste Nachr. (Gen.-Anz.) vom 13. August 1916: „Die Möveninsel im Wörthsee".



21. Das Rathaus und das Talburgtor.

Abb. 21: Das Rathaus und das Talburgtor.

Der Rathausturm, früher das Talburgtor (auch Talbruckertor) geheißen, ist der einzige Torturm des ersten Mauerringes, der uns wenigstens an seinem Standort und wahrscheinlich auch in seiner Grundform erhalten ist. Als sich diese Tortürme in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts baufällig zeigten, wurden sie abgebrochen und neu aufgebaut (siehe auch Seite 37: „Das innere Sendlingertor"); nördlich und südlich des Turmes schloß sich das Rathaus an; beide Teile standen durch den Turm in Verbindung miteinander. In dem südlichen Teil befanden sich die Schreibstuben[46]), im nördlichen der Ratssaal. Als letzterer im Jahre 1460 wiederum von einem Brand zerstört wurde, erbaute im Jahre 1470 Jörg Ganghofer, der damals gerade die neue Frauenkirche begonnen hatte, im Auftrag der Stadt einen neuen Saal, der sich bis heute erhalten hat. Der Saal diente nicht nur zu Sitzungen, — in ihm wurden die Wahlen zum inneren und äußeren Rat abgehalten, die Stadtsteuer und die Kriegszüge beraten, die Kammerrechnungen vom Stadtkämmerer vorgelegt, — sondern auch zu Festlichkeiten, zu Hochzeiten von Fürstlichkeiten und Patriziern, zur Abhaltung von Bällen und anderen Lustbarkeiten[47]) (daher auch öfters das „Tanzhaus" genannt); auch die berühmten 16 Tänzerfiguren von Erasmus Grasser, von denen noch 10 erhalten sind, weisen deutlich auf diese Bestimmung des Baues hin.

Die Architektur des Saalbaues wie des Turmes hat öfters gewechselt; leider ist auch hier das Modell Sandtners später verstümmelt worden und zeigt eine Ausbildung der Giebel, die an das Bild aus Baumgartners Polizeyübersicht von 1805 (siehe „München und seine Bauten", S. 175) erinnert, auch der Turmhelm ist nach Ansicht Dr. K. Trautmanns nicht mehr der alte. In unserem Bilde ist der Turmhelm beibehalten und anklingend an diese Stilperiode sind die Giebelformen durchgebildet.

Zwischen Rathausturm und Marienplatz sehen wir die Verkaufsstände des Kräutlmarktes; im Vordergrund das Dach der Heiliggeistkirche mit dem angebauten Weiberbau des Spitals. Zwischen diesem Bau und den Häusern am Fuß des Petersbergls stand, die jetzige freie Straße zum Viktualienmarkt überquerend, die sogenannte untere Fleischbank; es werden aber wohl Durchgänge zur „Roßschwemme" und zum „Seefeldbogen" bestanden haben.

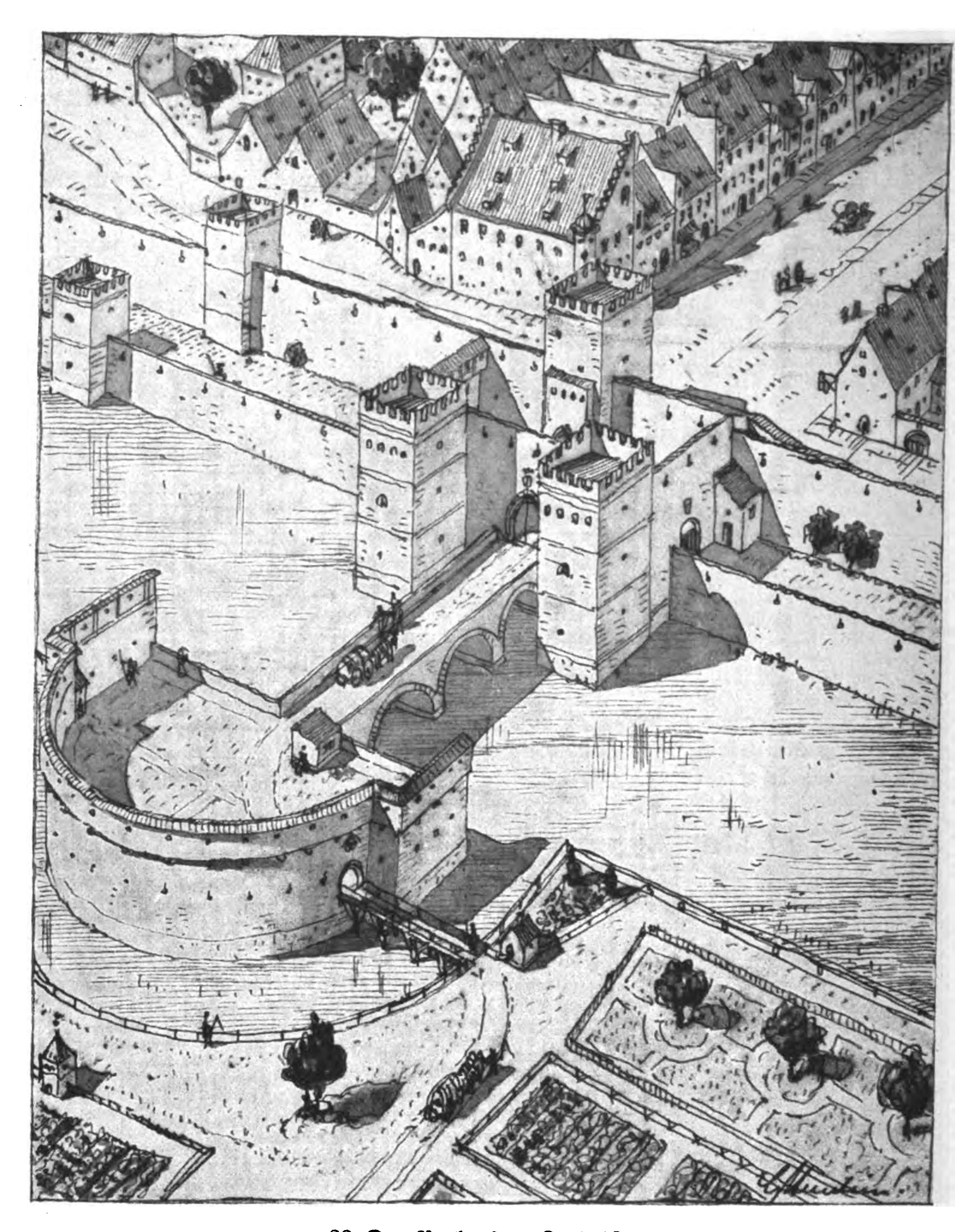
Am Kräutlmarkt, der ein jetzt nicht mehr bestehendes Zwischenglied zwischen dem „Marktplatz"[48]) und Rathaustor bildete, sehen wir rechts die Häuser auf Bögen aufgebaut. Wir können letztere wohl noch zu den sogenannten „hellen Bögen" rechnen, die sich unter den Häusern der Nordseite des Marienplatzes hinzogen, während die gegenüberliegenden Bögen die „finsteren Bögen" genannt wurden. Die Bezeichnung „helle und finstere Bögen" rührt offenbar davon her, daß die einen, die hellen, nach Süden gewandt waren, während die anderen nördliche Richtung hatten.

Arkadengänge finden wir im alten München eigentlich nur am Marienplatz und am Kräutlmarkt, dem Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens; den Häusern und Spaziergängern sollte Schutz vor den Unbilden der Witterung geboten werden.

[46]) München und seine Bauten, S. 73—75.

[47]) München in guter alter Zeit, S. XIV u. XV.

[48]) Später auch „Schrannenplatz" geheißen, wegen der dort an Markttagen aufgespeicherten Getreidesäcke, wie wir auf dem Kupferstich von Michael Wening aus dem Jahre 1701 ersehen können.



22. Das Neuhauser- (Karls-)Tor.

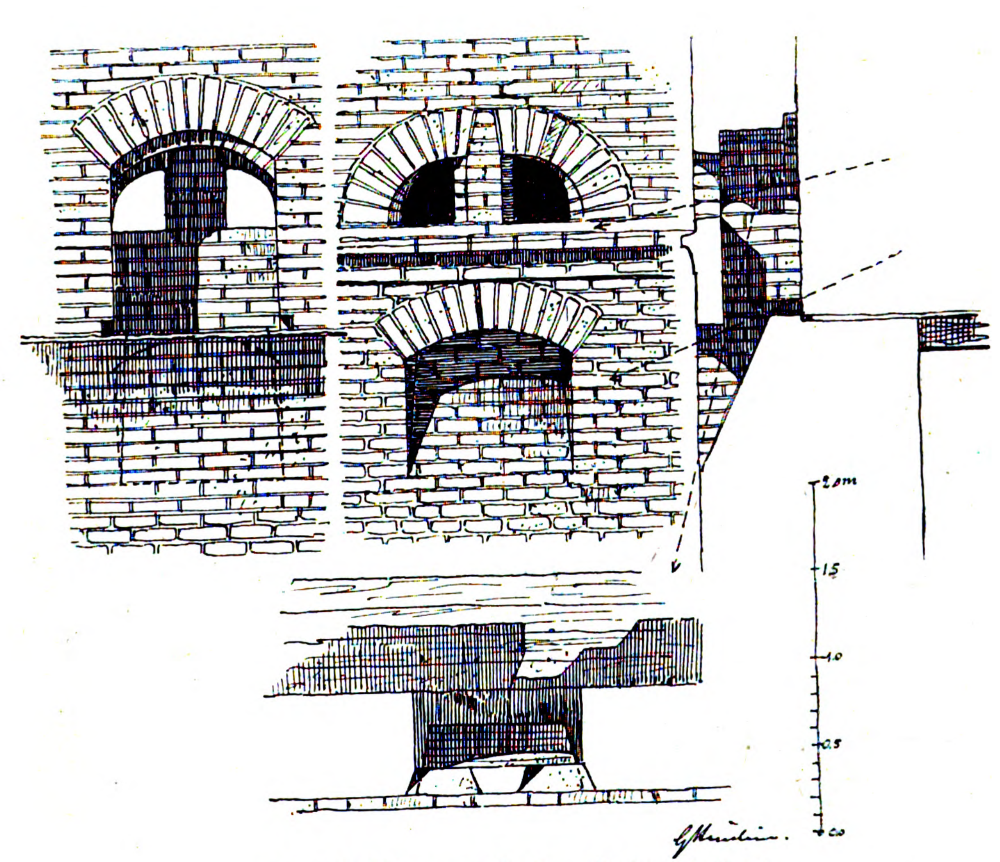
Abb. 22 und 23: Das Neuhauser- (Karls-) Tor.

Das Neuhausertor war eines der vier Haupttore des zweiten Mauerringes. Als Befestigung zeigt es von allen Stadttoren die weiteste Entwicklung. Als Außenwerk besitzt es eine vorgelegte halbkreisförmige Bastei (die das Sendlingertor auch aufweist), die nach außen durch eine freistehende, hohe Mauer mit Schießscharten geschützt ist (im Modell sind hievon nur die beiden Flügelteile erhalten). Der Wassergraben ist natürlich um diese Mauer herumgeführt. Der Eingang zu dieser Bastion ist im Modell nicht ersichtlich (vielleicht wurde er bei der Erneuerung der Umrahmung des Modells zerstört), aber auf dem Kupferstich von Tobias Volckmer aus dem Jahre 1613[49]) finden wir die Zufahrt seitlich eingezeichnet. Über den Wassergraben führt eine Holzbrücke. Die Zufahrt lag somit nicht nur unter dem Feuer der Bastion, sondern der eindringende Feind war auch dem Feuer der Haupt- und Zwingermauer ausgesetzt.

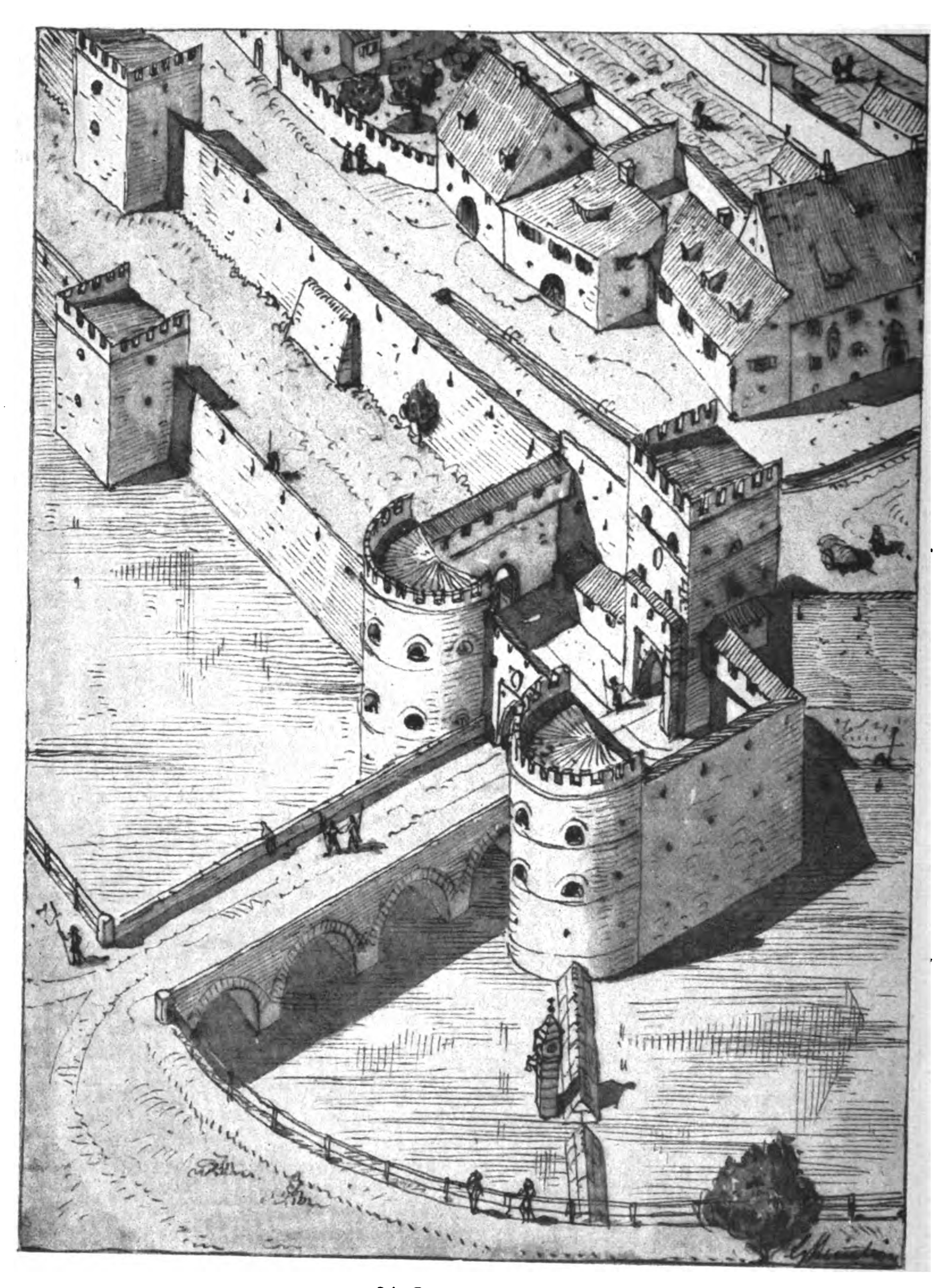
Der Hauptturm des Karlstores wurde im Jahre 1857 abgebrochen[50]); die Vortürme sind, wenn auch mit verändertem Aufbau, noch erhalten (über die eigenartigen Schießscharten in diesen Türmen siehe: München im 16. Jahrhundert, Seite 7 und 10 und Abb. 23).

[49]) Siehe Tafel 6 und 7 im Werke Alt-München.

[50]) Vgl. Text zu Tafel 17 und 18, S. 3 im Werke Alt-München.



23. Schießscharte am Karlstor (Naturaufnahme).



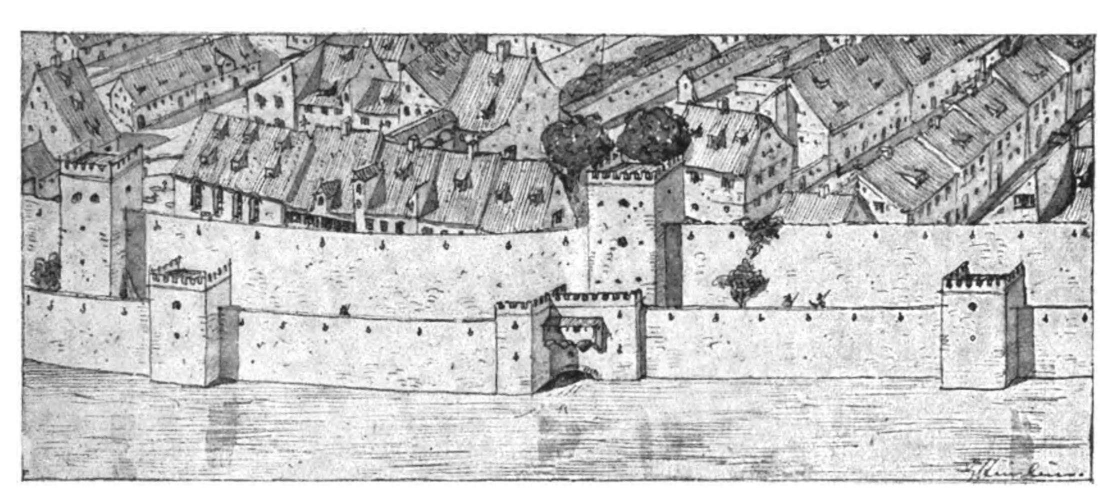
24. Das Angertor.

Abb. 24: Das Angertor.

Das Angertor hatte die südwestliche Ecke der Stadtmauer zu schützen; es zählte nicht zu den vier Haupttoren — Isartor, Sendlingertor, Neuhausertor und Schwabingertor — der zweiten Ummehrung, trotzdem es wie diese im Barbacane-system angelegt war. Auch die Größenverhältnisse waren ähnliche; es unterschied sich von den Haupttoren nur durch die Grundform der Vortürme, die bei den anderen viereckig, resp. sechseckig, beim Angertor aber halbkreisförmig waren.

Das Angertor wird bereits 1319 urkundlich erwähnt[51]), die letzten Reste, die beiden Rundtürme, wurden erst in den Jahren 1869 und 1871 abgebrochen[52]).

Gleich neben dem Angertor bemerken wir eine Abdämmung im Stadtgraben, wie deren das Modell mehrere aufweist; der Damm am Angertor unterscheidet sich aber von den anderen dadurch, daß er durchbrochen ist; daneben steht eine Steinsäule mit einem Aufsatz, offenbar ein Lichthäuschen darstellend. Diese beiden Umstände lassen ebenfalls die Vermutung zu (siehe Text zu Abb. 32), daß dieser Teil des Stadtgrabens mit Kähnen befahren werden konnte; das Lichthäuschen wird den Schiffern als Zeichen gedient haben (man muß sich vorstellen, daß das Wasser im Stadtgraben starkes Gefälle hatte; offenbar dienten auch die den Graben durchquerenden Dämme zur Regelung des Gefälles).



25. Teil der Stadtmauer zwischen Einlaß und Isartor.

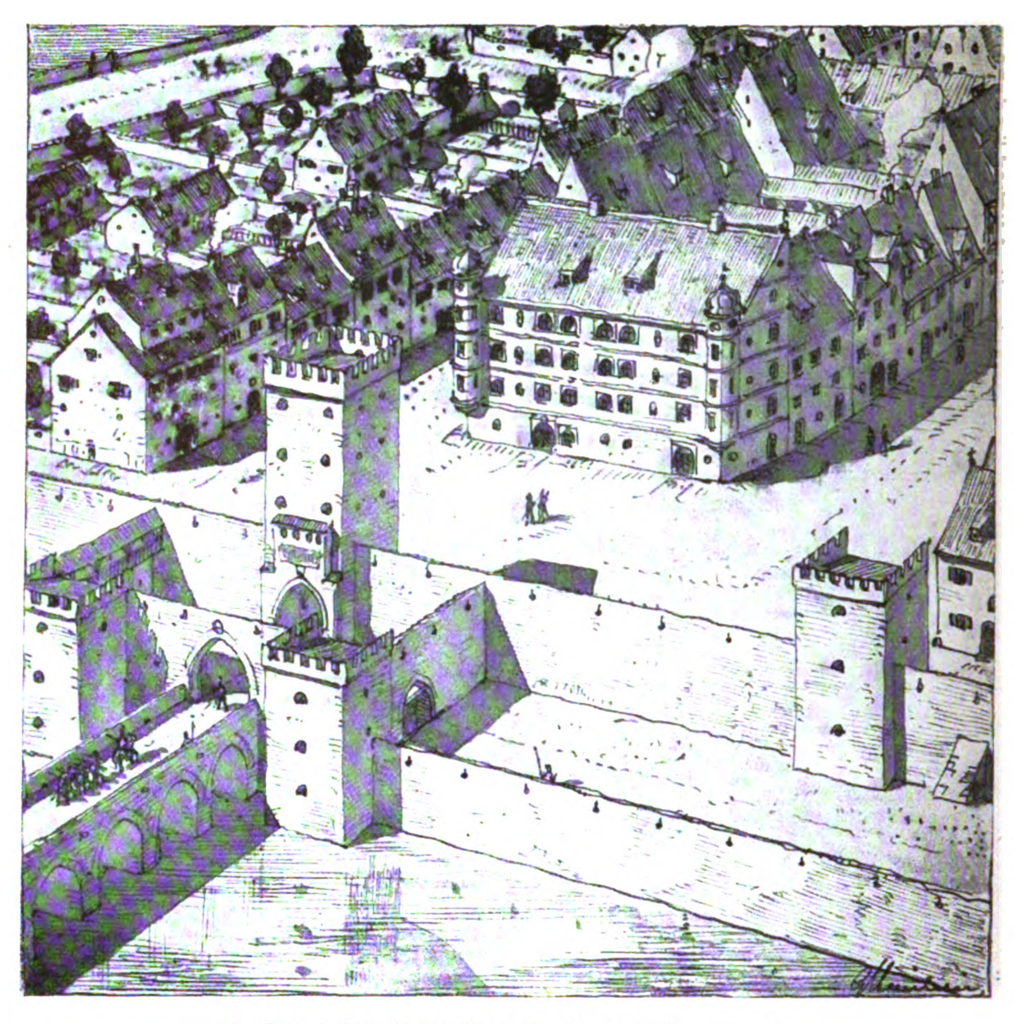
Abb. 25: Teil der Stadtmauer zwischen Einlaß und Isartor.

In der Mitte dieses Bildes ist der Eintritt des alten Stadtbaches, eines Isararmes, in die Stadt dargestellt, desselben Baches, der das Tal durchquert und, nachdem er einige Mühlen getrieben hat, die Stadt bald wieder verläßt (siehe auch Beschreibung zu der Abbildung 54 und 55: „Mühlen an der Wuhr"). Wir sehen über der ganzen Breite der Öffnung in der äußeren Mauer, durch die der Bach in die Stadt einfließt (und die übrigens im Modell nicht zu sehen ist, aber doch vorhanden gewesen sein muß), zum Schutze der Maueröffnung einen Gußerker, auf vier Konsolen auskragend, mit eigentümlicher Ausbildung der linken Seitenmauer; der Bach fließt unter dem Zwinger und unter dem Turm der inneren Mauer durch und gewinnt, das später unter dem Namen „Radlsteg" bekannte Gäßchen durchfließend, das Tal.

Links sehen wir über die Stadtmauer die Friedhofkirche des Heiliggeistspitals hervorragen.

[51]) München in guter alter Zeit; Erklärung zu Tafel 7.

[52]) Alt-München; Erklärung zu Tafel 21.



26. Das äußere Schwabingertor (Unseres Herrn Tor).

Abb. 26: Das äußere Schwabingertor (Unseres Herrn Tor).

Vor den Toren der ersten Stadtumwallung hatten sich an den Wegen zu den Orten Schwabing, Sendling und Neuhausen nach und nach Ansiedelungen gebildet, die geschützt werden mußten; die Talseite der Stadt wurde zuerst durch Hinausschiebung des Mauerringes gesichert; dann wurden auch an der Sendlingerstraße, Neuhauserstraße und Schwabingergasse neue Tore in einer genügenden Entfernung vom alten Mauerring erbaut und durch Mauern miteinander verbunden. So entstand das äußere Schwabingertor, dem nach Lipowsky[53]) und Forster[54]) im Jahre 1493 zum besseren Schutz gegen Kanonen eine Bastion vorgebaut wurde. Auf dem Sandtnerschen Holzmodell ist von dieser Bastion nichts zu bemerken; immerhin ist es nicht unmöglich, daß diese Bastion bestanden hat; denn wie schon an anderer Stelle angedeutet (siehe Karlstor), halte ich die Umrahmung des Modells nicht für alt, sondern später angebracht; bei dieser Gelegenheit kann die Bastion verschwunden sein.

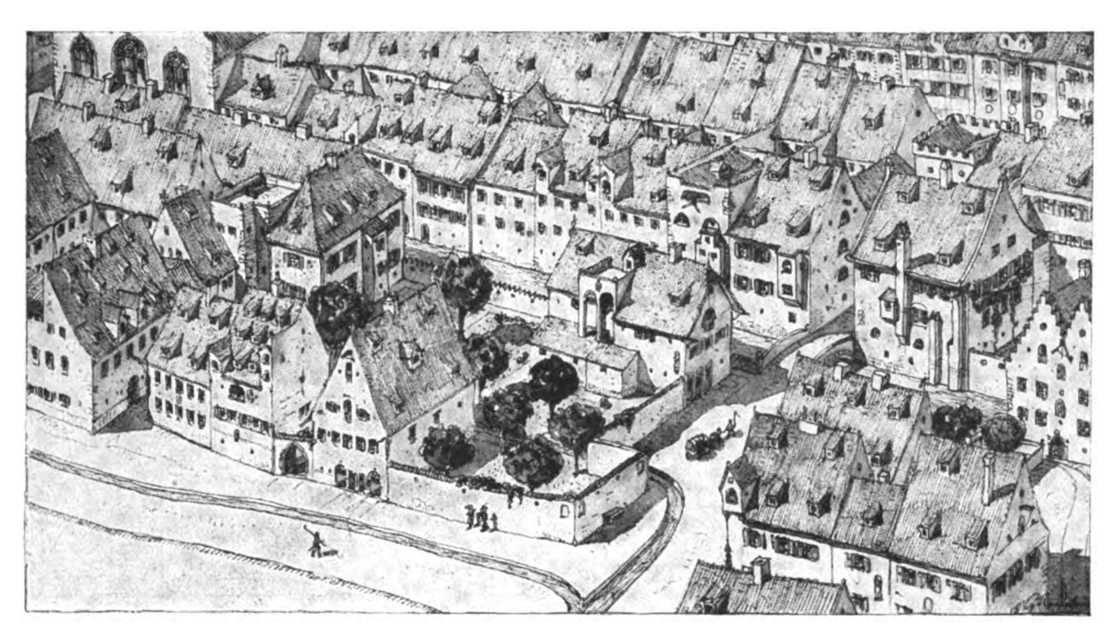
Der Name „Unseres Herrn Tor" kommt von der in der Nähe befindlichen Kirche zu „Unserem L. Herrn" (Salvatorkirche).

Auf dem vorliegenden Bild ist versucht, die Baustelle der jetzigen Residenz mit dem Häuserbestand darzustellen, wie er vor der Erbauung der Residenz gewesen sein könnte und auch in der perspektivischen Zeichnung aus der Vogelschau angenommen ist; wir sehen im Hintergrund ganz links oben den Wassergraben, der die neue Veste umgeben hat; davor dehnt sich der „Jägerbüchl" aus, von dem die schon im Grundbuch erwähnte Jägergasse zur vorderen Schwabingergasse (Residenzstraße) führte.

Das Schwabingertor wurde (nach Dr. Karl Trautmann) im Jahre 1817 abgebrochen.

[53]) Urgeschichten von München, S. 159, II. Teil.

[54]) Das gottselige München, S. 426.



27. Der Glockenbach vom Rathaus bis zur Hofpfisterei.

Abb. 27: Der Glockenbach vom Rathaus bis zur Hofpfisterei.

Der an der Rückseite der östlichen Häuser der Burggasse herabfließende Glockenbach ist ein Teil des alten Stadtgrabens; der heute noch fließende Bach ist jetzt fast ganz überwölbt und die dadurch gewonnene Bodenfläche als Straße ausgebaut; die Stadtmauer der leonischen Stadt war aber schon zu Sandtners Zeiten verschwunden und durch Rückgebäude zu den Anwesen an der Burggasse ersetzt. Besser ausgeprägt als heute sehen wir auf dem Bilde noch das „Türmlein", später Schlichtingerbogen genannt, ein kleines Tor, das zum ungehinderten Aus- und Einreiten für die Herzoge von und zur alten Hofburg diente[55]. Die Brücke, die den Verkehr durch das Türmlein über den Glockenbach vermittelte, war bis zur Überbauung des Glockenbaches noch erhalten. Wir sehen auch das herzogliche Hofbräuhaus (jetzt Zerwirkgewölbe), an der Brücke und am Glockenbach gelegen.

[55]) München in guter alter Zeit. München 1879. S. 22.

Die Herzöge nahmen das Recht Bier zu brauen damals für sich allein in Anspruch und so entstand das „weiße Brauhaus", 1589 aber im Interesse des Hofsäckels ein „braunes oder Hofbrauhaus".

Das Zerwirkgewölbe hat sicher schon vor 1589 einem gewerblichen Zweck gedient; darauf läßt die Lage des Gebäudes schließen; aber auch der Kamin, den Sandtner in seinem Modell angibt, deutet darauf hin; Sandtner hat gewöhnliche Hauskamine nicht dargestellt. Wenn er also einen solchen anbrachte, so muß das betreffende Gebäude einem besonderen Zweck gedient haben.

An der Lederergasse, zunächst der Brücke, befand sich das „Türlbad" (an Stelle des Hauses des Akademischen Gesangvereins, früher Scholastika geheißen), das vom Hofe vielfach benützt wurde.

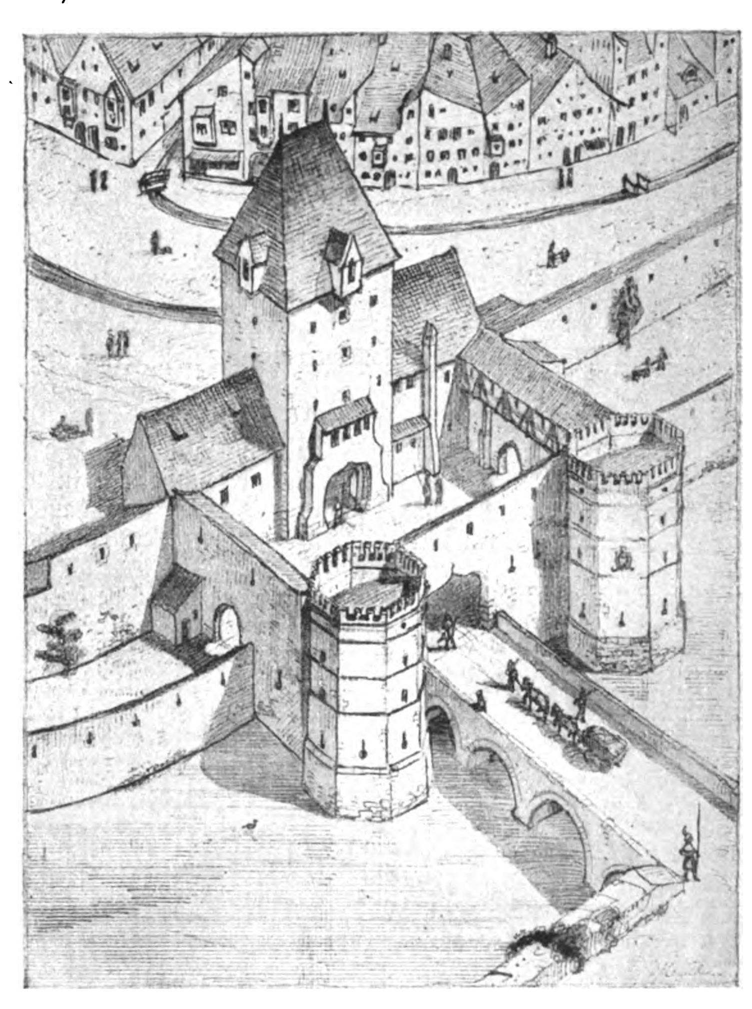
Die Lederergasse (früher Irschergasse geheißen) verdankt ihre Entstehung den Lederern, welche schon im 14. Jahrhundert ihres übelriechenden Gewerbes wegen vor die Tore der Stadt verwiesen wurden.

Abb. 28—30: Das Isartor und der Luginsland.

Das Isartor war eines der vier Haupttore der zweiten Umwehrung Alt-Münchens; alle diese Tore, sowie das Angertor, das aber als Nebentor bezeichnet wurde, waren nach dem gleichen System erbaut: die Brücke über den Graben war von zwei vorgeschobenen niedrigen Türmen flankiert; weiter zurück in der Achse der Brücke stand der höhere Hauptturm; die drei Türme waren durch eine im Viereck herumlaufende Mauer, die mit Wehrgängen versehen war, verbunden; es wurde also eine Art Hof gebildet, den der Feind erst zu passieren hatte, ehe er durch das Haupttor in die Stadt gelangte.

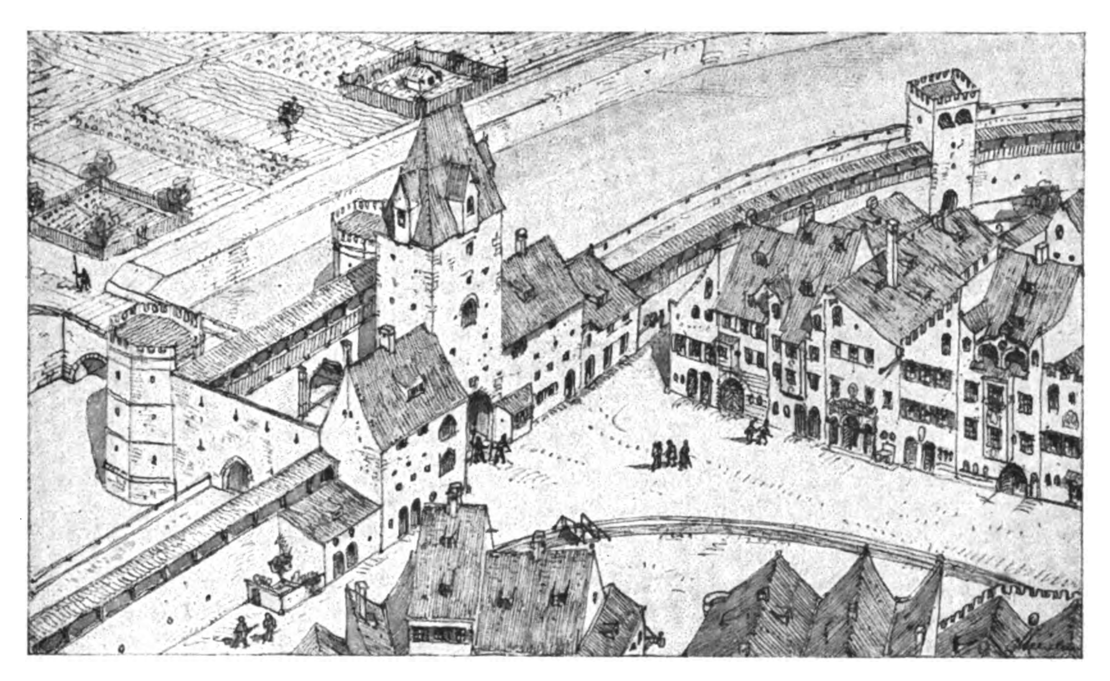
Diese Art der Anlage eines Verteidigungswerkes nennt man eine Barbacane[56]). Viollet-Le-Duc[57]), wohl der bedeutendste Kenner des mittelalterlichen Verteidigungswesens, gibt hierüber folgende Erklärung: „Man bezeichnete im Mittelalter mit diesem Wort (la barbacane, auch la barbequenne) ein vorgeschobenes Verteidigungswerk, welches einen Durchgang (oder Übergang), ein Tor oder eine Ausfallpforte zu beschützen hatte und welches der Besatzung einer Festung erlaubte, sich in einem hervortretenden gedeckten Punkt zu sammeln, um einen Ausfall zu machen und um einen Rückzug oder die Hereinbringung einer Hilfstruppe zu decken." — Die Barbacane ist vergleichbar mit dem jetzt gebräuchlichen Wort: Brückenkopf, denn der Ausdruck war schon im Mittelalter auch auf ein Werk anwendbar, das über eine Brücke vorgeschoben, die eigentliche Verteidigungslinie auf der anderen Seite des Flusses zu decken hatte. — Die zweite Befestigung Münchens wurde um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert erbaut; das Isartor, das zum Schutz der alten Salzstraße diente, wird wohl das zuerst erbaute Tor der zweiten Befestigung gewesen sein; es ist das einzige Tor, das uns, wenn auch ziemlich verändert, noch erhalten geblieben ist.

Rechts vom Isartor, an dem Punkte, an dem die Stadtmauer in einem rechten Winkel nach Nordwesten umbiegt, steht ein kräftiger viereckiger Turm mit hohem Satteldach und mit vier Erkern an den Ecken, der Luginsland (Lueger), ein Wachtturm, von dem aus man das Land weithin übersehen konnte; dieser Turm war höher als die anderen Türme der zweiten Stadtmauer.

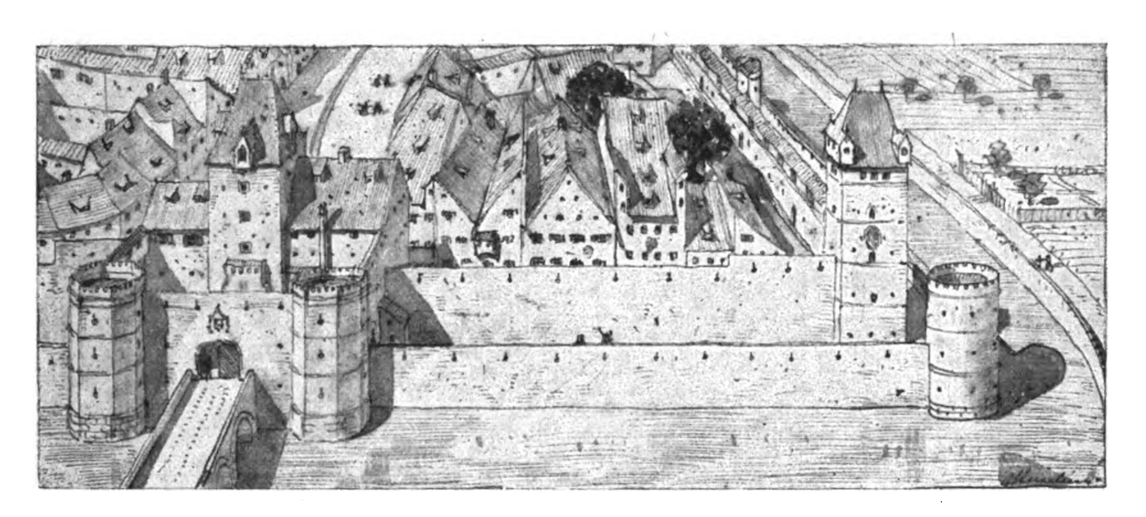


28. Das Isartor (Außenseite).

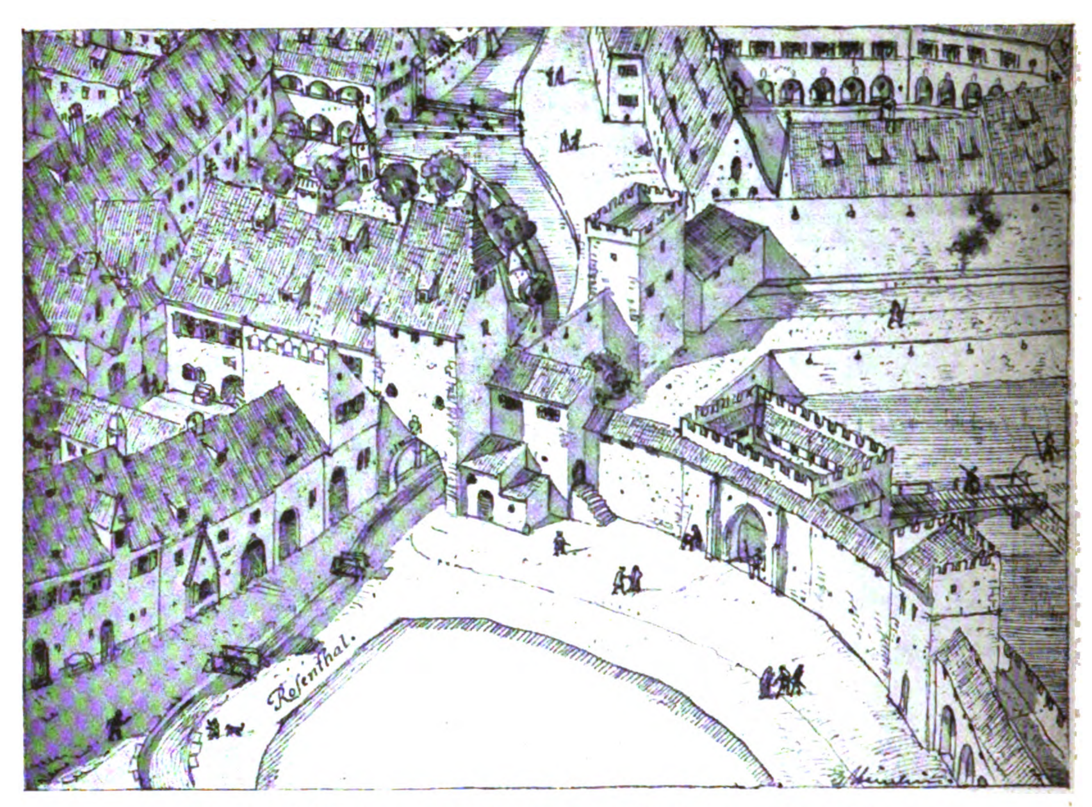
[56]) München und seine Bauten, S. 38.
[57]) Dictionnaire raisonné de l'Architecture, Bd. II, S. 111.



29. Das Isartor (Innenseite).



30. Das Isartor und der Luginsland.



31. Das Schiffertor (der Einlaß) und der Seefeldbogen (Innenseite).

Abb. 31 und 32: Das Schiffertor (der Einlaß) und der Seefeldbogen.

Der sogenannte „Seefeldbogen" schloß früher das Rosental gegen den Viktualienmarkt ab; er stand an der abgestumpften Ecke eines spitzen Winkels, in dem hier zwei Stadtmauerflügel zusammenstießen; er war derjenige Turm der zweiten Umwehrung, der am nächsten der alten Stadtmauer stand, nur durch eine Hauslänge von dieser getrennt. In der Richtung gegen das Angertor stand in geringer Entfernung vom Seefeldbogen das Schiffertor; es zählte zu den Nebentoren der Stadt; später nannte man es den „Einlaß" [58], weil der im Sommer abends nach 10 Uhr und im Winter nach 9 Uhr eintreffende Wanderer allein noch hier die Stadt betreten konnte (gegen Erlag eines Sperrgeldes).

Das Schiffertor besaß keinen Turm; man hatte sich darauf beschränkt, die Zwingermauer bis zur Höhe der Hauptmauer emporzuführen und mit letzterer durch Quermauern zu verbinden, so daß ein von Wehrgängen umgebener und nach dem Zwinger zu abgeschlossener Vorhof entstand.

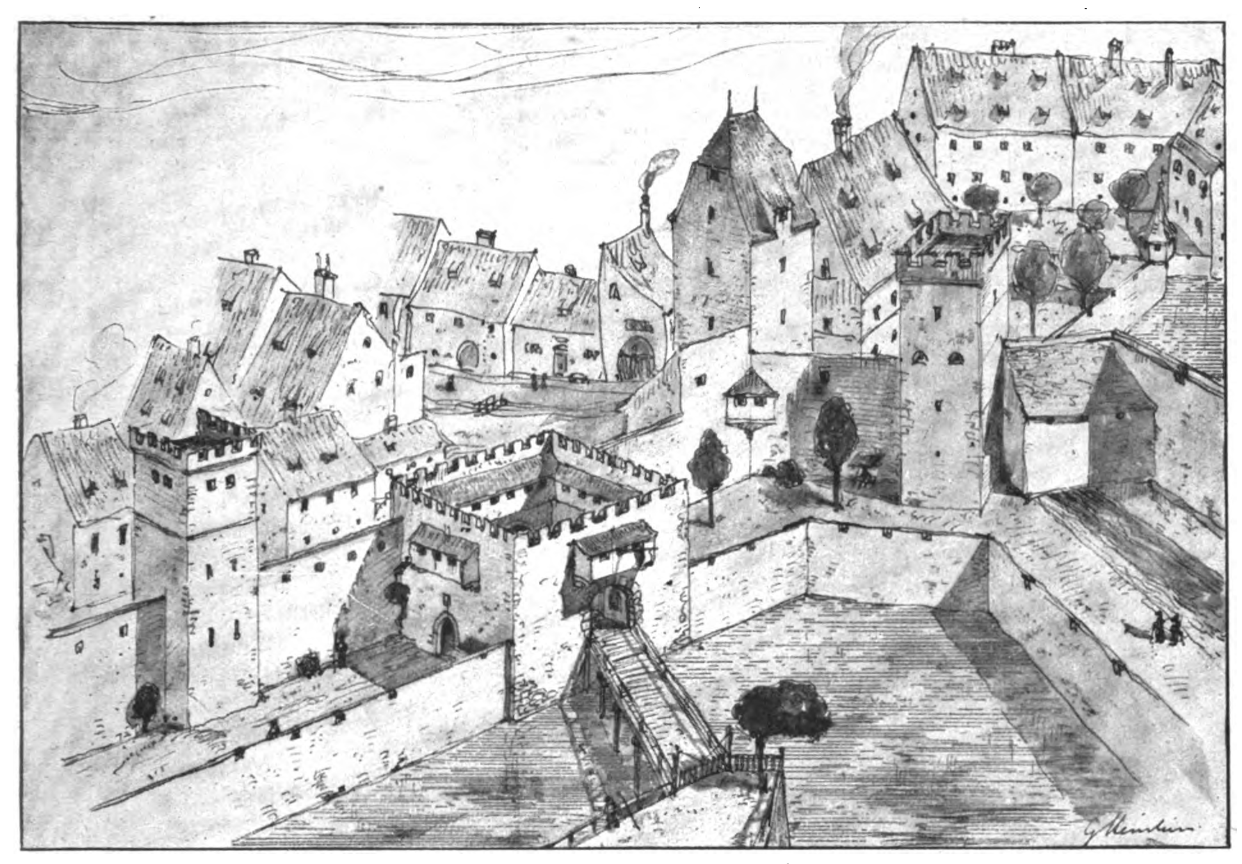
[58]) „Alt-München", S. 39.

Über dem Torbogen und auch seitlich kragten Gußerker vor, die es ermöglichten, heißes Pech, Steine und dergleichen auf die Angreifenden hinabzuwerfen.

Die große, einen Arkadenhof umschließende Gebäudegruppe im Hintergrund des Bildes rechts gehörte zum Heiliggeistspital (siehe Beschreibung desselben). Über dem Seefeldbogen sehen wir eine Verbreiterung des alten Stadtgrabens (an dieser Stelle stießen drei Wasserläufe zusammen), die sogenannte „Roßschwemme", von zwei schmalen Brücken überspannt; diese Stelle des Stadtbaches diente vordem als Pferdeschwemme (siehe auch „München im 16. Jahrhundert", S. 5).

Das Schiffertor, wie das Kosttor hatten damals hölzerne Brücken, während allen anderen Toren gemauerte Bogenbrücken vorgebaut waren, auch dem Angertor, trotzdem es wie das Schiffer- und Kosttor zu den Nebentoren zählte.

Obwohl der Einlaß eines der kleineren Tore Münchens war, hatte er doch regen Verkehr aufzuweisen, denn zwischen dem Tor und der Isar lagen eine Anzahl Säg- und Mahlmühlen, große Anger, die zum Bleichen der Wäsche dienten



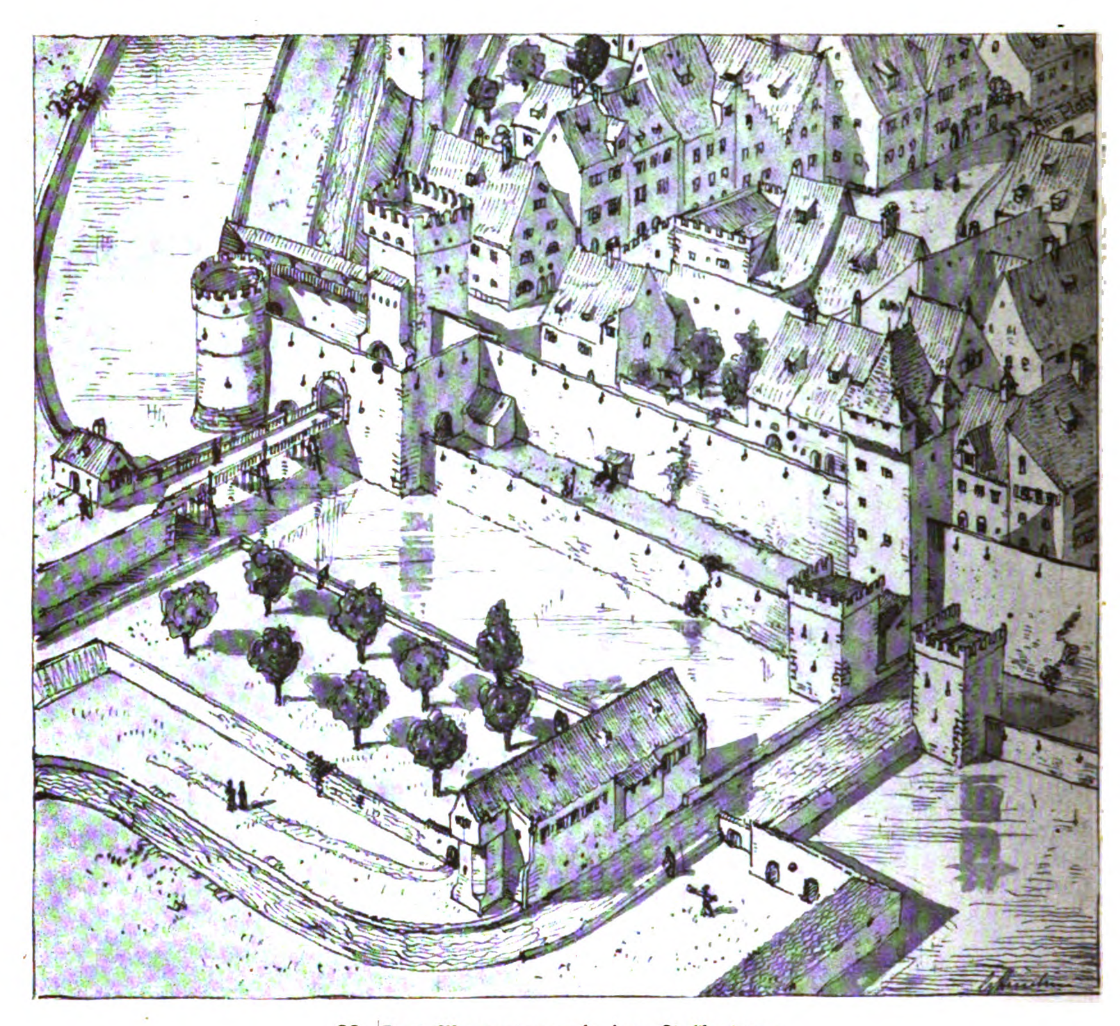
32. Das Schiffertor am Rosental (Außenseite).

(ungefähr rechts und links der Fraunhoferstraße); unmittelbar vor dem Tore lag des Herzogs Albert Lustgarten zwischen zwei Isarbächen (ungefähr auf dem Areal rechts und links der jetzigen Rumfordstraße). Ganz in der Nähe (im Gebiete der Reichenbachstraße) finden wir auf den Plänen von Tobias Volckmer (vom Jahre 1613) und von Wenzel Hollar (vom Jahre 1623) einen zweiten großen Lustgarten (ohne Benennung des Besitzers), ebenfalls zwischen zwei Isarbächen gelegen; neben regelmäßigen Gartenanlagen mit Pavillon und Springbrunnen sehen wir auf den genannten Plänen auch ein Renaissanceschlößchen mit Kuppeltürmen an den vier Ecken.

Lipowsky[59]) vermutet, daß die alte Benennung „Schiffertor" vielleicht daher kommt, weil der damals sehr wasserreiche äußere Stadtgraben mit Schiffchen (Zihlen) befahren werden konnte.

[59]) Urgeschichten von München, 2. Band, § 20.

Nach Hauptlehrer Hans Kübert, der über München und seine Vorstädte in den „Münchener Neuesten Nachrichten" mehrere von gesundem Heimatsinn getragene geschichtliche Skizzen veröffentlicht hat, kommt die Bezeichnung „Schiffertor" davon her (siehe „Münchener Neueste Nachrichten, Generalanzeiger vom 19. Sept. 1917), daß die Flösser (früher auch „Schiffer" genannt), nachdem sie ihre Flösse an der oberen Lände (an der Pestalozzistraße) geländet hatten, beim Schiffertor die Stadt betraten und Einkehr in der Wirtschaft „Zum blauen Bock" (heute noch bestehend) hielten. Die Bezeichnung „Schiffertor" wäre hienach der jüngere der beiden Namen (siehe auch Erläuterung zu Abb. 47: Die Sebastianskapelle am Anger).



33. Das Wurzertor und der Falkenturm.

Abb. 33: Das Wurzertor und der Falkenturm.

Das Kosttor (früher Wurzertor genannt) war eines der Nebentore der äußeren Stadtmauer; im 14. Jahrhundert hieß es auch das Graggenauer Tor; der dicke runde Turm, der den Torhof einseitig flankierte, hieß der Neuturm und diente später als Schuldgefängnis; er wurde im Jahre 1872 abgebrochen, das Kosttor im Jahre 1879. Nach dem Münchener Adreßbuch soll der Neuturm unter Kurfürst Max I. erbaut worden sein; da dieser aber erst 1594 zur Regierung (neben seinem Vater Wilhelm V.) kam, der Turm aber schon im Modell Sandtners enthalten ist, erscheint die Angabe im Adreßbuch[60]) nicht klar; der Falkenturm, an der Ausmündung der jetzigen Falkenturmstraße in die Maximilianstraße, diente früher der Falknerei, später wurde er als Kriminalgefängnis und Folterkammer verwendet; er wurde im Jahre 1865 abgebrochen.[61])

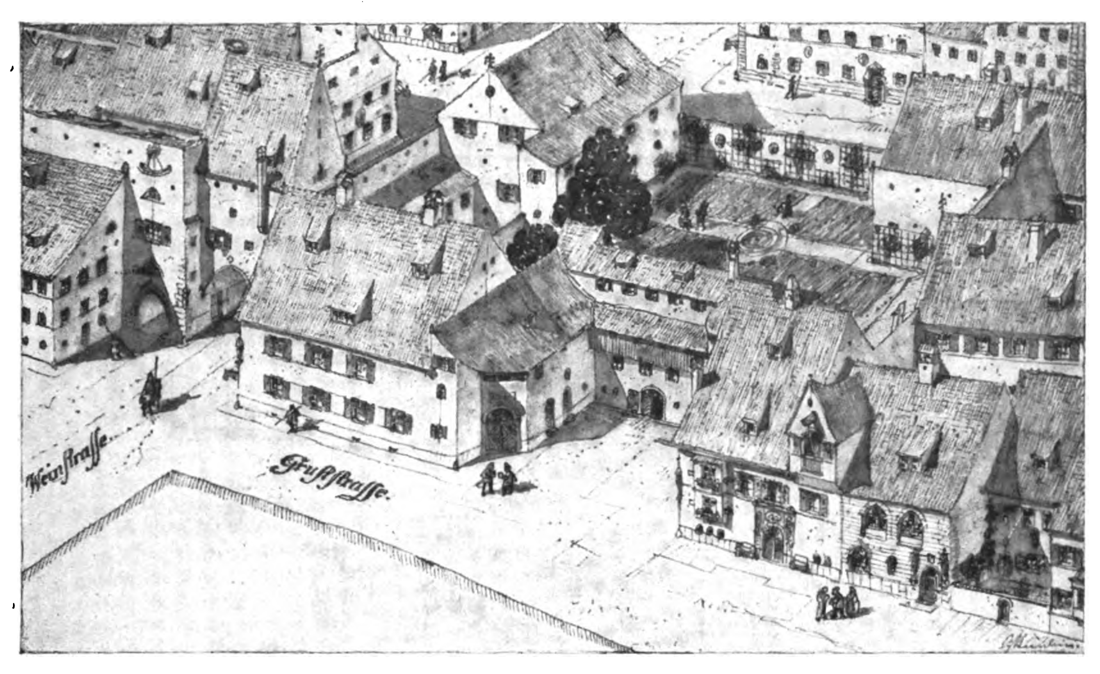
Lipowsky gibt an, daß vor dem Wurzertor eine Walkmühle lag[62]); es ist möglich, daß diese identisch ist mit dem im Vordergrund des Bildes ersichtlichen Gebäude, an dem sehr wasserreichen Glockenbach gelegen, der hier neben dem Falkenturm die Stadt verläßt und, durch den alten Hofgarten fließend, der Isar zueilt.

Auf dem Bilde sehen wir im Hintergrunde die Ostseite des Platzls, die Baustelle des jetzigen Hofbräuhauses; die im rechten Winkel in den Platz vorspringende Gebäudeecke hat sich bis heute erhalten.

[60]) Adreßbuch von München (1915), geschichtliche Erläuterungen zu den Straßenbenennungen.

[61]) Regnet, München in guter alter Zeit, S. 30.

[62]) Lipowsky, Urgeschichten von München, § 39.



34. Die ehemalige Gruftkirche, der letzte Rest der ersten Stadtmauer und der Wilprechtsturm in der Weinstraße.

Abb. 34: Die ehemalige Gruftkirche, der letzte (sichtbare) Überrest der ersten Stadtmauer und der Wilprechtsturm in der Weinstraße.

Die Landschafts- und Gruftstraße mit deren Verbindungsstraße bildeten vor 6—700 Jahren das Judenviertel. In der Gruftstraße, früher Judengasse, stand vom 12.—13. Jahrhundert die Synagoge und das Bad der Juden (gegen den nördlich vorbeifließenden Stadtbach gelegen).

Bei einer Judenverfolgung im Jahre 1285 wurde die Synagoge, in die sich Juden geflüchtet hatten, angezündet.

Nachdem sich die Zahl der Juden immer mehr verringerte und 1440 alle Juden ausgeschafft wurden, schenkte Herzog Albert III. die Synagoge seinem Leibarzt und vertrauten Ratgeber Dr. Johann Hartlieb. Dieser erbaute sich daraus ein Wohnhaus mit einer im Keller befindlichen Hauskapelle; da diese Kapelle wegen eines Bildes großen Zuspruch fand, ließ Dr. Hartlieb die ehemalige Synagoge bis auf den Grund abtragen, die Gruftkirche überwölben und über derselben eine neue größere Kirche bauen.[63]) Diese Kirche ist in unserem Bilde unschwer zu erkennen; bemerkenswert ist der große erkerähnliche Dachaufbau, der dem im Modell ersichtlichen Vorbild möglichst genau nachgebildet ist; auffallend ist seine Anordnung: er gehört zum Dach der Gruftkirche, während er auf dem Nachbargebäude links aufgebaut ist.

[63]) Das gottselige München, S. 366—370.

Links von der Gruftkirche, von der Gebäudeflucht zurücktretend, sehen wir den einzigen Überrest der ersten Stadtmauer, der im Jahre 1570 noch erhalten war; der Grund des Verschwindens der ersten Stadtmauer nach so verhältnismäßig kurzer Zeit war der Umstand, daß es, um die Baulust anzuregen, den Bürgern zur Zeit der Entstehung der zweiten Stadt gestattet wurde, zu ihren Neubauten das Abbruchmaterial der ersten Stadtmauer zu verwenden.

An diesem Teil der ersten Umwehrung weist Dr. Karl Trautmann[64]) das Vorhandensein eines sechsten Stadttores nach (auch in unserer Zeichnung ersichtlich); es war allerdings nicht von einem Turm überragt, sondern hatte mehr die Form eines bescheidenen Einlasses, der wahrscheinlich nur zum Verkehr für die Juden diente; er mündete im Stadtinnern auf einen kleinen Platz, eine Hausbreite vom Wilprechtsturm in der Weinstraße entfernt.

Der Wilprechtsturm, den wir auf unserem Bilde am Ausgange der Weinstraße sehen, war einer der Tortürme des ältesten Mauerringes; er führte seinen Namen nach der unmittelbar nebenan begüterten Patrizierfamilie Wilprecht. Er wurde bereits im Jahre 1690 abgebrochen. Seinen früheren Standort bezeichnet die am vormaligen Amtsgebäude der Polizeidirektion angebrachte Gedenktafel.

[64]) München und seine Bauten, Seite 29 und Beschreibung zu Tafel 32; ferner Alt-München Seite 36.

Abb. 35 und 36: Der schöne Turm.

Der „schöne Turm" schloß ehemals die Kaufingerstraße an ihrem nördlichen Ende ab; über den Stadtgraben, die Fortsetzung des Färbergrabens nach der Frauenkirche zu, führte zuerst eine hölzerne, erst im Jahre 1434 eine gemauerte Brücke[65]).

Im Gegensatz zum Talburgtor (Rathausturm), welches das untere Tor hieß, nannte man den schönen Turm in seiner ersten Zeit das obere Tor; im Jahre 1300 erhielt er nach einer Patrizierfamilie Kaufinger den Namen Chufringer Tor, woher auch die Benennung der Straße stammt.[66]) Um 1460 heißt er der „öde Turm"; offenbar war er um diese Zeit schon in ganz vernachlässigtem Zustand, denn schon im Jahre 1479 mußte er wegen Baufälligkeit abgebrochen werden, aber schon im Jahre 1481 ließen ihn unsere Vorfahren (die Gründe für den Wiederaufbau siehe in der Beschreibung des innern Sendlingertores) neu erstehen, schöner und größer als zuvor und so reich mit Wandmalereien geschmückt, daß er in Zukunft der „schöne Turm" geheißen wurde. Die 4 Ecktürmchen sollen schon im Jahre 1777 wegen angeblicher Bauschäden abgetragen worden sein; im Jahre 1807 wurde der ganze Turm abgebrochen. In dem Wandfelde über dem Torbogen sehen wir bannerhaltende Kriegsknechte dargestellt; im Stockwerk darüber das Hauptbild: den Kaiser auf hohem Throne, umgeben von den Kurfürsten des Reiches und einem ackernden Bäuerlein zu seinen Füßen.[67]) Die Kugel unter der Sonnenuhr gab den Mondwechsel an und die im Mitteltürmchen befindlichen Glocken wurden geläutet, wenn ein Missetäter zum Tode geführt wurde. Das im Grundriß, der den Schnitten beigegeben ist, mit a bezeichnete Gebäude war das von Kaiser Ludwig dem Bayern dem Kloster Ettal geschenkte Haus, welches bei der Säkularisation in Privatbesitz überging; das mit b bezeichnete Häuschen in der Ecke gehörte der Stadt und wurde früher von dem jeweiligen Stadtuhrmacher bewohnt.

Der schöne Turm war, nach dem Modell und allen Abbildungen zu urteilen, auch was seine Höhe anbelangt, der hervorragendste unter den Türmen der profanen Baukunst in damaliger Zeit. In architektonischer Hinsicht mag überhaupt die ganze Baugruppe, d. h. der Turm mit den ihn umgebenden Häusern, mit zu den schönsten des alten München gezählt haben. Fast jedes dieser Häuser besitzt einen oder zwei Erker oder einen Eckladen, so daß sich ein reiches Bild von selbst ergibt, Malereien an den Häusern werden nicht gefehlt haben; in dem Erdgeschoß befanden sich Verkaufsläden mit den seinerzeit üblichen und zweifellos sehr praktischen Vordächern überdeckt.

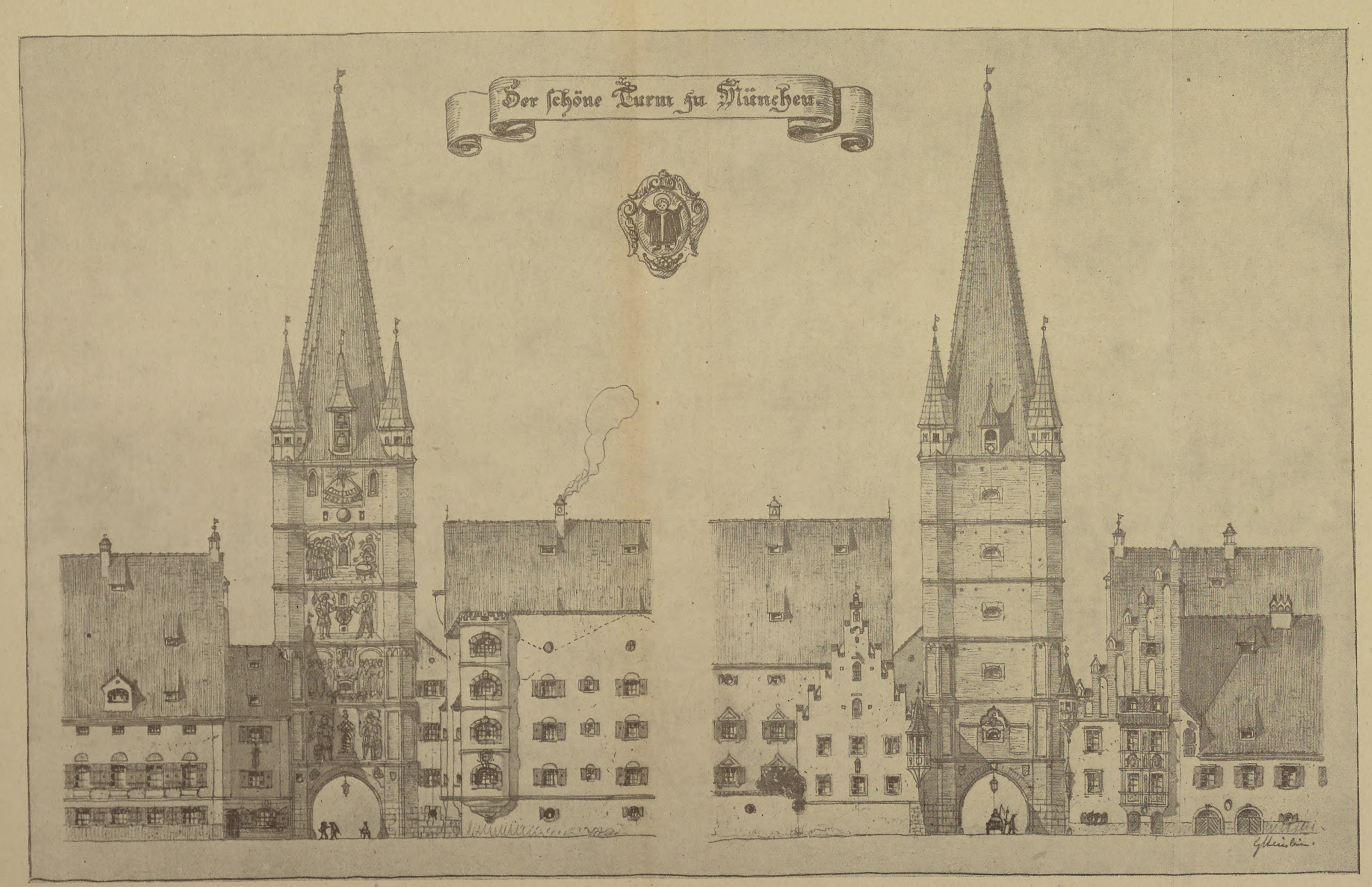
Beachtenswert ist das Eckhaus an der Kaufinger- und jetzigen Liebfrauenstraße; es war nicht nur mit einem versenkten Dach gedeckt (siehe Abschnitt 1a), sondern hatte auch einen merkwürdigen vierstöckigen, halbrunden Erker, an der Ecke gegen die Liebfrauenstraße ausgebaut; der Erker hatte in jedem Stockwerk für die damalige Zeit ungewöhnlich große Bogenöffnungen.

Die vorliegenden Abbildungen geben einen Wiederherstellungsversuch der damaligen Architekturbilder, desgleichen die Darstellung des Häuserblockes am Frauenplatz, Abb. 63 (siehe auch die hiezu gehörigen Bemerkungen!).

[65]) München in guter alter Zeit, S. 5.

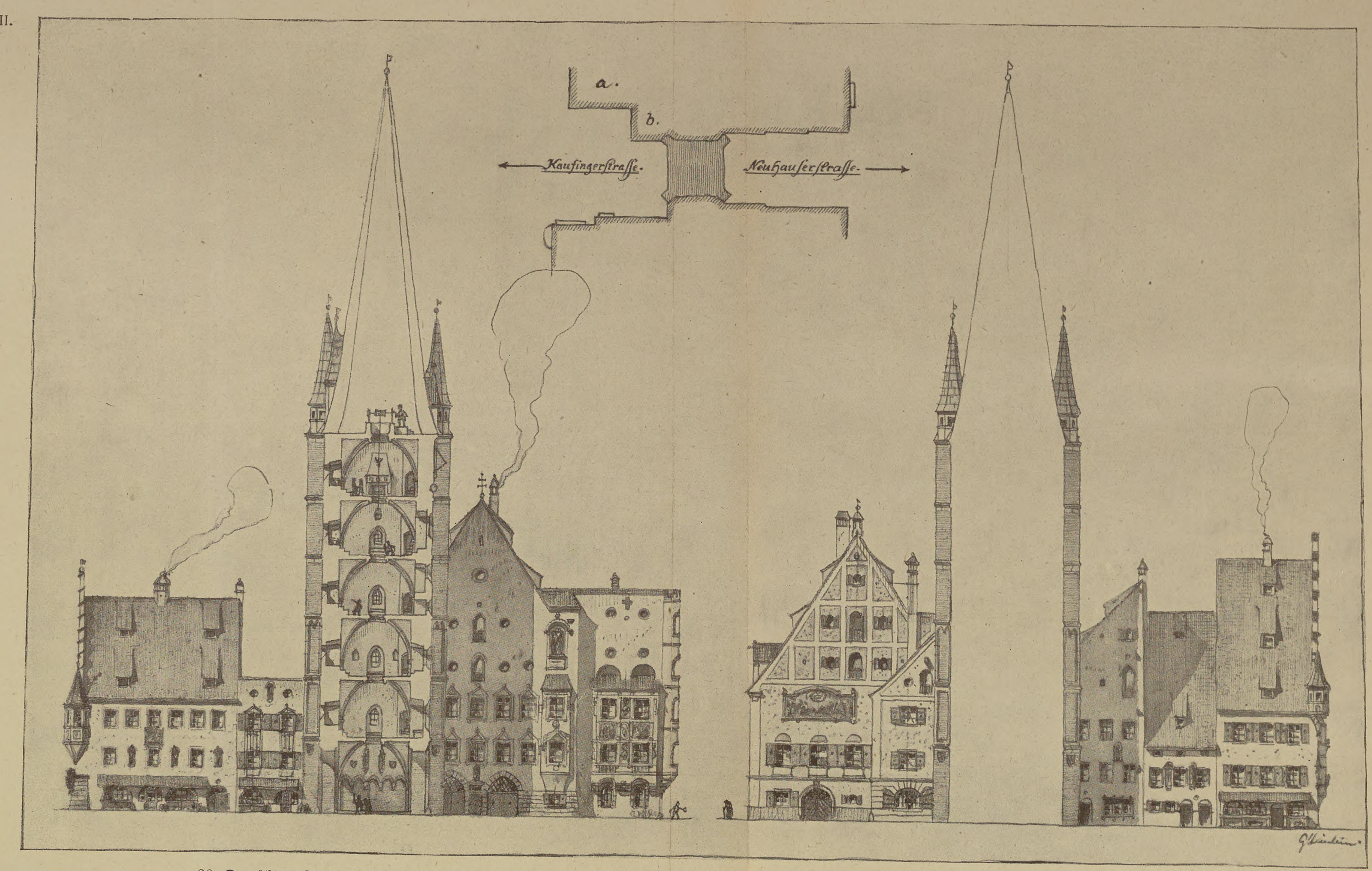
[66]) Münchener Adreßbuch 1915 (siehe unter Kaufingerstraße).

[67]) Alt-München, S. 40, Tafel 33.

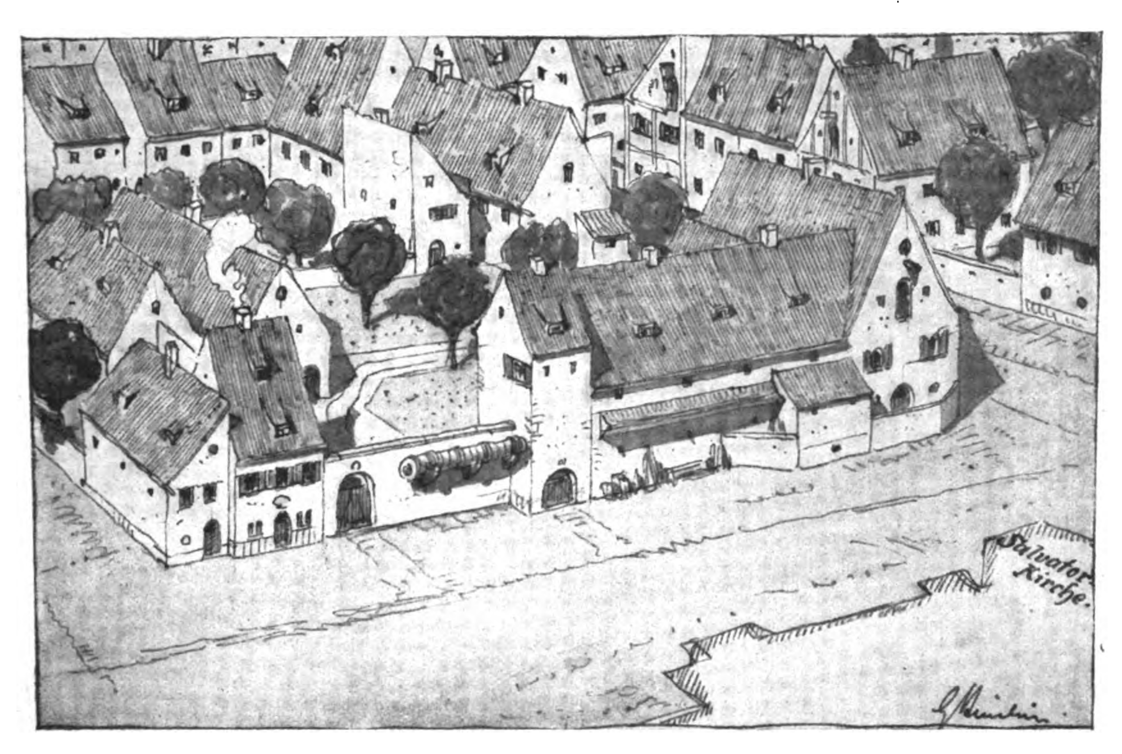


35. Der schöne Turm (links = Innenansicht; rechts = Außenansicht).

Tafel II.



36. Der schöne Turm (rechts = Schnitt in der Richtung Kaufingerstraße—Neuhauserstraße, nach a b gesehen; links = entgegengesetzte Ansicht).



37. Die alten herzoglichen Zeughäuser an der Kuhgasse.

Abb. 37: Die alten herzoglichen Zeughäuser an der Kuhgasse.

An der jetzigen Salvatorstraße (früher Kuhgasse genannt) und am Salvatorplatz stand — (auf einem Teil des Areals befindet sich jetzt das Kultusministerium) — ehemals das große und kleine herzogliche Rüsthaus (Zeughaus); am 8. Mai 1599 brannte das kleine Zeughaus nebst der Schmiede ab.[68]) Da die Kriegsgeräte und Waffen aller Art sich zu sehr vermehrten, war der Raum in den Zeughäusern nicht mehr ausreichend, Herzog Maximilian ließ deshalb nach vollendetem Residenzbau in dem östlich an diesen anschließenden Residenzgarten, welcher nicht weiter ausgedehnt werden konnte und dem Geschmack des Herzogs nicht genügte, zuletzt auch schon zu Nutzzwecken verwendet wurde,[69]) 1613 ein neues Zeughaus errichten, bestehend aus fünf großen Gebäuden nebst einer Kapelle, die zusammen einen großen Hof umschlossen; die fünf Zeughäuser waren durch Zwischenbauten miteinander in Verbindung gesetzt. (Diese fünf Zeughäuser sind im Plane I von 1570 leicht zu erkennen.)

In den alten Zeughäusern an der Kuhgasse sollen bei 100 Stück schwere Geschütze verwahrt gewesen sein; eines dieser Geschütze sehen wir in Sandtners Modell an der Straßenseite, auf Konsolen aufruhend, an der Umfassungsmauer des Hofes angebracht. Diese sonderbare Aufbewahrung einer so großen Kanone (sie muß nach den zur Verfügung stehenden Anhaltspunkten ungefähr sechs Meter lang gewesen sein) hat mich auf den Gedanken gebracht, daß wir in dieser Kanone die 18 Fuß lange, hölzerne Büchse mit Eisenringen vor uns haben, von der uns Sigmund Riezler[70]) erzählt, daß sie den aufrührischen Salzburger Bauern abgenommen worden war. Riezler erwähnt ihrer bei der Beschreibung des Einzugs Kaiser Karls V. in München (Pfingsten 1530). Bei diesem Feste war eine Viertelmeile vor der Stadt ein hölzernes Schloß errichtet worden, das zum Schluß eines Scheinangriffes in Trümmer geschossen wurde; zu diesem Zweck hatten die bayerischen Fürsten ihre Artillerie, an die 100 Geschütze usw. auffahren lassen; als Kuriosität sah man darunter die oben erwähnte hölzerne Kanone.

Darüber ist kein Zweifel, daß die im Modell sichtbare Kanone nicht aus Metall gewesen sein konnte, da sie sonst von der verhältnismäßig schwachen Mauer nicht hätte getragen werden können, auch die Länge der Kanone stimmt ungefähr mit der von Riezler erwähnten Kanone überein.

[68]) Urgeschichten aus München, II. Teil, § 131.

[69]) Führer durch die kgl. Residenz zu München, Seite 17.

[70]) Geschichte Bayerns, Band 4, S. 225.

38. Der alte Hof mit der Lorenzkirche.

Abb. 38—40: Der alte Hof mit der Lorenzkirche.

München entwickelte sich anfangs langsam, bis sich Herzog Ludwig II. in der Nordostecke der Stadt im Jahre 1255 eine Burg erbaute und dort, nachdem ihm bei der ersten Landesteilung Oberbayern zufiel, häufig wohnte. Seitdem blieb München die Residenz der oberbayerischen Herzoge und da die Münchener Fürsten die Landshuter und Ingolstädter Linien überlebten, wurde München 1504 zur Hauptstadt des ganzen Landes.[71]

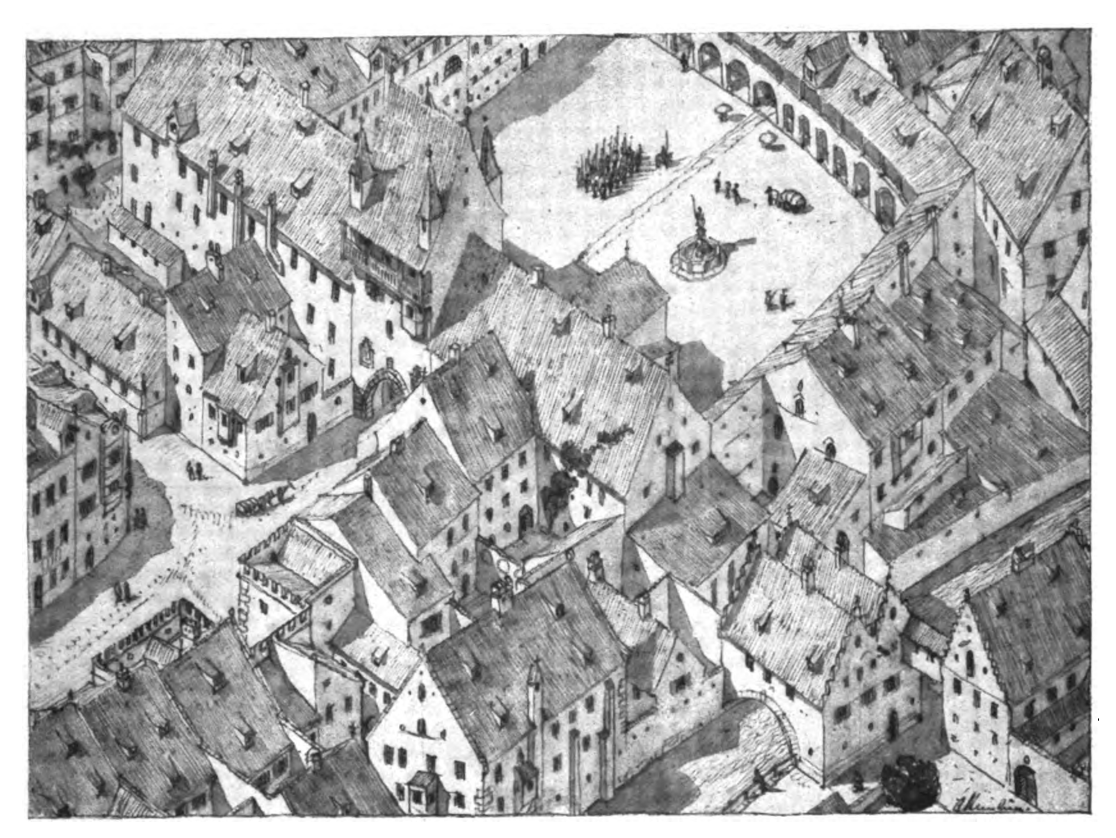
Der Bauplatz für die Burg war sehr vorsichtig ausgewählt; er lag noch auf der Bodenerhebung, die an dieser Stelle nach zwei Seiten abfiel, innerhalb des damals wahrscheinlich schon bestehenden Mauergürtels, also nach außen und auch gegen die Stadt zu gut befestigt; der Torturm des „alten Hofes", der sogenannte Hofturm, den Zugang von der Burgstraße schützend, ist in seinem unteren Teil noch heute erhalten (siehe Abb. 40). Der älteste Zustand der Hofanlage ist aber bereits bei Sandtner nicht mehr zu sehen. Kaiser Ludwig hatte beträchtliche Neubauten darin vorgenommen, der westliche Flügel wurde errichtet und die an der Nordmauer gelegene Lorenzkapelle durch ein neues geräumigeres Gotteshaus ersetzt. Eine zweite glänzendere Periode erlebte der alte Hof unter dem kunstsinnigen Herzog Sigmund im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts. Dieser Fürst residierte gerne zu München, wo er seinen Neigungen zu heiterer Gesellschaft, zur Kunst und zur Jagd sich widmen konnte. Von den Bauten des alten Hofes gehören nur der Südwestflügel mit seinem hölzernen Erker und dem Torturm dem Mittelalter an. Diese Teile sind heute ziemlich verwahrlost. Alle diese Gebäude müssen wir uns mit farbigem Bilderschmuck versehen denken, um sie sich als Behausung eines lebensfreudigen Herrschers vorstellen zu können.[72]

Der Lorenzkirche (auch Altenhofkirche genannt) geschieht erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts Erwähnung; 1806 wurde sie geschlossen, 1816 abgebrochen.

[71]) Siehe Riezler: „Geschichte Bayerns", Band II, S. 203—204.

[72]) Dr. Karl Trautmann, München und seine Bauten, S. 32, 53 und 54.





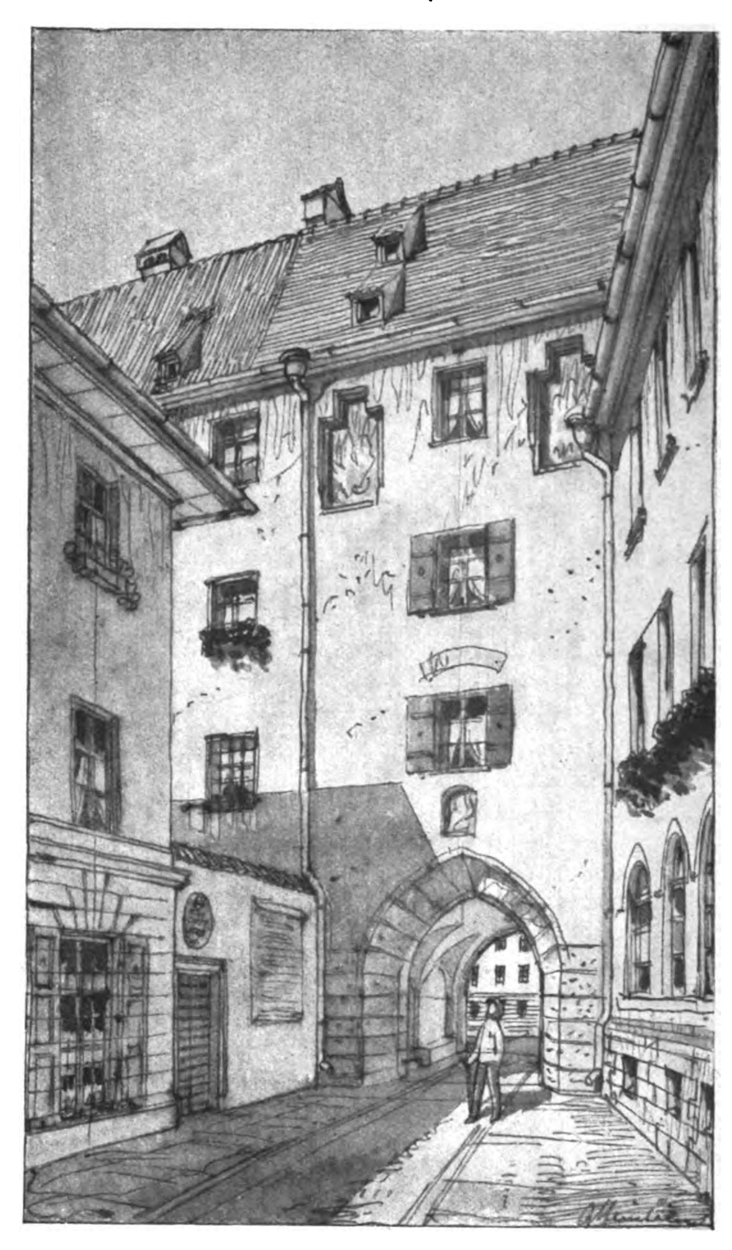
39. Der alte Hof mit der Hofpfisterei.

Die an der Ostseite des Hofes gelegenen Wirtschaftsgebäude und Stallungen wurden 1831 abgebrochen, um den Neubauten für das Katasterbüro Platz zu machen; die beiden oberen Stockwerke des Hofturmes mit dem Satteldache und den bekrönenden Ecktürmchen kamen im Frühjahr 1813 zum Abbruch.

Im Vordergrund der Abb. 41 sehen wir den Glockenbach, überspannt von dem Gebäude der Hofpfisterei (mit charakteristischem Doppelgiebel); hinter der Hofpfisterei lehnt sich ein Rückgebäude, das einen starken Kamin zeigt, an die Rückseite des südlichen Flügelbaues des alten Hofes an. Wir haben in diesem Gebäude wahrscheinlich ein herzogliches Bräuhaus vor uns.

(Siehe auch „München im 16. Jahrhundert", Seite 14.)

[73]) Alt-München, Beschreibung zu den Tafeln 36, 37 und 38.

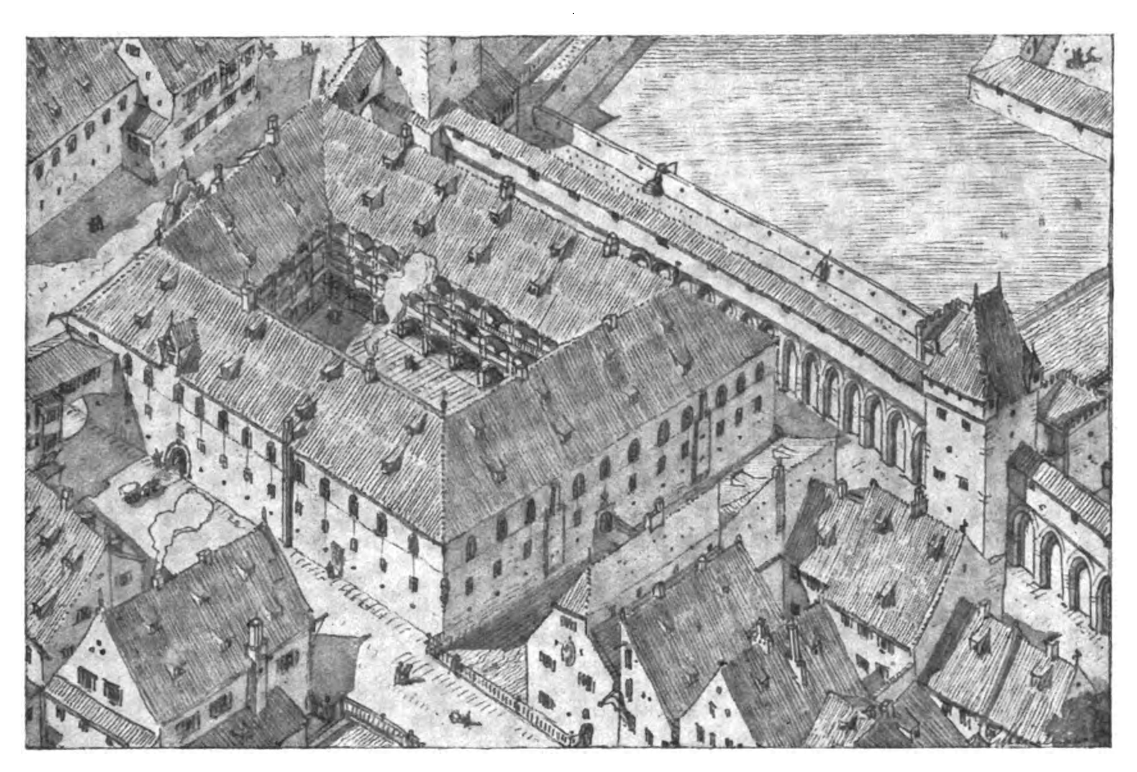


40. Eingang in den alten Hof von der Ledererstraße aus.
(Jetziger Zustand.)

Abb. 41: Das Marstallgebäude mit dem Turnierhof.

Albrecht V. regierte von 1550—1579; er legte eine bedeutende Münzsammlung an, sammelte aber auch andere Kunstgegenstände; ihm verdanken wir, nach Dr. Karl Trautmann, auch Jakob Sandtners Holzmodell der Stadt München; es gebührt ihm das Verdienst, den ersten Grund zu Münchens Bedeutung als Kunststadt gelegt zu haben. Seinen Sammlungen galt auch in erster Linie die Bautätigkeit des Fürsten. Nur zwei Bauten lassen sich sicher auf Albrecht V. zurückführen: der Saalbau in der neuen Feste (1559—1560 und das heutige Münzgebäude, erbaut 1563—67 durch den fürstlichen Baumeister Wilhelm Egkl mit einem Aufwand von 60000 fl.[74]) — Dr. Karl Trautmann[75]) schreibt das Bedürfnis für diesen Bau dem vergrößerten Marstall der Hofhaltung zu, wonach auch das Gebäude zunächst seinen Namen erhielt; auch sollen in dem schönen dreistöckigen Arkadenhof, „einem prächtigen Beispiel echt deutscher Baukunst", Turniere abgehalten worden sein. Unten befand sich der Marstall, nach Hainhofer „eine ziemlich finstere Stallung", darüber die Kunstkammer des Herzogs (nach Riezler); Trautmann weicht hievon etwas ab, indem er sagt: „Das Erdgeschoß war für

[74]) Geschichte Bayerns, Band I, § 480—482.
[75]) München und seine Bauten, Abschnitt 2: Das München Jakob Sandtners. München 1912. S. 60.



41. Das Marstallgebäude mit dem Turnierhof.

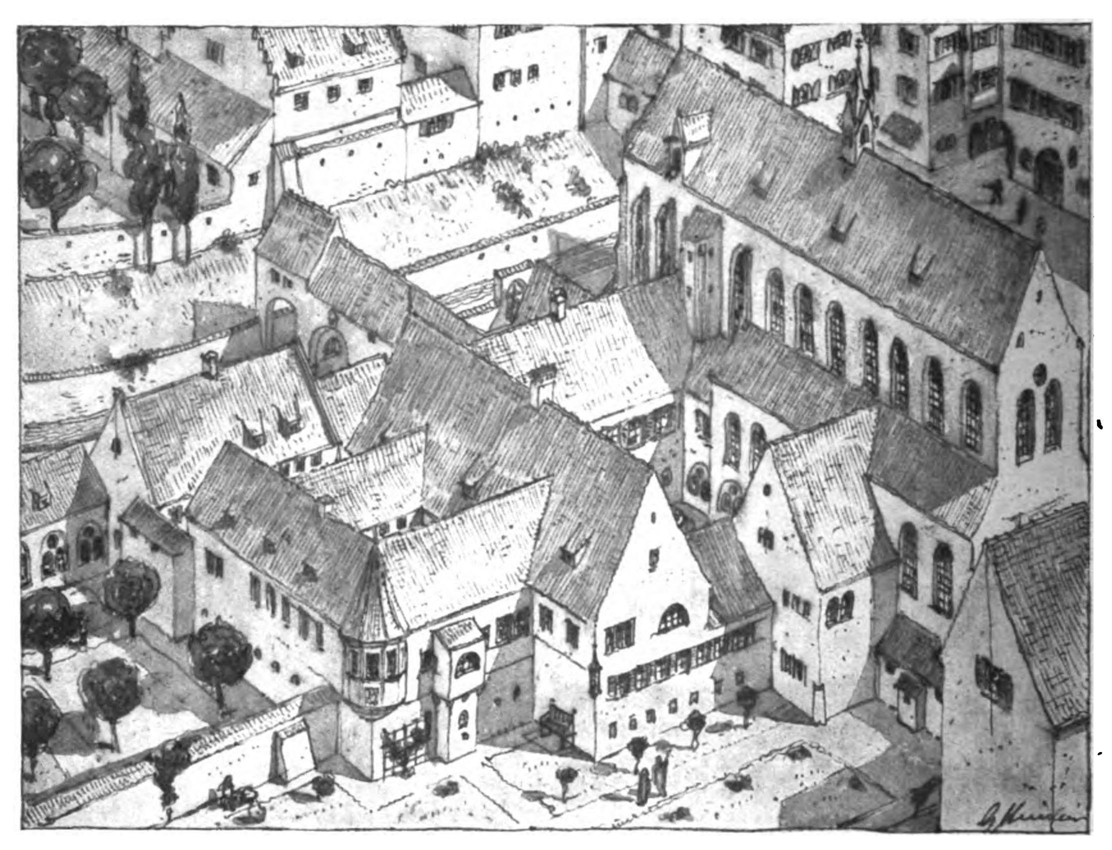
Pferde und Wagen, die Obergeschosse für Wohnungen der Hofbeamten bestimmt; später wurde die Kunstkammer Albrechts V. darin untergebracht." In jedem Falle diente also der Bau in der Hauptsache Sammlungszwecken.

Der schöne Hof ist einer der wenigen Profanbauten der Renaissance, die München aufzuweisen hat; über die Architektur, bezw. über den Baumeister des Hofes äußert sich Dr. Trautmann sehr bezeichnend wie folgt: „Wilhelm Egkl ist noch halb von der herkömmlichen Bauweise des Mittelalters befangen, wie manches Detail, die Bogen und die Gewölbe zeigen; aber doch löst er seine Aufgabe in schlichter Baumeisterart, ohne viel Ziererei, kräftig, ja derb zugreifend und schafft so in dem dreistöckigen Loggienhof ein stimmungsvolles harmonisches Werk, das ihm zur Ehre gereicht."

Das Äußere des Baues ist im vorigen Jahrhundert ziemlich verändert worden; der Hof hat sich bis in die Jetztzeit gut erhalten, nur sind die Säulen mit unschönen Anstrichen versehen, wahrscheinlich zum Schutz des Materials; die Säulen im Erdgeschoß und ersten Stock bestehen aus oberbayerischem Tuff, ebenso die Deckplatten der Brüstungen und die Gesimse; das Material der Kapitäle und Konsolen ist schwer zu erkennen; die Säulen und Brüstungen im zweiten Stock sind aus rotbraunem Ruhpoldinger Marmor angefertigt, die Bögen sind gemauert und verputzt. — Wo das Tuffmaterial unverputzt verwendet ist, wie hier zu den Brüstungsplatten (oder an der Frauenkirche und an der Salvatorkirche, siehe Abschnitt Ia), läßt sich feststellen, daß dieses Material, trotz seiner ursprünglichen Weichheit, dem rauhen Münchener Klima gut stand hält und nur wenige Verwitterungsspuren aufweist (im Gegensatz zu Ruhpoldinger Marmor).

Rechts im Bilde sehen wir den Falkenturm, neben dem der am Münzgebäude vorbeifließende Glockenbach das Stadtinnere verläßt.

Die Stadtmauer ist an dieser Stelle (bis zum Kosttor), wahrscheinlich der Materialersparnis halber, nicht massiv, sondern in Bögen aufgelöst, auf denen der Wehrgang aufgebaut ist; ein System, wie es z. B. in Nürnberg fast durchgehends verwendet ist.



42. Die Augustinerkirche und das Augustinerkloster.

Abb. 42: Die Augustinerkirche und das Augustinerkloster.

An der jetzigen Neuhauserstraße lag jenseits der ersten Mauerumwallung Münchens ein Teil des Konradshofes, dem Kloster Schäftlarn gehörig, auf der Flurlage „Haberfeld". Auf diesem wurde schon vor der Erbauung des zweiten Mauerringes das Augustinerkloster gegründet; es stand also lange Zeit außerhalb der alten Stadt; Herzog Ludwig der Strenge soll den Augustinermönchen den Bauplatz zur Erbauung eines Klosters angewiesen haben[76]); 1291 wurde der Grundstein gelegt, 1294 wurde Kirche, Kloster und Freithof eingeweiht. Infolge starken Zuspruches erwies sich die Kirche bald zu klein und wurde zweimal verlängert und zwar in den Jahren 1485 und 1620. Der gotische Zustand des Innern ist durch die Auswechslung der Gewölbe und die Stuckdekoration von 1621 gänzlich beseitigt[77]); die Kirche diente nach der Säkularisation bis in die Jetztzeit als Maut- oder Zollhalle, wobei der Raum ziemlich herunter kam; nun sind die schönen Stukkaturen unter kundiger Leitung wieder ausgebessert, nachdem der Kampf um den Abbruch oder die Erhaltung der Kirche zu deren Gunsten entschieden wurde; das Kloster diente lange als Gerichtsgebäude. Anfangs dieses Jahrzehnts wurde es mit dem sogenannten „Augustinerstock" abgerissen zwecks Erbauung des neuen Polizeigebäudes.

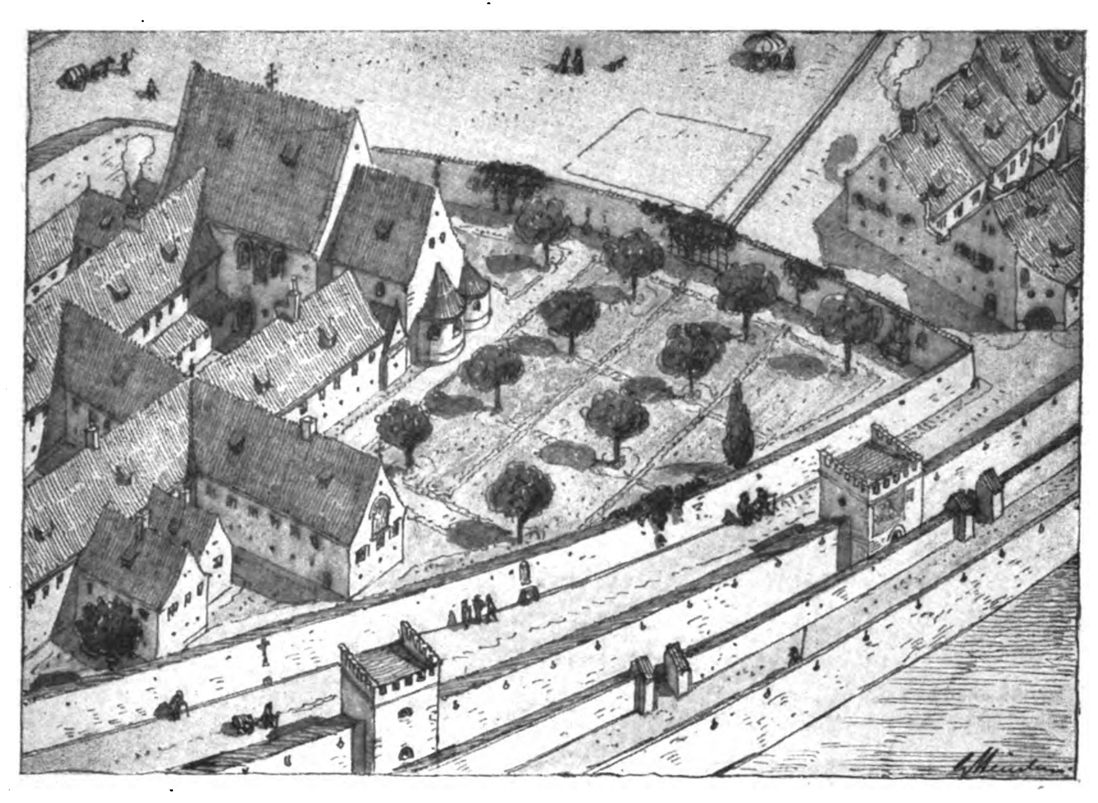
Im Bilde können wir einen Blick in den Klosterhof werfen, der offenbar von einem romanischen Kreuzgang umgeben war; auch von dem Brunnen, der in der Mitte des Hofes stand, können wir noch den oberen Abschluß erkennen.

Im Hintergrunde des Bildes sehen wir den alten Stadtgraben, in Mauern gefaßt, an einer wallartigen Böschung, dem Überrest des ersten Befestigungsringes, vorüberfließen. Vom Kloster führt ein Gang auf zwei hohen Bögen zum Aborttrum, dem sogenannten „Privet", das über dem Bache erbaut war.[78])

[76]) Das gottselige München, I. Band, S. 287.

[77]) München und seine Bauten, S. 70 und 71.

[78]) Das Weinhaus Kurtz in München, S. 6.



43. Das Angerkloster.

Abb. 43: Das Angerkloster.

Der Name Anger wird von den Feldern und Wiesen hergeleitet, die an dieser Stelle vor der leonischen Stadt lagen; aber schon im Jahre 1319 hatten sich daselbst verschiedene Gewerbetreibende, besonders Tuch- und Lodenmacher, niedergelassen[79]); Anlaß hiezu gaben die den Anger durchfließenden Isarbäche.

Schon im Jahre 1221 soll auf dem Anger eine Feldkapelle gestanden haben[80]); der Rat der Stadt übergab diese Kapelle, St. Jakobskapelle, nebst einem dabei befindlichen Hause den sich in München ansiedelnden Franziskanermönchen, woraus in kurzer Zeit ein Klösterlein entstand. Als die Kapelle zu klein wurde, entstand bald eine Kirche, welche die Franziskaner aber bloß bis 1284 inne hatten, denn Herzog Ludwig der Strenge erbaute ihnen nächst seiner Residenz (dem alten Hofe) ein neues Kloster (auf dem jetzigen Max Josephplatz); das Angerkloster wurde aber den Klarissinnen überlassen.

In der Nacht auf den 14. Februar des Jahres 1327 brach in der Bäckerei des Angerklosters Feuer aus und verzehrte, von einem Föhnsturm angefacht, binnen wenigen Stunden ein gutes Drittel der Stadt: das ganze Tal, das Rathaus, die Herzogburg und drei Kirchen lagen in Asche.[81])

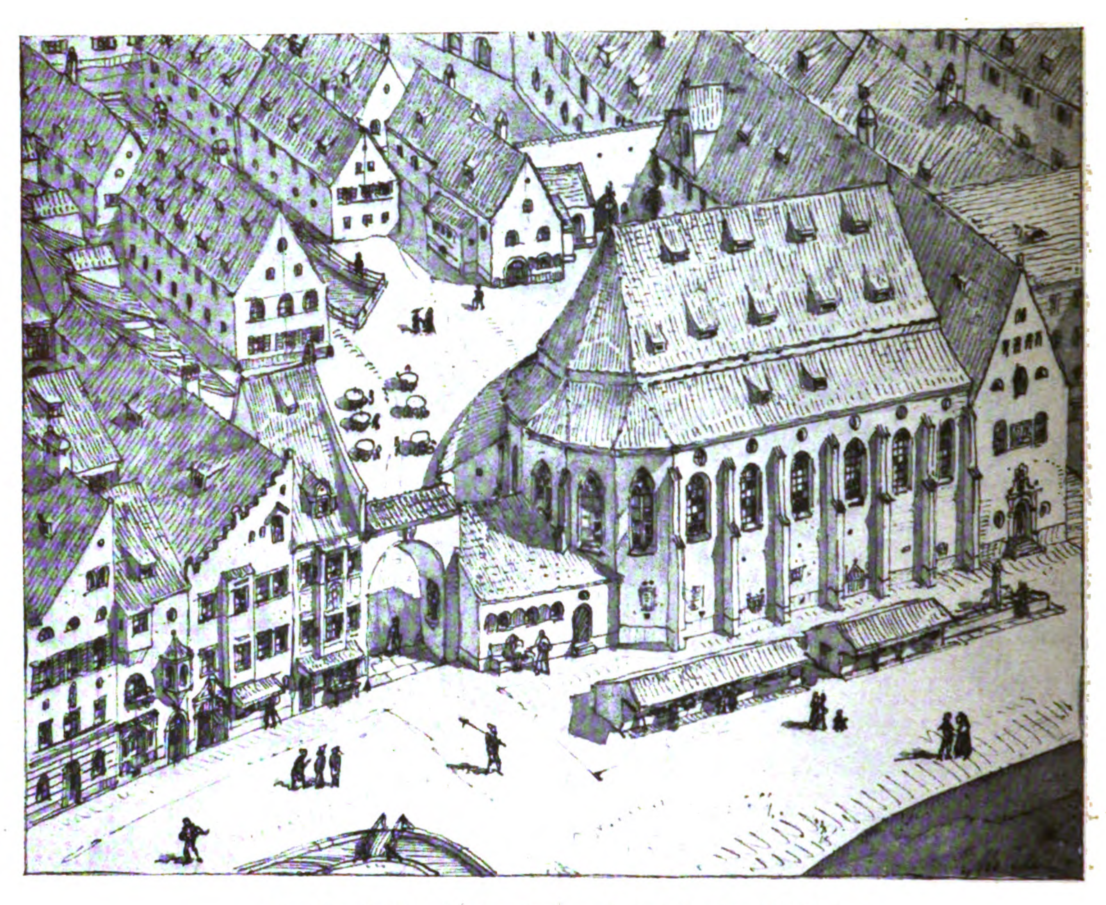
Erst 1404 wurde das Kloster neu erbaut; nach der Säkularisation im Jahre 1803 wurde es (mit Ausnahme der im Äußeren zum Teil umgebauten Kirche) abgebrochen.

Vor dem Angerkloster, auf dem jetzigen Jakobsplatz, sieht man im Modell (wie auch im Bilde angegeben) ein großes Viereck angedeutet. Seine Bedeutung ist noch nicht aufgeklärt.

[79]) Adreßbuch von München 1915 (siehe unter „Anger").

[80]) Das gottselige München: Die St. Jakobskirche am Anger.

[81]) München und seine Bauten, S. 48 und 49 und Text zu Tafel 53.



44. Die Heiliggeistpfarrkirche und das Heiliggeistspital.

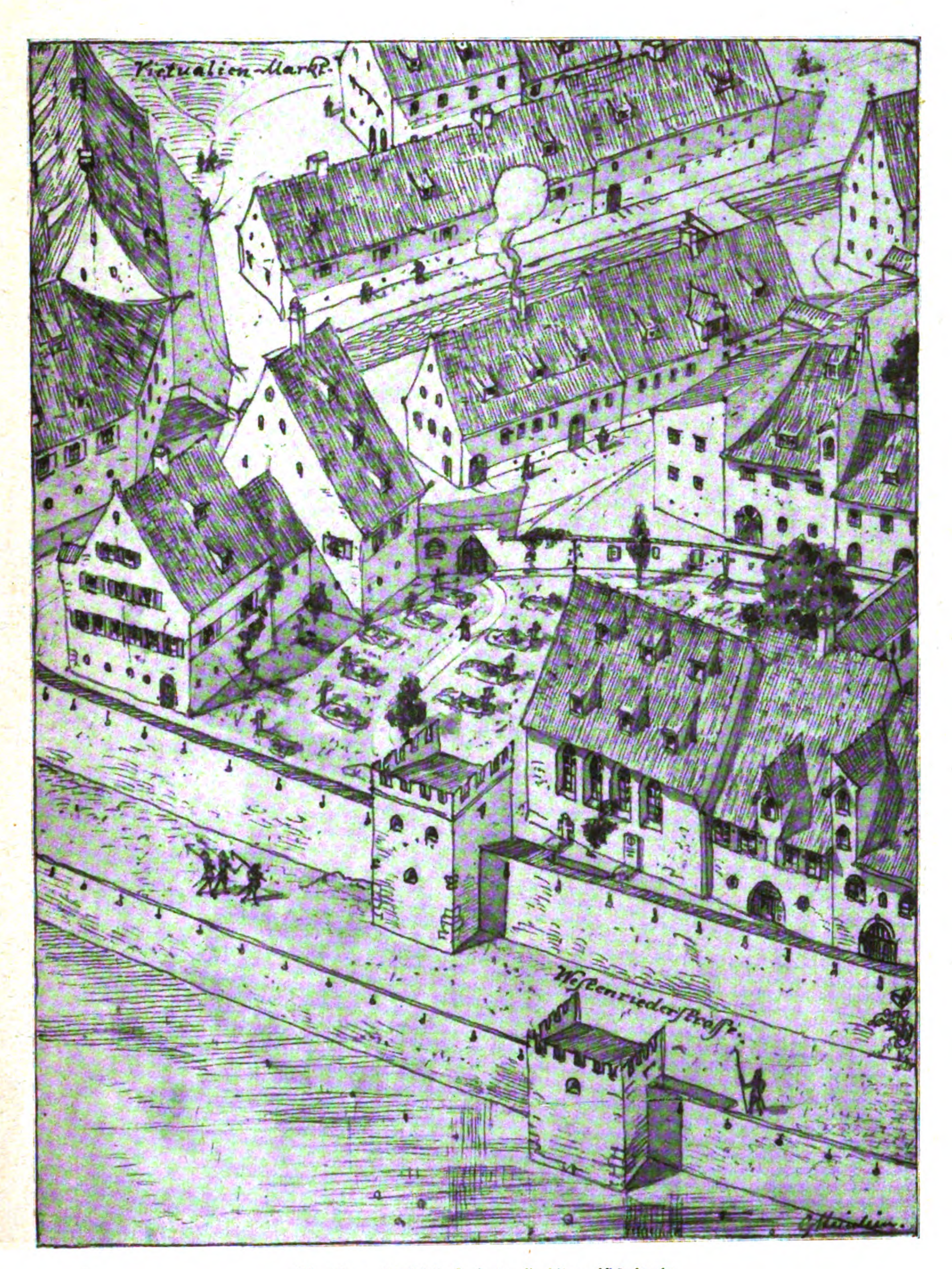
Abb. 44—46: Das Heiliggeistspital und die Heiliggeistpfarrkirche.

Am Fuße des Petersbergls, also außerhalb der alten Stadt, stand ursprünglich ein, der heiligen Katharina geweihtes Kirchlein, die Katharinenkapelle; nach J. M. Forster soll sie auf Bögen gestanden haben, der Kirchenraum befand sich also in einem Obergeschoß; da das Tal zu dieser Zeit vor den Überschwemmungen der Isar noch nicht geschützt war, würde diese Bauart auf Bögen wohl begründet sein.

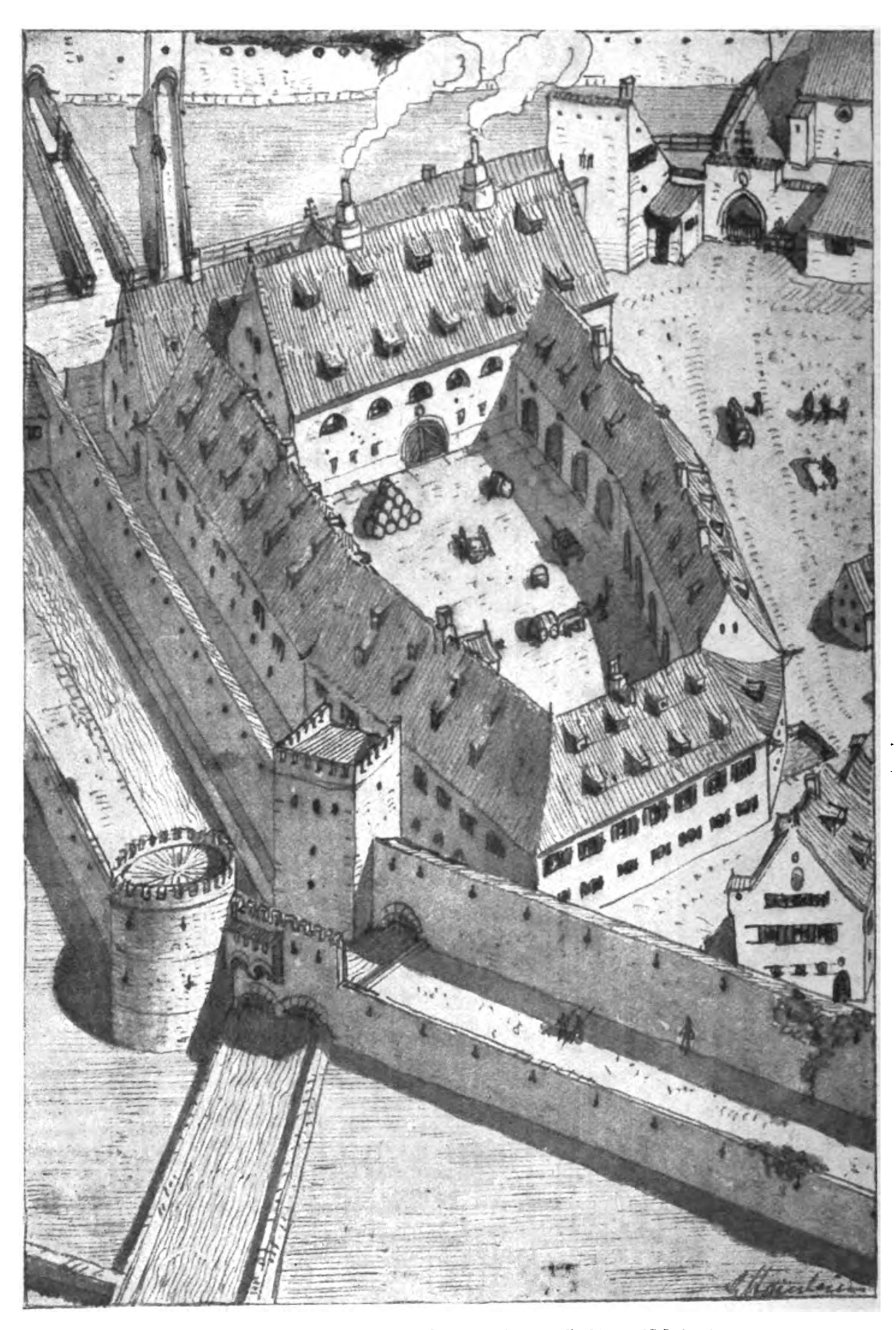
An diese Kapelle erbaute Herzog Ludwig der Kelheimer im Jahre 1204 ein Pilgerhaus, das in der Folge unter der Leitung des Ordens vom Heiligen Geist sich zum Heiliggeistspital entwickelte; um es lebensfähig zu erhalten, wurden ihm bestimmte Zolleinnahmen überwiesen.

In die Zeit um 1250 fällt die Erbauung der Kirche, die 1257 zum größten Teil vollendet war. Nach dem großen Stadtbrande im Jahre 1327 wurde sie in eine dreischiffige gothische Hallenkirche umgebaut; die Strebepfeiler waren nach Innen gezogen, was zu Nischenbildungen, ähnlich wie in der Frauenkirche, Anlaß gab. Eine Westfassade hatte die Kirche lange Zeit nicht, da die Kirche unmittelbar an das Spitalgebäude (Weiberbau) angebaut war. An den nach Osten gerichteten Chor schloß sich außen der Sakristeibau an; um die Kirche, namentlich an der Talseite, standen eine Menge kleiner Verkaufsbuden (im Vordergrund der Abb. 44 zu sehen).

An der Südseite der Kirche (gegen den jetzigen Viktualienmarkt zu) war in die Ecke, die die südliche Langmauer und die Sakristei bilden, der Turm der Kirche eingebaut. J. M. Forster behauptet, derselbe hätte ungefähr um das Jahr 1570 abgetragen werden müssen, weil das Fundament und der Grund mangelhaft waren. Tatsächlich fehlt der Turm im Sandtnerschen Modell; dagegen sieht man noch die Stelle, wo der Turm gestanden hatte (die hellere Stelle ist im Boden des Modells deutlich bemerkbar); ob nun schon Sandtner den Turm herausnahm, weil er eben abgetragen wurde, als er sein Modell fertigte, oder ob durch Zufall der Turm später entfernt wurde (was an dem sonst ziemlich unbeschädigten Modell auffallend wäre), wird kaum mehr entschieden werden können. Auf jeden Fall ist bedauerlich, daß dadurch die Turmform, die sicher noch gothisch war, verloren ging; auf den Stichen, die den Turm zeigen, ist die genaue Form schwer zu erkennen; nach Schedels Buch der Chroniken hatte der Turm ein Spitzdach und ging in Höhe der Dachtraufe vom Viereck ins Achteck über. (Siehe Abb. 66, Tafel VIII.)



45. Der Friedhof des Heiliggeistspitals.



46. Der „scheiblinge" Turm beim Heiliggeistspital.

Das Heiliggeistspital war für die damalige Zeit eine sehr bedeutende Anlage; sie bestand aus mehreren Gebäuden, die sich über den ganzen jetzigen Viktualienmarkt ausdehnten; das Spital hatte schon in den ältesten Zeiten einen eigenen Friedhof mit einem Kirchlein an der Stadtmauer (siehe Abb. 45); der Spitalfriedhof wurde erst 1769 resp. 1789 außer Gebrauch gesetzt.

Dann besaß das Spital auch noch eine eigene Bierbrauerei, und zwar verlieh Herzog Ludwig der Strenge dem Spital schon im Jahre 1286 eine Bierbrauereigerechtsame; es hatte ferner auch eine Mühle, eine Bäckerei, eine Fleischbank; 1489 wurde ein Waisenhaus erbaut, 1589 eine Gebärstube; am Ausgang des 15. Jahrhunderts wurde „die Stube der Sinnlosen" (eine Art Irrenanstalt) eingerichtet. Das Spital, das neben der Verpflegung Armer und Kranker auch „eingekaufte" (vermögliche) Pfründner aufnahm, erwuchs allmählig „zu einer Stadt in der Stadt". — Das Heiliggeistspital bestand 600 Jahre.[82])

1885 wurde als letzter Rest des Spitals der Weibersaal des Siechenhauses, der zuletzt als Fleischbank diente, abgebrochen und die Kirche um drei Joche verlängert; die Kirche erhielt nun eine Westfassade im Stile der von den Brüdern Asam erbauten alten Kirche.[83])

Der dicke, runde Turm, der sogenannte „große Scheiblinge-Turm", den wir im Vordergrunde des Bildes 46 sehen, schützte den Zugang zum Einlaßtor; Dr. Karl Trautmann führt die Erbauung dieser dickwandigen, mit Schießscharten versehenen runden Türme, von denen die zweite Befestigung Münchens mehrere aufweist, darauf zurück, daß die weittragenden Geschütze den Mauern immer gefährlicher wurden und deshalb an besonders exponierten Punkten der Umwehrung diese Rundtürme zur Abwehr des Artillerieangriffs notwendig wurden.[84])

Beim Einfluß des Isarbaches in die Stadt sehen wir über der einen Bogenöffnung in der Stadtmauer — zum Schutz dieser Öffnung — einen kleinen Gußerker; der Bach teilt sich dann noch innerhalb des Zwingers; ein Arm fließt links durch den Zwinger selbst in die Roßschwemme (wo er sich mit dem Glockenbach vereinigt); ein schmälerer Arm überquert den Zwinger und fließt unter dem Gebäudeflügel eines zum Heiliggeistspital gehörigen Wirtschaftsgebäudes (oder auch Krankenhauses) auf den Platz des heutigen Viktualienmarktes, um den verschiedenen Zwecken des Spitals zu dienen. Auffallend ist das eben erwähnte Gebäude des Spitals durch seine Größe; drei seiner 4 Flügel haben im Erdgeschoß offene Arkaden.

In architektonischer Hinsicht bildete die Heiliggeistkirche, deren Chor mit den im Tal anstoßenden Bürgerhäusern durch einen Bogen verbunden war[85]), eine schöne Baugruppe, die infolge der zwanglosen Zusammensetzung aus verschiedenartigen Elementen, — siehe die Steigerung von dem zu Füßen der Kirche liegenden Verkaufsladen bis zu dem das Ganze überragende hohen Kirchendach! —, eine zweifellos malerische Wirkung gehabt haben muß; störend wirkte nur der unorganische Anschluß des Spitalgebäudes an die Westseite der Kirche. Die im rechten Winkel zu einander stehenden Dächer der Kirche und des Weiberbaues bildeten ohne jeden Übergang einen unschönen und wahrscheinlich auch infolge der mangelhaften Abwässerung einen schädlichen Winkel.

Das gebrochene Dach der Kirche erinnert in seiner Form an das Dach der Frauenkirche; da die Heiliggeistkirche nach J. M. Forster viel älter ist, als die Frauenkirche, ist es nicht unmöglich, daß sie für die letztere in manchen Punkten als Vorbild diente, zumal gerade diese gebrochene Dachform in der Gotik selten vorkommt. Dieses Dach scheint beim Umbau der Kirche durch die Brüder Asam abgetragen oder abgeändert worden zu sein.

[82]) Das gottselige München, S. 810—821.

[83]) München und seine Bauten, S. 72.

[84]) München und seine Bauten, S. 38.

[85]) Offenbar war das ganze Gebiet des Heiliggeistspitals von der städtischen Umgebung vollständig abschließbar, denn wir sehen auch auf Abb. 46 einen Torbogen.



47. Die Sebastianskapelle am Anger.

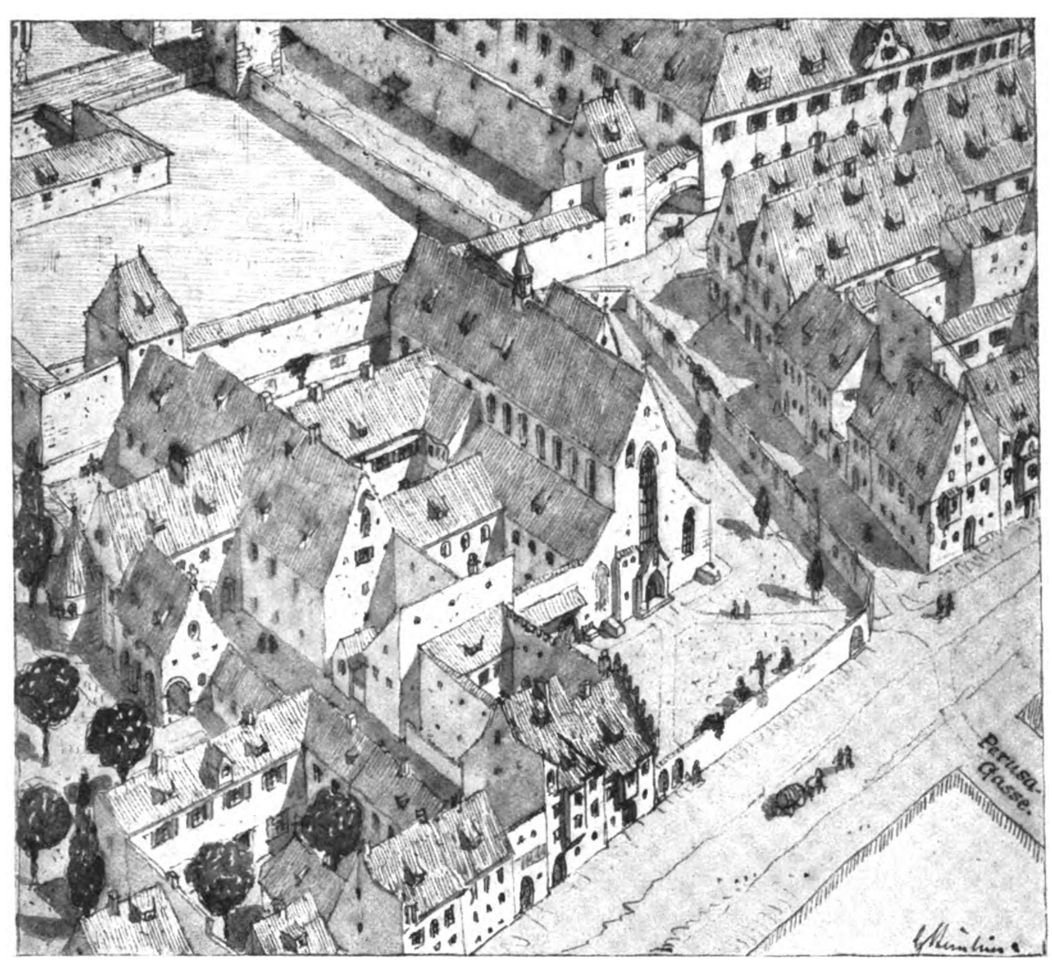
Abb. 47: Die Sebastianskapelle am Anger.

München besaß zwei dem heiligen Sebastian geweihte Kapellen, eine am Anger, die andere im Krottental (im unteren Rosental). Die Sebastianskapelle am Anger war ursprünglich die Kapelle für das Klosterhaus der Benediktiner von Ebersberg, das diese schon 1297 am Anger erbaut hatten. Als 1517 die Pest herrschte, eilten die Münchener zum Pestpatron St. Sebastian; in der Folgezeit wurde diese Kapelle ein vielbesuchtes Gotteshaus.[86])

Wir können heute noch an dem „Gasthaus zum blauen Bock" die Choranlage dieser Kapelle deutlich erkennen; im Innern sind aber nun Decken eingezogen, wodurch die Kapelle in ein Wohnhaus umgewandelt wurde.

Die zweite Sebastianskapelle im Krottental wurde erst im Jahre 1588 erbaut; sie ist deshalb im Modell noch nicht enthalten.

[86]) Das gottselige München, S. 826 u. 827.



48. Das Franziskanerkloster.

Abb. 48: Das Franziskanerkloster.

Herzog Ludwig der Strenge stiftete (Lipowsky behauptet aus Reue darüber, weil er seine Gemahlin Maria von Brabant im falschen Verdachte wegen verübten Ehebruchs in Donauwörth enthaupten ließ) [87] den Franziskanern ein neues Heim im Norden vor den Toren der Stadt, um die Mönche näher an seiner Residenz zu haben; er wies ihnen eine schon bestehende, der heiligen Agnes geweihte Kapelle an (auf dem heutigen Max Josephplatz); vorher hatten die Franziskaner die Kapelle St. Jakob am Anger inne.

Die später erbaute frühgotische Kirche kann nach dem Aussehen auf Stichen aus der Gründungszeit 1260 sein; die Franziskaner haben sich ja die Einführung der neuen Bauweise besonders angelegen sein lassen.[88] Der Brand von 1327 hat das Kloster zerstört, Ludwig der Bayer hat es wieder aufgebaut.

[87]) Urgeschichten von München, § 59. I. Teil.
[88]) München und seine Bauten, S. 68.

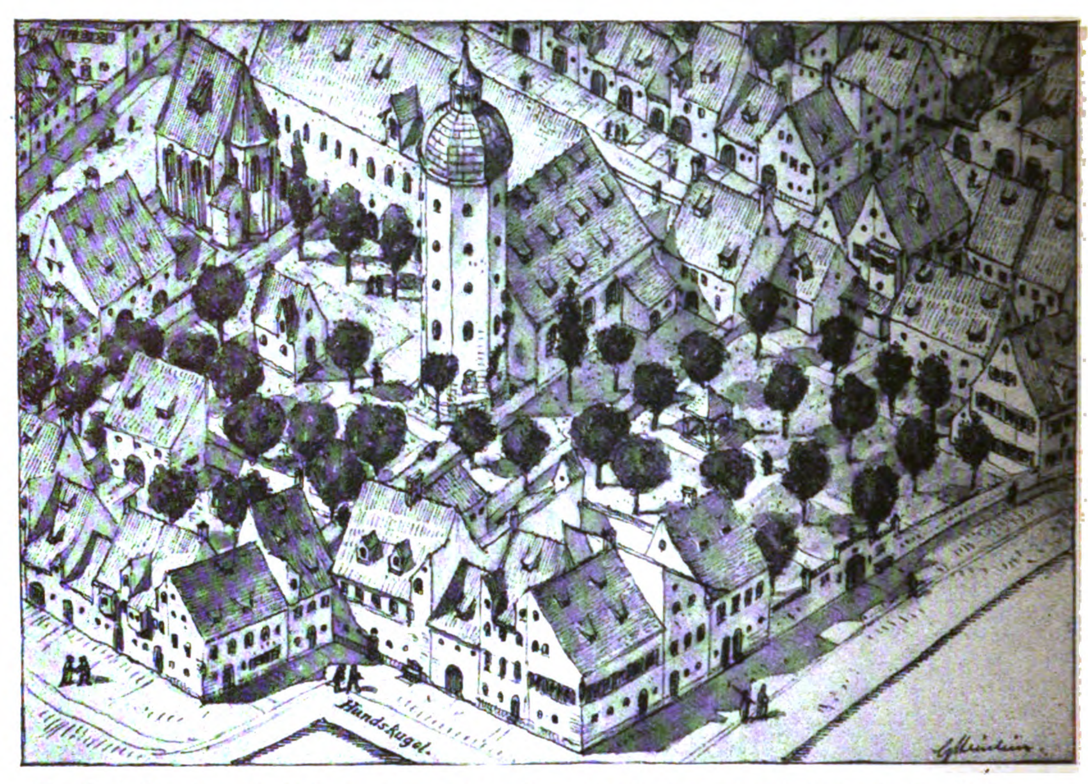
Auf dem Friedhofe bauten mehrere Adelige eigene Begräbniskapellen; die Agneskapelle, gleich neben dem Chor der Kirche, wurde ebenfalls eine Familiengrabstätte.

Im Innern des Klosters waren mehrere Hofräume, welche häuslichen Zwecken dienten; das Kloster besaß auch ein Brauhaus, eine große Küche mit schönen Fischbehältern, eine Apotheke, eine Tuchmacherei, Blumen- und Gemüsegärten.[89])

Es gab einen inneren und äußeren Kreuzgang; der innere war mit Malereien geziert.

Im Vordergrunde links sehen wir das Ridler-Regelhaus mit seiner in den Hof ausgebauten Kapelle, ein Beguinenkloster (Haus für einen weltlichen Frauenorden), gegründet von dem Patrizier Heinrich Ridler. Im Hintergrunde rechts sehen wir den Turnierhof, die heutige Münze. Kirche und Kapelle wurden im Jahre 1802 abgebrochen. (Siehe auch „München im 16. Jahrhundert", I. Teil, Abb. S. 61.)

[89]) München in guter alter Zeit, S. 10.



49. Das St. Annakirchlein (in der jetzigen Damenstiftstraße) und das Indersdorfer Klosterhaus.

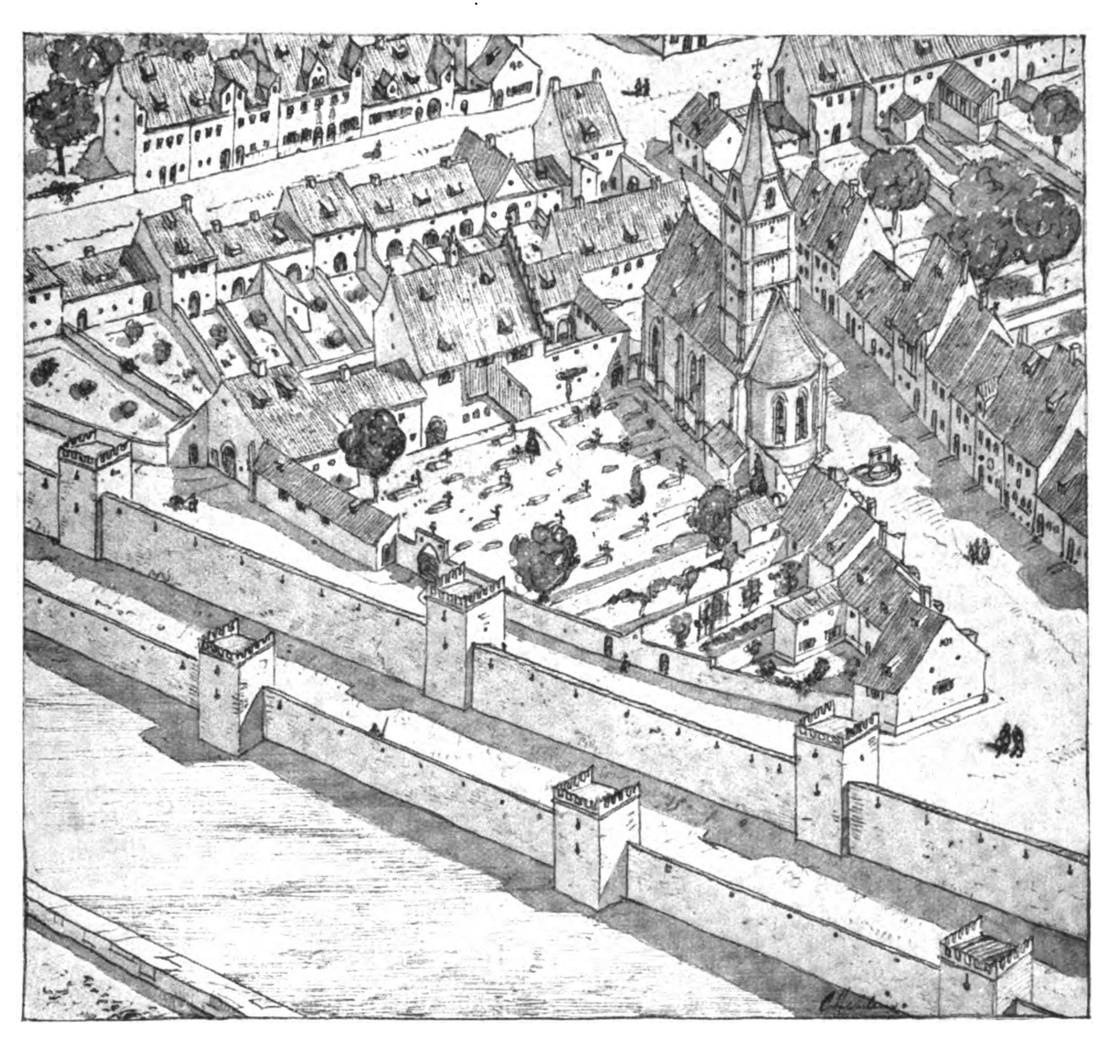
Abb. 49: Das St. Annakirchlein (in der jetzigen Damenstiftstraße) und das Indersdorfer Klosterhaus.

Das Dörflein Altheim war nach übereinstimmender Ansicht der Erforscher Alt-Münchens die älteste Niederlassung im späteren Stadtbereich des alten Münchens; dieser Stadtteil, obwohl seit 1319 in die erweiterte Befestigung einbezogen, bewahrte noch lange seinen ländlichen Charakter und wird noch im Jahre 1408 als besonderer Stadtteil bezeichnet.[90])

Am Altheimereck besaß das Kloster Indersdorf ein Klosterhaus mit großem Hof und Garten mit zwei Gotteshäusern; zu dem kleinen gotischen Kirchlein, dem St. Annakirchlein, wurde im Jahre 1496[91]) der Grundstein gelegt (der Abbruch erfolgte, als man im Jahre 1735 zur Errichtung der nunmehrigen Damenstiftskirche schritt); über das zweite Gotteshaus, größer als das erste, mit achteckigem, von einer Kuppel gekrönten Turm, ist man vollständig im Dunkeln. Dr. Karl Trautmann vermutet aber mit Recht, daß diese Kirche die ehemalige, später verödete, und in Privatbesitz übergegangene Dorfkirche von Altheim ist. Weder weltliche noch geistliche Quellen, weder die städtischen Grundbücher noch die älteren Matrikeln des Bistums Freising und die Urkunde des Klosters Indersdorf erwähnen des Baues, obgleich dessen Existenz durch Sandtners Holzmodell und die Stiche von Volckmer, Hollar und Merian zweifellos erwiesen ist.

[90]) Das gottselige München, S. 578.

[91]) Alt-München, S. 53.



50. Die Kreuzkirche.

Abb. 50: Die Kreuzkirche.

Kurz nach der Erbauung der Frauenkirche entstanden noch zwei kleinere Kirchen, in demselben Baucharakter (in Backsteinarchitektur) erbaut wie jene, nämlich die Salvatorkirche und die Kreuzkirche. Regnet und Forster nehmen deshalb an, daß sie auch denselben Baumeister, nämlich Jörg Ganghofer, gehabt hätten. Dr. Karl Trautmann weist jedoch darauf hin, daß die Baumeister dieser Kirchen unbekannt seien[92]) es gab damals außer Ganghofer noch andere Baumeister von Ruf, so Erasmus Grasser, den wir in München nur als vorzüglichen Bildhauer kennen, der aber wegen seiner architektonischen Kenntnisse sogar nach der Schweiz und nach Tirol berufen wurde.

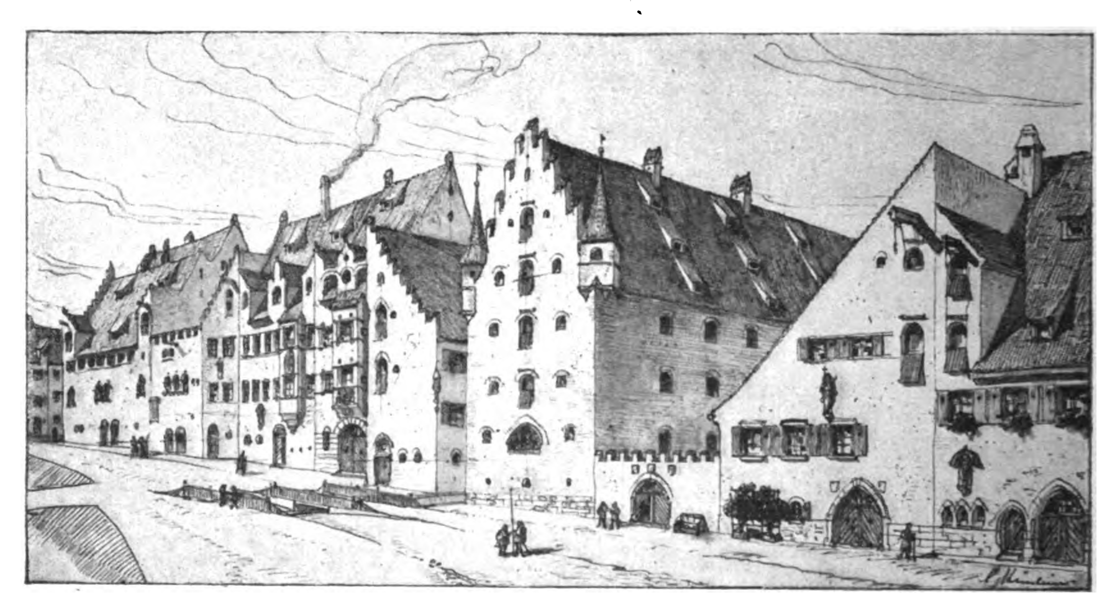
Für die Erbauung der Kreuzkirche gibt Forster folgende Daten an: Beginn des Baues: 1480; Vollendung des Hauptbaues: 1485; des Turmes: 1500.[93]) Die Salvator- und die Kreuzkirche haben ihre Entstehung dem Umstand zu verdanken, daß die Friedhöfe um die Frauenkirche und um die Peterskirche mit dem Wachstum der Stadt zu klein wurden; man legte deshalb in verkehrsarmen Quartieren an der Stadtmauer neue Friedhöfe an: der an der Salvatorkirche, der Frauenfriedhof genannt, gehörte zur Frauenkirche, der an der Kreuzstraße war der Gottesacker der St. Peterskirche.

An die Kreuzkirche anstoßend wurde ein Armen- und Bürgerspital erbaut, später das „Stadtbruderhaus" genannt; es diente dann als Heim für alte, nicht ganz unvermögliche Bürger (nach Forster zugleich mit der Kirche durch die Stadtverwaltung erbaut.)

Die Kirche ist noch ziemlich in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten; der Friedhof wurde 1789 (wie alle Friedhöfe der Stadt) aufgehoben.

[92]) München und seine Bauten, S. 68.

[93]) Das gottselige München, S. 554 u. 557.



51. Das städtische Zeughaus und das Stadthaus am Anger (Jakobsplatz).

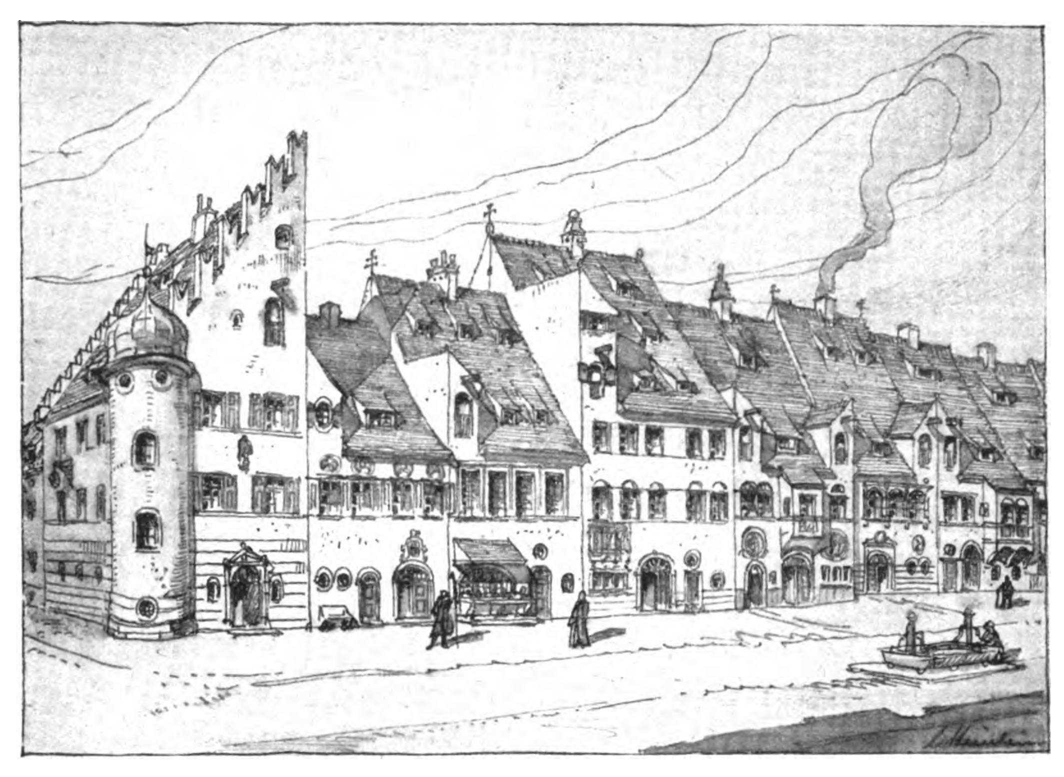
Abb. 51: Das städtische Zeughaus und das Stadthaus am Anger (Jakobsplatz).

Das frühere Zeughaus, in dem sich jetzt das Historische Museum der Stadt München befindet, ist eines der wenigen Gebäude der Stadt, welches trotz seines Alters ziemlich unverändert erhalten geblieben ist; auch das Haus daneben mit seinem charakteristischen breiten Halbgiebel, von dem ersteren durch einen Hof mit Toreinfahrt getrennt, ist uns noch in seiner ursprünglichen Gestalt überliefert worden. An der Stelle dieser beiden Häuser befanden sich zu Ende des 14. Jahrhunderts Privathäuser, von denen eines dem Kloster Polling gehörte [94]), welches der Probst Ulrich im Jahre 1391 an den Rat der Stadt München verkaufte. Im Jahre 1410 kaufte der Rat dann noch einige anstoßende Häuser, ließ sie abbrechen und begann sofort mit der Erbauung des „Stadthauses" und „Stadtzeughauses" mit Stallungen, Gewölben und Städeln.

[94]) Geschichte des Historischen Museums und der Mailinger-Sammlung der Stadt München.

Nachdem aber im Jahre 1510 für Bemalung an dem „newen paw des stat haws am Anger" Rechnung im Stadtarchiv vorliegt, auch für Bauarbeiten in den Jahren 1520, 1521 und 1522, hat vermutlich das Zeughaus und Stadthaus erst in diesen Jahren seine jetzige Gestalt erhalten. (Siehe auch Dr. Karl Trautmann in „München und seine Bauten", Abschnitt 2, Seite 76 und 77.)

Da im erstgenannten Gebäude nicht bloß „der Stadt Wehrzeug" verwahrt, sondern auch Korn aufgeschüttet war, so führte es früher auch die Namen: „Büchsen- und Kornhaus" (siehe auch „München im 16. Jahrhundert", S. 6).



52. Nordostseite der Neuhauserstraße (beim Karlstor).

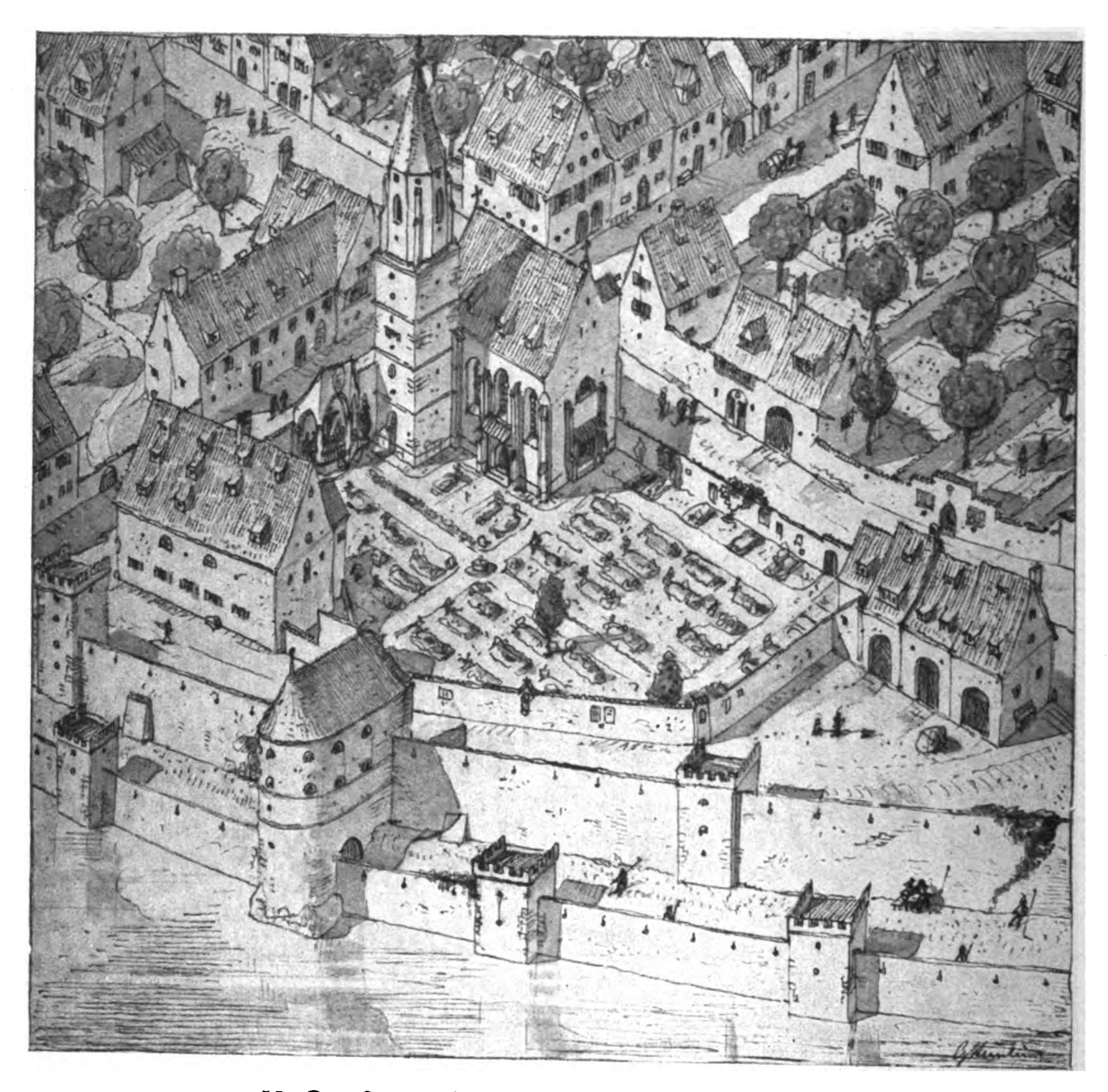
Abb. 52: Nordostseite der Neuhauserstraße (beim Karlstor).

Die im Bilde dargestellte Häuserfront stellt die Baustelle des jetzigen Kaufhauses „Oberpollinger" dar; die äußersten Häuser rechts stehen schon auf der Baustelle des „Bürgersaales". —

Die Neuhauserstraße führt ihren Namen nach der früheren Ortschaft Neuhausen; die Straße wird schon im Jahre 1293 als „Nuinhausergasse" genannt.[95]) Die Fluren der Gemeinde Neuhausen reichten etwa bis an den heutigen Bahnhofplatz heran, so daß das Stadtgebiet an Neuhausen unmittelbar angrenzte. Vor dem Tore befanden sich um diese Zeit ausgedehnte Krautäcker; auf dem Plane von Tobias Volckmer (1613) finden wir etwas weiter draußen einen „Rennweg", die „Zielstatt" und des „Herrn Stachelschießen".

Der Verkehr durch die Neuhauserstraße war ein sehr lebhafter, der durch die Umwallung sehr behindert wurde; deshalb war der Stadtgraben vor dem Neuhausertor der erste Teil des Grabens, der eingefüllt wurde, nachdem Kurfürst Karl Theodor im Jahre 1791 erklärte: „München kann fernerhin keine Festung mehr sein." Das Erdreich der Wälle wurde gleich zum Einfüllen des Grabens benützt. Das bisherige Neuhausertor wurde zu Ehren des Kurfürsten in „Karlstor" umbenannt.

[95]) Vgl. Münchener Adreßbuch.



53. Der Frauen-Gottesacker und der Jungfernturm.

Abb. 53: U. L. Frauen Gottesacker und der Jungfernturm.

Die beiden älteren, unmittelbar an die Pfarrkirchen von St. Peter und U. L. Frau gelegenen Freithöfe hatten sich im Laufe der Zeit als zu klein erwiesen, so daß der Rat der Stadt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts daran denken mußte, für jede der beiden Pfarreien einen neuen Freithof herzustellen und zwar erfolgte die Anlage gleichfalls innerhalb der Stadt, zunächst der Stadtmauer; für die Frauenpfarrei wählte man einen Platz an der hinteren Prandazgasse, für die St. Peterpfarrei einen solchen an der Schmalz-, jetzt Kreuzgasse. 1480 fand die Einweihung der beiden Freithöfe statt.

Albrecht IV. ließ auf dem ersten der Friedhöfe eine Kirche erbauen, die „Unser lieben Frauen Gottesackerkirche" genannt wurde; im Jahre 1494 fand die Einweihung zu Ehren des Erlösers statt, weshalb die Kirche heute noch die Salvatorkirche (auch griechische Kirche) genannt wird; an der Nordseite entstand zwischen 1494—1516 eine Kapelle, die „Ritterkapelle". [96])

Als Baumeister der Kirche wird sehr häufig Jörg Ganghofer, der Erbauer der Frauenkirche, genannt. Es ist zeitlich sehr wahrscheinlich, die Friedhofskirche zum Salvator „als ein Schulwerk der Bauhütte von U. L. Frauen" (nach G. von Bezold) anzusprechen. Baurat Dr. ing. J. Haase in München sucht in einer Studie: „Die Salvatorkirche in München, ein typisches Bauhüttenwerk des ausgehenden Mittelalters" [97]), nachzuweisen, daß die Salvatorkirche in allen ihren Maßverhältnissen, im Grundriß und räumlichen Aufbau, eine schulgerechte Lösung im Sinne der mittelalterlichen Bauhütten darstellt. Haase erläutert seine Behauptungen durch Zeichnungen, in denen er die Abmessungen der Baukörper in rhythmische Beziehungen zueinander bringt; es geschah dies durch die Quadratur und vor allem durch die Triangulatur, die dann gleichmäßig im Grundriß, Schnitt und Ausriß durchgeführt wurde, ein Verfahren, das durch G. Dehio und in weiterer Ausführung durch A. von Drach wieder aufgefunden und veröffentlicht wurde.

[96]) Das gottselige München, S. 426—429.

[97]) Südd. Bauzeitung (Süddeutsche Verlagsanstalt München), Nr. 14, Jahrgang 1916.

Nördlich des Friedhofs zieht die Stadtmauer vorüber, die gerade an dieser Stelle ihr gewaltigstes Bollwerk (von den Toren abgesehen) besitzt, den sogenannten „Jungfernturm"; er stellt für die Stadtbefestigung Münchens auch insofern ein einzigartiges Beispiel dar, als er, den Zwinger überquerend, die beiden Mauern mit einem vier Stock hohen Bauwerk, das sich in den Stadtgraben halbkreisförmig ausbaucht, verbindet.

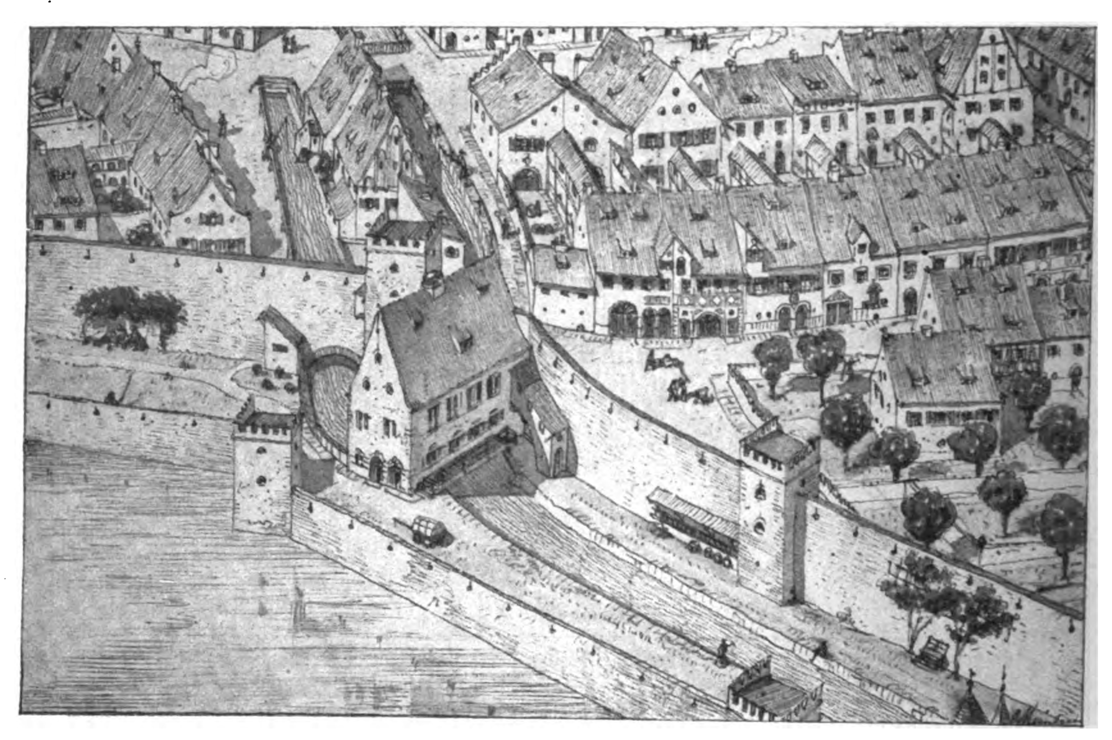
Die Salvatorkirche hat sich so ziemlich in ihrem früheren Zustand erhalten; der Jungfernturm wurde im Jahre 1493 errichtet und im Jahre 1804 abgebrochen. [98])

Dr. Karl Trautmann begründet die Entstehung des Jungfernturmes mit der Entwicklung der Feuerwaffen; es mußte danach getrachtet werden, die Aufstellung großer Geschütze durch den Bau solcher Werke zu ermöglichen; die Höhe des Turmes betrug 70 Fuß, die Stärke der Mauern bis zu 9 Fuß.

Die Bezeichnung „Jungfernturm" schreibt der Volksmund heimlichen Hinrichtungen zu, die im Turm vermittels der „eisernen Jungfrau", einem Marter- und Mordwerkzeug, vollführt worden sein sollen. (Der Verurteilte wurde von den mit Dolchen versehenen Armen dieses Instrumentes zerfleischt.) Beglaubigt ist dagegen, daß in diesem Turm im Jahre 1751 zwei „fast ganz vermoderte Leichen" aufgefunden wurden.

Die isolierte Lage des Frauengottesackers, von der ich schon im Abschnitt I B sprach, ist auf dem Stadtplan von 1570 gut ersichtlich; in seiner Nähe befinden sich fast keine Wohngebäude. Südöstlich von ihm nehmen die herzoglichen Zeughäuser die andere Seite der Straße ein, südwestlich zu ihm liegen nur Gärten und kleine wirtschaftliche Gebäude, wie solche auch rechts am Friedhof anschließend ersichtlich sind; nördlich zieht in leichtem Bogen die Stadtmauer vorbei; nach J. M. Forster durften zur Pestzeit die Leichen nur mehr auf den beiden neuen Friedhöfen (der andere war der St. Petersfreithof an der Kreuzkirche) bestattet werden; es waren also auch gesundheitliche Maßnahmen, die die abgeschlossene Lage der neuen Friedhöfe veranlaßten.

[98]) Alt-München, S. 38 und Text zu Tafel 16.



54. Mühlen an der Wuhr.

Abb. 54 und 55: Mühlen an der Wuhr.

Regnet wie Lipowsky nehmen an, daß die Isarkanäle künstlich in die Stadt eingeleitet wurden, um innerhalb der befestigten Stadt, also auch während einer Belagerung, Mühlen verschiedener Art betreiben zu können; Vorsichtsmaßregeln, die wohl in vielen befestigten Städten des Mittelalters durchgeführt wurden und auch leicht verständlich sind; ob aber die Kanäle im Tal zu diesem Zweck eigens angelegt wurden, ist doch zweifelhaft. Das Tal lag bekanntlich im Überschwemmungsgebiet der Isar und wird schon natürliche Wasserläufe besessen haben, die höchstens eingedämmt und geregelt wurden.

Der das Tal überquerende Isarkanal teilt sich bald, nachdem er das Tal verlassen hat, in zwei Arme; das zwischen ihnen liegende Gelände hieß an der Wuhr. Hier standen Mühlen und Bäder, ebenso stand eine Mühle bei der Wiedervereinigung der zwei Arme an der Stadtmauer, im Zwinger selbst.

Dieser Isarbach verläßt nun, nachdem er die Mühlen getrieben hat, nicht gleich die Stadt, sondern durchläuft von der letztgenannten Mühle an bis zum Kosttor den ganzen Zwinger, er läuft unter dem Waffenplatz des Kosttores weg und fließt in einem hochgemauerten Bett über den Stadtgraben, um sich nach längerem Lauf mit der Isar wieder zu vereinigen. (S. Abb. 55.)

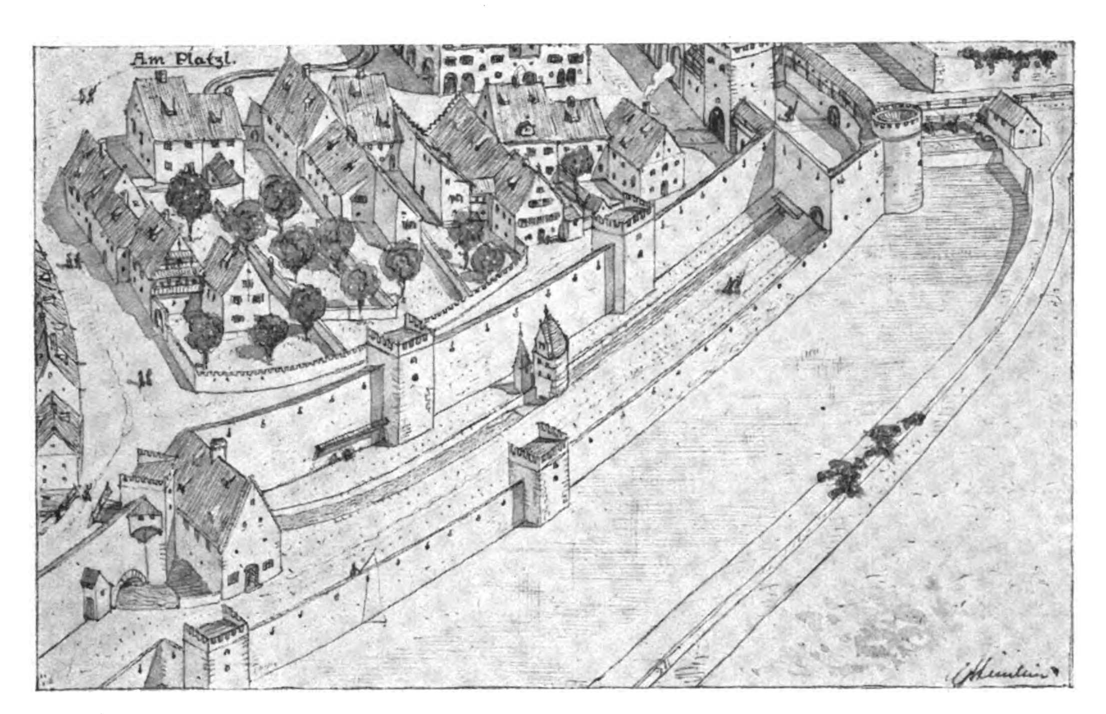
Zweck dieser Leitung durch den Zwinger war ein für den Mühlenbetrieb notwendiges Stauwehr (wir können diese Zweckbestimmung an einem geneigten Brettchen im Modell genau ersehen) innerhalb der Stadtbefestigung. Durch die Abbildung im Modell Sandtners ist eine Besonderheit des mittelalterlichen Befestigungswesens überliefert worden, nämlich ein befestigtes Stauwehr, das im Modell durch ein Türmchen mit halbkreisförmigem Grundriß dargestellt ist. Es ist über dem Bach innerhalb des Zwingers aufgebaut; daneben steht, zwischen Bach und innerer Stadtmauer noch ein kleineres turmartiges Bauwerk mit spitzem Dach, das offenbar zur Regulierung des Werkes nötig war.

Dieser Isarbach besteht nach Mitteilung des Stadtbauamts heute noch, wenn auch übermauert: er heißt heute der Katzenbach.

An der „Einschütt", einem Teil der jetzigen Hochbrückenstraße, war gestattet, Unrat jeglicher Art in den Isarbach zu werfen.[99])

Den Hintergrund der in Abb. 55 gezeigten Ansicht bildet die Baustelle des jetzigen Hofbräuhauses mit dem anschließenden Platzl, vormals

[99]) München in guter alter Zeit, S. 31 u. 87.

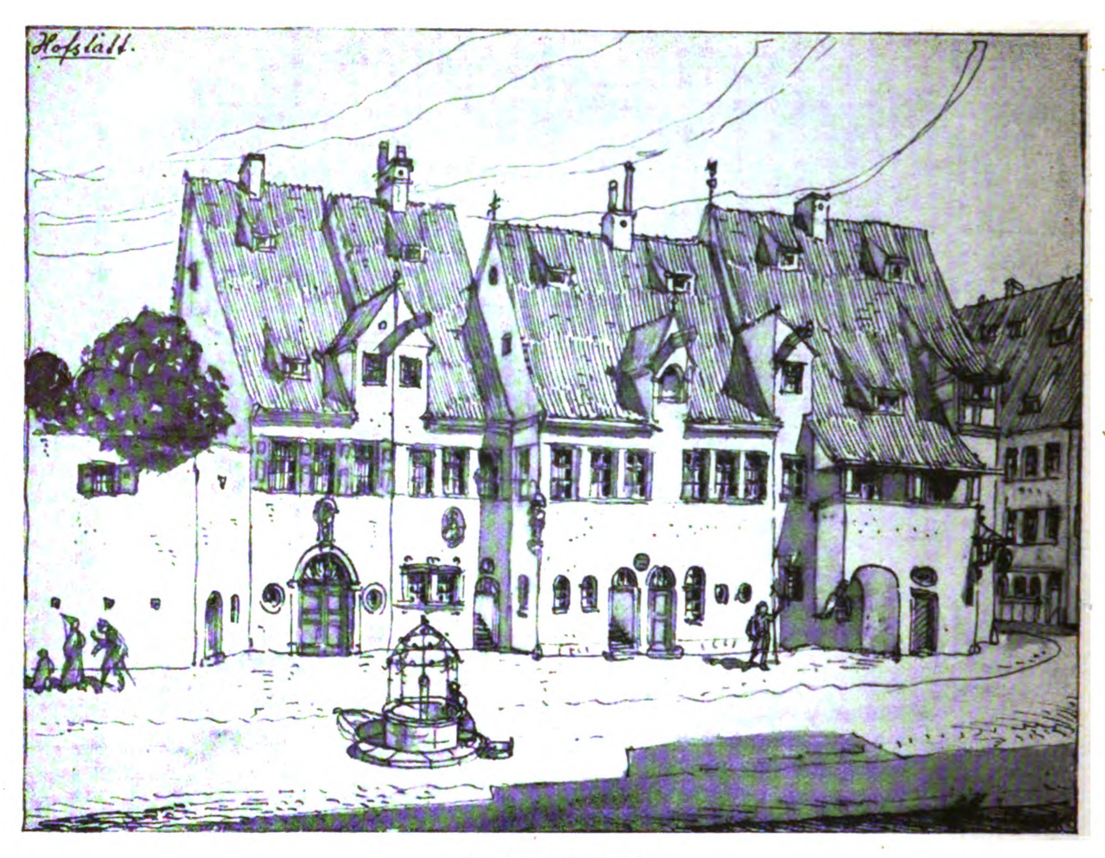


55. Stauwehr am Kostttor.

nach einem dort wohnhaften Bürger die „Graggenau" genannt.

Früher nahmen das Recht, Bier zu brauen, die Herzöge für sich allein in Anspruch und hierauf läßt sich auch die Entstehung unseres heutigen Hofbräuhauses zurückführen, das sich aber erst seit 1614 auf seinem jetzigen Platz befindet (siehe Erklärung für die „Bräuhausstraße" im Münchener Adreßbuch). Zuerst bestand das sogenannte „weiße Bräuhaus", 1589 aber wurde im Interesse des Hofsäckels ein „braunes" oder das „Hofbräuhaus" erbaut und zwar im alten Hof. Bald wurde eine Erweiterung notwendig, die man gegen die Ledererstraße hin vornahm, und so entstand der Bau des heutigen Zerwirkgewölbes, das im Modell Sandtners durch seine Kaminanlage leicht als Bräuhaus zu erkennen ist.[100]) Das Platzl war von zwei Bächen durchzogen, wie überhaupt die ganze Umgebung sehr wasserreich war und den Anlaß gegeben haben mag, das Bräuhaus dort zu errichten; das Bräuhausbächl besteht heute noch und dient zur Spülung der Hofbräuhausentwässerung.

[100]) Die von Regnet für die Erbauung des Hauses angegebene Jahreszahl 1651 ist ohne Zweifel falsch und steht auch im Widerspruch zu den Angaben im Adreßbuch.



56. Die Hofstatt.

Abb. 56: Die Hofstatt.

Die Hofstatt, die heute noch als kleine sackartige Platzanlage neben dem Färbergraben erhalten ist, trug ihren Namen als ein größerer vom Ende des 13. bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts stehender Grundbesitz nach dem Eigentümer, dem Slaespecken Hofstatt[101]); der Hofraum wurde später mit städtischen Gebäuden umbaut. Lipowsky glaubt, daß diese Hofstatt schon unter Herzog Heinrich dem Löwen entstanden ist, der sich in der Nähe einen Palast gebaut haben soll; genauere Anhaltspunkte hiefür fehlen ihm aber offenbar.[102])

[101]) Münchener Adreßbuch 1915. Erklärungen zu den Straßen- und Platznamen.

[102]) Urgeschichten von München. Band I, § 53.

Beachtenswert ist der Vorbau des Hauses rechts, an den Färbergraben angrenzend; er erinnert sehr an Vorbauten gleicher Art, wie man sie heute noch in Tirol (besonders in Südtirol) sieht. Die Verwandtschaft altbayerischer Bauweise mit der Tirols ist unverkennbar; auch Dr. Karl Trautmann hat auf diese nahen Beziehungen schon hingewiesen.

Die Hofstatt war zu jener Zeit zweifellos eine der reizvollsten Platzanlagen der ganzen Stadt; ihre Grundrißform und Geschlossenheit hat sich übrigens bis heute erhalten, wenn auch der frühere malerische Reiz vollständig verschwunden ist.

Die unserem Bilde gegenüberliegende Häuserseite des Platzes stand in ihrer Höhenentwicklung im richtigen Verhältnis zur Breite des Platzes.

Abb. 57—63: Häusergruppen in der Kaufingerstraße, im Tal und in der Neuhauserstraße; Häuserblock am Frauenplatz.

Die Zeichnungen 60, 61 und 62 sind bezüglich der Hauptlängen- und Höhenmaße getreu dem Modell nachgezeichnet; bei Nachmessungen wird man leicht finden, daß die Höhenmaße im Modell übertrieben sind und mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen. Meister Sandtner hat dies nicht ohne Grund getan; es lag darin offenbar die Absicht, dem Beschauer des Modells die einzelnen Straßenbilder besser zu veranschaulichen, ebenso wie er auch die Straßen, insbesondere die engen Gäßchen, breiter machte als sie wirklich waren; hätte er die damalige (besonders die ältere) Stadt mit den engen Gassen und niedrigen Häusern genau im richtigen Maßstab dargestellt, so hätte man, da man ja immer in das Modell von oben hineinblicken muß, nicht viel gesehen. Sandtner hat also auf diese Besichtigung von oben bei der Anlage seines Modells Rücksicht genommen.[103])

Folgende maßstäbliche Untersuchungen geben darüber Aufschluß, wie der Meister hiebei verfuhr.

Die Herstellung des Stadtplanes mag wohl der schwierigste Teil der ganzen Arbeit gewesen sein, denn es war gar nicht möglich, das unregelmäßige Straßennetz Münchens mit den in dieser Zeit zur Verfügung stehenden Hifsmitteln genau geometrisch in einem Plane festzulegen. Sandtners Aufgabe wurde aber noch erschwert, weil er die Straßenbreiten aus oben genannten Gründen vergrößern wollte. Wie er sich dabei half, zeigt uns Abb. 57 (ein Planausschnitt der Umgebung der Kreuzkirche)[104]); die Blockgrößen wurden genau beibehalten (wie auch frühere Messungen schon ergeben haben und wonach allein man den Maßstab des Modells 1:750 bestimmen konnte), die Straßen im Innern der Altstadt mäßig, nach der Peripherie hin bis um 12 m verbreitert[105]); bei unserem Planausschnitt beträgt die Gesamtverbreiterung bei einer Länge von 549 m (Karlstor — Kreuzkirche — Sendlingertor) rund 47 m, ein Maß, das sich rechnerisch und zugleich aus der Zeichnung ergibt. Um dieses Maß von 47 m ist also die Stadtmauer der genannten Strecke im Modell zu lang ausgeführt.

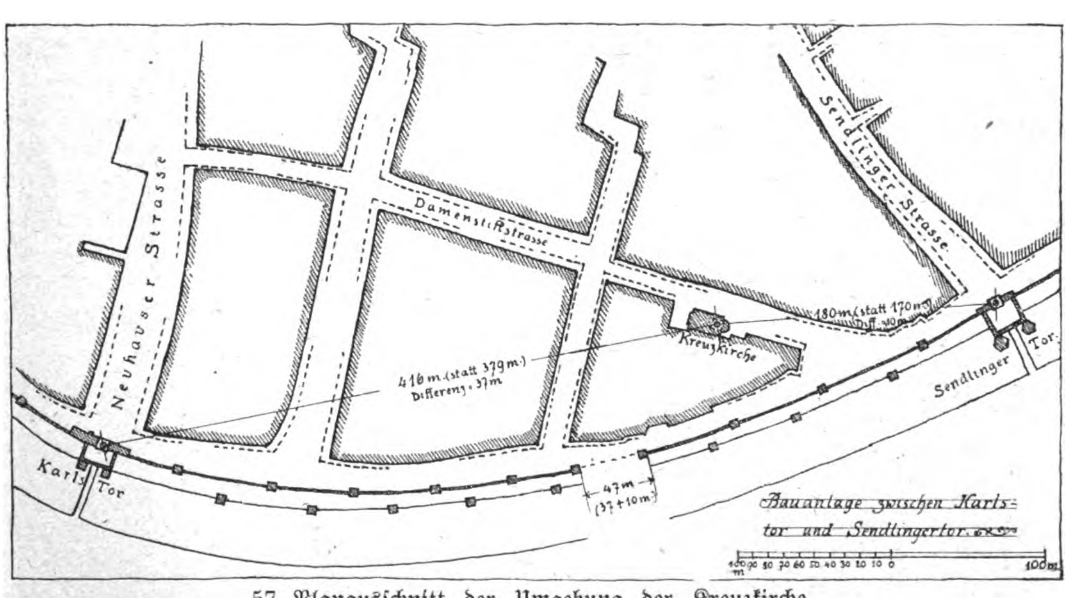
Mit Hilfe fester Punkte, wie sie uns jetzt noch bestehende Bauten darbieten, lassen sich durch Messungen der Entfernungen dieser Punkte im Modell die Differenzen, d. h. die Mehrungen in den Maßen feststellen, mit denen Sandtner gearbeitet hat. In der folgenden Tabelle sind die Ergebnisse dieser Messungen niedergelegt:

	In Wirklichkeit	im Modell	Differenz
1. Rathausturm — Isartorturm (Hauptturm)	385 m	425 m	40 m
2. Rathausturm — Schöner Turm (NB. Die frühere Lage des schönen Turmes läßt sich jetzt noch genau feststellen) .	406 „	439 „	33 „
3. Schöner Turm — Karlstorturm	375 „	383 „	8 „
4. Rathausturm — Südl. Turm der Frauenkirche	354 „	390 „	36 „
5. Rathausturm — Torturm des alten Hofes .	170 „	184 „	14 „

[103]) Sandtner hatte in der Anfertigung von Stadtmodellen große Erfahrung; er machte im Auftrag Herzog Albrechts des Fünften außer dem Modell der Stadt München auch Modelle von den Städten Landshut, Ingolstadt und Burghausen (siehe Alt-München, S. 33).

[104]) Die schraffierten Linien im Plane umschließen die richtigen Blockgrößen, während die unterbrochenen Linien die wirklichen Straßenbreiten angeben.

[105]) Vermutlich half sich Sandtner dadurch, daß er von den einzelnen Häuserblöcken genaue Schablonen herstellte und diese solange auf der Unterlage zurecht rückte, — vielleicht mit Benützung einiger Fixpunkte —, bis er das gewünschte Straßennetz erhielt.



57. Planausschnitt der Umgebung der Kreuzkirche.

	In Wirklichkeit	im Modell	Differenz
6. Rathausturm — Chormittelpunkt der Frauenkirche	300 m	319 m	19 m
7. Karlstorturm — Turm der Kreuzkirche . . .	379 „	416 „	37 „
8. Turm der Kreuzkirche — Sendlingertorturm .	170 „	180 „	10 „

Ein bestimmtes System in den Vergrößerungen lassen die obigen Messungen nicht erkennen (vergleiche Resultate der Messungen in 1, 2 und 3: geringe Mehrung bei 3 im Verhältnis zu den Längenentwicklungen; auch 4 und 7 ergeben außergewöhnlich große Differenzen). Dies mag wohl in der Schwierigkeit der Planherstellung gelegen sein. Systematischer verfuhr Sandtner bei der Vergrößerung bezw. Überhöhung der Häuser; zahlreiche Messungen am Modell und solche an Aufnahmen alter Bürgerhäuser aus der Sammlung der Stadt[106]) lassen unverkennbar Abstufungen in den Überhöhungen feststellen und zwar dahingehend, daß die kleineren Bauten eine größere Überhöhung erhielten, bei größeren Bauten dagegen die Überhöhungen abnehmen; die folgende Zusammenstellung gibt hierüber Einblick:

1. B e i B ü r g e r h ä u s e r n:
   a) Normalmaß für ein Haus mit 2 Stockwerken im Modell: 12,5 mm × 750 = 9,40 m, aufgerundet auf 9,60 m
   b) Durchschnittsmaß für eine Stockwerkshöhe nach den Naturaufnahmen . . . . . 3,30 m
   überhöhtes od. höheres Erdgeschoß . . . . 3,90 m
   zusammen für 2 Stockwerke . . 7,20 m
   ergibt eine Überhöhung i. Modell von 2,40 m

das ist ungefähr e i n V i e r t e l über die Wirklichkeit.

2. Ö f f e n t l i c h e G e b ä u d e:
   S t ä d t i s c h e s Z e u g h a u s am Anger (jetziges städt. Museum):
   a) Höhe bis Firstlinie nach Modell 38 mm × 750 . . . . 28,50 m
   b) Dieselbe Höhe in Wirklichkeit . . 23.— m
   Überhöhung 5,50 m

das ist ungefähr e i n F ü n f t e l über die Wirklichkeit.

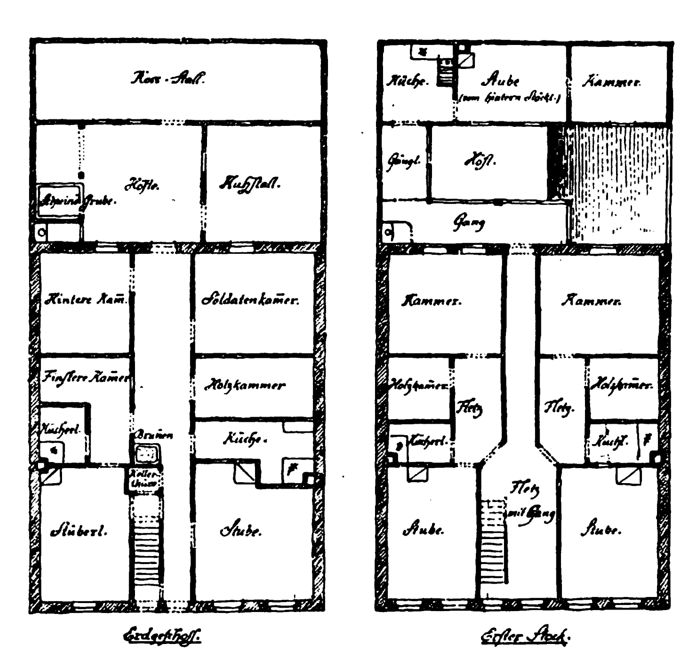
3. M o n u m e n t a l b a u t e n:
   F r a u e n k i r c h e.
   a) Höhe der Türme im Modell 145 mm × 750 = 108,75 m, rund . . . 109.— m
   b) Dieselbe Höhe in Wirklichkeit . . 100.— m
   Überhöhung 9.— m

das ist ungefähr e i n Z e h n t e l über die Wirklichkeit.

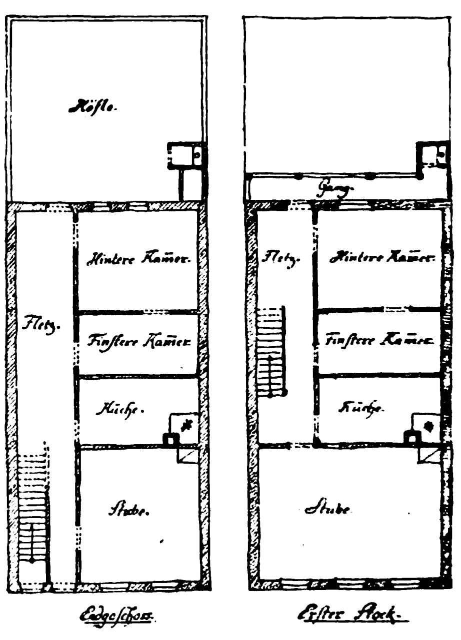
Von der Einrichtung des Bürgerhauses der damaligen Zeit gibt uns ebenfalls Dr. Trautmann in seinem Werke „Alt-München" eine eingehende Schilderung; in baulicher Hinsicht interessiert uns von dem Grundriß des Alt-Münchener Wohnhauses besonders die Anordnung der Treppe, die in einem einzigen geraden Zuge zu den oberen Stockwerken emporsteigt; dann die Trennung des Treppenhauses von dem Hausgange des Erdgeschosses, des Fletzes. Diese für München eigenartige Einrichtung, die sich übrigens bis heute in manchen Beispielen noch erhalten hat[107]), übte ihren Einfluß auch auf die Gestaltung der

[106]) Durch Herrn Baurat Prof. Dr. Gräßel zur Verfügung gestellt.

[107]) So z. B. in der Wirtschaft „Zum Donisl" am Marienplatz; Oberanger Nr. 3 (dieses Haus hat sogar noch die zwei Eingänge nebeneinander); Oberanger Nr. 11 (Eingang in der Tegernseerstraße); Unteranger 26; Wirtschaft zu den 3 Rosen, Rindermarkt.



58. Grundriß des Stimmelmayr-Hauses an der Bräuhausgasse.



59. Grundriß des Levitenhauses an der Löwengrube.

Außenansichten der Häuser aus: die meisten Häuser hatten zwei Eingänge nebeneinander; der eine war die Stiegentüre, der andere das eigentliche Haustor, das zum Fletz und von da in den Hof führte; wir finden diese doppelten Türen auch in unseren Abbildungen sehr häufig vor. Des besseren Verständnisses halber habe ich die von mir schon früher auf Grund von schematischen Skizzen des Chorvikars bei Unser lieben Frauen Johann Paul Stimmelmayr [108]) angefertigten Grundrisse auch dieser Abhandlung beigefügt; diese Grundrisse, vom Stimmelmayrhaus selbst in der Bräuhausgasse und vom Levitenhaus an der Löwengrube vermögen wohl für die Einrichtung des Bürgerhauses der damaligen Zeit ein allgemein gültiges Bild zu geben (siehe Abb. 58 u. 59).

[108]) Die Originalaufzeichnungen Stimmelmayrs liegen im Domkapitel-Archiv, Pfandhausstraße.

In Abb. 63: Häuserblock am Frauenplatz ist unter Zugrundelegung des Modells versucht, ein Architekturbild aus damaliger Zeit wiedererstehen zu lassen (ebenso wie in Abb. 35 und 36: Der Schöne Turm). Es ist angenommen, daß die meisten Häuser jene Flächenputzarchitektur besessen haben, wie sie in Abschnitt 1a geschildert ist; mannigfache Studien an noch bestehenden alten Häusern in München und in Altbayern gaben mir die Anhaltspunkte für diese Wiederherstellungsversuche.

Im übrigen ist auch hiebei der Bestand des Modells genau beibehalten; durch Anbringen der Kamine, die von Sandtner nur in ganz besonderen Fällen angegeben wurden, die aber doch ein jedes Wohnhaus besessen haben muß, ist das Modell in den Zeichnungen ergänzt worden.

III. Abschnitt: Erläuterungen zu den Stadtplänen.

Im Plan I (Abb. 64) ist versucht, die Stadt Jakob Sandtners im Grundriß darzustellen, d. h. mit Hilfe des Planes der Haupt- und Residenzstadt München vom Jahre 1806 [109]), als die mittelalterlichen Befestigungen, Straßenlinien, Bauten usw. noch ziemlich erhalten waren; ferner ist auf Grund des Modells von Sandtner eine maßstäbliche Aufzeichnung Münchens im 16. Jahrhundert vorgenommen worden. Allerdings hat sich gezeigt, daß der Plan von 1806 nicht so genau vermessen ist, wie unsere neuzeitlichen Stadtpläne.

In vorliegendem Plane sind also auch jene Stellen, die später von unbekannter Hand ausgewechselt wurden, die Residenz mit den Zeughäusern und die alte Akademie mit der Michaelskirche [110]), so eingezeichnet (jedoch besonders kenntlich gemacht), wie sie jetzt im Modell zu sehen sind.

Die Pfeile im Plan beziehen sich auf die Beschreibungen im 2. Abschnitt dieser Abhandlung (siehe Einleitung hiezu). Des leichteren Verständnisses halber sind im Grundriß die in den Ansichten wiedergegebenen Stellen ausführlicher eingezeichnet (mit den einzelnen Häusern und Höfen usw.), als die übrigen Teile des Stadtplanes, die nicht abgebildet sind. (Manche dieser Teile beziehen sich auch auf die Abbildungen der Abhandlung: München im 16. Jahrhundert.)

Im Plan II (Abb. 65) ist der Grundriß Münchens vom Jahre 1570 auf den Grundriß der Stadt im Jahre 1915 gezeichnet; man kann also nach diesem Plane den Verlauf der alten Stadtmauer mit dem Stadtgraben im heutigen München genau verfolgen, ebenso die wesentlichen Baulinienänderungen feststellen, sowie die Stellen nicht mehr bestehender Bauten (wie des Franziskanerklosters usw.).

Zugleich ist in diesem Plane der Versuch gemacht, das ursprüngliche Modell Sandtners zu rekonstruieren, d. h. an den oben erwähnten Stellen, die später ausgewechselt wurden, den früheren Bestand einzuzeichnen. Es geschah dies auf Grund von Ermittlungen, die Professor Dr. Karl Trautmann im Grundbuche pflog und die er die Güte hatte, mir mitzuteilen. Hienach konnte die Stelle des Nikolauskirchleins, das in der Neuhauserstraße stand, ziemlich genau festgestellt werden und zwar in der stark einspringenden Ecke [111]), die heute noch dieser Straße ihr charakteristisches Gepräge verleiht.

Ebenso konnte, wenn auch mit geringerer Bestimmtheit, der Zustand der neuen Veste in ungefähr dieser Zeit dargestellt werden; der „Führer durch die K. Residenz" von Dr. Schmid bot hiezu einige Anhaltspunkte.

Auch die in diesem Plane eingeschriebenen Straßen, bezw. Gassenbezeichnungen verdanke ich Dr. Karl Trautmann; hiebei wurden in diesem Plane nur jene Bezeichnungen angeführt, die damals grundbuchamtlich bekannt waren. Die Schreibweise der Straßen usw. ist genau nach dem Grundbuch beibehalten.

Um neben dem gesamten Straßennetz zugleich den ganzen Aufbau der Stadt mit allen seinen architektonischen Betonungen (Türmen, Mauern, Kirchen usw.) deutlich in die Erscheinung treten zu lassen, ist Plan III (Abb. 66) angefertigt. Er erleichtert uns, in isometrischer Projektion gezeichnet, die räumliche Auffassung der Stadt. Im Gegensatz zu den vorhergehenden Plänen I und II sehen wir hier nicht Flächen, sondern die

[109]) Auf Allerhöchsten Befehl herausgegeben von der königlich baierischen Direktion des topographischen Büro. Gestochen in München von J. Carl Schleich, königlich baierischen topographischen Kupferstecher.

[110]) Siehe Alt-München, S. 34.

[111]) An der zurückliegenden Häuserfront stand das „St. Niklas Meßhaus".



Straßen und Plätze als Räume; schon die Alten haben in der Blütezeit des Städtebaues dem räumlichen Denk- und Vorstellungsvermögen durch diese Art von Stadtplänen Ausdruck gegeben. Besser und klarer, wie in der photographischen Aufnahme des Modells, überblicken wir in Plan III die Linienführung der Straßen und der Stadtmauern mit den beiden Stadtgräben.

In Plan III ist ebenso wie in Plan II der Versuch gemacht, die Baustellen der alten Akademie und der K. Residenz auch räumlich wiederherzustellen und ihren mutmaßlichen Zustand im Jahre 1570 zu zeigen.

Dieser Plan gibt uns auch einen vollständigen Überblick über die zweite Stadtmauer, da in ihm der Anschluß rechts vom Schwabingertor an die neue Feste dargestellt ist. Einschließlich dieser Türme hat München damals 118 Türme gehabt (hiebei sind die Türme der Tore mitgezählt, nicht jedoch Christophturm und Rundstube in der neuen Feste). Diese Zahl entspricht genau der Angabe von Thomas Greill in einem „Lobspruch Vonn der Fürstlichen Hauptstadt München und dem gantzen Bayrlandt" vom Jahre 1611.

Die Umgebung der Stadt ist in Sandtners Modell nicht dargestellt; ob sie in ihm je vorhanden war, wird sich nicht mehr feststellen lassen. Um den Plan III vollständiger erscheinen zu lassen und um sich auch von der damaligen Umgebung Münchens einen Begriff machen zu können, ist der weitere Versuch gemacht, die Umgebung Münchens mit ihren Kraut- und Hopfengärten und die vereinzelten Lustgärten mit einzubeziehen, die an dem weitverzweigten Netz von Isarbächen gelegen sind. Als Anhalt hiefür wurde der Plan der Stadt München vom Jahre 1613 (nach einem Kupferstiche von Tobias Volckmer) benützt.[112]

Der Plan von Volckmer gibt uns bis zu einem gewissen Grade Aufschluß über das Leben und Treiben der Münchener außerhalb der Mauern.

Zunächst über das gewerbliche Leben:

Man benützte die Wasserkraft der Bäche zur Errichtung von Mühlen und Sägereien, infolgedessen treffen wir auf dem Gebiete zwischen der Stadt und der Isar mehrere Mahl- und Sägemühlen, die Hammerschmiede, die Pulver- und die Walckmühle; rechts der Isar eine Klingenschmiede und eine Papiermühle; in der Nähe der unteren Länden (unterhalb der Isarbrücke, die einzige die damals bestand) wurde die Zimmerstätte und der Kalkofen errichtet, da die zu verarbeitenden Stoffe, Holz und Kalksteine, auf Flößen von den isaraufwärts liegenden Gewinnungsorten herbeigeschafft wurden; in der Nähe der oberen Lände (die Stelle ist heute noch erhalten und zwar hinter dem alten südlichen Friedhof „Am Glockenbach") befand sich ebenfalls ein Kalkofen, eine Papiermühle und eine Sägemühle.

Bei den Länden waren ausgedehnte Blaichen, die „untere und die obere Blaich", eingerichtet, jede zwischen zwei Isarbächen.

Die Lustgärten befanden sich auch in dieser stark besiedelten Gegend, so der vom Herzog Albert, fast unmittelbar vor dem Schiffertor, der vom Herrn Bürgermeister zwischen der Isar und der „oberen Blaich". In diesen und in manchen anderen Lustgärten bemerken wir Springbrunnen, Gartenhäuschen, regelmäßige Gartenanlagen und ähnliches mehr.

Weniger besiedelt war die übrige Umgebung von München. Neben der „oberen Länd" war im Jahre 1613 bereits der Friedhof angelegt, vor dem Neuhausertor befand sich die „Zielstatt" und das „Herrn Stachel Schießen" (offenbar sind damit Armbrustschützen gemeint).

Auch ein Kloster hatte sich um diese Zeit bereits wieder vor der Stadt angebaut, nämlich das Kapuzinerkloster (ungefähr an der Stelle des Kaufhauses Bernheimer am Lenbachplatz). Das „Thummelhaus", ein großer freier Platz mit Gebäude, befand sich vor dem Schwabinger Tor (im Gebiet des jetzigen Wittelsbacher Platzes); der Hirschgarten befand sich am Beginn des Englischen Gartens an der Königinstraße.

Obwohl der Plan Volckmers aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts stammt, ist er doch dieser Schilderung zu Grunde gelegt, da eine andere Quelle, um die Ansiedlungen um München im 16. Jahrhundert zu beschreiben, nicht zur Verfügung stand, diese Schilderung aber zur Vervollständigung vorliegender Abhandlung notwendig erschien.

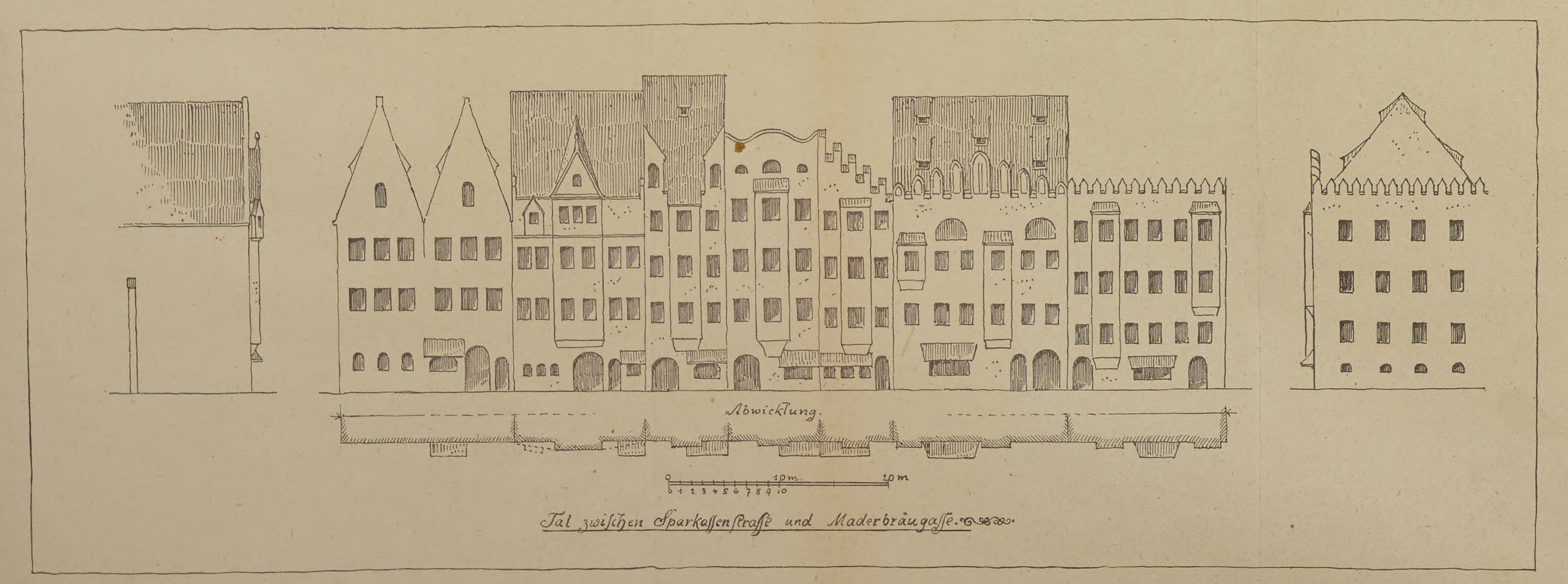
[112]) München und seine Bauten, S. 37.

Färber-
Graben.

10 5 0 5 10m.

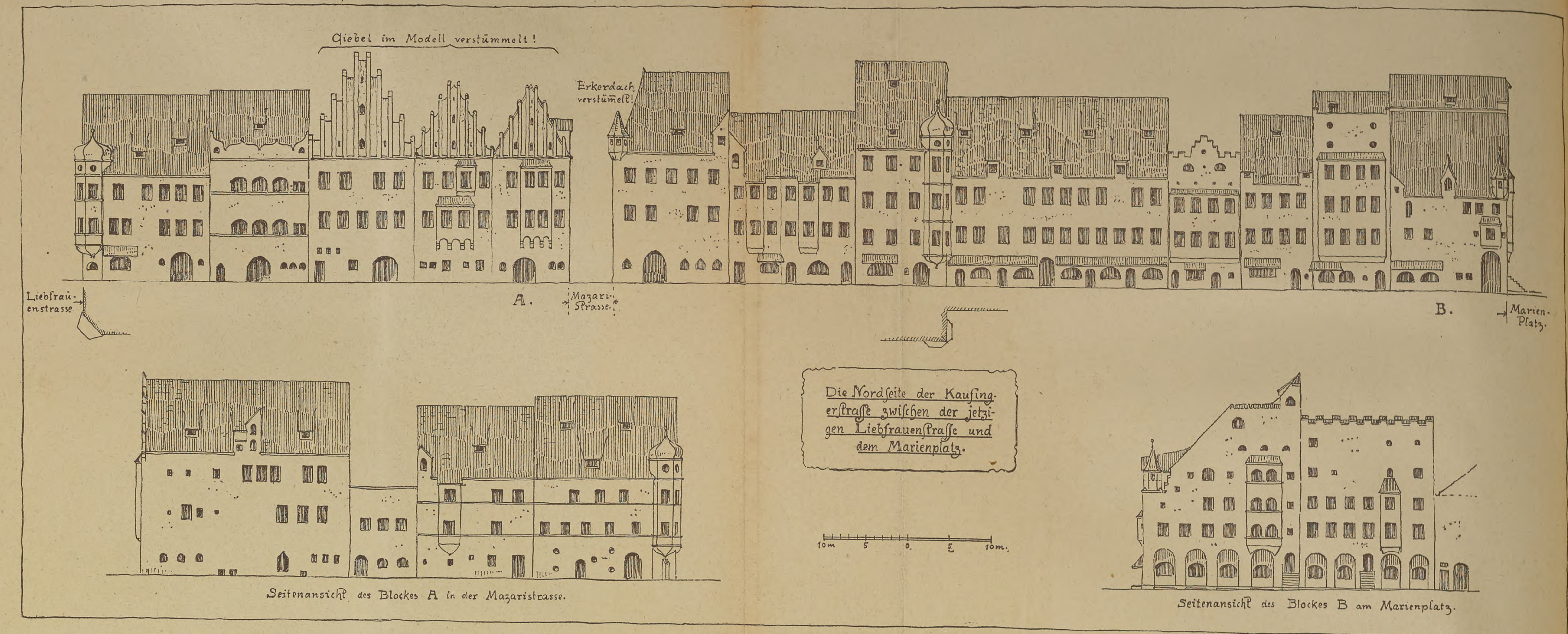
Neuhauserstrasse zwischen Färbergraben und Eisenmannstrasse.

60. Neuhauserstraße zwischen Färbergraben und Eisenmannstraße.

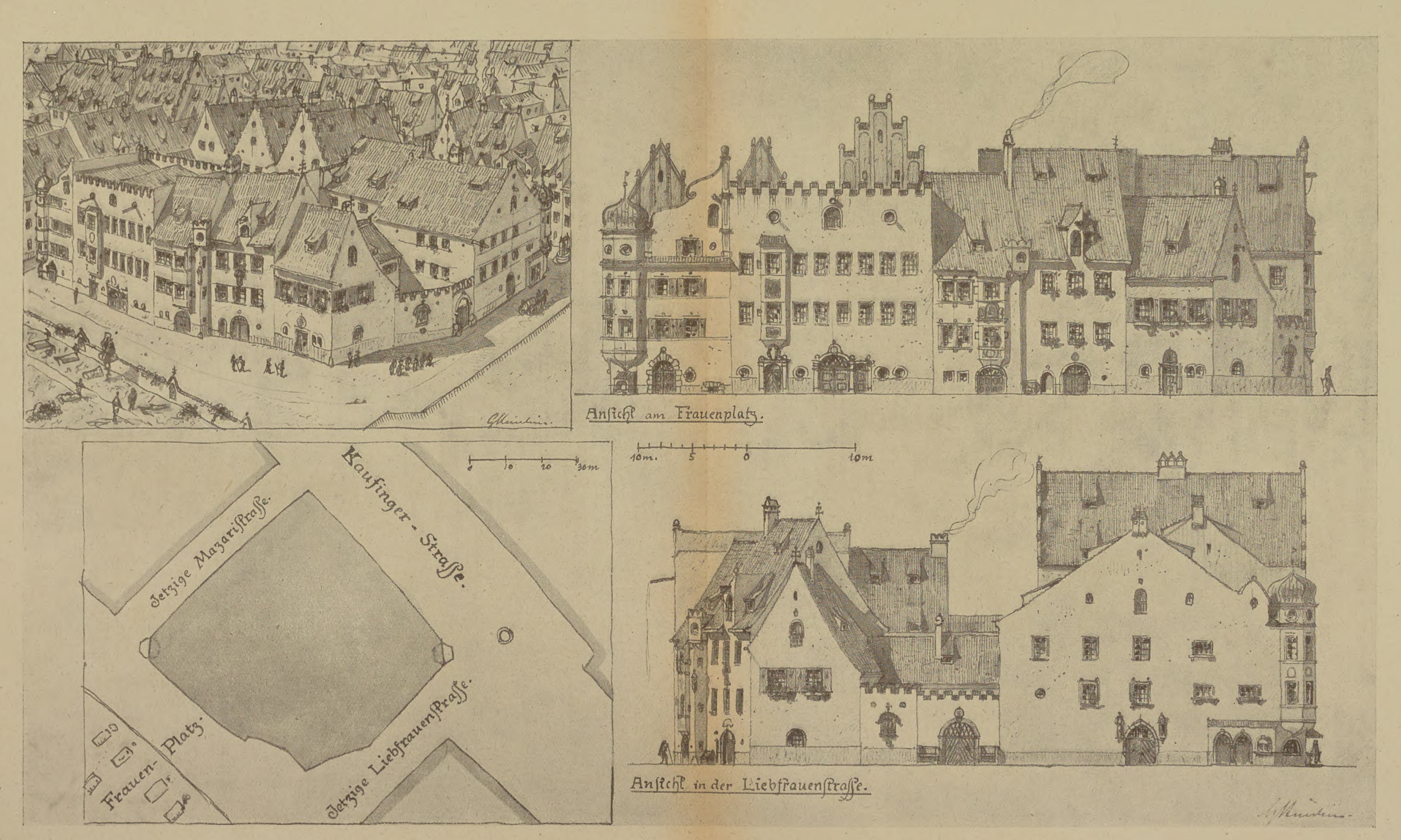


61. Tal zwischen Sparkassenstraße und Maderbräugasse.

Tafel IV.



62. Kaufingerstraße zwischen Liebfrauenstraße und Marienplatz.



63. Häuserblock zwischen Liebfrauen-, Kaufinger-, Mazaristraße und Frauenplatz (Ansicht Kaufingerstraße siehe Abb. 62).

Tafel VI
Abb. 64.

PLAN I.

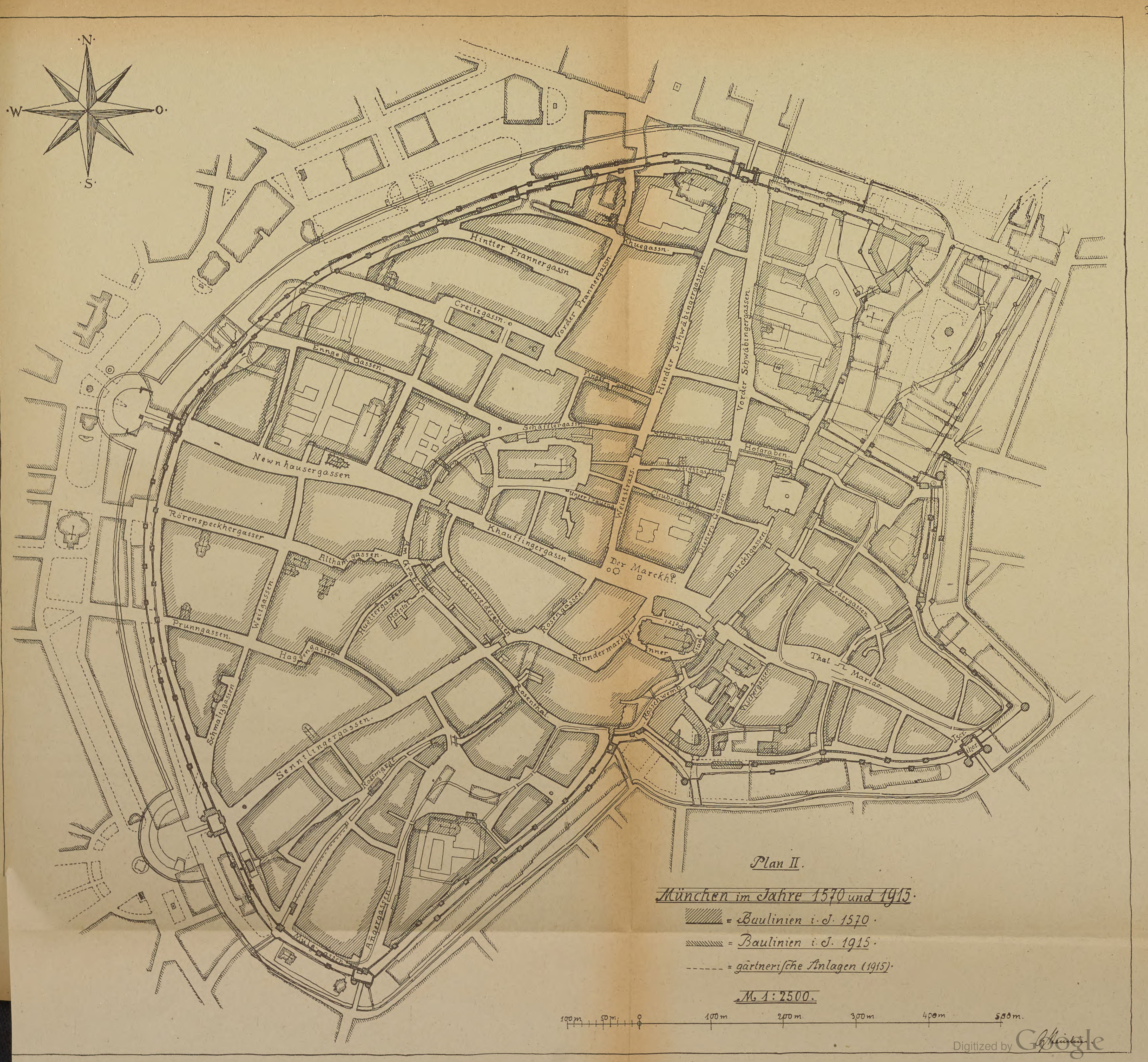
PLAN DER STADT MÜNCHEN NACH DEM SANDTNERSCHEN MODELL.

NORD

100m. 50m 0 100m. 200m.

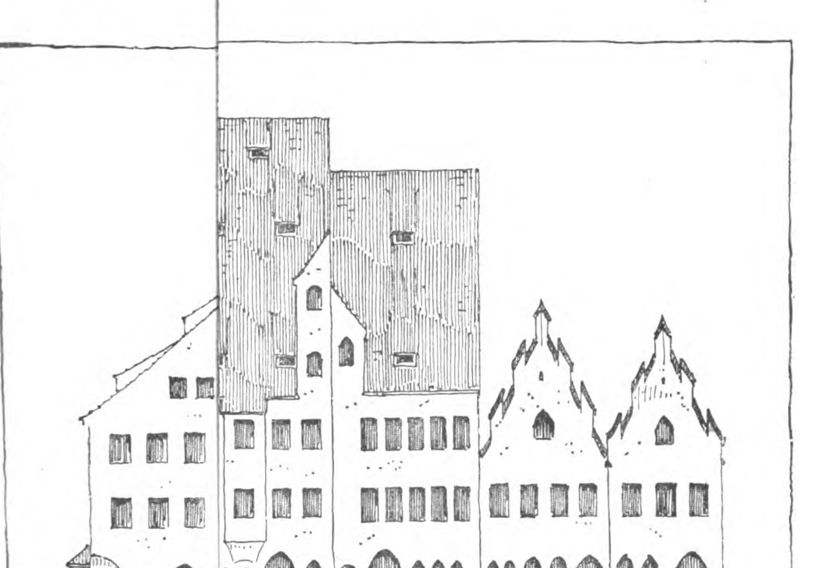
Erklärung: Die eingezeichneten Pfeile mit Ziffern [Pfeil 16] beziehen sich auf die Abbildungen der Abhandlung: „Die Baukunst Alt-Münchens."

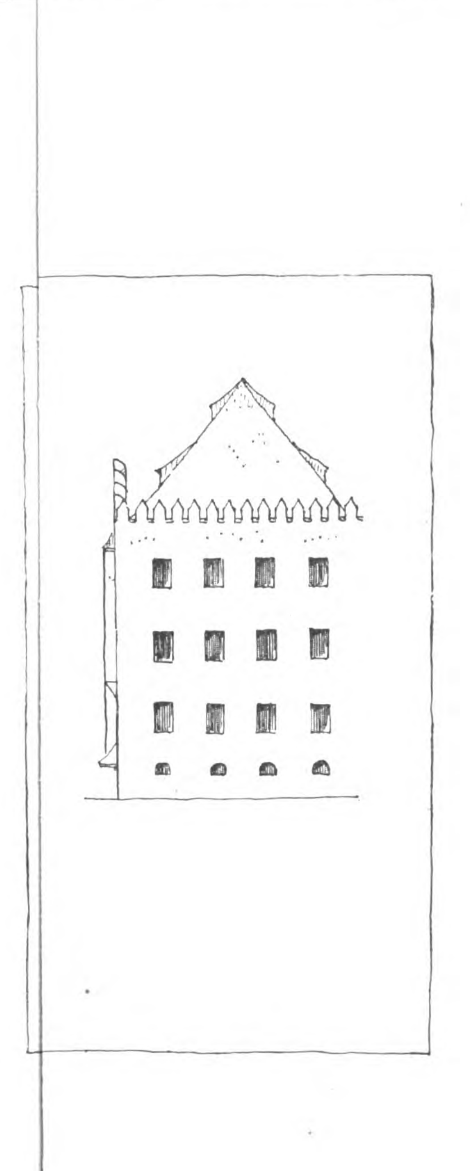
= Bestand von 1570. = später eingesetzt.

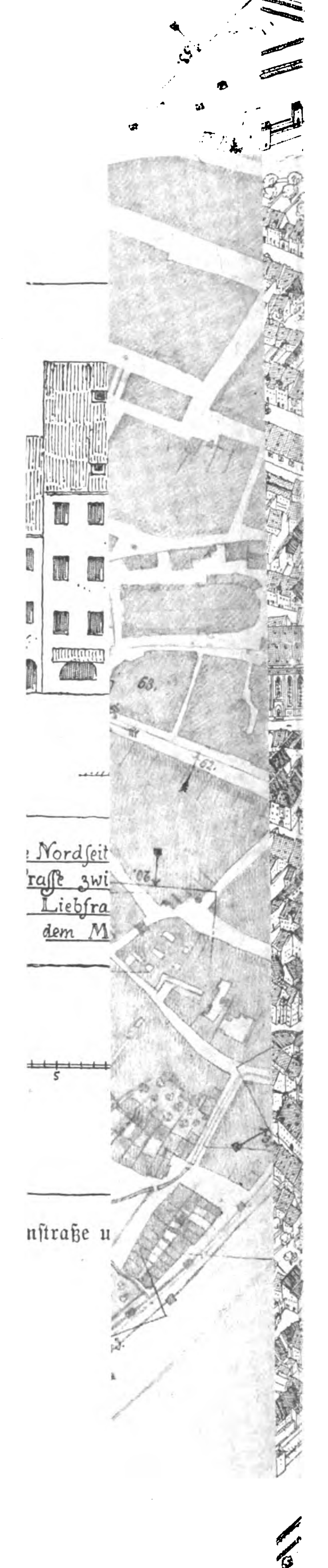

N
W
O
S
Hintter Prannergasn
Creitzgassn
Vorder Prannergasn
Schuegassn
Ennger Gassen
Hindter Schwäbingergassen
Vorder Schwäbingergassen
Schäfflergassn
Newnhausergassen
Weinstras
Hofgraben
Röhrenspeckhergasser
Althamergassen
Khauffingergassn
Der Marckht
Dienersgassen
Burckhgassen
Weitgassen
Prunngassen
Haggengassen
Rosengassen
Rinndermarckht
Thal
Mariae
Schmaltzgassen
Sennlingergassen
Rosstal
Angergassen
Plan II.
München im Jahre 1570 und 1915.
= Baulinien i. J. 1570.
= Baulinien i. J. 1915.
= gärtnerische Anlagen (1915).
M. 1 : 2500.
100m
50m
0
100m
200m
300m
400m
500m

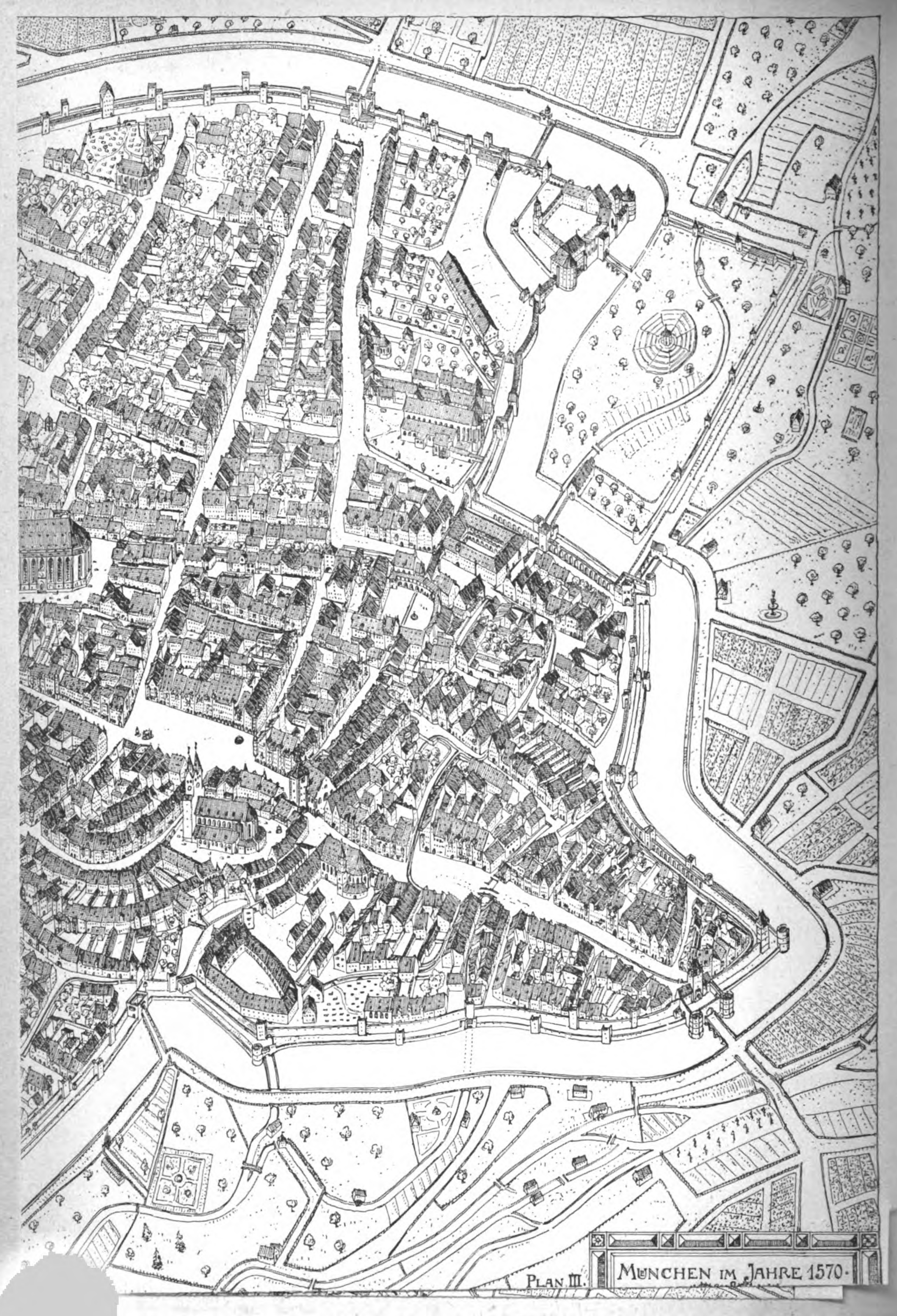
NORDEN
OSTEN
SÜDEN
WESTEN
PLAN III
MÜNCHEN IM JAHRE 1570.
Nach dem Sandtnerschen Holzmodell in Kavalierperspektive dargestellt mit Wiederherstellungsversuch des damaligen Baubestandes an der alten Akademie mit der St. Michaels-Kirche und an der Kgl. Residenz mit den alten Zeughäusern

Tafel III.


Färber-
Graben.
Färbergraben und Eisenmannstrasse.




Nordseit
rasse zwi
Liebfra
dem M
nstraße u


PLAN III.
MUNCHEN IM JAHRE 1570.

Schlußwort.

Aus all den in dieser Abhandlung dargestellten Bildern von Alt-München konnten wir sehen, daß die Baukunst der damaligen Zeit, so einfach und unscheinbar sie uns oft entgegentritt, doch einer gewissen Einheitlichkeit und Geschlossenheit nicht entbehrt und Stadtbilder von eigener Art entstehen läßt. Wenn einzelne Straßenbilder, wie z. B. das in der Neuhauserstraße, noch unruhige Bewegungen der Firstlinien zeigen, so kommt dies davon her, daß wir die Straße zu einer Zeit kennen lernen, als sie gerade am stärksten in der Umwandlung von der Vorstadt zur Geschäftsstadt begriffen war, und einstöckige Häuser noch mit mehrstöckigen abwechseln. Das Aussehen der Häuser mag wohl auch dementsprechend verschieden gewesen sein, d. h. abwechselnd reicher und einfacher in der Formengebung. Die zweite Hälfte des verflossenen Jahrhunderts hat auch dem alten Kern der Stadt München an manchen wichtigen Stellen ihren Stempel aufgeprägt und die Stadtbilder rücksichtslos aus ihrem Zusammenhang gerissen; fremde Elemente, — wir erinnern nur an manche Bankgebäude, gerade an den hervorragendsten Stellen der Stadt, an die Domfreiheit usw., — haben sich hereingedrängt und schwer wird es sein, die Fehler wieder gut zu machen. Es kann uns deshalb das Studium der Bauweise einer alten Stadt vielleicht dazu verhelfen, wenigstens in Zukunft solche Fehler zu vermeiden und, wenn uns auch die alten Bauten nicht immer erhalten bleiben können, so wollen wir uns doch bestreben, in dem uns überlieferten Sinne weiter zu bauen und die Eigenart Münchens zu bewahren. Wir wollen München wenigstens in seinem Grundriß möglichst zu erhalten versuchen, wir müssen trachten, die alten Baulinien nicht zu verlieren, ebensowenig wie die Straßenbilder, die der Stadt München einen bestimmten Charakter verleihen. Gute Anfänge sind ja bereits gemacht; wir erinnern an das Platzl mit dem Umbau des Hofbräuhauses und den anstoßenden Gebäuden, an den Block der sogenannten Ruffinihäuser, an die Sparkassenstraße, an die Einfügung des Künstlerhauses in das Stadtbild, an das neue Polizeigebäude mit der Augustinerkirche, an die Führung und den Ausbau des Augustinergäßchens, an die Ausbildung des Frauenplatzes an seiner Ostseite.

Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken, als den Anschluß der neuen Stadt an das alte München, entlang der abgebrochenen Stadtmauer. So nüchtern diese städtebauliche Aufgabe an der Südseite der Stadt (Müllerstraße, Rumfordstraße) und zum Teil auch an der Ostseite (Wurzerstraße, Herrnstraße) gelöst wurde, so erfreulich ist der Übergang von der Altstadt zur neuen Stadt insbesondere am Karlsplatz, Lenbachplatz und Maximiliansplatz, für dessen weitere Ausbildung bereits gute Vorschläge vorhanden sind.

Der Gestaltung des Sendlingertorplatzes lagen gute Gedanken zu Grunde; die Sonnenstraße stellt mit dem Karlsplatz durch ihre gärtnerischen Anlagen eine gute Verbindung her, wenn auch der Aufbau der Häuserreihen und die Unterbrechung der Anlagen durch den gewaltsam erscheinenden Einbau der ersten protestantischen Kirche nicht so befriedigen, wie es bei den obengenannten Plätzen der Fall ist.

Ein Hauptzweck der vorliegenden Arbeit wäre erreicht, wenn sie mit dazu beitragen könnte, das Interesse an Alt-München zu wecken und wach zu halten; dann ließen sich auch die in den vorstehenden Worten ausgesprochenen Wünsche im städtebaulichen Sinne leichter verwirklichen.

Literatur.

Destouches, Ernst von, Geschichte des historischen Museums und der Maillingersammlung der Stadt München. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

Forster, J. M., Das gottselige München. München 1895, Selbstverlag des Verfassers.

Koch, Hugo, Die natürlichen Bausteine Deutschlands. Berlin 1892. Im Kommissionsverlag von Ernst Toeche, Berlin.

Lipowsky, Felix Joseph, Urgeschichten von München. München 1814 und 1815. Mit Schriften des Franz Storno.

Muffat, K. A. von, Die Chroniken der baierischen Städte, 15. Band, 4. Jörg Kazmair's Denkschrift über die Unruhen zu München in den Jahren 1397—1403. Herausgegeben durch die historische Kommission bei der kgl. Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1878.

München und seine Bauten: 2. Entwicklung der Stadt. Dr. Karl Trautmann. Professor Dr. Hans Willich. Das München Jakob Sandtners. Herausgegeben vom Bayerischen Architekten- und Ingenieurverein München 1912, b. F. Bruckmann A.-G.

Münchener Adreßbuch (Verlag: Handelskammer München) II. Teil: Geschichtliche Erklärungen zu den Straßen- und Platzbezeichnungen.

München im 16. Jahrhundert, I. Teil. Herausgegeben vom Verein für Volkskunst und Volkskunde (Verein für Heimatschutz) München 1910.

Regnet, C. A., München in guter alter Zeit. München, C. Franz'sche Buch- und Kunsthandlung (J. Roth) 1879.

Riezler, Sigmund, Geschichte Bayerns. Gotha. Fr. Andr. Perthes 1878.

Dr. Schmid, W. M. (und O. Aufleger): Führer durch die kgl. Residenz zu München. München 1897. Verlag von L. Werner.

Trautmann, Professor Dr. Karl, Das Weinhaus Kurtz in München und seine Geschichte. München 1914.

Trautmann, Professor Dr. Karl (und Otto Aufleger): Alt-München in Bild und Wort. München 1897, Verlag von L. Werner.

Viollet-Le-Duc. Dictionnaire raisonné de l'Architecture française du 11. au 16. siècle. Paris. V. A. Morel & Co. éditeurs. 1875.

Wiedenhofer, Dr.-Ing., Joseph. Die bauliche Entwicklung Münchens vom Mittelalter bis in die neueste Zeit im Lichte der Wandlungen des Baupolizeirechtes. Verlag von Ernst Reinhardt in München, 1916.

Schriftleitung und preßgesetzliche Verantwortung: Oberregierungsbaurat Richard Rattinger in München



Monatsschrift des bayerischen Landesvereins für Heimatschutz — Verein für Volkskunst und Volkskunde — in München. (Ludwigstr. 14. Fernspr. Nr. 21753. Postscheckkonto 4684.)

XIX. Jahrgang, Nr. 1:5. — Josef Schwarzenberger †. — Dommelstadel. — Der Sinzendorf'sche Altar bei den Kapuzinern in Passau. — Der Nonnenhof zu Schwabing. — Zum Jubiläums-Schäfflertanz in München 1921. — Kulturbilder aus Alt-München. — Das Pagenhaus in der Au. — Nachdenkliches über den Hochhausbau. — Holzbauten am Wagingersee. — Von der Lederhose. — Buchbesprechungen. — Heimatkundliche Studienfahrt. — Wettbewerb für ein Kriegerdenkmal in Kiefersfelden. — Eine eiserne Brücke im Landschaftsbild. — Hausinschriften im Bayer. Wald und Bayer. Oberland.

Josef Schwarzenberger †.

Am 10. Januar hat sich das Grab über Kommerzienrat Josef Schwarzenberger, Baumeister und Inhaber des gleichnamigen Baugeschäftes in Passau, geschlossen. Nachdem uns die Verhältnisse leider nicht erlaubt haben, dem Heimgegangenen die letzte Ehre zu erweisen und am offenen Grabe unserer Trauer Ausdruck zu geben, drängt es uns, es an dieser Stelle nachzuholen.

Die genauen Pläne von Schloß Neuburg am Inn, die aus dem Jahre 1868 datiert sind und als wertvolle Grundlage für die Umbaupläne dienen konnten, sind damals durch das Baugeschäft Schwarzenberger in Passau hergestellt worden, anscheinend zum Abschluß verschiedener Bauvornahmen. Die Anfertigung erfolgte noch unter dem Vater des nun leider verstorbenen Inhabers der Firma. Deshalb gewährte es diesem als Wiederaufleben früherer Beziehungen eine gewisse Befriedigung, als unser Verein nach einer durch die Verhältnisse erzwungenen Arbeitspause im Jahre 1915 wegen Fortführung der Bauarbeiten auf Schloß Neuburg am Inn mit dem Geschäfte in Verbindung trat.

Seither hat uns der Entschlafene dort in allen unseren großen und kleinen Baunöten beigestanden, und sich nicht nur stets als ein Geschäftsmann von solidester und nobelster Denkungsart, für den die Geschäftsehre die Grundlage seines beruflichen Vorgehens war, sondern als ein treuer, opferwilliger Freund unseres durch die Ereignisse der letzten Jahre ungemein erschwerten Unternehmens erwiesen.

So betrauern wir herzlichst den Hingang des hochherzigen, feinfühligen Mannes, in dem wir einen edlen, werktätigen Förderer unserer Bestrebungen verloren haben, Schloß Neuburg am Inn nach langen sorgenvollen Jahren endlich seiner neuen Bestimmung zuzuführen.

Das Unternehmen bleibt ihm zu wärmstem Danke verpflichtet für alle Zeit.

München, im Januar 1921.

Die Vorstandschaft:
Dr. Julius M. Groeschel.

Dommelstadel.

Ein Beitrag zur Geschichte der Kleinwohnungssiedlung.*) Von Dr. Julius M. Groeschel.

Auf Grund eingehender, fast ausschließlich durch Frau M. Kronenbitter-Buchner vorgenommener archivalischer Arbeiten hat der Schreiber dieser Zeilen die Baugeschichte des Schlosses Neuburg

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz mit freundlicher Erlaubnis des Verlags Wilhelm Ernst & Sohn in Berlin den Nrn. 15 und 16, Jahrg. 1919 der Zeitschrift „Die Denkmalpflege". Der Aufsatz hat durch den Verfasser gegenüber dem genannten Erstabdruck auf Grund neu aufgefundenen Materials einige Berichtigungen, dann aber in Rücksicht auf das besondere Interesse, das wir als derzeitige Besitzer von Schloß Neuburg a. Inn an der Örtlichkeit haben, mehrere Erweiterungen in lokalgeschichtlicher Richtung erfahren.

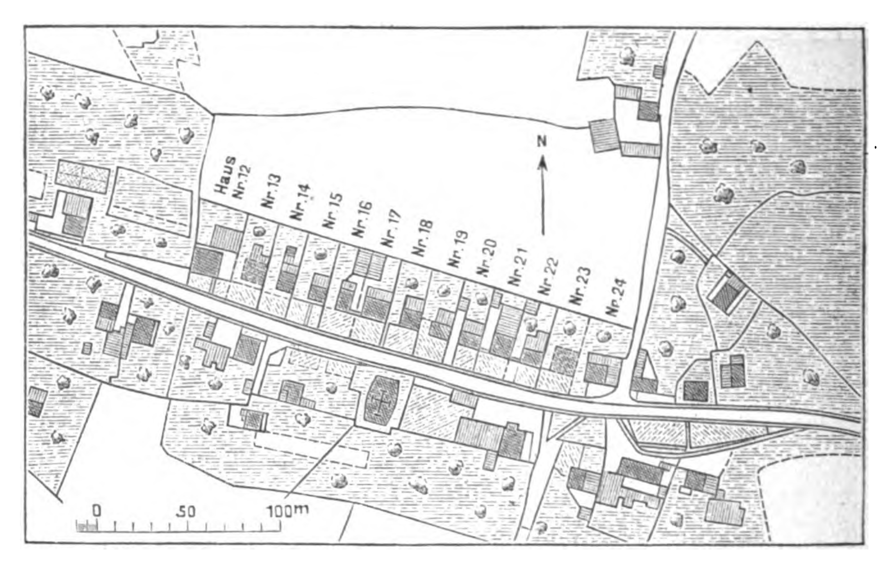


Abb. 1. Plan von Dommelstadel.

a. Inn zu verfolgen gesucht.[1]) Bei dieser Arbeit sind manche Streiflichter auch über den eigentlichen Arbeitszweck hinaus gefallen. Sie haben u. a. über die Entwicklung des Ortes Dommelstadel so eigenartige Aufschlüsse geboten, daß es besonders in unserer Zeit, wo die Siedlungsfrage hervorragende Bedeutung erlangt hat, gerechtfertigt sein mag, sie zusammenzustellen.

Die Ortschaft Dommelstadel liegt etwa 1 km von Schloß Neuburg a. Inn entfernt, zwischen diesem und Passau auf der Höhe des linken Innufers. Sie zeigt die Erscheinung eines Reihendorfes und zieht sich zu beiden Seiten der Staatsstraße hin. (Abb. 1). Die Häuser an ihrer Nordseite tragen eine gewisse Einheitlichkeit zur Schau, die, wenn sie sich auch heute mehr in ihrer Lage zum Grundstück als in ihrer Gestalt geltend macht, sofort auffällt. Es sind meist einstöckige Häuschen, die durch Gärten von der Straße abgedrängt und von Obstbäumen umgeben sind. Zur Maienzeit wird die ganze Dorfanlage in ein Blütenmeer getaucht, das weit hinaus über die herrliche Innlandschaft grüßt und leuchtet.

So schwierig sonst oft die Frage der Ortsnamenerklärung und wissenschaftlichen Begründung sein mag, im vorliegenden Falle ergeben sie sich sehr einfach. Der Name hat mit der Vogelwelt nichts zu tun, er ist vielmehr eine in der Mundart begründete Umgestaltung von „Tummelstadel". Dieser Stadel scheint also der Ausgangspunkt der Siedlung zu sein. Das wird auch durch A. R.[2]) 1666 bestätigt, wo für Zimmermeister Zuber „für Auferbauung des neuen Jägerhauses am Thumblstadl" 40 fl. verrechnet werden. Der Name weist auf Beziehungen zum benachbarten Schlosse Neuburg a. Inn hin, dem Sitz der jeweiligen Herren der Grafschaft gleichen Namens. Wir werden uns unter der Bezeichnung eine gedeckte Reitbahn zu denken haben, in der die Pferde der Herrschaft zugeritten wurden. Aus dem Urbar 1674[3]) ist zu ersehen, daß allein in der Stallung im Südflügel der gräflichen Hauptburg 48 Pferde standen, während noch ein weiterer „Roßstall" für 6 Pferde in der Vorburg vorhanden war; eine derartige Anlage erscheint daher wohl gerechtfertigt.

Wann der „Tummelstadel" errichtet worden ist und an welcher Stelle er gestanden hat, darüber schweigen sich die Akten aus. Klämpfl gibt an, den Namen „Thumblstadl" zum ersten Male im Jahre 1642 gefunden zu haben;[4]) der Bau, der wahrscheinlich aus Holz hergestellt war, fällt sonach noch in jenen Zeitabschnitt, in welchem die Grafen von Salm Besitzer der Grafschaft gewesen sind (1525 bis 1654). A. R. 1665 führt an, daß der Wirt „am Thumblstadl" zu Georgi jährlich 12 fl. Stift bezahlt. Schon im Urbarium 1674 begegnen wir der Bezeichnung „Tomlwürth". Sie ist durch Vorstehendes erklärt und die Örtlichkeit bestimmt, da das Gebäude, nachdem es 1878 durch Brand zerstört worden war, an der gleichen Stelle wieder aufgebaut worden ist. Weil sich auch die Schmiede in der Nähe dieses Wirtshauses befand und noch befindet, wenn auch der heutige Bau nicht gleichzeitig mit jenem entstanden ist, so ist anzunehmen, daß auch der Tum-

[1]) Die Drucklegung der ziemlich umfangreichen Studie ist durch die Ungunst der Verhältnisse bis jetzt verhindert worden.

[2]) In dieser Weise kürzen wir im Folgenden die Bezeichnung „Amts-Rechnung der Grafschaft Neuburg a. Inn" ab. Soweit diese A. R. erhalten sind, werden sie im Kreisarchiv zu Landshut verwahrt.

[3]) Vergl. M. Kronenbitter, Zeitschrift für Volkskunst und Volkskunde 1911, S. 28 u. f.

[4]) Geschichte der Grafschaft Neuburg a. Inn im 11. Band der Mitteilungen des historischen Vereins von Niederbayern. Jahrg. 1865. S. 103.

melstadel in der Nähe gestanden hat. Auch Klämpfl nimmt ihn hier, d. i. in der Nähe der jetzigen Pfarrkirche an. Im übrigen scheinen an der Stelle der heutigen Ortschaft auch nach 1660 noch wenige Häuser gestanden zu haben.

Im Jahre 1654 ging die Grafschaft Neuburg a. Inn in den Besitz des Grafen Georg Ludwig v. Sinzendorf, kaiserlichen Hofkammerpräsidenten, Präsidenten der böhmischen Kammer usw. über. Die Bürgerschaft von Neuburg „und was zum Schloß gehörig mit Einschluß der Hofwirth" zählte im Jahre 1659 nur 207 Personen einschließlich der Bewohner der Häuser „am Thumblstadl". Das Hofamt umfaßte weitere 360 Seelen, und die ganze Grafschaft hat „3302 Einwohner ohne Kinder."[5]) Im Jahre 1656 betrug die Gesamtzahl 3128 Seelen. Auf die sehr bemerkenswerte Tatsache dieser durch Sinzendorf wiederholt veranstalteten, wenn auch nicht ganz einwandfreien Volkszählungen weist Mitterwieser hin.[6])

Den ersten Aufschluß über die Größe der Ortschaft Neuburg, die schon im Jahre 1338 die Marktfreiheiten zu Wasser und zu Land erhalten hatte, gibt uns das „Registrum des Urbar zu Neoburk ob Passaw auf dem Inn anno 1440."[7])

Wir finden dort in Markt Neuburg nur 14 zur Grafschaft zinspflichtige Haushalte. Unter diesen sind die Haushaltungen der gräflichen Beamten nicht aufgezählt, auch sind die Berufe der Steuerzahler nicht genannt.

Das Urbarium von Markt Neuburg[8]), das nach 1665 angefertigt und bis 1681 ergänzt ist, zählt im Anfertigungsjahr 55 Haushaltungen auf. Auch hier sind die gräflichen Beamten, soweit sie im Schlosse und dessen unmittelbaren Zugehörungen wohnen, nicht genannt; ebenso sind die am Tummelstadel wohnenden Familien nicht mitgezählt.

Daß Dommelstadel viel jünger als Neuburg ist, klingt heute noch in der merkwürdigen Tatsache nach, daß die politische Gemeinde den Namen der Ortschaft Neuburg a. Inn führt, obwohl heute Dommelstadel weit mehr Einwohner als jenes besitzt, zudem Sitz des kathol. Pfarramts, der Gemeindeverwaltung und Schule ist.

Unter den vom Markturbar genannten 55 Haushaltungsvorständen in Neuburg befinden sich 1 Hofzimmermeister, 1 Hofbinder, 1 Hofwirt, „1 Hofförg nach Passau"[9]), 1 Bader, 1 ehemaliger Brunnengraber, 1 Gärtner, 3 Fischer, 1 Hafner, 1 Schreiner, 1 Hufschmied, 1 Metzger, 1 gewester Metzger, 1 Metzgers Witwe, 3 Leineweber, 1 Zeugweber, 1 Bäcker, 3 Bäckers-Witwen, 3 Schneider, 5 Schöfleute[10]), 1 Schöffmanns Wittib, 2 Schöfleute und Fischer, 3 Schuster, 1 Zimmermeister, 1 Zimmermann, 2 Wagner, 4 Tagwerker, 1 Drahtzieher[11]), 1 Gerichtsschreiber, ferner sind 5 Inwohner ohne Nennung des Berufes, wohl Häusler, und 2 Witwen angeführt. Der Beruf ihrer Ehegatten ist nicht genannt. Endlich wird 1 Pflegerswitwe verzeichnet.

Diese Angaben können wir hinsichtlich der nächst dem Tummelstadel Ansässigen nicht ergänzen. Die Aufzählung der Einwohner von Markt Neuburg im Urbarium 1674 weist zwar um 5 Anwesen mehr auf, zeigt aber im Einzelnen keine wesentlichen Veränderungen. In der Übersicht der zum „Hofamt" gehörigen Untertanen sind jene, welche nächst dem Tummelstadel wohnen, nicht ausgeschieden. Die Zahl der Haushalte beträgt 80. Von den Vorständen derselben werden nur 9 als Handwerker bezeichnet, 5 sind Tagwerker, einer von diesen zugleich Drechsler. Weiter erscheinen einige gräfliche Beamte und 1 Wirt. Von den übrigen, bei denen der Beruf nicht genannt ist, werden fast alle Landwirte sein. Unter den Handwerkern finden wir neben dem Ziegelmeister und dem Sägmüller 1 Leinweber, 1 Weber, 2 Schuster, 1 Gold- und Silberplätter, 1 Schlosser und 1 Schneider.

Graf Sinzendorf war ein ungemein unternehmender Mann, der es verstand, sagen wir, in großzügiger Weise, die Mittel für seine Hofhaltung in der verschiedensten Art aufzubringen. Und daß seine Liebhabereien, von denen die Bauarbeiten auf Schloß Neuburg a. Inn doch nur einen Teil bildeten, bedeutende Mittel erforderten, mag schon aus diesem Teil ersehen werden. Diese Mittel lieferten ihm nicht nur die Einkünfte aus der Grafschaft und seinen Besitzungen in Böhmen und Ungarn, der Wein, den er von den dortigen Gütern heraufschaffen ließ, um mit ihm einen schwunghaften Handel zu betreiben, er wußte sich auch durch gewerbliche Unternehmungen verschiedener Art Einnahmequellen zu verschaffen. So errichtete er in Wernstein, seinem Schlosse gegenüber, eine Werkstätte und fertigte dort neben echten auch leonische Gold-

---

[5]) A. R. 1659, Bl. 155.

[6]) Propyläen 1919, 20. Lieferung. — Ein bayerischer Industrieritter. — Da Sinzendorf dem österreichischen Hochadel angehörte, auch österreichischer Kronbeamter war, und die Grafschaft Neuburg a. Inn zu Österreich gehörte, so ist nicht erfindlich, warum Mitterwieser den Grafen als bayerischen Landsmann in Anspruch nimmt.

[7]) Geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien 1010/719.

[8]) Kreisarchiv Landshut, Rep. 101/4 F. 135.

[9]) Für die Boten- und Lastfahrten der Herrschaft auf dem Inn. Von einem gräflichen Leibschiff berichten die A. R. mehrfach.

[10]) Schiffleute für die Salzfuhren auf dem Inn; sie hatten auch die Überfuhr zu besorgen.

[11]) Das Urbar berichtet, daß von den „unterschidlich in der Costenwein'schen Behausung baldt ein- und ausziehenten Tradtziehern und andern gar ungleich zur Stüfft gereicht" wurde.

und Silberborten[12]). Der oben erwähnte Drahtzieher sowie der „Gold- und Silberplätter" werden für diese Fabrik gearbeitet haben. Weiter ließ er Goldwäscherei im Inn betreiben; der Ertrag der letztgenannten Arbeit war sehr gering. Auch mit Goldmacherei versuchte er sein Glück; der Laborant Lissek, der in den Rechnungen mehrfach genannt wird, scheint mit dieser Aufgabe betraut gewesen zu sein. Oberhalb der „Neusilser Saagmihl" war eine Pulvermühle gebaut worden, deren Betrieb jedoch schon 1665 eingestellt worden ist, obwohl offenbar zur Förderung der Pulverherstellung der Graf sich auch auf die Salpeterbereitung geworfen hatte. „Zunegst des Tomelstadl-Würthshauß ist von gdg. Obrigkheit ao. 1664 ein großer langer Salliter Stadl erpaut und vol Erden zur Pflanzung angefihrt auch einmahl völlig außgesotten worden, an der herunteren Seiten dessen ist die Hitten zur Siederey, oben daran ein kleins Heußl, in welchem die Pflanzung angericht wird."[13]) Zahlreiche Betriebsausgaben im Jahre 1665 lassen ersehen, daß damals lebhaft gearbeitet wurde, während vom Frühjahr 1668 ab der Betrieb ruhte. Nach einem kurzen Versuche ihn wieder aufzunehmen, finden wir im Jahre 1676 die Bemerkung, daß das Salitersieden eingestellt werde. Die Hütte am Saliterstadel ist bald darauf zusammengebrochen, das Häuschen auf der anderen Seite aber wurde an Adam Paumgartner verkauft.

A. R. 1674 verzeichnet, daß „dem Friedrich Pallauf Würth am Dumblstadl vmb seinen halbeten Thumblstadel vmb willen ihme solich großes Gepey zu unterhalten schwerlichen gefahlen, vnd ohne dem zertheilt hat, so zu einer Zeugholzhütten worein man aller handt vorrath an Holz legen vnd einspören khan . . ." 12 fl. bezahlt wurden. Weiter finden wir dort anschließend eine Ausgabe von 16 fl. 33 kr. gebucht. Empfänger ist „Jörg Haybmayr Zimmermann vmb das er erstgedachten halben Thumblstadl auf Walzen yberschoben vnd halbe Seit mit Scharschindl neu eingedeckht auch völlig zuegericht hat."

Demnach war der Tummelstadel aus dem Besitz der Herrschaft in die Hände des Wirtes übergegangen und wurde 1674 zur Hälfte wieder zurückgekauft.

[12]) Vergl. Des gewesten Hofkammer-Präsidenten Grafen v. Sinzendorfs Gold-Fabrique zu Neuburg am Inn — Aretin, Nachrichten zur baierischen Geschichte II, S. 302. München 1810. — Wie wir dort lesen, hat Sinzendorf das Privileg, daß er „leonisch Gold- und Silberdraht in den Erblanden mochte zielen und doch in den ordinair Preiß des guten verkauffen" von einem gewissen Jakob Müller von Lindau am Bodensee erhandelt.

[13]) Urbarium der Grafschaft Neuburg a. Inn im Allg. Reichsarchiv München. Die Jahreszahl 1674 bei Klämpfl a. a. O. S. 104 ist ein Druckfehler. Im Erstdruck dieser Studie hatten wir sie übernommen.
Salliter, vergl. Schmeller II. 254.

Der Saliterstadel und der Tummelstadel waren also gleichzeitig vorhanden. Ersterer soll mündlicher Überlieferung zufolge längs der Straße zwischen dem Dommelwirtshaus und der Kirche gestanden, gemauerte Wände, ein Steildach und am Ostgiebel ein großes Tor besessen haben. Beide Gebäude dürften ganz nahe bei einander gestanden sein.

Sinzendorf ließ durch „Perckknappen", so aber „kein gut Art gefunden", Mutungen vornehmen, versuchte Glasmacherei und baute neue Kalköfen; der „herobere und der undere Ziegelstadel" sowie die Kalköfen wurden lebhaft betrieben, die Fischweiher erfreuten sich sorgfältiger Pflege, in den Bächen wurde nach Perlen gefischt[14]), und auch des Grafen Interesse am Schlosse Neuburg a. Inn erhält durch die umfassenden Anlagen für Obstbaumzucht, die er hier geschaffen hat, und die Sorge für Obstverwertung ein wirtschaftliches Gepräge.

Über weitere bemerkenswerte Unternehmungen des Grafen, die auf die Ansiedlung von Handwerkern abzielten, und diesen Wohnungen zu schaffen bezweckten, gibt uns wichtige Aufschlüsse ein am 15. Juli 1665 im Auftrage des Grafen verfaßter „Baukontrakt der bey der Grafschaft Neuburg am Ihne mit dero Hofzimmermeister wegen Auferpauung vier Heusser beschlossen worden ist."[15]) Der Hofzimmermeister Ruprecht Zuber verpflichtet sich durch ihn, vier Häuser von Holz nach seinem „eingereichten Abriß von Grundt auß" neu zu erbauen. Von der Herrschaft werden ihm hiezu das vorhandene „ausgehackte Pauholtz", Läden (dicke Bretter), Latten und Legschindeln geliefert; was noch fehlt, muß er selbst mit seinen Leuten an anzugebenden Orten schlagen und zurichten. Für diese Arbeitsleistung sollen 200 fl. bar und von jedem Haus ein Reichsthaler „Leykhauff"[16]) bezahlt werden; weil der Meister sich „der so klugen Dingnuß so hoch beschwehrt", werden ihm als „Zuepuß" das zum Zimmern untaugliche Wipfelholz und „die Scheitten, jedoch nur zu einer Hauß Notturft verwilligt, damit die Holz nit zuvil oder zu seinem unzuläßigen Fortl übrig gehackth werden". Die A. R. 1665 meldet, „daß 6000 Scharschindeln zum Eindecken der neu erpauten Heisser" mit 10 fl. 30 kr. gebucht, und weiterhin wiederholt Schindeln und Läden zu Böden geliefert wurden. — Damit be-

[14]) A. R. 1677, Bl. 144. Die Lage der Ziegelstädel ist einerseits vermutlich noch in den Hofnamen „Zieglthoma" und „Laimbauer" dann „Zieglmeister" in Saustallen zu erkennen, andererseits wird jener in Kopfsberg häufig erwähnt. Der erstere wird mit dem „herobern", der andere mit dem „unteren" Ziegelstadel gemeint sein.

[15]) Akten betr. die Grafschaft Neuburg a. Inn im Finanzarchiv in Wien, Bl. 362 u. f. Auf diese Akten nehmen wir im Folgenden Bezug unter der Abkürzung A. F. W.

[16]) Schmeller I, S. 1536.

ginnt eine Reihe von Aufzeichnungen, die von einer lebhaften Bautätigkeit Zeugnis gibt. Da sich in den Amtsrechnungen meist nur zusammengefaßte Angaben finden, welche die Bauausgaben nicht auf die einzelnen Gebäude ausscheiden, die Belege aber fehlen, so läßt sich der Aufwand für ein Haus nicht feststellen.

In dieser Weise ließ Graf Sinzendorf zunächst in den Jahren 1665 und 1666 insgesamt sechs Häuser erbauen. Es scheinen die Anwesen mit den heutigen Hausnummern 12 bis 14 und 21 bis 23 gewesen zu sein; wegen späterer, nicht genau zu verfolgender Vertauschungen läßt sich dies nicht mit Bestimmtheit feststellen. In diesen Anwesen wurden als Pächter 1 Hutmacher, 4 Tuchmacher und 1 Hafner angesiedelt.

Abgesehen von der erwähnten Gruppe von sechs Häusern ließ Graf Sinzendorf im Umkreise des Schlosses zerstreut sieben weitere Anwesen bauen. Von diesen neuen Häusern, die sich aus A. R. 1675 feststellen lassen, wurden zwei verpachtet, vier verkauft und eines stand zeitweilig leer. Das „Bstandtgeld" betrug 4 fl., die Kaufsummen bewegen sich zwischen 75 und 190 fl. Die Berufe der Inhaber sind leider nur teilweise angegeben, es wird nur ein Weber und ein Tabakpflanzer genannt.[17]) Während das nächst dem Costenweinhaus[18]) neuerbaute und von Georg Schwarzpauer um 150 fl. gekaufte Haus südwärts der Burg lag, haben wir das von dem Weber Hans Amereyinger um 190 fl. erworbene neue Haus an der Innleite zu suchen.

Daß Sinzendorf trotz dieser zerstreuten Neubauten den Plan festhielt, bei dem Tummelstadel eine größere Siedlung erstehen zu lassen, geht aus späteren Bauausführungen hervor. Am 22. Januar 1676 wird dem Sebastian Auer dort „das Grundstück worauf die neuen häuser gebaut werden sollen vnd auf 200 Schritt lang ist" mit 31 fl. 30 kr. bezahlt. Die Bauplatzerwerbung scheint sich sohin in sehr einfacher Weise vollzogen zu haben. Die Straßenlänge der Anwesen 15 bis mit 20 entspricht der genannten Bauplatzausdehnung. Noch im Jahre 1676 erstehen hier neuerdings sechs Häuser, denen anscheinend bald noch zwei weitere folgten, so daß in A. R. 1677 (Bl. 134) von acht neuen Häusern die Rede sein kann; nur sieben dieser Häuser scheinen in die Flucht der früher längs der Straße in Dommelstadel gebauten gestellt worden zu sein, und zwar die Schmiede als erstes Haus (Nr. 24), die übrigen dürften die dort genannten Nummern tragen. Unter den Bewohnern der so vervollständigten Häuserreihe finden sich in A. R. 1679 zunächst alle jene Handwerker, die als Ansiedler im Jahre 1677 in den ersten sechs Häusern schon genannt sind; doch sind die Anwesen in umgekehrter Reihenfolge aufgezählt. Während sie dort in der Reihe von West nach Ost angeführt erscheinen, beginnt hier die Zählung im Osten. Zu den 1677 genannten Ansiedlern kommen nun ein Schmied in der „halbgemauerten Schmidten", die also wohl anstelle der eingangs erwähnten alten Schmiede neu erbaut worden ist, weiter ein Bäcker, ein Schneider, ein Metzger, ein Schreiner und ein Pfeiffer, dann im Saliterhäusl, also auf der Südseite der Straße, das offenbar als 14. Haus gezählt ist, ein Mann ungenannten Berufes. Endlich wird ein Mann in der „Harrstuben"[19]) genannt, während das neue Haus, das auf dem öden Schusterhof erbaut worden ist, ebenfalls von einem Mann ungenannten Berufes bewohnt wird. Von diesen 16 neuen Häusern werden nur 13 als am Tummelstadel gelegen betrachtet[20]) und dieser Siedlung im engsten Sinne zugezählt.

A. R. 1676 verrechnet für Schloß Neuburg a. Inn „110 kleine Liecht Sällen so auch zu Neuen Häusern gebraucht." Diese Stelle wird durch eine andere in der gleichen A. R. erläutert, wo für den „bey den neuen Heusern gemachten in die 200 Schritt lang hochen Liechtzaun 3 fl. 40 Kr." als Arbeitslohn gebucht werden.

Auch der hübsche Bestand des Wagner-Hauses (Nr. 6) scheint in seiner heutigen Gestalt von

[17]) A. R. 1677. Auch dem „Bürger und Wägner Michael Reister" in Dommelstadel wurde 1677 gegen eine jährliche Abgabe von 3 fl. das Tabakpflanzen auf seinem eigenen Grund und Boden auf 10 Jahre gestattet. Im Jahre 1679 wird das Recht der Tabakpflanzung neun Ansitzern um jährlich durchschnittlich 1 fl. 30 kr. bewilligt. Noch im 18. Jahrhundert finden wir die aus diesem Anlaß eingehenden Abgaben verzeichnet (1705).

[18]) In einem Schriftstück, datiert vom 5. März 1681, das sich im Finanzarchiv in Wien befindet (Bl. 451 bis 454) ist dafür „Kosten-Weinhaus" geschrieben. Dies ist eine Entstellung; der Name ist durch einen früheren Besitzer, den Amtmann Costenwein, festgestellt. „Das nächst dem Costenweinhaus ganz neu erbaute Haus zusamt dem zuegericht und eingedeckhten Bädl" wird A. R. 1675 zufolge mit einem Inmann besetzt. Dem oben Mitgeteilten gegenüber ist es fraglich, ob beide Mitteilungen sich auf den gleichen Neubau beziehen. In der Gestalt scheint das Schwarzpauer-Haus der beigefügten Beschreibung zufolge den Neubauten am Tummelstadel entsprochen zu haben. Trotz späteren Wechsels der Besitzer ist der Name als Hausname erhalten geblieben. Nach Klämpfl a. a. O. S. 154 war Schwarzbauer Golddrahtzieher.

Besonders bemerkenswert ist die Erwähnung des Bades. Daß das Überwasser einer dort in der Nähe liegenden Quelle der Schloß-Wasserleitung zu Badezwecken benutzt worden sei, ist bei der geringen Ergiebigkeit derselben nicht anzunehmen, näher liegt dagegen die Vermutung, daß die unterhalb des Hauses Nr. 30 jetzt Nr. 119 — des ehem. Costenweinhauses — auf der Wiese zu Tage tretende eisenhaltige Quelle damals verwertet worden ist.

1676 finden wir, daß Joachim Kissinger „alß ein Inwohner von dem ersthin zuegerichten Badt Stibel" 2 fl. zahlt. Es hat also eine Neuverpachtung des Badehäuschens stattgefunden.

[19]) Schmeller I, S. 1144.

[20]) Zwischen Bl. 57 und 58 der A. R. 1684 liegt ein Verzeichnis der Häuser, das nur diese Zahl anführt, und auch die der A. R. 1679 zu entnehmende Übersicht führt die Bezifferung nur für 13 Häuser durch.

einem Sinzendorfschen Grundriß auszugehen, wo der Wohnteil des Hauses später massive Mauern erhalten hat. Mit seinem allerdings erst um 1870 in Holz hergestellten Obergeschoß und dem Steildach vertritt heute gerade dieses Haus eine in der Umgegend häufige Bauweise.

Inwieweit durch alle diese Ansiedler Vertreter noch nicht ansässiger Berufsarten eingeführt worden sind, läßt sich nicht genau feststellen, da, wie oben bemerkt, die Berufe nicht aller Neuansiedler angegeben sind. Auf Grund der vorhandenen Angaben lassen sich dem Markturbar gegenüber als solche bis 1679 nur ein Pfeifer, ein Hutmacher und vier Tuchmacher feststellen.

Mit dem Abschluß dieser Bautätigkeit ist die Entwicklung der Ortschaft ins Stocken geraten. Wohl wurde zu Anfang des 18. Jahrhunderts dort eine Kapelle gebaut, die 1716 erweitert und mit einem „kleinen plöchernen Thurm" und Glocke versehen worden ist. Sie machte später um 1745 der reizenden Pfarrkirche Platz. Außer dem Hause des k. Revierförsters Seb. Rauschner, seit 1858 Schulhaus, dem Pfarrhaus, vorher „Lakenschusterhaus", und dem in neuester Zeit gebauten Benefiziatenhaus sind nur wenige Gebäude dazu gekommen, so daß, wie der Lageplan ersehen läßt, die Sinzendorfschen Häuser heute noch den Hauptbestand des Ortes bilden.

Tritt man von Osten her in die Ortschaft ein, so ist schon das dritte Anwesen zur Rechten die Schmiede (Abb. 1, Lageplan, Haus Nr. 24). Auf sie folgen in annähernd gleichen Abständen die übrigen in der Ortschaft von Sinzendorf gebauten Häuschen. Sie besitzen alle annähernd gleichen Grund und Boden. Man darf diese heutigen Verhältnisse wohl noch als den bei der Erstanlage geschaffenen Zustand betrachten. Die ursprünglich zugemessene Fläche beträgt einschließlich der überbauten Fläche etwa $1/5$ bis $1/4$ Tagwerk (680 bis 850 qm) und genügte für ein Gärtchen und ein kleines Feld. Nur zwei Anwesen, die Anwesen 16/17 und 21/22 sind im Laufe der Jahre in die Hände des Nachbars gekommen. Dadurch wurde ein Hof gebildet, der durch einen Torbogen gegen die Straße abgeschlossen worden ist. Der Umstand, daß das Anwesen Nr. 12 den Hausnamen „Tuchmacher" führt, läßt ersehen, daß an Stelle dieses neueren Hauses ein Sinzendorfsches Häuschen gestanden hat. Das heutige Anwesen dort ist im Jahre 1864 erbaut worden. In dem dem Steuerblatt entnommenen Lageplan sind die hauptsächlichsten Änderungen eingetragen, alte Grundstückgrenzen und abgebrochene Wohnhäuser sind gestrichelt angegeben. Weitere Berichtigungen des schon 1826 aufgenommenen Planes hinsichtlich späterer Abbrüche und Anfügung untergeordneter Bauten mögen unterbleiben.

Beim Betreten der Häuschen der Reihe nach zeigt sich trotz großer Verschiedenheiten viel Gleichartiges, das auf eine Entstehung unter gleichen Einflüssen hinweist. Besonders die Anwesen mit den heutigen Nummern 14 und 15 verraten noch unverkennbar die gleiche ursprüngliche Grundform, die durch starke Blockwände gebildet wird (Abb. 2). Bei der Anlage scheint allerdings das „Zimmermannshaar" eine Rolle gespielt zu haben. Man betritt zunächst einen langgestreckten Raum a, in dem eine gerade schmale Treppe in den Dachraum, eine andere in den ursprünglich sehr einfach angelegten Keller führt. Dieser Raum wird als Werkstatt gedient haben; seitlich schließt sich eine große Stube b von etwa 30 qm Fläche an, hinter ihr folgt ein weiterer Raum c, wohl Schlafstube, mit 15—20 qm Bodenfläche. Im Dachraum ist eine Giebelstube eingebaut, vor der sich eine Galerie (Schrot genannt) über die ganze Breite des Giebels erstreckte. Die lichte Höhe im Erdgeschoß beträgt 2,40 m, oben 2,20 m. Spätere Anbauten haben den langgestreckten Raum verbreitert, um ihm neben dem Eingang eine seitliche Kammer abzugewinnen, nach rückwärts aber wurden Scheune, Stall, Holzlegen usw. angefügt. Die Aborte werden sich bei den Erstanlagen getrennt im Freien befunden haben. Die äußere Erscheinung der genannten Anwesen zeigen die Abb. 3 und 4.

So wird durch den Befund bestätigt, daß die Häuschen aus Holz gebaut waren. Bemerkungen in A. R. 1666 und 1676 berichten uns ergänzend, daß sie „mit rauhem Stain" untermauert worden sind. Das Dach wurde offenbar mit Scharschindeln gedeckt. Der Maurer mauerte „die Herdstatt" und den Rauchfang in der großen Stube. Da A. R. 1677 zu den neuerdings erbauten acht Häusern in Dommelstadel 25 510 Maurer-Ziegel verrechnet, werden diese für genannte Arbeiten verbraucht worden sein; sie dürften dem Bedarf für die massiven Bauteile entsprochen haben. Der Hafner hat „den Ofen" gesetzt — im Schlafraum c oder in der Werkstatt a — „den Oeben geschlagen und die notwendige Arbeit verricht". Sonach hat der Boden vermutlich im ganzen Erdgeschoß aus Lehmschlag bestanden und nur der Dachboden mit der Dachkammer war mit dicken Brettern (Läden) hergestellt; an anderen Stellen lesen wir, daß der Hafner auch „die wendt verstrichen", also wohl die Fugen zwischen den einzelnen Hölzern verstrichen und eine Art Wandverputz mit Lehm hergestellt hat. Diese Bemerkungen, die sich nur auf die im Jahre 1676 gebauten Häuser be-

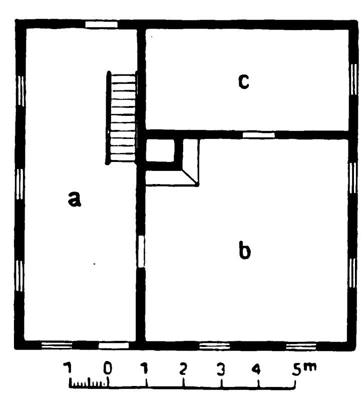


Abb. 2. Wohnhaus-Grundriß.

ziehen, werden auch für die 1665 errichteten Bauten in gleicher Weise zutreffend sein.

Hinsichtlich des Wertes der Häuschen finden wir in dem am 4. März 1681 aufgestellten Verzeichnis „was an Getreide, Wein und unterschidlichen Fahrnissen" vom Grafen Sinzendorf durch die Hofkammer übernommen wurde, unter Dommelstadel „Neupau" folgende Angaben:

1. Die „Schöne Schmiede" (Haus Nr. 24) halb gemauert und obenauf gezimmert, trägt 14 fl. Hauszins und hat mindest gekostet . . . . . 250 fl.
2. nächst daran ein ganz gezimmertes Haus, worin ein Huterer wohnt (Haus Nr. 23)[21]) trägt jährlich 8 fl., hat gekostet . . . . 100 „
3. ein ebensolches, worin ein Hafner wohnt, Haus Nr. 22)[22]) ebenfalls 8 fl. Zins, Kosten . . . . 100 „
4. ein ebensolches „Pöckhen Pachstath" (Haus Nr. 21)[23]) trägt auch 8 fl., hat mit dem Pachofen gekostet . 120 „
5. ein gleiches von einem Pfeiffer um jährlich 4 fl. bewohnt (Haus Nr. 20)[24]) 100 „
6. ein Metzgerhaus (Nr. 19) für dies zahlt Hans Andorffer jährlich 10 fl. 100 „
7. Martin Korpacher des Schreiners Haus (Nr. 18)[25]) trägt jährlich 5 fl. 100 „
8. Egid Huber des Drechslers Haus (Nr. 17) zahlt jährlich 4 fl. . . 100 „
9. Sigmund Seigmann der Tuchmacher (Haus Nr. 16) zahlt für sein Haus jährlich 6 fl. . . . . 100 „
10. Andre Khögl auch Tuchmacher (Haus Nr. 15) desgl. 6 fl. . . . . . 100 „
11. Hannsen Seigmann Tuchmachers Haus (Nr. 14) ebenfalls 6 fl. . 100 „
12. Adam Paumgartners Haus (Nr. 13)[26]) Zins? . . . . 60 „
13. Wolf Mayrs auf der Straß (Haus Nr. 12?) besitzendes Häusl gibt jährlich 4 fl. Stuefft Bstandt, hat zu bauen gekostet . . . . 60 „
14. Item ist in diesem Hofgarten herunterhalb der Straß ein neues Heißl erpaut so vorher Maximilian Preumeuster an jetzt aber Mathiaß Sonleithner besitzt und hiervon jährlich Stuefft Bestandtgelt 4 fl. gibt, so taxiert in Paukosten . . . . . 60 fl.
15. die neuerbaute Harrstuben beim Zieglofen[27]) . . . . 40 „
16. Nächst des Costenwein-Haus ist neuerbaut des Drahtzieher Conrad Schadtmann Haus taxiert (Zins?)[28]) 60 „

Beigesetzte Bleivermerke vermindern diese Beträge bis fast zur Hälfte. Das unter 14 aufgeführte Haus lag südlich der Ortschaft, die später genannten lagen weiter abwärts.

Wenn wir die Kosten der Arbeitsleistung, den Wert der von der Herrschaft gelieferten Baustoffe und des Grundstückes berücksichtigen, erscheinen die Anwesen nicht hoch eingewertet, auch entsprechen diese Schätzungen den in A. R. 1675 genannten Verkaufspreisen. Aus den angegebenen Schätzungszahlen läßt sich schließen, daß zur Entstehungszeit 10 größere Häuser vollständig gleich waren, denn Haus 4 hat wohl durch Anbau des Backofens seine Wertsteigerung erfahren, weiter zwei Häuser kleiner, während sich die „Schöne Schmiede" schon durch das Obergeschoß vor den übrigen Gebäuden auszeichnete.

Da die Gärtchen vor den Häusern, die Räume hier und zwischen den Gebäuden Abwechslung schufen, welche im Laufe der Zeit durch massiven Ausbau der Wände, durch An- und Umbauten bereichert worden ist, so ist heute der Gesamteindruck der Siedlung durchaus nicht eintönig oder das Bild zerrissen, vielmehr mag es schon bald nach Fertigstellung der Siedlung freundlich und gut gewesen sein. Es ergeben sich daraus für unsere Zeit, die zur Typisierung drängt, manche Winke.

Im Vergleich mit der in A. R. 1679 gegebenen Inwohnerübersicht zeigt das Verzeichnis von 1681 mehrere Veränderungen; bemerkenswert ist vielleicht nur, daß wir statt des Schneiders Sieß in Haus Nr. 19 den Metzger und weiterhin neu einen Drechsler, nächst dem Costenwein-Haus aber einen Drahtzieher finden. — Für Miete zahlten die in den 1665 erbauten Häusern Sitzenden laut A. R. 1677 noch je 6 fl. Schon im Jahre 1679 finden wir von diesen den Hutmacher und den Hafner mit 8 fl. Zins verzeichnet, so daß sich im Hinblick auf die angeführte Schätzung der Anwesen eine Verzinsung von 8 v. H. des Wertes ergeben würde. Diese könnte zwar angesichts des üblichen Zinsfußes zu 5 v. H. und weil die leichte

[21]) Abgebrochen um 1880.

[22]) Abgebrochen; an seiner Stelle steht ein Stadel.

[23]) Bäckerei. Jetzt ein Neubau an Stelle des alten Gebäudes.

[24]) Neubau an Stelle des abgebrannten alten Hauses. Das alte Haus war das Geburtshaus des in der Sitzung des bayerischen Landtags vom 21. Februar 1919 schwer verwundeten Ministers Auer. Der Familienname erscheint schon in dem um 1665 hergestellten Markturbar. Im Urbarium von 1674 begegnen wir dem Namen mehrfach. Der oben genannte Sebastian Auer wird hier als „Gold- und Silberplötter im Schloß" genannt. Er besaß damals neben anderm das Mautner-Gütl zu Erbrecht.

[25]) Am Schrot auffallend reich geschnitzte Ballusterchen, die vermutlich nicht für dieses Häuschen hergestellt worden sind, sondern von Schloß Neuburg a. Inn stammen. Vergl. Abb. 4.

[26]) Abgebrochen vor etwa 15 Jahren.

[27]) Nächst dem Ziegelthoma finden wir heute noch die Hausnamen „Haarstubener" und „Haarstubenweber".

[28]) Vergl. oben Anm. [11]). Die dort erwähnten Handwerker hielten sich offenbar nur vorübergehend auf, während Schadtmann sich angesiedelt hat.

Bauweise der Häuser den Ansatz von 3 v. H. für Instandhaltung und Tilgung rechtfertigte, als angemessen bezeichnet werden, sie kann aber, wie die übrigen Beträge beweisen, der Berechnung der Mieten nicht zugrunde gelegt sein. Die auffallende Verschiedenheit derselben wird auch durch die Akten nicht aufgeklärt. Wir müssen annehmen, daß Rücksichtnahme auf die wirtschaftliche Lage der Mieter die niedrigen Ansätze bestimmt hat, während in den höheren die Zinsen für Bardarlehen inbegriffen sein dürften. Auch können nachträglich hergestellte bauliche Ergänzungen die Pachterhöhung veranlaßt haben, so z. B. bei den in Ziff. 3 u. 4 genannten Anwesen die Herstellung des „Prenn- und Pachofens".

Neben den übrigen ganz aus Holz hergestellten Häuschen nahm sich die Schmiede mit gemauertem Erdgeschoß und gezimmertem Obergeschoß besonders stattlich aus, was auch der Verfasser jenes Verzeichnisses von 1681 empfunden hat. An ihrer Herstellung hat neben einem einheimischen Handwerksgenossen der Maurer Franz Carlone gearbeitet, ein Mitglied der Künstlerfamilie dieses Namens, der wir in jener Zeit in Passau und Umgebung vielfach begegnen. Der Nachklang ihrer Tätigkeit ist heute noch bis in entlegene Dörfer hinaus festzustellen; Karl Antonio Carlone, wohl der Bedeutendste aus dem Verwandtenkreise, hat in Schloß Neuburg a. Inn Zeugen seiner Tätigkeit hinterlassen.

Außer den oben aufgezählten Handwerkern, die in Markt Neuburg a. Inn ansässig waren, finden wir in der nächsten Umgebung einen Hammerschmied Adam Schlager „im Dobl"[29]; seine Hammerschmiede und die Neufilser „Sag und Mihl"[30] waren Mittelpunkte für das wirtschaftliche Leben der Umgegend; letztere wird schon 1540 erwähnt. Finden wir auch in jener Zeit in Dommelstadel und Neuburg am Inn nicht viele Handwerker, welche die naheliegenden Schätze des Neuburger Waldes verwerten, so wurden diese doch vielseitig berechtigter und unberechtigter Weise in Anspruch genommen. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkte mögen nachstehende Zeilen bemerkenswert sein.

In einem von dem Pfleger Eggmiller und dem Gerichtsschreiber Joh. Georg Pollinger zu Neuburg am 30. Juli 1688 unterzeichneten Bericht „wie es mit denen durch die frembden Herrschaften und Underthanen in allhiesiger Grafschaft possedierten Grundstückhen gehalten oder vor eine Ordnung einzurichten sein mechte" wird Klage geführt, daß die derzeitigen Nutznießer den Wald durch unberechtigtes Langholzschlagen schädigen. Aus einem beiliegenden weder signierten noch datierten Bericht geht hervor, daß die Untertanen aus der Gegend von Ortenburg und Vilshofen „nur einschichtige Bäume sich aussuchen. Sie nutzen das Tannenholz nicht nur zu ihres Hauses Notdurft zu Zaunstecken, Leg- und Scharschindeln, sondern sie fertigen auch Weinstecken, die sie nach Österreich ausführen. Aus Buchenholz machen sie Sessel-Gestelle, Tisch-, Bett- und Fenster-Täfel, ferner Haarprecheln, Pfluegs-Grindl[31]), Rad-Felchen, Sengst-Kindl[32]), Dreschflegel, Rechen u. A. Es ist dies ihr Erwerb, denn sie können weder Getreide bauen wegen des bergigen Reviers noch Vieh halten."

Gefälliger Mitteilung des Bezirksamtes Vilshofen zufolge steht heute die Viehhaltung in der Gegend von Ortenburg jener in der weiteren Umgebung nicht nach, sondern überragt sie sogar; es hat dies seinen Grund in vermehrtem und besserem Futterbau in dieser Gegend gegenüber ausgesprochenen Getreidebaugegenden.

Daß als ein Grund für die Notwendigkeit der Durchforstung des Waldes angeführt wird „auf daß auch das Wildprädt wann Winterszeiten auf dem Eiß die Wölf an sye gerathen umb soviel unverhinderlicher durchfliehen möge"[33]) sei beiläufig bemerkt.

Graf Sinzendorf hat nach Vorstehendem mindestens 21 Wohnhäuser in der Nähe des Schlosses und nächst dem



Abb. 3. Aus Dommelstadel, Hs.-Nr. 15.

[29]) A. R. 1675 Bl. 94

[30]) A. F. W Bl. 122—136.

[31]) Pflugbaum, Schmeller I. 1004.

[32]) Sensenstiele. Schmeller II. 241.

[33]) A. F. W. Bl. 901 u. f.

Tummelstadel erbaut. Nicht mitgerechnet ist dabei ein im Schloßbereich gebautes Gärtnerhaus[34]), das links von der nach Vormbach führenden Straße stand. Nicht nach Wunsch sich entwickelnde Unternehmungen wurden bald wieder aufgelassen. Unter der Rubrik: „Auf Saliterarbeit" meldet die A. R. 1677: „weillen man auf öfters probiren bei dieser Pflanzung einig Nutz nit: sondern großen Schaden befunden, alß ist auf Ihro hochgräfl. Erz. genedig bevelch, zumallen man ohne dem das Tachwerch und selbiges Pauwesen widerumben mit uncosten reparieren missen, völlig abgeschafft und bevelch, daß man an selbiges Orth neue Häuser pauen solle."

Der Saliterstadel soll freundlicher Mitteilung des Herrn Bäckermeisters A. Neidlinger zufolge bis zum November 1878 gestanden haben, wo er gleichzeitig mit dem Dommelwirtshause einem Brandunglück zum Opfer fiel. Nachdem die Pulvermühle laut Urbar 1674 seit 1665 stillgelegen hatte, wurde sie 1681 zu einer „Tuchwalch" umgestaltet[35]) und damit für das neu angesiedelte Handwerk eine wichtige Förderung erzielt.

Die in Aussicht genommene Erbauung weiterer Häuser zu betreiben, war Sinzendorf nicht mehr vergönnt. Im Jahre 1680 erfolgte der Zusammenbruch. Seine Verurteilung hat er nicht lange überlebt. Er starb schon 1681.[36])

Siebmacher, Wappenbuch IV. 5. S. 368 u. f. gibt uns über die Vorgänge, die Sinzendorfs[37]) endlichen Sturz herbeiführten, die eingehendsten Aufschlüsse. Denselben wollen wir für unsere Aufgabe nur entnehmen, daß Sinzendorf im Verein mit seiner zweiten Gattin Dorothea-Elisabeth geb. Prinzessin zu Holstein-Sonderburg-Wiesenburg ein äußerst prunkvolles, verschwenderisches Leben führte. Das Streben, sich hiezu die Mittel zu verschaffen, führte ihn auf Abwege. So darf mit Sicherheit angenommen werden, daß es nicht soziale Überlegungen waren, die ihn bei der Schaffung der Siedlung in Dommelstadt geleitet haben. Bei den Verhandlungen, die mit ihm in der Frage stattfanden, wie er die bei seiner Verurteilung auf rund 2 Millionen fl. festgesetzte, durch kaiserliche Gnade auf $1^1/_2$ Millionen ermäßigte Schuld bezahlen solle, will der Graf die Herrschaft Neuburg zu 360 000 fl. gewertet wissen, während die Hofkammer in Wien für diese und weitere Besitzungen nur 300 000 fl. anzusetzen geneigt ist. Sinzendorf gab einem über die Verhandlung vorliegenden Berichte vom 15. Juli 1681[38]) zufolge zu, die Herrschaft billiger erstanden zu haben, gab aber zu bedenken, daß dies „nach dem großen Kriege" gewesen sei, wo die meisten Untertanen durch die Pest hinweggerafft waren, und daß es nur durch das aufgewendete Kapital möglich gewesen sei, den Besitz auf den derzeitigen Wertstand zu heben.

Durch diese Feststellungen werden die mit den Neuansiedlungen verfolgten Ziele beleuchtet. Zunächst wird der Zweck gewesen sein, die Einwohnerzahl zu vermehren, dann aber, sich Vertreter möglichst vieler Handwerksarten in der Nähe zu sichern, um sie für seine eigenen wirtschaftlichen Aufgaben zur Hand zu haben. In dieser Hinsicht bedurfte es nicht vieler Ergänzungen. Freilich feinere Arbeiten, die mehr als die einfachste handwerkliche Schulung erforderten, wur-

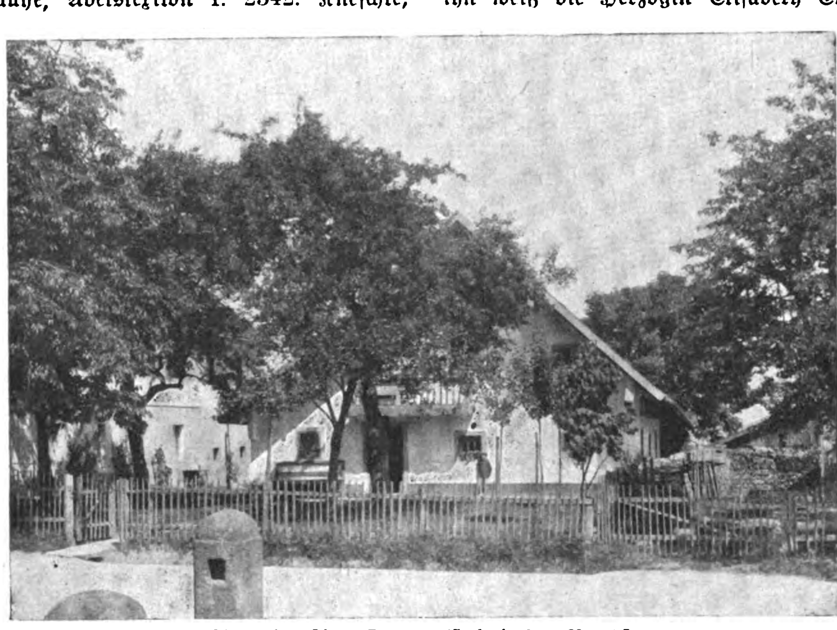


Abb. 4. Aus Dommelstadel, Hs.-Nr. 18.

[34]) A. R. 1675.

[35]) A. R. 1681 Bl. 28.

[36]) J. F. Gauhe, Adelslexikon I. 2342. Kneschke, Deutsches Adelslexikon VIII. 503 mit reicher Literaturangabe. Hübner, Genealog. Tabellen II. 623 u. f. Geheime Geschichten u. rätselhafte Menschen. Friedrich Bülau V., S. 295.

[37]) Die Darmstädter Galerie besitzt das Bild eines Grafen v. Sinzendorf von Nic. de Largillière (Kat. Nr. 151), einem 1656–1746 in Paris lebenden Maler. Da der Sohn Sinzendorfs, Philipp Ludwig, geb. 26. XII. 1671, kaiserlicher Botschafter am Hofe Ludwigs XIV. war, stellt es vielleicht diesen dar. Über ihn weiß die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans nichts Gutes zu berichten. Briefe derselben aus den Jahren 1676–1706, herausgegeben von Dr. W. L. Holland, Seite 261 und 416. Ausgabe von Wolfgang Menzel, S. 63 u. 94. Freilich wäre dieser Sinzendorf damals wenig älter als 30 Jahre gewesen, während man den dargestellten Herrn auf etwa 50 bis 60 Jahre schätzen möchte.

[38]) F. A. W. Blatt 649 und folgende.

den auch fernerhin von auswärts, Passau, Linz usw. bezogen. Nur das Hafnergewerbe fand so gute Vertretung und Bedingungen, daß wir späterhin auch neue Öfen für das Schloß von den einheimischen Hafnern bezogen sehen.[39]) Weiter wird aber die Einführung neuer Erwerbszweige und die Förderung des wirtschaftlichen Lebens auf die Hebung des allgemeinen Wohlstandes und nicht in letzter Linie seiner eigenen Einkünfte abgezielt haben. Daß er diesen Zweck in dem gegebenen engen Rahmen großzügig verfolgte, wird man anerkennen müssen. Ob die Herstellung der Häuser in der zweifellos vorliegenden Absicht, sie zu verkaufen, ein Geldgeschäft war, geht aus den Akten nicht hervor. Keinesfalls hat sie sich zu einer gewinnbringenden Unternehmung gestaltet, obwohl Sinzendorf auch die wirtschaftliche Entwicklung der Leute sehr zu fördern suchte. Sind wohltätige Stiftungen, deren sich ganz besonders die Kapuziner in Passau zu erfreuen hatten, naheliegend, da er, der vom protestantischen zum katholischen Glauben übergetreten war, im dortigen Kloster seiner Gattin eine Grabstätte gebaut hatte, so betätigte sich der Graf vielfach in selbstlos menschenfreundlicher Weise. Die Amtsrechnungen weisen jährlich einen eignen Abschnitt für „Almosen" auf, in welchem abgesehen von den an anderer Stelle verrechneten Reichnissen für die Kapuziner und Ausbildungsbeihilfen für die Söhne von Untertanen jährlich nicht unbedeutende Summen als Geschenke an Passanten wie türkische Gefangene, Geistliche, Pilger, Konventualen, tartarische Gefangene, verarmte und „ausgeplinderte" Edelleute, „Studenten so geistlich zu werden verlangt", „Obsammler für abgebrunnen Gottshauß", Musterschreiber, Klosterfrauen usw. verzeichnet werden; der Graf lieh auch den Handwerkern Geld auf Zinsen für Bezahlung der Steuern und besonders der Rüstgelder.[40]) Der Zinsfuß betrug 5 v. H., war also nach damaliger Übung niedrig. Eine Übersicht vom 5. August 1681 zeigt, daß damals die Tuch-, Hut- und Zeugmacher noch beträchtliche Schulden der Herrschaft gegenüber an Wollgeld und erhaltenen Darlehen hatten.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Siedlung hatten schwere Zeiten zu bestehen. In einem in Linz am 3. Nov. 1682 verfaßten Bericht des von der Wiener Hofkammer nach Sinzendorfs Sturz zum Administrator der Grafschaft bestellten kaiserl. Hofkammerrats Georg Constantin Grundemann von Falckenberg erwähnt dieser, daß von den neuerbauten Häusern beim Tummelstadel bisher nicht mehr als zwei — wobei nur die zuletzt gebauten gemeint sein können — trotz allen Bemühens verkauft werden konnten, daß die übrigen schon sehr baufällig seien und dringend repariert werden müßten. Die drei Tuchmacher und den Huterer habe Graf Sinzendorf nur „mit großer Mühe und verdröster Beförderung auß dem Reich herabgebracht." Sie seien aber trotz Stundung der früheren Darlehen noch immer recht schlecht daran: da sie ordentliche geschickte Leute sind, ist der Berichterstatter der Ansicht, man solle ihnen durch Darlehen und Absatzgewinnung zu helfen suchen.[41]) Gegen Ende des Jahres 1683 kauften Benedikt Fischer und Hafner Thoman Schiffer die von ihnen gemieteten Häuser.[42]) Während Hutmacher Gotthardt Gärber im Jahre 1686 in der Lage war, „das lange Jahr oedtgestandene Münzhauß[43]) zu Wernstein um 150 fl. zu kaufen und 50 fl. Anzahlung zu leisten, ist der Tuchmacher Georg Schöberl 1692 „vor Hunger gar gestorben und hat nicht sovil an Vermögen verlassen, daß ihme ein heyl. Möß hate gelesen werden mögen". — Heute ist nur ein einziger der vielen in der Neuansiedlung auftretenden Namen (Carlstöter) dort noch nachweisbar.

Aus Vorstehendem geht hervor, daß Dommelstadel seine heutige Ausdehnung dem Unternehmungsgeist des Grafen Sinzendorf verdankt, der mit der Schöpfung der besprochenen Siedlung ein bemerkenswertes Werk mindestens wirtschaftlichen Unternehmungsgeistes geschaffen hat. Heute ist die Erinnerung an diese Entstehungsgeschichte nicht mehr lebendig; Graf Sinzendorfs Bedeutung für sie ist vergessen; vergessen sind die glänzenden Tage, die Neuburg unter seiner Regierung erlebte und die in den prunkvollen Festtagen zu Ehren der Begegnung des Kaisers Leopold I. und seiner Braut, der Herzogin Eleonora von Pfalz-Neuburg, im Herbst des Jahres 1676 gipfelten.

Ein Vergleich der damals vertretenen Berufe mit den heute vorhandenen zeigt große Veränderungen. Der Fortfall der gräflichen Hofhaltung auf Schloß Neuburg a. Inn, der unter Sinzendorfs Besitznachfolgern etwa um 1720 eintrat, hatte einschneidende Folgen — was wir dort im Kleinen sehen, erleben wir heute im Großen. Später ziehen die Eröffnung neuer Verkehrswege, das Aufhören des Verkehrs und besonders der Salzfuhren auf dem Inn weitere Veränderungen nach sich. Wir wollen sie nicht im Einzelnen verfolgen und nur erwähnen, daß trotz wenig veränderter Einwohnerziffern den drei[44]) Wirten zu Sinzendorfs Zeit heute sieben gegenüberstehen. So findet auch die gesteigerte Lebsucht unserer Tage bezeichnenden Ausdruck.

[39]) A. R. 1695, 1731, 1734, 1741, 1744, 1745, 1746, 1747, 1750. — [40]) A. R. 1677 u. a.

[41]) F. A. W. Bl. 901 u. f.

[42]) A. R. 1684.

[43]) Zunächst hatte sich ein Salzburger Färber darum beworben. Grundemann schlug vor, für das Anwesen eine Färberfreiheit wegen der Lage am Wasser zu erteilen und zugleich eine Tuchwalke dort einzurichten: dieser Vorschlag wurde offenbar nicht verwirklicht. F. A. W. Bl. 451—454. — [44]) Dommelwirt, Hofwirt und „Fischerwürthshaus" in der Leite. Urbar 1674.



Der Sinzendorf'sche Altar bei den Kapuzinern in Passau.

Von Dr. Julius M. Groeschel.

„Georg Ludwig des heil. Röm. Reichs Erbschatzmeister Graf von Sünzendorf, Graf zu Thannhausen und Neuburg am Yhn, Freyherr auf Ernstbrunn, Herr der Herrschaften Friedau, Sünzendorf, Walpersdorf und Gföhl, Erbschenk in Österreich ob der Enß wie auch Ritter des goldnen Flüß, der Röm. Kayserl. Maj. geheimber Raht, Kämmerer und Hofkammerpräsident etc." besaß die Grafschaft Neuburg am Inn vom Jahre 1654—1680.

Er war 1653 zum Katholizismus übergetreten, und hatte in der Folge für die Kirche eine offene Hand. Besonders den Kapuzinern „im heruntern Klösterl" in Passau (Innstadt) erwies er sich als freigebiger Spender. Freilich war er auch eine Zeitlang Schuldner „zu unser lieben Frauen Hofkapelle ob Passau" mit einem Kapital von 4000 fl., das er mit 6 v. H. zu verzinsen hatte,[1]) und 1661 zurückbezahlte.

Die von seiner Seite dem genannten Kloster gewährten jährlichen Reichnisse und ihre Wertung finden sich in einem undatierten, wohl im Jahre 1680 entstandenen Schriftstücke, wie folgt, zusammengestellt:

1. 70—80 Klafter Brennholz per Klafter 25 Kr. . . . . . . 33 fl. 20 Kr.
2. Hack- und Fuhrlohn . . . . 40 „ — „
3. Baumöl zum ewigen Licht . . 25 „ — „
4. von jedem Sud Bier der Schloßbrauerei zu Neuburg am Inn „ein Spützfäßl" von 5/4 Eimer Inhalt im Wert von 1 fl. 45 Kr., „macht bei 100 Preu wenigst jährlich" 175 „ — „ [2])

Dies beziffert sich zusammen auf die ansehnliche Summe von 273 fl. 20 Kr. Nach Bedarf erhielt das Kloster ferner Wein, Getreide, Wildpret u. s. f. und in den baulichen Angelegenheiten kam ihm der Graf durch Lieferung von Ziegeln, Bauholz u. s. f. häufig zu Hilfe. Auch waren die Klosterbrüder fleißig Gäste auf Schloß Neuburg am Inn, wo im Erdgeschoß des Hauptburg-Nordflügels ein eigenes Kapuzinerstübchen, zeitweilig sogar 2 solche bereit gehalten wurden. Die Bewirtung dort ließ sie nichts entbehren.

Eine Folge dieser Beziehungen war es wohl, daß Graf Sinzendorf seine am 23. oder 24. November 1660 verstorbene Gattin erster Ehe Anna Regina aus dem Geschlechte der Jörger zu Tolleth [3]) bei den Kapuzinern in Passau beisetzen ließ. Die Beisetzung erfolgte in einer Seitenkapelle der Klosterkirche. Aus dem Umstand, daß im Monate November des Jahres 1860 „auf gnedig Beveich 140 Lemoni nacher Wien an Ihre Excell^a" gesendet wurden, mag geschlossen werden, daß sich die Hofhaltung damals dort befand, die Gräfin also dort gestorben ist. Das Fehlen weiterer diesbezüglicher Einträge in den A. R. 1660 und 1661, insbesondere über die Herstellung eines Grabmals, wird dadurch erklärt. Schon im Jahre 1662 wurde die Kapuzinerkirche in der Innstadt samt Kloster ein Raub der Flammen. Ob, und in welcher Weise dabei das Grabmal beschädigt worden ist, läßt sich nicht feststellen, denn die A. R. aus den Jahren 1662 bis mit 1664 sind leider nicht mehr vorhanden.

Graf Sinzendorf ließ die abgebrannte Kirche und das Kloster in den Jahren 1663—1668 auf seine Kosten zum frommen Andenken an seine Gemahlin wieder aufbauen. Über die Person des Baumeisters ist den vorhandenen Rechnungen nichts zu entnehmen. Wohl beruft sich der Baurechner auf Anordnungen des „Paumeisters", doch wird derselbe nirgends mit dem Namen genannt. Vermutlich lag die Ausführung der sehr einfachen Gebäulichkeiten in den Händen des fürstbischöflichen Baumeisters zu Passau.

Auch nach dem Wiederaufbau der Klosterkirche enthalten die A. R. nichts, was auf Arbeiten zur Instandsetzung oder Neugestaltung des Grabmals der Gräfin Sinzendorf Bezug hätte, doch findet seit dem Jahre 1668 ein „Seel-Jahrtag" statt, für welchen dem Kloster in den nächsten Jahren samt Aufwand für Kerzen, Almosen u. s. f. 45—50 fl. bezahlt werden.[4])

Über Kirche und Grabmal hören wir auch in den folgenden Jahren nichts, es finden sich nur Buchungen der üblichen und mancher besonderen Reichnisse an das Kloster, sowie der Aufwen-

[1]) Amtsrechnung der Grafschaft Neuburg am Inn 1660. Im Folgenden abgekürzt mit A. R. Den größten Teil des Materials entnehme ich den durch M. Kronenbitter-Buchner für die Baugeschichte von Schloß Neuburg am Inn gemachten Aktenauszügen.

[2]) Akten betr. Grafschaft Neuburg am Inn im Finanz-Archiv zu Wien, Fol. 487.

[3]) Klämpfl, Geschichte der Grafschaft Neuburg am Inn S. 50 in den Verhandlungen des Histor. Vereins für Niederbayern Jahrg. 1865.

[4]) Der Jahrtag 1668 scheint besonders vielseitig begangen worden zu sein. Wir finden in A. R. 1668 den Eintrag: „Den 23. Nov. auf Ihro Excell. Frauen Frauen Gräfin Seeligster Gedechtnus gehaltenen Jahrtag ist . . . auf geistliche Music, Körzen und der P. P. Capuciner tractament . . . 31 fl. 24 Kr. Item 1 Emer Wein p. 10 fl. dan 1 Vaß pier p. 6 fl. und absonderlich auf Almusen außgethailt worden 15 fl. also in Allem zusammen außgeben . . . 62 fl. 24 Kr. Weiter verrechnet A. R. 1668 für „Öhl, welches verwichen 1667, in die Ampel verbraucht worden ist . . . 15 fl. 52 Kr." Es handelt sich hier um ein Ewiges Licht, welches 1667 zum ersten Male erscheint. In den eingangs aufgezählten Reichnissen wird zwar das Ewige Licht erwähnt, für den Jahrtag ist aber nichts ausgesetzt.

dungen, welche auf die Verpflegung der zahlreichen Besuche der Klosterbrüder auf Schloß Neuburg am Inn erwachsen sind.

Was im Leben Sinzendorfs Veranlassung war zu der im Jahre 1674 im Namen des Grafen durch den Pater Guardian des Klosters erfolgten Bestellung von 9 Passionsbildern, wissen wir nicht. Sie geschah bei Maler Georg Urtlmayr in Passau und bildete die Einleitung zu weiteren größeren Aufwendungen. Dem Maler wurden zunächst 75 fl. als Abschlag bezahlt, die Restzahlung mit 141 fl. erscheint erst im folgenden Jahre. Der Schreiner erhielt für eichene Rahmen im Ganzen 36 fl., der Schlosser aber für „Steften und Bandt" 4 fl. 30 Kr. Die Bilder wurden also an Wänden vermutlich in der Kirche oder vielleicht auf der „geistlichen Stiege", der zum oberen Kloster führenden Treppe, befestigt.

Am 2. Oktober 1675 ist der Schloßhauptmann Juranovitch nach Passau gereist, hat „bei der Niderlag daselbsten zu thun gehabt, auch wegen des märbelsteinern Altars mit denen P. P. Capuzinern underredt." Von diesem Altar hören wir hier zum ersten Male. Gegenstand der Unterredung wird wohl die Frage der Aufstellung desselben in der Klosterkirche gewesen sein. Das Ergebnis der Besprechung war befriedigend, denn bald darauf erfahren wir, daß bei Bildhauer Wolf Weißenkirchner in Salzburg ein „gefrimbter märbelsteinerner Altar" bestellt, und für die Herstellung ein Betrag von 2200 fl. samt 12 Thalern Leykauf[5]) vereinbart ist. Im Jahre 1676 erhielt der Bildhauer „als erste Angab" 318 fl. — vermutlich zur Beschaffung des Materials — und später im gleichen Jahre 500 fl. als Abschlagszahlung. Weißenkirchner hat sich demnach bald an die Arbeit gemacht, sie aber wohl erst im Jahre 1677 fleißig gefördert, wie die in diesem Jahre verabreichten Abschlagszahlungen mit 400 fl. und 200 fl. schließen lassen. Dadurch sind im Ganzen 1418 fl. abbezahlt worden. Die Restzahlung findet sich nicht. Sie wird wohl erst im Jahre 1678 geleistet worden sein. Dieser Jahrgang der A. R. fehlt leider.

Um dem Altar eine entsprechende Aufstellung zu geben, mußte die Grabkapelle Veränderungen erfahren. Die Bauarbeiten wurden den Fortschritten in der Herstellung des Altars entsprechend erst im Jahre 1677 begonnen. Am 19. September 1677 hat der Schloßhauptmann gelegentlich eines Aufenthaltes in Passau „der Stucator-Arbeith bey der Capelle zugesehen und mit dem Pater Guardian wegen der Kirchen-Ausweißung geredt". Sonach wurde zugleich mit der Fertigstellung der Kapelle auch eine allgemeine Instandsetzung der Kirche in Aussicht genommen.

[5]) Schmeller, 1536.

Die Maurerarbeiten in der Kapelle scheinen nicht bedeutend gewesen zu sein. Es wird nur erwähnt, daß sie ein neues Gewölbe erhielt, jedenfalls in veränderter Form. Wenn die in Rechnung gesetzte Zahl von 500 Backsteinen[6]) den ganzen Verbrauch beziffert, so kann es nur geringen Umfang gehabt haben.

Am 20. Oktober 1677 erhielt „Maurermeister Carl Antonio Carlone umb das er in Jhro hochgräfl. Exc. Begräbnis-Kapelle bei den Kapuzinern zu Passau das alte Gewölb abgetragen und das Neue widerumb zu der Stockhator Arbeith erpauth hat, pactirtermaßen . . . 50 fl", während dem „Joh. Baptista Carlon Stockhator Meister vmb daß er in obgedachter Capele die Stockhator Arbeith sauber gemacht und verfertigt hat . . . 370 fl." ausbezahlt worden sind.[7])

Den bedeutendsten Teil der Neugestaltung bildete sonach die Stukkaturarbeit, die reich und umfassend gewesen sein muß, und sich nicht nur auf das Gewölbe, sondern auch auf die Wände der Kapelle erstreckt haben wird. Aus dem Umstande, daß am 9. November 1679 „dem Carl Antoni Carlon Paumeister wegen seines Bruders Joh. Baptista Carlon Stockhator in Passau umb Jhro Exc. Cappeln bei denen P. P. Capuzinern verrichten Arbeith 2 Emer 1676 jähriger Purgwein abgeben worden seint", die auf 20 fl. gewertet werden,[8]) muß man schließen, daß die Arbeitsleistung zu besonderer Zufriedenheit des Auftraggebers ausgefallen ist.

Für diese Kapellen-Ausgestaltung sind zweifellos Pläne oder doch Skizzen hergestellt worden, die vermutlich aus Meister Carl Antonio Carlones kunstfertiger Hand kamen. Da aber auch zur Verdingung des Altars eine Zeichnung desselben notwendig war, und diese auch dem Entwurfe für die Kapellen-Ausgestaltung zugrunde gelegen haben muß, dürfte der Schluß zu ziehen sein, daß auch der Entwurf für den Altar von dem gleichen Meister geliefert oder doch beeinflußt worden ist. Derselbe hat am 17. Mai 1676 aus der Grafschaftskasse „wegen vnderschidlich gemachter Abriß" 12 fl. erhalten; es läge nahe, diese Bezahlung mit den besprochenen Plänen in Beziehung zu bringen, doch könnten dieselben auch

[6]) A. R. 1677. Bl. 134.

[7]) A. R. 1677. Bl. 108.

[8]) A. R. 1680. Die Bezeichnung „Purgwein" darf keine Geringschätzung des Gewächses zur Folge haben. Es handelt sich nicht etwa um auf oder nächst der Burg gewachsenen Wein, vielmehr wurde der auf den Besitzungen Sinzendorfs in Österreich gebaute und teilweise auch gekaufte Wein nach Schloß Neuburg am Inn gebracht, in den dortigen großen Kellern eingelagert und weiterhin verkauft. Wir finden dort in jener Zeit Klosterneuburger, Walpersdorfer, Sinzendorfer „Fürlag"- sowohl als „Füll- und Speiß-Wein", zeitweilig auch Enzdorfer, Corherringer und Gugginger, aber auch „Sießen oder Tockheyer Wein". Die Keller bargen häufig über 2000 Eimer.

für Schloß Neuburg am Inn bestimmt gewesen sein, wo im gleichen Jahre größere Umbau-Arbeiten durch den gleichen Meister zur Ausführung gebracht worden sind, die wegen des erwarteten Besuches des Kaisers Leopold noch im Herbste jenes Jahres fertiggestellt werden mußten.

Unzweifelhaft geht aus der angeführten Stelle, die von Carl Antonio Carlones Arbeit in der Kapelle spricht, hervor, daß 1677 nicht eine Kapelle neu erbaut, sondern eine schon bestehende Begräbniskapelle neu ausgestattet worden ist. Da wir vermuten müssen, daß der Brand von 1662 die Gebäulichkeiten in der Hauptsache nur des Verbrennbaren beraubt, nicht aber gänzlich zerstört hat, wobei die Wohnbauten wegen des an ihnen vielleicht in weitergehendem Maße verwendeten Holzes mehr als die Kirche gelitten haben mögen, so dürfen wir wohl annehmen, daß bei der Wiederherstellung der Zustand der Kirche, wie er vor dem Brande war, festgehalten worden ist. Die Frage, ob die Beisetzung der Gräfin im Jahre 1660 in einer vorhandenen Kapelle stattgefunden hat, oder ob zur Aufnahme der Gruft damals eine eigene Grabkapelle hergestellt worden ist, vermögen wir nicht zu beantworten.

Nach allem Vorherigen steht fest, daß die Kapelle in ihrer neuen reichen Stukkaturausstattung und auch der Marmoraltar im Herbste 1677 fertiggestellt worden sind.

Das für den Altar bestimmte „Zinen Altar Bladt, worauf der hl. Antonius gemalt", bringt der Schiffmeister Bartlm. Härpflmayr von Linz nach Passau, und erhält dafür 2 fl. bezahlt. Clemens Peitler aus Ebersberg oder Ebelsberg bei Linz, dessen Namen wir in Oberösterreich und Salzburg häufig begegnen, hat es gemalt, und dafür am 2. September 1677 „den paktirten Macherlohn" zu 150 fl. erhalten, dem Lieferanten der Zinnplatte, Zinngießer Anton Pamberger in Linz, werden für diese 70 fl. bezahlt.

Im gleichen Jahre malte auf Veranlassung Sinzendorfs auch der Passauer Maler Georg Urtlmayr ein Altarbild. Dieses stellte die 14 Nothelfer dar, und wurde am 15. Dezember 1677 mit 60 fl. bezahlt.

Während der Verwendungsort des hl. Antoniusbildes wiederholt genau angegeben wird, heißt es bei diesem Bilde nur, daß es „in das Kapuziner Closter zu Passau" [9]) bestimmt war; deshalb und in Rücksicht auf den ganzen Altaraufbau, den wir noch kennen lernen werden, ist ausgeschlossen, daß es dem Marmoraltar zugedacht gewesen ist.

Die Frage, wohin es bestimmt war, würde uns hier nicht weiter zu beschäftigen haben, wenn nicht Erhard [10]) behaupten würde, daß sich bei der Klosterkirche (des unteren Klosters) eine von Graf Sinzendorf gebaute Kapelle der 14 Nothelfer befunden habe. Wir haben keinerlei Anhaltspunkte für die Annahme gefunden, daß mit der Person Sinzendorfs außer der Grabkapelle noch eine zweite Kapelle dort in Verbindung steht. Da aber die Grabkapelle bei Erhard nicht erwähnt wird und nur von jener der 14 Nothelfer dort die Rede ist, so liegt vielleicht eine Verwechslung vor, indem das Bild in eine andere Kapelle der Kirche gestiftet worden ist.

Erhard erzählt weiter, daß „Sinzendorfs schönes marmornes Grabmal sich in der Klosterkirche am Fuße des von ihm zu Ehren des hl. Antonius von Padua errichteten Altars" befunden hat. In einer Anmerkung fügt er bei: „Oberhalb desselben war folgende Inschrift zu lesen:

„BeatIs AntonIo De PaDVa GeorgIo et LVDoVICo patronIs suis perennI honorI."

Wir müssen zunächst, wie schon eingangs berührt, berichtigend feststellen, daß nicht des Grafen Grabmal sich dort befunden hat, sondern das seiner Gattin. Georg und Ludwig sind die Schutzheiligen Sinzendorfs. Treten wir kritisch an diese Inschrift heran, so vermissen wir zunächst das Subjekt, den Namen des Stifters. Weiter errechnet sich aus den Zifferbuchstaben die Jahreszahl 1672. Wir haben festgestellt, daß sie 1677 heißen müßte. Vielleicht ist bei Erhard in der Wiedergabe ein Druckfehler unterlaufen, indem etwa in suis ein u statt eines V gedruckt worden ist.

Das Fehlen des Stifternamens läßt sich nur damit erklären, daß derselbe an anderer Stelle des Altars angebracht war und vom Abschreiber übersehen worden ist.

Unzweifelhaft müssen wir dem Wortlaut der Inschrift entnehmen, daß der Altar eine für sich bestehende, nur für die Person des Stifters selbst gedachte Stiftung war, die keine unmittelbare Beziehung zu dem Grabmal der Gräfin hatte; daß dieses nur aus einer Grabplatte bestanden hat, mag aus allem geschlossen werden.

Die Grabkapelle wurde später weiter ausgestattet. Für einen „Altar-Fürhang von blauem Cardiß" [11]) neben anderem mehr wurden 1679 an die Jak. Schächhischen Erben [12]) 33 fl. 37 Kr. bezahlt, Meister Jak. Grieninger erhält für das Machen des Vorhangs 8 fl. 14 Kr. Für weitere „underschiedlich gemachte Sachen" sind im Mai desselben Jahres 25 fl. 42 Kr. verrechnet. Dazu kommen dann 4 Messingleuchter, die 15 Pfund wogen, und 9 fl. 9 Kr. kosteten.

Reparaturarbeiten an den Klosterdächern, die mit dem Kapellenbau kaum in Zusammenhang standen, erforderten einen Aufwand von 47 fl. 21 Kr. Sinzendorf läßt auch diesen Betrag bezahlen. Für das Ewige Licht werden im Jahre 1679 für 100 Pfund Baumöl 25 fl. verrechnet;

[9]) A. R. 1677. Bl. 108.
[10]) Geschichte der Stadt Passau 1862. II. S. 286.

[11]) Schmeller 1290. Zeug aus Schafwolle.
[12]) Ein größeres Handelshaus in Passau.



der Betrag zeigt in den einzelnen Jahren ziemliche Schwankungen. Eine Folge des jähen Wechsels, der in den Schicksalen des Grafen Sinzendorf in dem Jahre 1680 eingetreten ist, war, daß er seine Tage fern von Schloß Neuburg am Inn, vielleicht auf einer ihm verbliebenen Besitzung in Böhmen, beschlossen hat. Dort wird er seine letzte Ruhestätte gefunden haben.



Abb. 1. Klostergebäude der Kapuziner in Passau (Innstadt).
Nach Lukas Kilian.

Die Wucht der angedeuteten Ereignisse ist wohl auch der Grund gewesen, warum er keinerlei Stiftungen an Kapitalien für den Jahrestag seiner Gattin, für die Instandhaltung des Grabmals und des Altars, für das Ewige Licht oder Unterhaltungsbeiträge irgend welcher Art für den Konvent gemacht hat. Die Übersicht, die über solche Einnahmen des Klosters durch die „churf. in Klostersachen gnädigst ernannte Spezial-Commission“ am 17. März 1803 aufgestellt worden ist, enthält keine solche Angabe, während sie von Sinzendorfs Besitznachfolger in der Grafschaft Neuburg am Inn, Graf Jakob von Hamilton, vom 24. Juli 1710 eine Stiftung für ein jährliches Reichnis von 150 fl. „zum Unterhalt des Konvents gegen abzuhaltende Vigil und Jahrtag“ verzeichnet.[13])

Eine Darstellung der Grabkapelle, des Altars in seiner Aufstellung dort oder des Grabmals der Gräfin von Sinzendorf ist mir nicht bekannt geworden.

Eine Abbildung der Klostergebäulichkeiten nebst Kirche finden wir auf einem Stiche von Lukas Kilian unter dem Bildnis des verdienten Domherrn Marquard von Schwendy, des Erbauers des oberen Kapuzinerklosters samt Kirche. Abb. 1. Der Stich trägt die Jahreszahl 1628 und ist anscheinend gelegentlich der Fertigstellung der genannten Gebäude hergestellt worden. Zwar steht hier die Mariahilfkirche nebst dem oberen Kloster im Vordergrunde des Interesses, doch bildet auch das untere Kloster einen Teil der Gesamtanlage, und ist für das Ganze von Bedeutung. Es darf deshalb wohl angenommen werden, daß es zeichnerisch gewissenhaft dargestellt ist. Die Kirche unseres Klösterchens ist den Ordensregeln entsprechend, wenn überhaupt mehrschiffig — was sehr fraglich erscheint — eine Hallenkirche ohne Querschiff, vermutlich mit Flachdecke. Statt des Turmes ein Dachreiter. An der Südseite der Kirche stellt Kilian zwei kapellenartige Anbauten dar, von denen der östliche nicht ganz unbedeutend gewesen sein mag.

Eine weitere Abbildung der Klostergebäude samt Kirche findet sich bei Matthaeus Merian in dessen Topographia Bavariae. Abb. 2. Sie ist im Jahre 1644, also gleichfalls vor dem Brande des Klosters gedruckt. Das hier erscheinende Stadtbild von Passau ist zweifellos zwar nach der Natur gezeichnet, doch darf man nicht erwarten, daß Einzelheiten wie unsere Klosterkirche, die im Stadtbilde keine besondere Rolle spielen, genau nach dem Bestande wiedergegeben sind.

Auch Gabriel Bodenehr bietet in „Europens Pracht und Macht“ eine Darstellung von Passau. Sie ist genau nach jener bei Merian gestochen; demnach ist dieses Bild für uns, obwohl das Werk zu Anfang des 18. Jahrhunderts, also nach dem Klosterbrande, erschienen ist, nur insoferne von Bedeutung, als wir dort auch einen kleinen Lageplan des Klosters finden. Hier umschließen die Klostergebäude einen etwa quadratischen Hof, dessen Südseite die Kirche bildet, eine Gruppierung, die auch der Meriansche Stich vermuten läßt.

Bei Merian und Bodenehr zeigt die Kirche an der Westseite einen dreiachtecksseitigen Abschluß, bei Kilian den Kircheneingang. Von den bei Kilian dargestellten Kapellenanbauten erscheint bei Merian und Bodenehr keine Andeutung; der Perspektive nach könnte vielleicht die westliche Kapelle, wenn auch nur sehr wenig, noch zum Vorschein kommen.

Für unsere Untersuchung bieten Merian und Bodenehr sehr wenig, wichtig ist uns die Darstellung bei Kilian.

Von der Erscheinung der Kirche nach ihrer Wiederherstellung 1668 besitzen wir keine Abbil-

[13]) Kreisarchiv Landshut. Rep. CLIX.

dung. Sie wird vermutlich auf den alten Fundamenten und unter Benützung der alten, zum großen Teil aus Bruchsteinen hergestellten Mauern, also in der früheren Gestalt, wiedererstanden sein. Ob als Begräbniskapelle im Jahre 1660 vielleicht einer der bei Kilian ersichtlichen seitlichen Anbauten verwendet wurde und nach dem Brande als solche weiterbestanden hat, läßt sich nicht feststellen. Wenn tatsächlich der dreiachtecksseitige Westabschluß, wie ihn Merian darstellt, später, also nach 1628 hergestellt worden sein sollte, was sehr unwahrscheinlich ist, so könnte er 1660/1661 als Kapelle ausgestattet worden, und so dort eine Anlage entstanden sein, die in der Fuggerkapelle bei St. Anna in Augsburg ihre glänzende Vorläuferin hätte; für eine solche Annahme fehlen alle Anhaltspunkte.

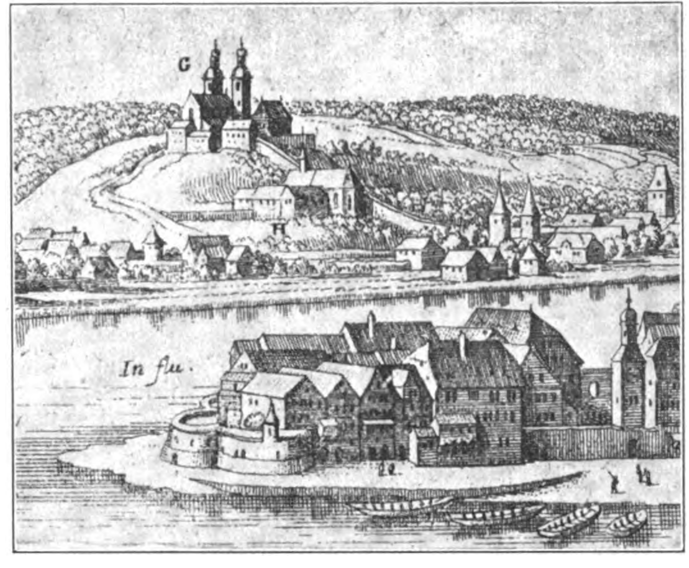


Abb. 2. Klostergebäude der Kapuziner in Passau (Innstadt)
Nach Matth. Merian.

Infolge der Aufhebung der Klöster wurde am 8. August 1803 im Kapuzinerklösterchen zu Passau mit der Veräußerung der beweglichen und unbeweglichen Stücke begonnen. Tische, Sessel, Bilder, Geschirr, die nicht unbeträchtlichen Weinvorräte, Kirchensilber, Paramente, Wäsche, dann die Kirche selbst und das Kloster wurden gegen Barzahlung versteigert. Nachdem die erste Versteigerung wegen höheren Nachgebotes für ungültig erklärt worden war, wurden in der zweiten die Klosterkirche und die geistliche Stiege, sowie Kloster und Garten um 3820 fl. „dem Schifmühler Karl Fellerer in Passau" zugeschlagen.

Kirche und Kloster verfielen im Jahre 1810 dem Abbruch.

Uns beschäftigt nun die Frage nach dem Schicksal des Marmoraltars. Wichtig in dieser Hinsicht ist ein Bericht des zum Administrator des Klosters bestellten Hofgerichtssekretärs Martin Schmid vom 13. November 1803, in dem er der „churfürstl. in Klostersachen gnädigst ernannten Spezial-Kommission" mitteilt, daß der churfürstliche Galerie-Inspektor Dillis im Kapuziner-Kloster 6 Stücke ausgewählt habe, „das Choraltar Blatt, das Altarblatt des hl. Fidel nebst 2 anderen Bildern, dann einen in der Kirchenmauer eingemachten Stein, worauf das jüngste Gericht prächtig gehauen war, und endlich das aus Holz und Elfenbein geschnitzte Marienbild, das den Leichnam Christi in der Schoß hat." Weiter heißt es dann: „Über dieß befindet sich in der Kapuziner Kirche noch ein prächtiger Altar, der nach Äußerung des Gallerie Inspektors Dillis in der ersten Kirche Roms aufgestellt zu werden verdiente; er ist ganz aus Salzburger Marmor gebaut, hat 4 Säulen und 2 marmorne Statuen, das Altarbild ist auf eine kupferne Plate gemacht. Auch diesen Altar, sagte mir Dillis, sollte ich bis auf erfolgende Resolution nicht verkaufen. Die Bilder sind nun längstens gepackt und zum Abschieben bereit, der Altar steht noch, wo er war, ohne daß ich eine Weisung erhalten habe, was ich weiters hiemit machen solle."[14])

Die obengenannten Kunstwerke wurden dann nach München gesendet,[15]) die Klosteradministration aber erhielt am 3. Dezember 1803 die Weisung, mit dem churfürstlichen Landgericht (richtiger Pflegegericht) Wünzer und mit dem Stadtmagistrat Vilshofen wegen der Verwertung des Altars in Verbindung zu treten, „indem an beiden Orten neue Kirchen erbaut werden, und der Transport des Altars auf der Donau sehr leicht ist."

Über den Verbleib der Gemälde und der Plastiken konnte ich trotz Nachfragen an den geeigneten Stellen nichts erfahren.

Daß das Grabmal der Gräfin nur eine Grabplatte ohne besonderen künstlerischen Wert gewesen ist, wie wir schon oben schließen zu müssen glaubten, dürfte durch den Umstand, daß ihrer hier keine Erwähnung geschah, bestätigt werden.

Wir verfolgen das Schicksal des Altars weiter. In Vilshofen handelte es sich um die Wiederherstellung der 1794 einem Brandunglück zum Opfer gefallenen Pfarrkirche, während in Winzer das Langhaus der Kirche anscheinend im Jahre 1799 durch den Einsturz des Turmes zerstört worden ist.

Die kurfürstliche Klosteradministration in Passau schrieb nun am 9. Dezember 1803 auftragsgemäß an das kurfürstliche „Landgericht" Wünzer und bot ihm den Altar an. Dieses berichtete darauf am 29. Januar 1804 an den

[14]) Kreisarchiv Landshut. Rep. CLIX.
[15]) Kreisarchiv München. Sign. G. L. Fasc. 3216, Nr. 34.

kurfürstlichen Administrationsrat der Kirchen und milden Stiftungen von Bayern in München, daß der Altar für die neuerbaute Kirche zu Wünzer käuflich angeboten worden sei. „Von der Schönheit dieses ewigen Denkmals des guten Geschmackes und der ewigen Dauer desselben solang die Welt steht, überzeugt, hat man den Maurermeister zu Vilshofen Auer, der bekanntlich den Kirchenbau zu Wünzer führte, nach Passau gesendet um zu untersuchen, ob derselbe zum Hochaltar in Wünzer tauglich sei, und dahin transportiert werden könne oder nicht. Derselbe fand ihn tauglich und transportable und hat ihn zugleich abgezeichnet.“ [16])

Daraufhin wendet sich die Landesdirektion am 10. Februar 1804 mit einer Eingabe an die höchste Stelle und bittet unter Hinweis auf die gänzliche Erschöpfung der Baugelder um unentgeltliche Überlassung der ganzen inneren Einrichtung der Klosterkirche der Kapuziner zu Passau, als Altäre, Orgel, Speisegitter, Kirchenstühle u. s. f. Dieselbe scheint ihren Zweck zwar nicht vollständig, aber doch hinsichtlich des hauptsächlichen Gegenstandes erreicht zu haben, denn in einem Berichte des kurfürstlichen Landgerichtes Vilshofen an den Administrationsrat der Kirchen und milden Stiftungen vom 9. November 1804 heißt es nun: „. . — Weiters ist der marmorne Altar vom kurfürstl. Generalcomissariat zu Passau verabfolgt worden; ihn in Passau abzubrechen auf dem Wasser biß Winzer zu bringen und da wieder aufzusetzen, fordert eine Summe von 300 biß 400 fl. Dann ist aber dieß schöne Denkmahl des guten Geschmackes eine ewige Zierde des schönen Pfarr Gotteshauß in Wünzer . . .“

Der Schiffmeister Franz Nik. Binder (?) in Passau stellte alsdann einen Überschlag der Kosten auf „Wegen dem an der Lent in der Innstadt einzuladen und biß Winzer auf der Donau zu verfuhren kommenden marmorsteinern Altar.“ Er schäzt sein Gewicht auf 400 Zentner und fordert für den Zentner 30 Kr., „sohin den ganzen Altar biß an den Haff nacher Winzer zu verfuhren nicht anderst als um 200 fl.“

In einer vom 15. Dezember 1804 datierten Kostenaufstellung, die das Landgericht an die obengenannte Zentralstelle sandte, lautet dann Position 13 der Auszahlungen: „Der Marmorne Altar der Kapuzinerkirche in Passau wurde ausgefolgt, für Abbrechen, Aufsetzen und Transport nach Wünzer erlaufen beyläufig . . . 600 fl.“

Eine Nachschrift dort teilt mit: „Der marmorne Altar der Kapuziner Kirche ist bereits in Wünzer; er mußte abgebrochen, bis auf's Wasser geführt und dann nach Wünzer gebracht, ausgeladen, in die Kirche gebracht und wieder aufgesezt und befestiget werden.“

Damit ist nun vollständige Gewißheit über das Schicksal des Altars gegeben.

Obwohl die Bauausführungskosten der Kirche damals schon den Kostenanschlag weit übersteigen, sind noch wichtige Bauarbeiten rückständig und noch fehlen Kanzel, die beiden Seitenaltäre und die Orgel.

Erst im Jahre 1805 scheint man diesen Ausstattungsfragen ernstlich näher zu treten, doch zieht sich auch diese Frage noch lange hin. Ist doch der bauliche Zustand noch soweit zurück, daß das Landgericht Vilshofen am 1. Juli 1806 an den bayrischen Administrationsrat berichten muß, es stehe die Kirche nach allen Seiten offen, da die Mittel fehlen, um dem Schreiner die Türen zu bezahlen. Nachdem man zuerst als Seitenaltäre zwei Altäre der ehemaligen Karmelitenkirche zu München in Aussicht genommen, aber nicht bekommen hatte, wurde beabsichtigt, als Seitenaltar den Hochaltar aus der Pfarrkirche zu Aldersbach und von ebendort auch den „Prediger-stull“ zu entnehmen, Orgel und den zweiten Nebenaltar aus der Filialkirche Bergham, die Paramente aber aus Ober- und Niederaltaich zu erholen. Wie diese Fragen endlich gelöst wurden, ist den uns vorliegenden Akten nicht zu entnehmen.

Der Bau ist erst im Jahre 1807 vollendet worden. Aus einer Niederschrift, bezeichnet „Vortrag in der Wünzerischen Kirchenbau-Conkurrenzsache“ und unterzeichnet mit dem Vermerk „Vorgetragen in Curateln den 11. Juli 1807. Haasi“ ist zu ersehen, daß sich die Kostenanschläge auf 9885 fl. 14 Kr., die Baukosten aber auf 17 226 fl. 54 Kr. belaufen haben. Dies hatte noch recht schlimme Auseinandersetzungen zwischen der Pfarrgemeinde und dem Maurermeister Auer von Vilshofen zur Folge. Wir gehen auf diese Vorgänge nicht ein, sondern wenden uns nach Winzer.

Abb. 3. Hier steht nun das prächtige Kunstwerk, das aus rotem und grauem Marmor des Halleiner Gebietes aufgebaut und reich ornamentiert ist. Der Altar mißt von Oberkante der Mensa bis Oberkante-Hauptgesims 4,25 m. Über dem Gesimse zwischen den gebrochenen geschwungenen Giebelstücken ist eine von Putten in reichem Rankenwerk gehaltene ovale Kartusche angebracht. Sie wird heute durch eine auf Holz gemalte Inschrift S. Georgi ora pro nobis ausgefüllt. Hinter dieser Holztafel ist der Marmor rauh bearbeitet, es war also auch hier früher eine Tafel vorgesetzt. Das diese Kartusche bekrönende Lamm Gottes ist neu, Zutaten aus der Zeit der Wiederaufstellung des Altars sind auch die farbig behandelten Engel, die auf den Giebelstücken sitzen.

Den Fries füllt reiches Rankenwerk. Vor den flankierenden Säulenpaaren steht links die in

[16]) Die sauber schulmäßig hergestellte Linear-Zeichnung ist erhalten. Sie liegt bei dem Aktenstück Kr. A. München, Acta den Kirchenbau zu Wünzer betr. Bd. II. Sign. G. L. Fasc. 4530, Nr. 38.



Marmor hergestellte Ganzfigur des hl. Georg, rechts jene des hl. Ludwig, gute figürliche Arbeiten je auf mit Festons geschmückten Konsolen. Die Figuren sind jetzt gefaßt und werden es auch von Anfang gewesen sein.

Das Altarbild stellt auf Leinwand gemalt den hl. Georg dar. Es ist eine Arbeit aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Ein zum Charakter des Altares in keiner Weise passendes Tabernakel verdeckt die einfache Marmor-Predella, deren Mittelstück rauh gelassen ist, vermutlich früher also durch ein kleineres Tabernakel verdeckt war.

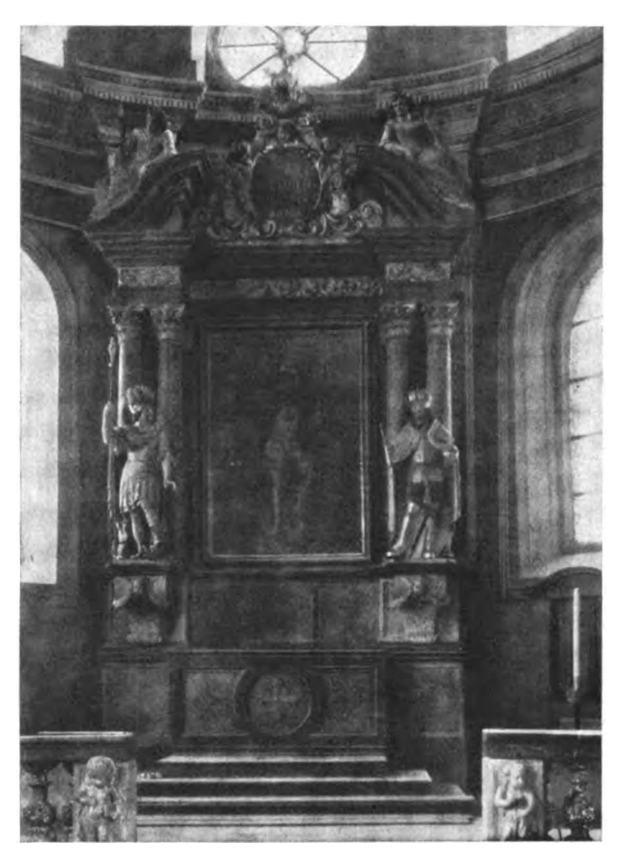


Abb. 3. Der Hochaltar in der Pfarrkirche zu Winzer.

Die jetzt mit Holz verkleidete Mensa ist aufgemauert und mit einer Platte aus rotem Marmor abgedeckt, früher werden wohl auch die Seitenflächen mit dem gleichen Material verkleidet gewesen sein.

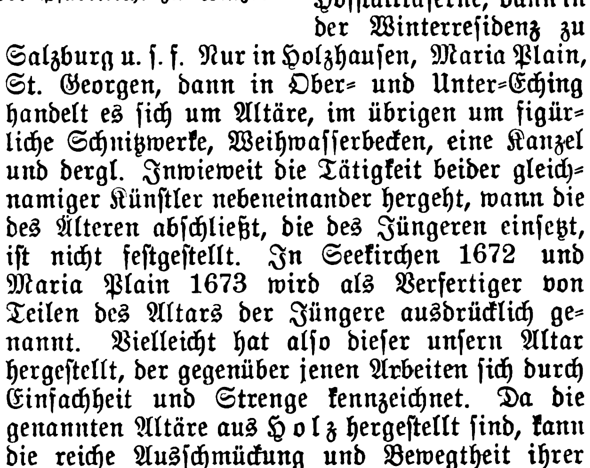
Nach diesen Feststellungen bleibt als Platz, wo sich die von Erhard mitgeteilte Widmungsinschrift befunden haben kann, nur die Vorderseite der Mensa, in jener Kartusche über dem Hauptgesims aber wird auf einer vorgesetzten Marmorplatte der Name des Stifters eingemeißelt gewesen sein. Bei der Neuaufstellung des Altares sind dann diese beschrifteten Marmorplatten beseitigt worden.

Aus der Sinzendorfschen Grabkapelle dürften ferner auch die beiden seitlichen Teile des Speisegitters stammen, zumal in dem oben zum Teil wiedergegebenen Schriftstück vom 29. Januar 1804 schon gleichzeitig mit dem Altar von demselben gesprochen wird. Die Balustrade besteht gleichfalls aus Material des Halleiner Gebietes, die roten Postamentchen sind mit Putten geziert, die aus weißem Marmor in Hochrelief gearbeitet und eingesetzt sind. Leider haben dieselben schon stark gelitten.

Das Bildnis des hl. Antonius ist verschollen; es muß in der Höhe 2,40 m, in der Breite 1,55 m gemessen haben. Dem Maler desselben, Clemens Peitler oder Beutler, begegnen wir in Oberösterreich und Salzburg häufig, und auch in der Baugeschichte von Schloß Neuburg am Inn spielt er eine Rolle, wie wir aus dieser ersehen werden. Über den Ort seiner Tätigkeit gaben uns die angeführten Aktenstellen Aufschluß. Da das Datum der Herstellung des Bildes aktenmäßig feststeht, ist hiernach die Angabe bei Ulrich Thieme, Allg. Lexikon der bildenden Künstler III. 556 zu berichtigen.

Weißenkirchner ist ein Künstlername, der uns in österreichischen Landen häufig entgegentritt, und zwar finden wir nicht nur einen älteren und jüngeren Wolf — also Wolfgang, — die anscheinend beide in Salzburg lebten, vielleicht Vater und Sohn, im XVII. und Anfang des XVIII. Jahrhunderts, sondern nach ihnen auch einen Matthias Wilhelm W.

Dem älteren Wolf Weißenkirchner begegnen wir schon 1641, wo er einen Hirschkopf für das Benediktiner-Stift St. Peter in Salzburg geschnitzt hat[17]), und weiterhin treffen wir diesen Namen in der Stadtpfarrkirche zum hl. Blasius in Salzburg, dann in Holzhausen, St. Georgen, Anthering, Seekirchen, Mülle, Maria Plain, Straßwalchen, Ober- und Unter-Eching, Siezenheim, beim Bau der Dreifaltigkeitskirche und der Hofstallkaserne, dann in der Winterresidenz zu



Salzburg u. s. f. Nur in Holzhausen, Maria Plain, St. Georgen, dann in Ober- und Unter-Eching handelt es sich um Altäre, im übrigen um figürliche Schnitzwerke, Weihwasserbecken, eine Kanzel und dergl. Inwieweit die Tätigkeit beider gleichnamiger Künstler nebeneinander hergeht, wann die des Älteren abschließt, die des Jüngeren einsetzt, ist nicht festgestellt. In Seekirchen 1672 und Maria Plain 1673 wird als Verfertiger von Teilen des Altars der Jüngere ausdrücklich genannt. Vielleicht hat also dieser unsern Altar hergestellt, der gegenüber jenen Arbeiten sich durch Einfachheit und Strenge kennzeichnet. Da die genannten Altäre aus Holz hergestellt sind, kann die reiche Ausschmückung und Bewegtheit ihrer

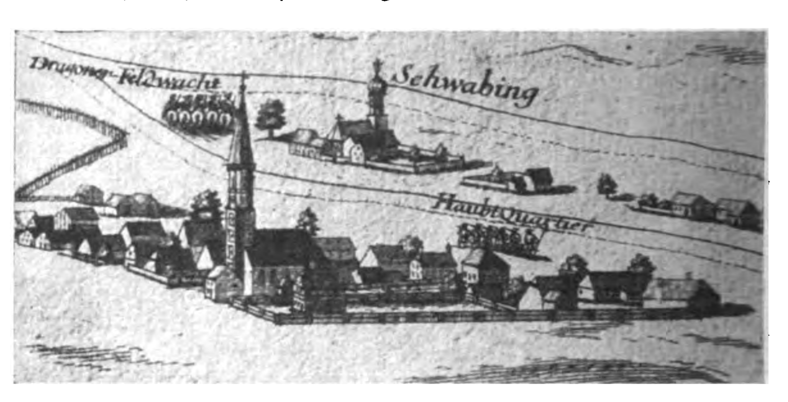


[17]) Die Denkmale des Benediktinerstiftes St. Peter in Salzburg, Band XII der österr. Kunsttopographie.

Formen mit der leichteren Bearbeitbarkeit des Stoffes begründet werden, stilistische Vergleiche sind aber auch vielleicht deshalb nicht am Platze, da, wie wir oben schon bemerkt haben, nicht ausgeschlossen ist, daß Weißenkirchner den Altar nicht nach eigenem Entwurfe, sondern unter dem Einflusse Carl Antonio Carlones ausgeführt hat.

Der prächtige Marmoraltar steht nun in einer stillen Landkirche und ist als Stiftung des Grafen Sinzendorf nicht mehr gekennzeichnet; weder auf dem Schlosse Neuburg am Inn, das er anscheinend sehr bevorzugt und baulich bereichert hat, noch in der von ihm viel besuchten Stadt Passau, wo er eine Geschäftsniederlage und vermutlich auch eigene Behausung besessen, nennt ihn eine Inschrift, ein Denkmal. Wohl lebt die Erinnerung an seine Unternehmungen noch unklar im Volke fort, sein Name aber ist vergessen. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld."

Der Nonnenhof zu Schwabing.

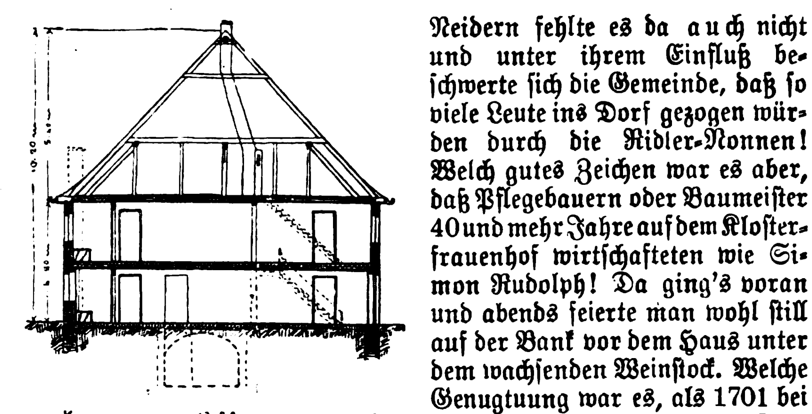


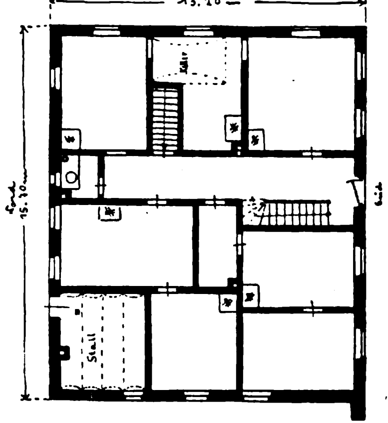
Ein liebes Stück vom alten stillen Schwabing nach dem andern glaubte dran, daß alles Irdische vergänglich ist; das Schlößl der alten Hofmark „Mitterschwabing", das arme Nikolai-Kirchl, und eine kleine Herberge um die andere. Nun ist die Reihe am „Nonnenhof", hinten in dem abgeschiedenen Winkel bei den „7 Schwaben", zwischen Marschall- und Haimhauserstraße, am Nonnenhof, der einst die Dorf-Hausnummer 60 bezw. 131 hatte und zuletzt als Nr. 12 zu der Occamstraße gezählt wurde. Schon ist er nimmer bevölkert; schon wohnt in den öden Fensterhöhlen das Grauen, und zu den Löchern des einst so ruhiggeschlossenen, mächtigen Schindeldaches schauen des Himmels Wolken hoch hinein. Die Böden mit gewaltigen Balkenlagen sind schon durchstoßen, Zwischenwände eingestürzt; die behaglichen Kochöfen abgebrochen, und doch schaut durch solche Verwahrlosung des letzten Stadiums dieser Existenz die geschmackvolle Behaglichkeit verflossenen Seins noch hindurch, während wehmütig und treu bis zum letzten Augenblick, an der Ostfront, der uralte knorrig-dicke Weinstock mit rankendem Flechtwerk all diesen Verfall noch umarmt hält. — Lieber alter Rebstock mit dichtem Gerank, darinnen einst die Trauben reiften und die Vögel nisteten! Es ist alle Liebesmühe umsonst, wenn auch im Sommer dein Blätterwerk viel zu verbergen vermochte. Du hältst mit deiner Treue das Unabwendbare nicht auf! „Mußt es eben leiden"! Denn auch dir kostet's das Leben. Aber das stille Lied von eurem Sein soll erhalten bleiben im Singen und Sagen. Wie einst das Geschlecht der Ritter von Schwabing (Münchner Nordzeitung 1913, Nr. 21—23) „dort hinten" seinen Stammsitz hatte, im Norden der alten Johannis- bezw. Ursula-Kirche (jetzt St. Sylvester). Eine schlichte Flachlandburg. Wie sie aus- und eingingen dort, die Herren und edlen Frauen und Fräulein von Schwabing, vom alten Atto und Meginhard bis zum Konrad von Schwabingen und bis zur Mathild, Margret und Agnes, durch die dann der Ritter Ainwich der Gollier Gutsherr hier wurde. Wie nach seinem Tode das Schwabinger Burganwesen an den römischen Kaiser deutscher Nation, Ludwig d. B. fiel, der damit die Dotierung seines neugegründeten Klosters Ettal stärkte. Wie da der erste Meister dieses geistlichen Ritterstiftes, das nach dem Vorbild der Templer gehalten war, Ritter



Der Nonnenhof, Ansicht.

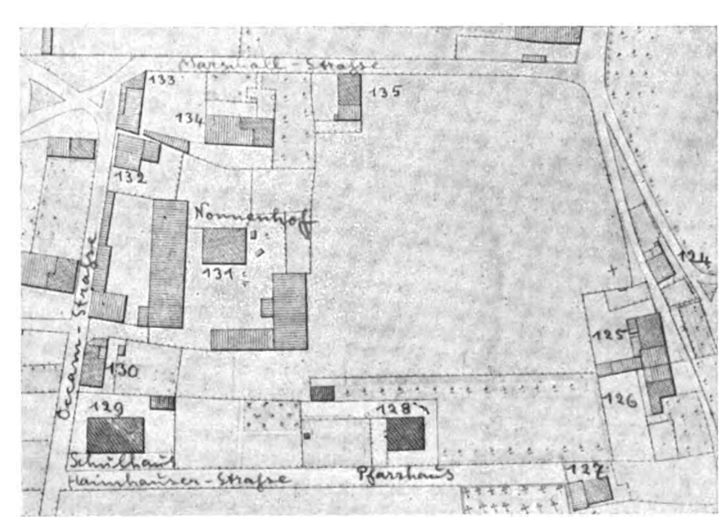
Albero von Glapfenberg, im Jahre 1336 das Schwabinger Burggut gleich wieder dem Hofmeister des römischen Kaisers Ludwigs d. B., dem Ritter Johann von Grimon, samt seiner Frau Agnes und Erben verlieh. Wie die Burg dann verschwand und auf ihren Trümmern der „Burgstall" erstand mit Haus, Stadel, Gärten, Gräben und Weihern, alles eingezäunt! Es war das schon der Grundstock des späteren Nonnenhofes! Wie dort bis 1448 der angesehene Münchener Bürger Ludwig der Tömlinger mit seiner Frau Anna Eigentümer war und den Burgstall dann seinem Mitbürger Wilhelm Scharfzant für 147 fl. rheinisch verkaufte nebst zugehörigem Grundbesitz ausgedehnter Art. Wie dort, mehr denn 100 Jahre später, immer noch ein Münchener Bürger Besitzer ist, der Bierbrauer Hanns Murnauer (1591), der durch Hanns Prem (1580 und 91) und drei andere Grundholden den Hof bewirtschaften läßt. Denn schon damals gehörten dazu noch drei Hofstätten, Sechzehntel-Gütel, die sich außen herumduckten mit ihren niedrigen silbergrauen Schindeldächern, während das Haupt-Wirtschaftsgebäude des bald als Halbhof, bald als Ganzhof gewerteten Gutes damals schon stolz und behäbig, zweistöckig aufgemauert, mit dem hohen Dach aufragte. Wie dann die Stunde der Namensgebung „Nonnenhof" oder „Klosterfrauenhof" schlug, als gegen 1600 der Hof samt den drei Söldengüteln ans Frauenkloster St. Johann der Ridler auf der Stiegen in München kam und durch sie unter tüchtigen Pflegebauern bedeutend noch Zuwachs erhielt, weit bis im Konradshof[1]) entlegen. Wie stolz war man, daß der Nonnenhof nun als „großer Hof" galt mit Rossen, Großvieh und 50 Schafen! Freilich, an





Der Nonnenhof, Schnitt und Grundriß.

Neidern fehlte es da auch nicht und unter ihrem Einfluß beschwerte sich die Gemeinde, daß so viele Leute ins Dorf gezogen würden durch die Ridler-Nonnen! Welch gutes Zeichen war es aber, daß Pflegebauern oder Baumeister 40 und mehr Jahre auf dem Klosterfrauenhof wirtschafteten wie Simon Rudolph! Da ging's voran und abends feierte man wohl still auf der Bank vor dem Haus unter dem wachsenden Weinstock. Welche Genugtuung war es, als 1701 bei der großen Heerschau des Kurfürsten zwischen Schwabing und Freimann das Hauptquartier auf den Ridlernonnenhof verlegt wurde! Das hat uns der heimattreue Michael Wening in einem Kupfer festgehalten! (s. Abb.) — Wie ein letztes seliges Fest zur Nonnenzeit ward dann 1770 noch die Hochzeit des Ökonomiebaumeisters Gämps auf dem Klosterfrauenhof gefeiert. Freilich, lang blieb der nicht, sondern zog ab, ehe die Zeiten der Trauer kamen. Er machte dem Kaspar Ruedorffer Platz. Wie war's aber dann dort gekommen?! Der Anfang der Säkularisation?! Der Ridlerorden war 1782 aufgelöst worden und seine Besitzungen waren dem Malteserorden zugefallen und von diesem dann großenteils dem „deutschen Schulfond" abgegeben. Wohl war Ruedorffer weiter „Pfleger" geblieben auf dem Hof und hieß noch unentwegt der „Nonnenpfleger"; aber vorbei war's mit Glück und Stern. Nach Ruedorffers Tod war der Hof versteigert worden, an Leute, die nicht zahlen konnten! Benedikt Petzel und Georg Pruckmooser erstanden ihn erbrechtweise um 4300 fl. Da sie aber eben kein Geld hatten, ging er bald an andere Herren: Xaver Haindl und Andreas Vorleitner. Aber auch sie wirtschafteten gründlich ab und wo einst Nonnengeist geherrscht, da trat nun Lilienthal und Konsorten auf, löste das Obereigentum ab für



Der Nonnenhof, Lageplan (1860).

[1]) Siehe im „Bayerland" 1913 Nr. 51: Dombart „Der Konradshof".

600 fl. und verschacherte den alten Nonnenhof an Herrn Mailänder. Gewiß, der war wieder ein Mann von Ansehen; aber ihm war schließlich der Nonnenhof doch nur ein Geschäftsobjekt. Gleich beim Verkauf des südlich vom Nonnenhof gelegenen „Mailändergrundes“ als Schulhaus-Bauplatz zeigte sich das.

Und so gings Stufe um Stufe abwärts mit dir, du lieber ehrlicher Nonnenhof! Ein Massenquartier für kleine Leute wurdest du! Gewiß, deine weiten, geräumigen Stuben boten viel Platz und behagliche Heimstätten. Hinter deinen kleinen, ebenmäßig geformten Fenstern wohnte die Zufriedenheit wenig begüterten Daseins. Die niederen Zimmerdecken und die brummenden Kochöfen machten die Räume traulich, und droben im weiten Dachraum hing in der Räucherkammer des mächtigen geschleiften Kamins manch historisches Stück irdischen Genusses zum Selchen. Und einträchtig versammelte dein alter Weinstock unter sich bei Feierabend und an Sonntagen die Hausbewohner. Aber nun ist auch das aus und du zerfällst, fast Tag für Tag mehr in dich selber. Was bedeutet es uns, wenn sie dich, deines hohen Daches beraubt, als flachgedeckte Auto-Garage noch etwas ausnützen, wie sie planen?

Doch du sollst wissen, daß wir dich auch über dein Bestehen hinaus lieb behalten in anhänglicher Erinnerung, wie wir's auch mit den zweien deiner bereits verschwundenen Söldenhäusl tun und auch mit dem letzten überlebenden Rest deines Seins, dem Hansl-Pauli-Häusl halten werden (Abb. in Dombart „Schwabing“ S. 15 u. 67), das an der Marschallstraße noch in gutem Stand daliegt mit dem niedlichen Gärtl, der Laube und dem klematisumrankten Zaun-Türbogen. Ja, wie lange wird dich dies dein letztes Kind überdauern? Leb wohl! Du Schwabinger Klosterfrauenhof! Du warst schön in deiner Stille mit deinem Weinstock! Und das sei dir gedankt!

Dr. Th. Dombart.

Zum Jubiläums-Schäfflertanz in München 1921.

Die sieben sind um!
Ihr Schäfflergesellen,
Heraus auf die hellen,
Liebfreundlichen Gassen,
Euch sehen zu lassen,
Wie einst nach der Pest
Zu lustigem Fest!

(Dr. K. Zettel.)

1517—1519 wütete in Europa wieder einmal die Pest und hatte diesmal auch München schwer heimgesucht, so daß ihr fast ein Drittel der Bevölkerung zum Opfer fiel. In der Zeit der allgemeinen Mutlosigkeit, die trotz des Abflauens der Seuche von den Überlebenden nicht weichen wollte, sollen die Schäffler die ersten gewesen sein, die mit klingendem Spiel durch Münchens Straßen zogen und mit ihrem bunten, figurenreichen Tanz die gedrückten Gemüter aufheiterten.

Prof. Sepp weist, an die Tatsache anknüpfend, daß der Tanz alle 7 Jahre wiederholt wird, in seinem Buch: „Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volkssagen, Aufzügen und Festbräuchen bis in die Gegenwart“, darauf hin, daß schon bei den Armeniern die Sage sich findet, daß die Pest alle 7 Jahre erscheint.

Es wäre jedoch falsch, wenn man annehmen wollte, daß der Schäfflertanz erst in jenem Pestjahr entstanden sei; er ist zweifellos älter, denn die bayerischen Nachrichten über ihn gehen bis ins 14. Jahrhundert zurück. Er ist eines von den zahlreichen und farbenprächtigen Festen, womit die Gewerbe und Innungen sich einst ergötzten.

In den Figuren, die beim Schäfflertanz zur Aufführung kommen, zeigt er eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit den Waffen- oder Schwerttänzen, womit man im Frühjahr (zur Fastnachtszeit) den Vegetationsdämon gegen die Geister der Unfruchtbarkeit schützen wollte. Wie gegen wirkliche, sichtbare Feinde, bediente man sich auch gegen diese unsichtbaren der blanken Waffen. Daraus ist dann allmählich durch Umdeutung des eigentlichen Sinnes ein Waffenspiel geworden, von dem schon Tacitus in seiner Germania zu berichten weiß.

Daß die Schäffler ihren Tanz damals beim Ersterben der Seuche zur Aufführung brachten, hatte demnach möglicherweise einen tieferen kultischen Sinn und Zweck: Die Abwehr und Vertreibung der schädlichen Pestgeister. Es ist immerhin auffallend, daß beim Schwert- wie Schäfflertanz der Spaßmacher eine Rolle spielt, und daß beide durch ätiologische Erzählungen zu deuten versucht werden.

Nicht ohne Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die Mitteilung Westenrieders in seiner Beschreibung Münchens von 1783, daß alle 8 Jahre die Braunauer nach München zogen und vor den ansehnlichsten Häusern auf den Gassen mit entblößten Schwertern einen figürlichen einfachen Tanz, Schwerttanz genannt, zu halten pflegten.

Seit jenem Pestjahr wurde der Schäfflertanz in München alle 7 Jahre in althergebrachter Weise aufgeführt. Wie innig verwachsen er mit der echten Münchner Bevölkerung war und ist, zeigt die Tatsache, daß man das Alter eines

Münchners nicht selten — wenn auch im Scherz — nach miterlebten Schäfflertänzen berechnete.

Einige Wochen vor Beginn der Fastnachtszeit begannen die Schäfflergesellen mit den Vorbereitungen und den Tanzübungen auf ihrer Herberge. Dann erfolgte die Wahl des Umfragers, der sich zu erkundigen hatte, wo überall getanzt werden darf; des Vortänzers, der einen mit Bändern gezierten Stab trägt; des Reifenschwingers, der Nachtänzer, der Spaßmacher und 16 bis 20 Gesellen, die mit Buchs und Bändern geschmückten Reifen einen hüpfenden Vierschrittanz aufführen, der sich aus einer Reihe kunstvoller Figuren zusammensetzt.

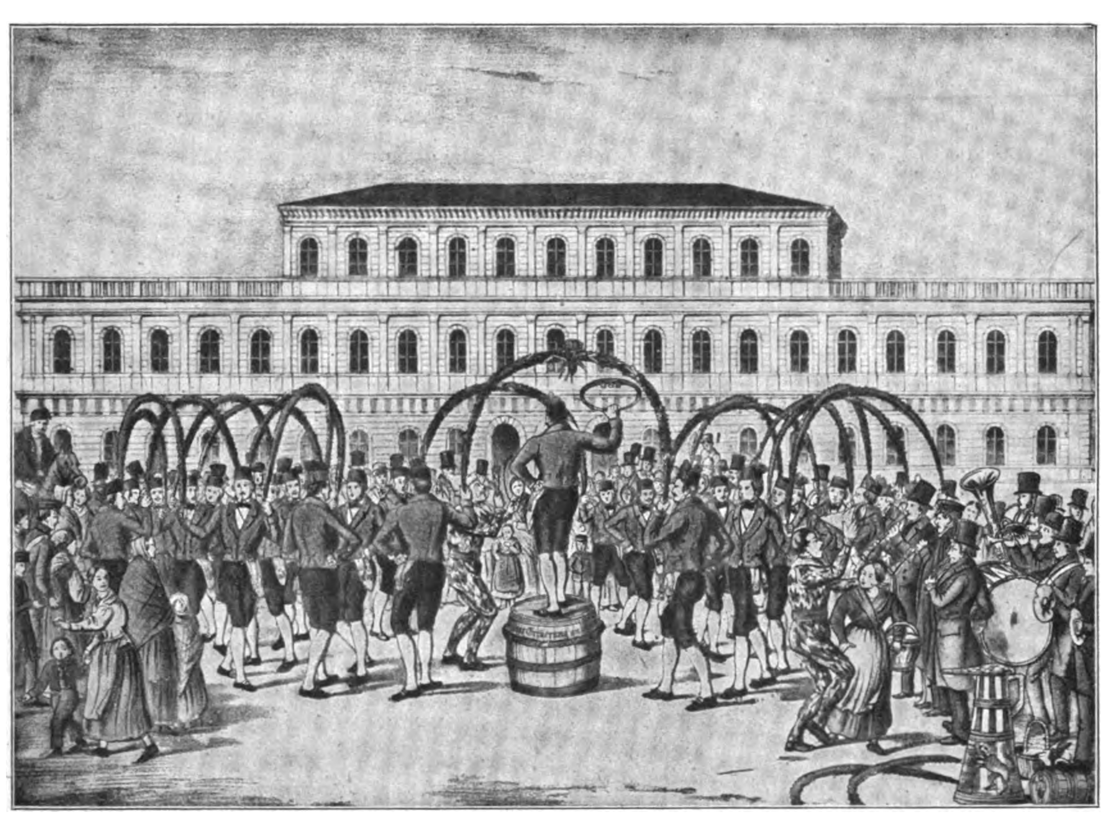
Der erste Tanz alle 7 Jahre fand vor dem Landesherrn statt, dann wurde er vor den Häusern bedeutender Münchner Bürger, Kaufleute, Vereine und Gesellschaften zur Aufführung gebracht. Nach dem jeweils letzten Tanz eines Schäfflerjahres und nach dem hiebei ausgebrachten Hoch auf München selbst, zogen die Tänzer zur Schäfflerherberge zurück, wo der Vorsprecher das ganze Spiel beendete mit den Worten: „Mein Spruch ist gemacht, der Reif hat gekracht!", dabei zerbrach er den Reif.

Bis zum Jahre 1802 fand man in seiner Begleitung noch einen Spaßmacher mit einer Butte auf dem Rücken, in der eine Puppe saß, die eine alte Frau darstellte. Auch diese „Gret'l in der Butt'n" wird von der Sage mit der Pest in Verbindung gebracht: Es sei die erste Bauersfrau gewesen, die sich in die stark entvölkerte Stadt mit einer Butte voll Eier zum Verkauf gewagt habe; daher noch der Reim:

> Gretel in der Butten,
> wieviel gibst du Oar?
> „I gib nit mehr, i gib nit mehr,
> als um än Kreuza sechsi
> und um än Batz'n zwoa."
> Und wenn du mir nit mehra gibst,
> als um än Batz'n zwoa,
> so b'halt du deine Butten
> und alle deine Oar!

Der Träger der Butte führte eine lange Wurst mit sich, womit er die allzu neugierigen Zuschauer nicht immer gerade sanft zurücktrieb.

Fiel die „Gret'l in der Butt'n" zu Anfang des 19. Jahrhunderts aus dem Brauch des Schäfflertanzes weg, so erfuhr er gegen das Ende des Jahrhunderts dadurch eine Bereicherung, daß zu den Figuren des „großen Achters", der „Laubengänge", der „Bogenkette" und des „Sommerhauses" zur Erinnerung an die Wiedererrichtung des geeinigten Deutschen Reiches die „Krone" mit dem Reichsapfel in ihrer Mitte hinzutrat. 1866 wurde die zu Verlust gegangene alte Fahne



Der Schäfflertanz zu München, aufgeführt 1865 vor der Residenz.
Nach einem Bild in der Maillingersammlung zu München.

durch eine neue in den Münchner Stadtfarben und geziert mit den Symbolen des Schäfflergewerbes ersetzt.[1])

Zum ersten Schäffertanz im 20. Jahrhundert, der 1900 stattfand, brachte die Zeitschrift „Das Bayerland" einen ausführlichen, auch an Betrachtungen zum Schäfflertanz reichen Aufsatz von Otto Griedner.[2]) Dort wird der Befürchtung Ausdruck verliehen, daß dieser Tanz von 1900 möglicherweise der letzte gewesen sein wird, denn der immer größer werdende Verkehr eines zur Großstadt entwickelten Münchens mache den Tanz auf den Straßen unmöglich; glücklicherweise hat sich für damals und auch für später diese Befürchtung nicht erfüllt. Griedner fährt fort: „Wer lustigen und fröhlichen Gemütes ist, ergötzt sich an dem Reigen, wem ernste Denkart eigen, fragt, ob er ihn wohl zum letzten Mal gesehen habe, in einem Punkt aber sind sie beide einig: in dem Wunsche, daß der Tanz möglichst lange erhalten bleibe, daß er möglichst spät den Bedürfnissen der Großstadt zum Opfer fallen möge".

Und heute — 1921? — Er ist nicht den Bedürfnissen der Großstadt zum Opfer gefallen, dafür aber dem schnöden Materialismus der traurigen Gegenwart.

Anfänglich hatte es den Anschein, als könne sich die Polizeidirektion mit Rücksicht auf den Ausnahmezustand, der Umzüge und Ansammlungen auf Straßen und Plätzen verbietet, nicht entschließen, die Erlaubnis zur öffentlichen Aufführung des Tanzes zu erteilen. So wurde denn auch der erste Tanz, vor dem Münchner Stadtrat, nicht auf dem Marienplatz, sondern förmlich „hinter Schloß und Riegel" im Rathaushof aufgeführt. Verschiedentlich bemühte man sich, die Polizeidirektion zur Zurücknahme des Verbotes zu veranlassen; die München-Augsburger Abendzeitung brachte ein ebenfalls darauf abzielendes, beachtenswertes Gedicht von Fräulein Hocheder. Da erschien in der Münchener Presse von den Schäfflern selbst die Mitteilung, daß sie zur Richtigstellung bekanntgeben wollen, daß das Polizeiverbot aufgehoben sei (ihnen also eigentlich jederzeit es möglich wäre, den Tanz wie

[1]) M. Forster. „Der Schäfflertanz in München 1886" bei J. Marchner erschienen.

[2]) Das Bayerland. Jahrg. 11, S. 281.



Der Schäfflertanz vor der Schäfflerherberge in München.
Nach einer Zeichnung von Albrecht Adam.

von altersher, in Münchens Straßen aufzuführen), daß sie dies aber selbst nicht wollten. Dies und noch anderes war unzweideutig aus dieser Mitteilung herauszulesen. Wer nun wußte, daß die Schäffler anstatt im Freien, allabendlich in Theatern, in Varietés und auf Bällen „auftraten“, der konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß aus dem alten ehrwürdigen Brauch, dem Glanzpunkt des Münchener Karnevals, ein Geschäft höchst sonderbarer Art gemacht wurde; tanzte man doch auch gegen Eintritt im Zirkus Krone.

Die volkskundliche Abteilung des bayerischen Landesvereins für Heimatschutz, deren besondere Aufgabe die Pflege und Erhaltung volkstümlicher Bräuche ist, hat sich nach der genannten Zeitungsnotiz mit einem Schreiben an den „Impresario“ des Jubiläumsschäfflertanzes von 1921, Herrn Fachlehrer und Schäfflermeister Karl Prinz, gewandt, worin darauf hingewiesen wurde, daß nicht nur in Kreisen von begeisterten Freunden der bayerischen Volkskunde, sondern allgemein bei der Bevölkerung Münchens, der daran gelegen ist Münchens Ruf wieder herzustellen oder ihm wenigstens den letzten Rest davon noch zu erhalten, die Art der Behandlung des Jubiläumsschäfflertanzes von 1921 allenthalben Befremden erregt habe. Es wurde weiterhin darin dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß doch wenigstens in den letzten 8 Tagen des diesjährigen Karnevals die Schäffler öffentlich auftreten möchten, um auch nach außen hin dadurch zu bekunden, daß in München nun wieder eine alte schöne Stimmung in den Faschingstagen eingezogen ist, die sich notwendig an die Schäffler und ihren figuren- und farbenreichen Tanz knüpft. Nicht genug aber damit, daß die Schäffler auch daraufhin ihren Standpunkt nicht änderten und wenigstens die letzten Tage des Faschings öffentlich in Münchens Straßen tanzten (die polizeiliche Erlaubnis dazu war längst erteilt) setzten sie wider allen Brauch und gute alte Sitte des Schäfflertanzes diesen über den Fastnachtsdienstag hinaus als Varieténummer fort. Es sollte uns nicht wundern, wenn er als einträgliches Geschäft da und dort das ganze Jahr hindurch auftaucht oder wenigstens nun alljährlich in der gleichen degenerierten Form zu gleichen materiellen Zwecken wiederholt wird.

Der bayerische Landesverein für Heimatschutz hält sich seinen Aufgaben gemäß für verpflichtet, diese Entwürdigung eines der ehrwürdigsten Festbräuche der Landeshauptstadt in entsprechendes Licht zu rücken und für spätere Zeiten festzulegen.

Jetzt allerdings ist Griedners Befürchtung von 1900 eingetreten: der Tanz hat seine Originalität verloren und wird nun — und zwar unter solchen Umständen je eher desto besser — in dieser Form ganz verschwinden, bis ihn vielleicht ein ähnlicher Anlaß wie 1517 in der echten alten Form neu erstehen läßt.

> Die sieben sind um!
> Ihr Schäfflergesellen,
> Heraus auf die hellen,
> Liebfreundlichen Gassen,
> Euch sehen zu lassen,
> Zum lustigen Fest,
> Wie einst nach der Pest!

Kulturbilder aus Alt-München.*)

> „Unter d' Linden bin i g'sessen,
> Unter d' Linden sitz i gärn;
> Da kann ma, ball's recht windstill is,
> As Herz klopfen härn . . . .“

Wie es dies zartgemutete Volksliedl schlicht sagt und begreifen machen will, so durchzieht es uns mit trauter Macht, wenn wir es uns leisten, als zu feiertägigem Tun, ein abgelegenes Fleckchen Heimaterde aufzusuchen, „draußen auf grüner Waldhaid“, oder unter der dicken alten Linde im einst so benannten Münchner „Theodorspark“, oder im heimeligen Kämmerlein zu Haus, wo man am liebsten die Türe hinter sich zuschließen möchte, damit uns niemand das Feierstünderl entheiligen könne, das da gehalten werden will beim Sichversenken in die treuziselierten Kulturbilder aus Alt-München, wie sie der gute Geist unserer Lokalhistorie, Karl Trautmann, uns immer wieder heraufholt, zu Gemüt führt, lockend und lobend und doch im Grund tief durchsetzt von der Wehmut entsagungsvollen Ringens wie von der Erkenntnis und der Tatsache der Eitelkeit und Vergänglichkeit alles menschlichen Wähnens.

War's in der ersten Reihe der Trautmannschen Kulturbilder (mit ihren goldig-gemütvollen Stockmannschen Bildchen und den vortrefflich reproduzierten Porträts nach alten Originalen) neben vielem anderen vielleicht am stärksten jenes „Merkbüchlein des Fraters Michael“ vom ehemaligen Franziskanerkloster hier, das es um uns und in uns so ganz bang und still und wieder aufatmend werden ließ, daß man „das Herz klopfen“ hörte; oder im zweiten Bänderl, wenn wir aus „Alt-Münchner Hauschroniken und Familienaufschreibungen“ Dinge vernahmen und neu durchlebten, die uns in den Tiefen bewegten, so pilgern wir pochenden Herzens in der dritten Reihe der Kulturbilder leise, Schritt für Schritt, bald bei diesem, bald an jenem Grab kurz verweilend, in frommem Gedenken, über U. l. Frauen

*) **Karl Trautmann, Kulturbilder aus Alt-München,** (Illustrationen und Einbandzeichnungen von Professor H. Stockmann, Dachau) Dritte Reihe. München, J. Lindauer'sche Univ.-Buchhandlung (Schöpping) 1919.

alten Gottesacker bei S. Salvator (der heutigen „griechischen Kirche“) und empfinden an diesen fast vergessenen Stätten stiller Heimkehr jenes „ubi sunt, qui ante nos...?“ in heiligem Gemisch von stummer Trauer und tiefer, beglückender Dankbarkeit.

Beim Aufhorchen aber auf die Geschichte von den Kämpfen der Lebenden, alter, verschollener Tage, freuen wir uns des an sich selber glaubenden, kunstreichen und unbewußt humorvollen Bastelers und späteren Hofmechanikus „Gallmayr am Rindermarkt und seiner tapferen Leni.“

Bei der „Amalienburg im Nymphenburger Schloßgarten“ jedoch mit ihrer zierlichen Geschichte und Gestaltung, mit ihrem kunstbegeisterten Bauherrn Karl Albrecht von Wittelsbach und dessen so glücklich zu ihm passenden, graziös gestaltenden Baukünstler Cuvilliés, da umzaubert uns nicht nur all die feine kristallene Jagdwinterpracht glitzerndster Abstimmung, daß das Herz meint, auch so zierlich schlagen zu dürfen, sondern es steigt mit Cuvilliés herauf vor uns überhaupt all der Reichtum zartester Feinheit, wie er aus seiner Hand sonderlich, aber auch aus der Hand von noch vielen anderen gottbegnadeten Künstlern, dem München der Vergangenheit geschenkt worden war, daß es ein Schatz-Freilicht-Museum heimatlich gemuteter Kunst und Kultur darstellte, wie es sich nicht leicht wieder irgendwo in solcher Ausdehnung, Geschlossenheit und Wurzelechtheit bot.

Aber da fängt dann gleich im Anschluß an dies Gedenken das Herz ganz gewaltig an zu pumpern — daß es gar nicht so „windstill“ zu sein braucht — man hört es und spürt es laut, laut.

Darum ist es ja auch derselbe stillgemute Karl Trautmann, der so manches liebe Mal — am rückhaltlosesten und für die betroffenen Stellen beschämendsten in seiner Artikelserie „Zum Schutz des Sendlinger-Tores“ (Südd. Bauzeitung 1903, Nr. 28 ff.) — zu Nutz und Frommen nicht bloß des Sendlinger Tores, sondern seines gesamten lieben Alt-Münchens ungeschminkt und hart, aber bitter ehrlich und wahrhaftig die ganze traurige Guckkastenherrlichkeit unserer Kunst- und Kunstschutzverhältnisse aufzeigte mit all ihrer wort- und sitzungsreichen Theorie und der ohnmächtigen Praxis, wie sie ist seit den Tagen, da das alte Franziskanerkloster hier unter Pickelschlägen stürzte, da man die Hand legen wollte an die Klosterkirche zu Fürstenfeld, an den Martinsturm zu Landshut, an den Freisinger Dom und sogar an die Münchner Frauenkirche mit ihren unersetzlich stämmigen Kuppeltürmen; über die Zeit, da man Stück um Stück unsern Marienplatz kastrierte und für unabsehbare Zeit verdarb bis zum hilflosen Verschachern des armen Schwabinger Nikolai-Kirchls seligen Angedenkens; herab zuletzt bis auf unsere Tage, die nicht besser, sondern bejammernswerter sind als jene Zeiten. Denn damals wußten sie fast nicht, was sie taten. Heute aber fehlt nun und nimmer die Erkenntnis, auch nicht das Geld; denn es würde doch besser der Heimat zugewendet als den Feinden. Es versagt vielmehr einfach das System und der Wille, wenn es so weitergehen sollte, wie es z. Zt. droht.

Die Theatinerstraße und Umgebung z. B., der Trautmann auch so liebevoll ihre Geschichte abhorchte („Volkskunst und Volkskunde“ 1909, Heft 1 und Dombart in „M. N. N.“ 1909, G.-A. Nr. 245) erzählt den ganzen jammervollen Sachverhalt, vom Fugger-Palais-Cotta-Haus bis zum Kampf um das Portia-Palais („Museum“) und die andern Vorwerke der dortigen Umgebung. Denn all die gefallenen und bedrohten bisherigen Objekte — das nächste heißt bei der vielleicht zu gewärtigenden Erlösung vom Konkordat: „Erzbischöfliches Palais“ — sind ja eben nur Vorwerke, die erst fallen müssen (als weitere — aber nutzlose — „Lehrbeispiele“, wie man sich tröstlich zu rechtfertigen sucht), ehe man den Sturm auf das wagen kann, worauf das weitblickende, pseudokulturelle Spekulantentum es letztlich abgesehen hat: auf den Theatinerblock, den alten Klosterkomplex bei der Theatinerkirche St. Cajetan, wo heute das Ministerium des Innern und das Kultusministerium eine Heimstätte haben, diesen idealgestalteten alten Baublock, welcher spekulativen Kulturhyänen schon längst ein Dorn im Auge ist und schon seit mehr als zwölf Jahren bald heimlich umschlichen, bald offen unterminiert wird.



Das Pagenhaus, Inneres.

Lieber Meister Trautmann! was gibt das einmal für zu schildernde Münchner Kulturbilder!? Ich glaube, da kann's dann noch so „windstill" sein, man wird das Herz nimmer klopfen hören; denn da steht es ganz stille. Solange es aber noch nicht zu spät ist, soll es weiter klingen:

„Unter d' Linden bin i g'sessen . . ."

Dr. Th. Dombart.



Das Pagenhaus in der Au.

Mit Abbildungen
von Malermeister Hans Schmid.

Das sogenannte „Pagenhaus" ist heute einer der ältesten Zeugen Alt-Münchens. Es ist durch neue Häuser ganz verbaut und fast nur mehr für das findige Malerauge zu entdecken. Es wird denn auch in seinem so charakteristischen Äußern sehr häufig auf der Leinwand festgehalten. Als Mitbesitzer und Inwohner des Hauses will ich den Lesern der Monatsschrift heute einiges zu den nebenstehenden Abbildungen sagen.

Das Pagenhaus wurde zur Zeit Herzog Wilhelms V. des Frommen erbaut, um seinen Pagen Wohnung zu geben, wovon es seinen Namen trägt. Es muß damals schön gelegen sein, da die Au noch mit der Residenz „Neudeck" bedacht war und Wiesen und Wälder, die dem Weidwerk dienten, das Haus umgaben. Sein Inneres trägt noch einige Spuren aus damaliger Zeit, so eine Kassettendecke mit schweren Tragbalken, die manche schöne Formen aufweisen, Wandfelder mit verzierten Latten, einen „Herrgottswinkel" mit zwei kleinen Doppelfenstern, die zur Altane gehen. Die Raumverteilung war wohl für die damalige Zeit sehr glücklich. Heute aber ist durch die überaus geringe Höhe aller Zimmer ein empfindlicher Mangel gegeben, da es schwer ist in ihnen die Luft gut zu erhalten. Deshalb leisten im Sommer die vorgebauten Lauben (Altanen) gute Dienste, die geschützten Aufenthalt im Freien ermöglichen. Aus hygienischen Gründen wurden denn auch, teilweise auch wegen Baufälligkeit, in den letzten Jahren vor dem Kriege viele ähnliche Herbergen abgebrochen. Ich bringe in den hier wiedergegebenen Abbildungen nur einen kleinen Teil aus dem Innern des Hauses, das ich mit dem Mitbesitzer, Malermeister Georg Schmid, in alter Weise ausstattete. In diesen alten Häusern der Vorstadt ist noch mancherlei Schönes und Interessantes verborgen, doch sind sie leider nicht zugänglich gemacht. Vielleicht tragen diese Zeilen und Abbildungen dazu bei, auch zu anderen Häusern aus dem alten München Zutritt zu erhalten.



Das Pagenhaus, Inneres.

Nachdenkliches über den Hochhausbau.*)

Dr. ing. Wagner-Speyer, Stadtrat in Nürnberg.

Wenn ein Baufachmann die Frage aufwirft, weshalb gegenwärtig die Erbauung von Hochhäusern vielfach so angelegentlich empfohlen wird, begegnet er wohl — oder täusche ich mich? — einigem Befremden, vielleicht sogar Kopfschütteln. Die Meldungen über Hochhausprojekte und ihre nah bevorstehende Durchführung überstürzen sich ja förmlich in der Fach- und Tagespresse; Großgemeindeverwaltungen, Ministerien usw. zeigen sich zur Förderung der Bewegung entschlossen und selbst die Preußische Akademie des Bauwesens hat sich, wie berichtet wird, schon in ihren Dienst gestellt. Da muß man offenbar annehmen, daß es einer Erörterung der eingangs genannten Frage wirklich nicht mehr bedürfe. Und doch will es anders erscheinen. Weder Begründung noch Begriff sind einwandfrei geklärt.

Beim Gedanken, in Deutschland Hochhäuser zu errichten, haben die bekannten nordamerikanischen Ausführungen Gevatter gestanden. Nicht gerade die „Wolkenkratzer" in ihrer extremsten Form mit 40, 50 oder gar 55 Geschossen. Nachdem entsprechende Beschränkungen Gesetz geworden sind, begnügt man sich ja auch im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten mit Höhenentwicklungen etwa bis zu 90 m[1]). So wurden bei uns zunächst Gebäude mit durchschnittlich rund 20 Stockwerken unter der Bezeichnung Hochhaus oder, wie man auch sagte, Turmhaus verstanden. Ziemlich bald kam es dann auch zu Projekten mit einer weit geringeren Anzahl von Geschossen. 10—12 Stockwerke wurden mitunter als zweckentsprechend in Vorschlag gebracht. Aber die Bezeichnung Hochhaus, die mit einem Mal so große Schlagkraft gewonnen hatte, wurde nicht verlassen. Es liegt jedoch auf der Hand, daß vieles, was zur Frage des Hochhauses gesagt werden kann, soferne es sich um Gebäude mit 20 Stockwerken handelt, für Gebäude mit der halben Geschoßzahl keine oder doch bloß geminderte Berechtigung hat. Soll also künftig die Debatte nicht unnütz erschwert werden — und es scheint mir, daß es ohne solche noch nicht abgehen wird, daß sie vielmehr erst richtig einzusetzen hat — so wird es gut sein, den Begriff Hochhaus etwas genauer zu umgrenzen. Vielleicht läßt man für Häuser zwischen 7 und 10 bis 12 Geschossen die Bezeichnung Hochhaus überhaupt fallen. Sie übertreffen ja die nicht eben seltenen Gebäude mit 6 und $6\frac{1}{2}$ Geschossen an Höhe nur insoweit, daß dieser Sonderbenennung wohl entraten werden könnte. Im Nachfolgenden sind mit dem Ausdruck Hochhaus vor allem Gebäude von mehr als 10—12 Geschossen gemeint.

Für die Beantwortung der Frage, weshalb man sich so sehr für die Erstellung von Hochhäusern erwärmt, gibt die bisherige schon ziemlich umfangreiche Literatur verhältnismäßig wenig Anhaltspunkte. Zwar wird versichert, die Entwicklung sei mit künstlichen Mitteln nicht aufzuhalten, denn der „Prozeß sei ein aus natürlichen Voraussetzungen erwachsender"; oder es wird auf das Leipziger Messehausprojekt verwiesen und von diesem die Folgerung abgeleitet, „daß das Hochhaus ... an charakteristischen Stellen des deutschen Industriegebietes aus einem tatsächlichen Bedürfnis entspringt und nicht bloß eine architektonische Modewelle oder eine vorübergehende Reklame und demgemäß abweisend zu beurteilen ist."[2]) Aber das sind Behauptungen, keine eigentlichen Begründungen. Und die (wenn auch begrenzte) Verallgemeinerung des Leipziger Falles scheint durchaus nicht so ausreichend fundiert, wie er selber es sein mag. Zum mindesten läßt sich von dem dortigen Elfstockwerkprojekt nicht die Motivierung für richtige Wolkenkratzer an irgendwelchen anderen Orten herleiten. — Noch eine Reihe sonstiger Begründungen des Hochhausbaues ist anzutreffen. Zum Teil hören sie sich an wie eine Art Verteidigung gegen meines Wissens noch kaum erhobene Einwände. Ist man seiner Sache etwa doch nicht ganz so sicher? Macht die glatte Antwort auf das „Warum" Schwierigkeit? Wir wollen auf einige Punkte etwas näher eingehen.

Mit dem Hochhausbau soll der Wohnungsnot gesteuert werden, das ist wohl der praktische Ausgangspunkt der meisten bisherigen Projekte. Die Zentren unserer Großstädte haben sich im Laufe der Jahre immer ausschließlicher zu Geschäftsmittelpunkten entwickelt. Dadurch veranlaßt sind viele Wohnungen in ihnen allmählich für Bürozwecke usw. in Anspruch genommen worden, häufig wohl selbst dann, wenn sie größer waren, als es die geschäftlichen Bedürfnisse im Einzelfall unbedingt erfordert hätten. So werden die verfügbaren Räume vielfach gar nicht vollständig ausgenützt, zumal Küchen, Badezimmer und sonstige Nebenräume für den Bürobetrieb usw. an sich nur beschränkt verwertbar sind. Diese ehemaligen Wohnungen sollen nun wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zugeführt werden. Ersatz für die dadurch entfallenden Büroräume muß natürlich be-

*) In der dankenswerten Betrachtung, die einen allgemeinen Überblick gibt über die zeitgemäße Frage des Hochhausbaues, interessieren hier vor allem die Ausführungen über die ästhetische Seite des Problems. Vom Standpunkte des Heimatschutzes aus wäre hiezu noch ein kräftig unterstreichendes Wort zu sagen. Zunächst scheint uns aber die Hoffnung berechtigt zu sein, daß in Fachkreisen, bei den maßgebenden behördlichen Stellen und in der Allgemeinheit die Bedeutung des Hochhausbaues für das Stadtbild mehr und mehr gewürdigt und einer Gefahr damit begegnet wird. Die Schriftleitung.

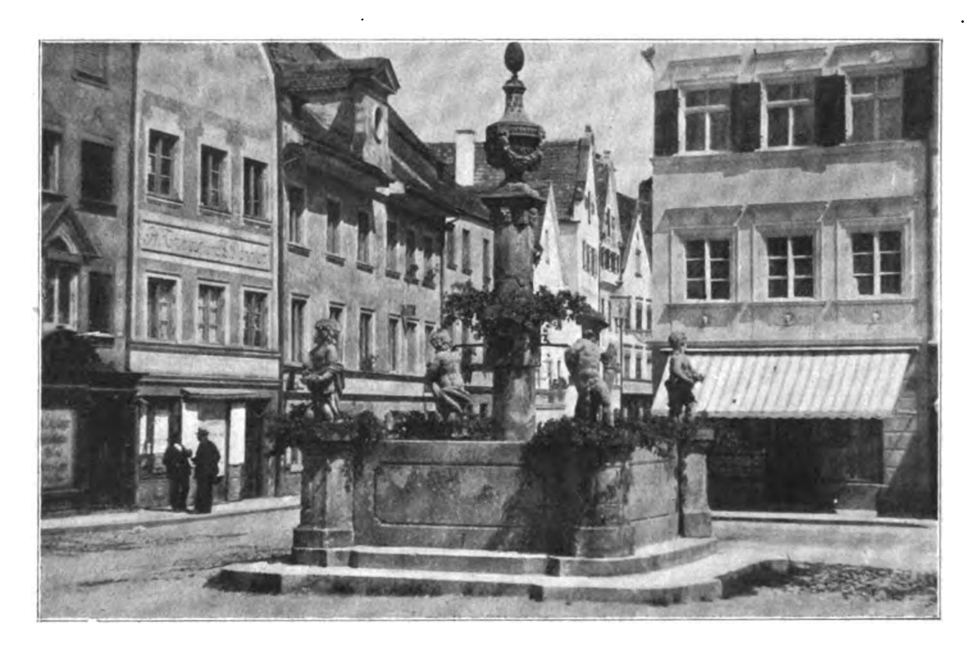
[1]) Vgl. Zentralbl. der Bauverwaltung 1921 Heft 19.

[2]) Vgl. Deutsche Bauzeitung 1921 Heft 18 und 19.



schafft werden. Das kann aber nur an ungefähr gleicher Stelle, d. h. wieder im Geschäftszentrum geschehen, weil ja die Beteiligten auf eine bevorzugte Lage angewiesen sind. Indessen sind dort meist nur wenige unbebaute Plätze vorhanden. So muß man die wenigen aufs äußerste ausnützen, also gewaltig in die Höhe bauen... So ungefähr der Gedankengang. Frägt sich nur, ob die Rechnung auch zuverlässig richtig ist. Es könnte der Fall eintreten, daß die jetzigen Büros gar nicht freigemacht werden — zum Beispiel, wenn sich herausstellen würde, daß ihr Ersatz im Hochhaus zu teuer wird oder Unbequemlichkeiten usw. mit sich bringt, die man nicht in Kauf nehmen will — oder daß sie, wenn sie aufgelassen würden, gleich wieder für andere geschäftliche Zwecke, statt als Wohnungen Verwendung finden. Doch angenommen, dem einen wie dem anderen würde auf gesetzlichem Weg und auch in der praktischen Durchführung (!) vorgebeugt, dann wäre das vielleicht nicht einmal so begrüßenswert. Die Entwicklung strebt doch zur Ausbildung reiner Geschäftsviertel. Soll man da erst wieder Wohnungen in sie einführen? So kann man fast zur Meinung kommen, es sollten lieber die vielen Lücken in der Bebauung rings um den engeren Stadtkern mit drei- und viergeschossigen Wohngebäuden geschlossen oder auf andere Weise Wohnungen gewonnen werden, das wäre bei Schaffung geeigneter Voraussetzungen ein billigeres und leichteres Mittel zur Steuer der Wohnungsnot.

Aber da heißt es, der Hochhausbau braucht keine Reichs- und Staatszuschüsse in Anspruch nehmen, er ist in der Lage, die teueren Baukosten durch Mieteinnahmen zu verzinsen, und daher im Gegensatz zum Wohnungsbau ein Feld, auf dem sich die private Bautätigkeit wieder entwickeln kann. Das ist nun freilich ein Ziel, dessen Erreichung aufs lebhafteste zu wünschen wäre. Ob sie jedoch auf dem angegebenen Weg möglich sein wird, kann im Voraus nicht mit Sicherheit festgestellt werden. In den „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 16. Februar d. J. hat Architekt B. D. A. Max Neumann die auf Grund der Baukosten erforderliche Jahresmiete für ein Vierzimmerbüro von 80 qm im 20. Stockwerk eines Hochhauses auf 17500 M. beziffert und beigefügt, daß das „ein immerhin ansehnlicher Betrag, selbst bei Berücksichtigung der heutigen Markentwertung" sei. Zum Vergleich sei angegeben, daß die Verzinsung des Gesamtaufwandes (einschließlich der durch Überteuerungszuschüsse gedeckten Kostenbeträge) bei einer Wohnung gleicher Größe im Flachhaussystem derzeit mit höchstens 6—7000 M. anzusetzen ist und daß sie für gleich große Büroräume im vier- bis fünfstöckigen Bürogebäude 10000 bis 13000 Mark für das Jahr kaum übersteigen bräuchte. Stellen sich die Büromieten in einem Hochhaus tatsächlich so, wie von Neumann offenbar für ein Durchschnittsbeispiel angegeben — vollständige Unterlagen standen leider nicht zur Verfügung — dann sind Zweifel erlaubt, ob in solchem Fall die große Menge von Büroräumen insgesamt und dauernd zu vermieten sein wird (vgl. oben). Gar manches läßt sich für die Annahme anführen, daß



Stadtbrunnen in Weilheim.
Aufnahme von Oberregierungsbaurat von Schab.

Chronik Böhaimb 1868 schreibt: „Am 20. Sept. 1860 wurde der Stadtbrunnen am Hauptplatz, geschmackvoll restauriert, aufgestellt. Er ist für das Kloster Steingaden gefertigt worden und wurde nach Auflösung des Klosters von der Stadt angekauft und später am gegenwärtigen Platz aufgestellt, aber bedeutend verkleinert. An den vier Ecken des Bassins befinden sich die 4 Jahreszeiten als Personen dargestellt".

bei Verlassen der bisherigen unglücklichen Mietpreispolitik auch der Wohnungsbau selbst einen Weg zur Belebung der gänzlich ins Stocken geratenen Privatbautätigkeit eröffnen könnte. Daneben ist zu beachten, daß sobald die Nachfrage nach seinen Räumen nicht ohne weiteres gesichert ist, die Wirtschaftlichkeit des Hochhausbaues unvermeidlich beeinträchtigt wird. Kann sie aber im übrigen als gewährleistet gelten?

Die Bodenpreise geben bei der heutigen Bauverteuerung nicht den Ausschlag, daß durch sie die Aufeinandertürmung von 20 Stockwerken zwingend begründet werden könnte. Dabei ist zu berücksichtigen, daß mit der zunehmenden Geschoßzahl die Wirtschaftlichkeit wieder abnimmt. Die Grenze zwischen Verbilligung und wiederbeginnender Verteuerung läßt sich schwer einheitlich ziehen, weil die Verhältnisse des Einzelfalles stark mitsprechen. Man hält sie häufig schon bei einer Höhe von etwa 10 Stockwerken gegeben, weil dann die Fundierungen, der ganze Baubetrieb und manches mehr immer schwieriger und kostspieliger werden. Diese Annahme wird man umsomehr festhalten dürfen, weil ja noch alle Einrichtungen und Erfahrungen für die Ausführung von Hochhäusern mangeln, weshalb zunächst manche sonst vermeidbare Verteuerung kaum hintanzuhalten sein mag. Wo es bei nur einem Hochhaus bleibt, wird man aus dem gezahlten Lehrgeld nicht einmal rechten Nutzen ziehen können. Dazu kommt, daß auch Unterhaltung, Betrieb, Straßenverhältnisse u. a. die Wirtschaftlichkeit des Hochhausbaues an sich wie in seiner weiteren Auswirkung auf eine Weise beeinflußen werden, die wir vorerst noch nicht sicher zu überblicken und vorauszubestimmen vermögen. Nebenbei ist auch zu überlegen, ob wir unter den heutigen Verhältnissen die benötigten Eisenmengen aufwenden sollen und können, soferne wir daran nicht schlechthin gehindert werden.

Die Wirtschaftlichkeit steht, wie ich schon sagte, mit der Bedürfnisfrage in enger Wechselbeziehung. Wie bereitwillig das Vorhandensein eines Bedürfnisses manchmal vorausgesetzt wird, kann aus der Tatsache abgeleitet werden, daß man sich vereinzelt auch schon in Städten mit weit unter 100 000 Einwohnern an Hochhausprojekte heranwagt. Hier sollte mit größter Sorgfalt geprüft und mit angemessener Vorsicht vorgegangen werden. Auch in Großstädten, bei welchen ja weit eher an einen wirklichen Bedarf gedacht werden kann. Zur Erläuterung sei auf den Münchener Vorschlag hingewiesen, in einer Entfernung von etwa 1—1½ km von der Frauenkirche und in reichlichen gegenseitigen Abständen Hochhäuser von etwa 60 m zu errichten. An diesem Vorschlag muß schon das eine überraschen, daß er gleich mit mehreren solcher Gebäude rechnet, also offenbar eine ganz gewaltige Nachfrage als gewiß annimmt. Dabei rückt er aber die Hochgebäude immerhin soweit von der hauptsächlichsten Verkehrslage des Stadtkerns ab, daß darunter das Verlangen nach den Geschäftsräumen in den Hochhäusern sicher zu leiden hätte. Unter solchen Umständen wie in zahlreichen anderen Fällen wird die Frage der Wirtschaftlichkeit nur schwer befriedigend zu lösen sein.

Das Münchener Beispiel führt uns zur ästhetischen Seite des Hochbauproblems. Von manchen Fachleuten ist die Befürchtung ausgesprochen worden, daß die etwa 90 m hohen Zwillingstürme der Frauenkirche, dieses prächtige Wahrzeichen der bayerischen Hauptstadt, durch Hochhäuser von 60 m in ihrer Wirkung stark beeinträchtigt werden müßten. Andere glauben, es würde im Gegenteil eine Wirkungssteigerung erreicht. Wer hier recht hat, darüber kann man zum mindesten geteilter Meinung sein. Und das, scheint es, ist hinsichtlich der bau- und stadtbauästhetischen Beurteilung des Hochhausgedankens ganz allgemein der Fall. Gewiß wird niemand die Möglichkeit einer künstlerischen Lösung von vornherein bestreiten wollen. Die nordamerikanischen Vorbilder lassen jedoch in dieser Beziehung viele Wünsche offen. Nun ist man freilich in Deutschland teilweise mit ganz anderem künstlerischen Verantwortungsgefühl an die Sache herangegangen. Aber das bisherige Ergebnis läßt noch zu keinem sicheren Schluß gelangen, wieweit man berechtigten Forderungen zu entsprechen vermag. Wir wollen hier nur die künstlerisch wertvollen Projekte in Betracht ziehen und von manchen mißglückten Planungen und einigen Scheußlichkeiten, die auch schon mit unterlaufen sind, völlig absehen. Auch da bleiben noch ernste Bedenken bestehen. Bis jetzt handelt es sich eben nur um Projekte. Bloß die Ausführung wird indes den einwandfreien Nachweis erbringen können, ob in der Tat die Wirkung zu erzielen ist, die eine geschickt gezeichnete und auf einen besonders günstigen Bildausschnitt begrenzte perspektivische Darstellung uns auch für das Gesamtstadtbild versprechen will. Darauf aber, auf den stadtbaulichen Totaleindruck, kommt es doch mit in erster Linie an. Um ihn im günstigen Sinne zu beeinflussen, streben viele der bisher bekannt gewordenen Planungen eine künstlerische Modellierung des Hochhausbaukörpers an. Hat man die dadurch bedingten Mehrkosten und die Möglichkeit ihrer Deckung sicher festgestellt? Wenn nicht, dann scheint mir die baukünstlerische Lösung des Hochhausproblems stark behindert, denn das Hochhaus mit 20 Stockwerken ist kein Baugebilde, das wie andere ausschließlich durch Einfachheit wirken kann, weder an sich, noch im Stadtbild. Einige Gliederung usw. ist da doch wohl von Nöten. Zum mindesten muß sie von denjenigen gedacht sein, die uns die Hochhäuser in ihrer Auswirkung auf das Stadtbild gleichsam als die Nachfolger altehrwürdiger gotischer Dome und Kathedralen hinstellen.

Auf die etwaigen baupolizeilichen Voraussetzungen und Folgerungen von Hochhausbauten brauche ich hier nicht eingehen. Sie werden kaum den Ausschlag geben. Die Reihe der Bedenken, die angeführt werden mußten, bedarf zudem keiner Ergänzung mehr, so wenig diese unmöglich wäre. Ich beschränke mich deshalb darauf, nur noch ein amerikanisches Urteil über den Hochhausbau hier anzufügen. Es lautet, der unter einer völligen Baufreiheit gedeihende Hochhausbau habe in der City von Newyork in den letzten 30 Jahren „das größte physische Unheil heraufgeführt, das ein Gemeinwesen befallen kann, schlimmer als ein Erdbeben, das überlebt, schlimmer als eine Seuche, die geheilt werden kann." Hier ist freilich, was ausdrücklich betont werden muß, vor allem von den Auswüchsen des nordamerikanischen Wolkenkratzerbaues gesprochen, die man bei uns ja vermeiden will. Ermutigend ist dieses Urteil aber auch für die gemäßigteren deutschen Absichten nicht. Es muß nachdenklich stimmen. Und nichts anderes wollen ja auch diese Ausführungen. Sie sind keine Aufforderung, den neuen Gedanken in Bausch und Bogen abzulehnen oder zu bekämpfen. Aber zu seiner genauen Überprüfung in jedem einzelnen Fall wollen sie anregen.

Diese Prüfung wird wohl erleichtert, wenn es gelingt, die tieferen Ursachen der ganzen Bewegung aufzudecken. Sie paßt so sehr in das Bild unserer nach Extremen, nach Erregungen, nach Individualismus lüsternen Zeit, daß man fast einen inneren Zusammenhang zwischen diesen und ihr vermuten muß. An sich wäre gegen eine solche Verkettung mit dem Gegenwartsstreben gar nichts einzuwenden. Denn die tieferen Triebkräfte alles Baugestaltens haben von je im Schoße des Zeitgeistes ihren Ausgangspunkt und Nährboden gefunden. Aber dieser Nährboden muß ein gesunder sein; nur dann kann, was aus ihm erwächst, auf unbehinderte Entwicklung Anspruch erheben. Und die Ziele, die verfolgt werden, dürfen nicht leere Luftgebilde sein, sie müssen sich einer vernünftigen Realisierung zuführen lassen, müssen wirklichen Bedürfnissen entsprechen. Sind bei unseren gegenwärtigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen alle diese Voraussetzungen erfüllt? Die Antwort auf diese letzte Frage wird zunächst jeder einzelne sich nach bestem Wissen zu geben versuchen müssen. Er mag dabei bedenken, daß er hier unsicheren, schwankenden Boden betritt. Fehlschlüsse könnten aber für uns in Gegenwart und Zukunft zu nie wieder gut zu machenden Schädigungen führen. Den beteiligten Architekten usw. ist eine große Entscheidung über Schönheit und Wiederaufbau unserer Heimat mit in die Hand gelegt.

Möge ein glücklicher Stern über ihren Entschlüssen walten.

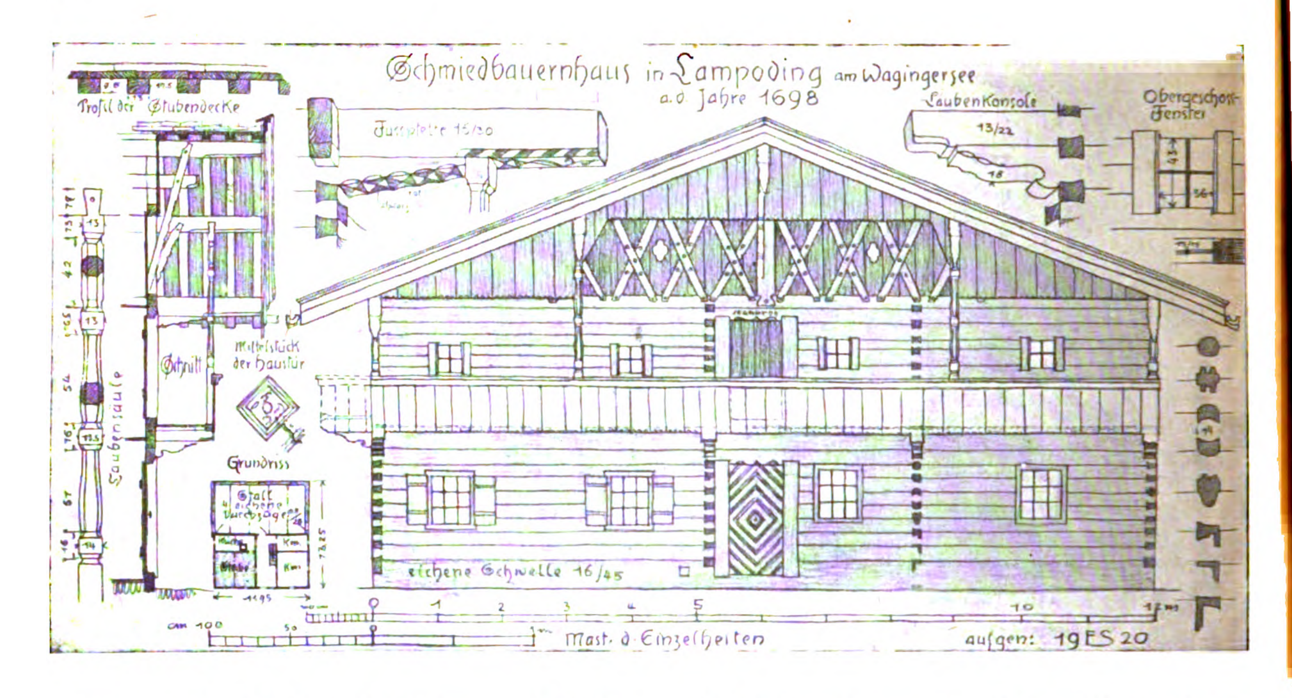
Holzbauten am Wagingersee.

Dr. ing. Schweighart.

Die Gegend um den Waginger- und Tachingersee liegt abseits des großen Verkehrs und hat nicht gerade romantische Landschaftsbilder aufzuweisen. Dafür ist etwas köstlich stilles Altväterliches in manchem Dorfe. Es gibt da eine Reihe hübscher Mühlen in einem engen Bachtale, es gibt Kirchen mit reich profilierten Turmhelmen, auf denen immer eine Zwiebelform aus der untern herauswächst und dann noch einige, und an Weg und Steg findet man breite viereckige Kapellen, in den Formen den Einfluß des nahen Salzburg verratend und dann stößt man mehr als in anderen bayerischen Gegenden auf Städel mit reichem Bundwerk und auf alte hölzerne Bauernhäuser mit lächerlich kleinen Fenstern.

Wenn man sich den Umweg von Waging um den halben Wagingersee herum über weite Mooswiesen nicht reuen läßt, so kommt man auf der Höhe östlich des Sees in das Dorf L a m p o d i n g. Ein massiges Wirtshaus mit hohem Dach erinnert an ein altes Schloß und richtig — in der seltsam vom Dorfe abgelegenen Kirche ist das Grabmal eines Ritters von Lampoding.

Allerlei Holzhäuser gibt es da, eines aus dem Jahre 1691 und eines, der S c h m i e d b a u e r, hat die Jahrzahl 1681 auf dem Sturz der Laubentür. Wenn es auch heute keine Schmiede mehr ist, so weisen doch Hammer, Zange, Hufeisen und Meißel, auf dem Mittelfeld der Haustüre in Holz geschnitzt, auf das Handwerk der früheren Eigentümer hin. Das Haus ist sehr gut erhalten, besonders an der Giebelseite, die nach Osten geht. Auf mächtigen eichenen Grundschwellen 16/45 cm stark, hochkantig gestellt, erheben sich die etwa 14 cm dicken Blockwände. Ihre Fugen sind nicht, wie an den meisten bekannten Holzhäusern, an den Rändern fest geschlossen, und innen hohl, sondern sie sitzen in der Mitte fest aufeinander und öffnen sich nach den Kanten zu mit flachen Fasen und in die so entstandenen flachen dreikantigen Spalten ist sorgfältig Moos eingestopft. In der ganzen Gegend, bis nach Laufen hin, findet man diese Technik. Sie ist eng verwandt mit der bei den Innschiffen üblichen Dichtungsmethode, und an einem Holzhause in Laufen nahe der Stiftskirche sind die moosgefüllten Spalten ganz wie bei den



„Plätten" (Innschiffe) mit Spänen verschlossen, welche durch quer übergeschlagene kleine Klammern angepreßt werden. Ist nun diese Art die ältere, als der auf einer statischen Überlegung beruhende Schluß mit scharfer Kante? Man muß es wohl vermuten, denn die Beobachtung, daß der Druck um so größer, der Schluß daher um so dichter wird, je schmäler die Kante, ist ein Fortschritt. Das Auskehlen der schmalen Dielenseiten erfordert eine entwickeltere Holztechnik als das Abfasen der Kanten mit dem Beil und bei dem innen hohlen Stoß konnte die mühselige Moosdichtung sogar wegbleiben.

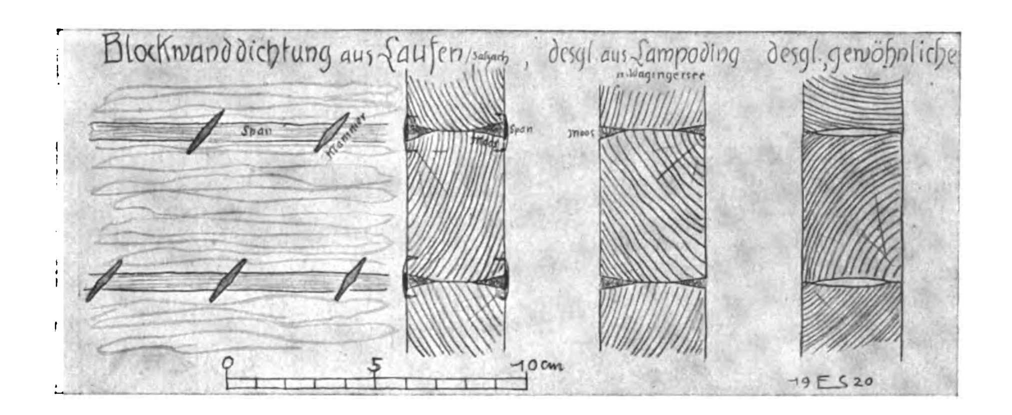
Auch sonst bietet das Schmiedbauernhaus und mit ihm die andern Holzhäuser der Waginger Gegend manch Abweichendes von der gewohnten bayrischen Holzbautechnik. Da ist vor allem ein dekoratives Bundwerk im Giebel. Es hat fast gar keine statische Funktion, sondern ist nur der Freude an der schmückenden Form entsprungen. An ihm finden sich Holznägel als reine Zier an Stellen nahe dem Kreuzungspunkt, wo gar nichts zu nageln ist. Über den Chiemgau verbreitet und am Inn bei Rosenheim noch trifft man solches Bundwerk in den Giebeln, das in Bayern sonst nur im Werdenfelser Land, wenn auch in etwas anderen Formen üblich ist. Hier wie dort scheint es aus Tirol gekommen zu sein. Auch an den Vordachpfetten ist in Lampoding eine tirolische Manier verwendet. Es sind nämlich nur die Fußpfetten durch Verdoppelung gebildet, während die Mittel- und Firstpfetten, auch wieder ähnlich wie im Werdenfelser Land, einfach bleiben und durch steile Büge unterstützt werden.

Am Vordach des bayerischen Bauernhauses sehen wir gewöhnlich 2 oder 3 Sparren etwa in 80 cm Abstand und zwischen ihnen eine quer oder schräg übergelegte Schalung. Beim Schmiedbauern in Lampoding und auch sonst in jener Gegend bilden 5 schwache Sparren von nur etwa 20 cm Abstand das Vordach und die Lücke zwischen diesen deckt ein gleichlaufendes Brett. Auf dieselbe Art ist die Stubendecke gemacht. 13 Balken 12/14 cm stark, auf der breiten Seite liegend, überdecken den 4,30 m tiefen Raum, ruhen in der Mitte auf einem kräftigen Unterzuge und tragen den aus Brettern bestehenden oberen Fußboden, die in gleicher Richtung mit den Balken laufen. Heute besteht der Boden aus zwei Bretterlagen, was aber wohl nicht ursprünglich ist. Dieselbe Deckenbildung kommt in den Innstädten vor und ist besonders in Burghausen in vielen Beispielen erhalten. Dr. Baumeister berichtet [1]) von den gleichen Decken in Vorarlberger Bauernhäusern und gibt eine Verbindung der Dielen mit den Balken durch Nut und Feder an. In Lampoding liegen die Bretter nur stumpf auf den Balken. Die Verbindung kann jetzt nicht mehr gesehen werden. Vermutlich erfolgte sie mit großen Holznägeln von oben aus. Beim Postbräu in Waging ist der Fußboden des ehemaligen Tanzsaales so hergestellt.

Beim Schmiedbauern hat nur die Stube die beschriebene Stulpdecke. Die andern Räume sind in der gewöhnlichen Art mit Bretterdecken auf

---

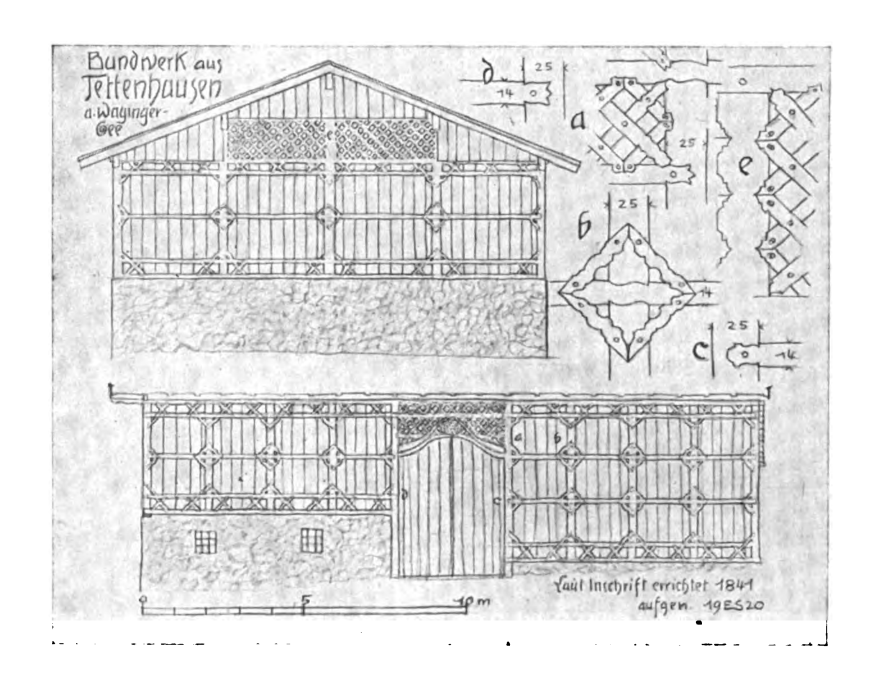
[1]) Dr. Baumeister: Das Bauernhaus des Walgaues und der Walserischen Bergtäler Vorarlbergs. München 1913 bei Seyfried.



weit voneinander liegenden Balken überdeckt. Es ist also bei der Stubendecke wieder nicht ein statischer Gedanke, sondern ein Formbedürfnis, das zu so reichlicher Holzverwendung veranlaßte. Damit möchte ich einer weit verbreiteten Meinung entgegentreten, als hätten unsere Vorfahren aus Unkenntnis der statischen Gesetze so viel Material verwendet. Früher wuchs die Form mit in die Konstruktion hinein, heute will man meist nur die Konstruktion mit einer Form decken.

Geht man von Lampoding nach Norden, so kommt man in der Nähe der schmalen Verbindung zwischen Waginger- und Tachingersee nach dem Dorf Tettenhausen. Auch da gibt es alte Blockhäuser. Mehr fällt aber ein mächtiger Stadel an der Straße ins Auge. Eine Inschrift über dem Tor sagt, daß er im Jahre 1841 nach einem Brande gebaut wurde. Aber wie wurde das gemacht! Man sieht: ohne Hast. In aller Beschaulichkeit und mit eisernem Fleiß ist jedes Holz ins andere gefügt, mit Lust die Form der Überblattung variiert, die Büge außerdem noch fein profiliert und an wichtigen Stellen, so über dem Tor und im Giebel häufen sich die Teile bis zu einem Gitterwerk, dessen Öffnungen kaum größer sind als die Holzdicken. Und wie das alles jetzt noch paßt! Man suche heute den Bauern, der so etwas machen läßt und — seien wir offen! — den Zimmermann, der so etwas machen kann.

Von 1698 bis 1841 kein Verfall der Holzbautechnik, eher eine Verfeinerung und dann . . . wie herrlich weit haben wir's seither gebracht in 80 Jahren!



Von der Lederhose.

Hans Karlinger.

Ein jüngster steuerlicher Erlaß hat die Lederhose in das Bereich der Luxusgegenstände verwiesen. Diese Einordnung hat bei vielen um so mehr Befremden erregt, als sie geradezu das Gegenteil von dem dekretiert, was die volksgeschichtliche Tatsache lehrt. Denn es kommt doch schließlich nicht auf die Sommergäste und ihr sentimentales Bedürfnis nach „fabelhafter Echtheit" an, sondern auf die Bedeutung dieses Objektes für das Volk.

Daß heute die Lederhose im Gebirg noch allgemeine Tracht des Bauern ist, darüber besteht kein Zweifel. Wer näher zusieht, wird aber auch die schwarze, weichlederne Hose mit Bindern, die in den Schäften der Stiefel stecken, heute noch — wenn schon selten und meist als altehrwürdiges Requisit in den Tagen der Stoffknappheit hervorgeholt — im Flachland (im Rottal, im Donauboden, im Ries) finden. Darüber kann aber gar kein Zweifel sein, daß vor dem Eindringen der Langhose in die Bauerntracht, also durchschnittlich vor der Zeit 1820—1850, die Lederhose das obligate Kleidungsstück der südbayrischen Bauern war. Zurückgedrängt wird sie eben mit der Verdrängung der Kniehose durch die militärische Langhose und schließlich bleibt sie nur da, wo sie geradezu durch klimatische Verhältnisse, Lebensweise und örtliche Bedingungen als unersetzbar erkannt wurde, d. h. im Gebirg. Denn was soll der Gebirgsbauer auf seinen Wande-



Der Schwamm- und Feuersteinverkäufer.
Kupferstich von Ambrosius Gabler in Nürnberg, aus seiner Ausruferserie (1789).
(Nürnberg, Germanisches Museum).

rungen bei häufigem Schnee, beim Bergsteigen mit den Röhren der Langhose, die den Schritt behindern und die Muskulatur verkümmern, anfangen. Wer einmal die praktischen Vorzüge des unbehinderten Unterfußes auf dem Marsch gegenüber dem Unpraktischen der Langhose erlebt hat, der verliert darüber gar keine Worte. Hier wurde nur deshalb so umständlich darauf verwiesen, weil im Gebirg für die Erhaltung dieser Tracht der praktische Vorzug das Entscheidende gewesen ist. — Also das Gegenteil vom Luxus.

Jede Nachprüfung älterer Quellen legt ohne weiteres dar, daß um 1800 die Lederhose das Gebrauchsstück, die Tuchhose — soweit sie der Bauer überhaupt trägt — das Luxusstück war. In der sehr getreuen Statistik Hazzis (Joseph Hazzi, Statistische Aufschlüsse über das Herzogtum Bayern, Nürnberg, Stein'sche Buchhandlung, 1801—1806) finde ich bei achtundfünfzig Ortsbeschreibungen aus ganz Altbayern (von der Oberpfalz bis zum Gebirg) die Lederhose fünfundzwanzigmal ausdrücklich als die offizielle Tracht des betreffenden Gaues erwähnt. Es geht weiter aus der Statistik Hazzis hervor, daß meist die Lederhose da fehlt, wo ein sehr intensiver Hauswebebetrieb herrschte, wo also buchstäblich die Zwilchhose das wohlfeilere war. Die Tuchhose galt um 1800 offensichtlich noch überall als Abzeichen bürgerlicher, „städtischer" Tracht.[1])

Es wäre von Interesse, ermitteln zu können, wie weit die Lederhose zeitlich zurückreicht. Der durchgängig primitive Schnitt mit dem Latz statt des Schlitzes bei der Tuchhose dürfte bis in das 16. Jahrhundert zurückgehen und könnte, soweit es sich nicht um eine Herleitung aus einer Arbeitstracht handelt, vielleicht mit der Landsknechtstracht in Zusammenhang stehen. Im 17. Jahrhundert, seit der Zeit des dreißigjährigen Krieges, läßt sich im Altbayrischen fast überall noch verfolgen, wie neben der städtischen, „zünftischen" Tracht aus Tuch eine Bauerntracht mit Lederhose und Leinenkittel hergeht. Verschieden in der Form, je nach der Gegend, tritt die Bauernhose entweder in knapp anliegend geschnit-

[1]) Abdruck der Trachtenstatistik in: „Bayerische Hefte für Volkskunde 1918, S. 113–134."



Hochzeitsmahl in einer Schenke zu Schliersee.
Steindruck aus dem Münchner Verlag von Hermann und Barth.



Oberbayrischer Bauer aus Eschenlohe vom Jahre 1827.
Steindruck von F. Lacroix nach einer Zeichnung von Carl Heinzmann.

tener Form bis zum Knie auf (das Vorbild der heutigen Gebirgsbauernhose) oder in weicher, faltig-bauschiger Form, die unter dem Knie gebunden wird und an die zunächst der Wadenstrumpf, später der Wadenstiefel anschloß. Erstere Form wird meist aus Bockleder, letztere fast immer aus ganz weich gegerbtem Schafleder geschnitten. Das Hosenleder bildete bis herein in das 19. Jahrhundert einen der wichtigsten Produktionsartikel der Gerber, worüber jeder flüchtige Einblick in alte Zunftregister überzeugen kann. — Nach mündlichen Überlieferungen — ich kenne eine solche aus dem Rottal — war es stellenweise bei dem Geding mit ausgemacht, daß der Großknecht zum Jahreslohn — der auf Lichtmeß (2. Februar) bezahlt wurde — eine „Haut für die Hose" erhielt.

Langhosen gibt es bekanntlich nicht vor der französischen Revolution. Bei uns — wie in ganz Deutschland — hat das napoleonische Militär die Langhose zuerst eingebürgert. Wenn einmal vor Jahren (anläßlich des Kniehosenstreites im Chiemgau) die Behauptung aufgestellt wurde, die Kniehose sei im Gebirg nur durch die Tiroler Holzknechte eingebürgert worden, so liefert jedes alte Bild (vgl. das Tölzer Paar oder den Hagnbergbauer, Bayr. Hefte für Volkskunde 1918, Heft 1/2, Seite 14 und 18) den Gegenbeweis. Richtig ist, daß als „Holzknechts-", d. h. als Arbeitstracht die lederne Kniehose überhaupt nie ausgestorben ist.

Es ist also nicht nur volksgeschichtlich unrichtig, die Lederhose als „Luxusartikel" zu deklarieren, es ist auch vom Standpunkt der Volkswirtschaft ein Zeichen völliger Unkenntnis der Verhältnisse. Im Übrigen sollte heute von Reichs wegen eher alles getan werden, um Trachteneigentümliches — soweit es echt und bodenständig ist — zu erhalten, anstatt durch Dekrete vom grünen Tisch die letzten Reste ererbten Volksgefühles hinwegzunivellieren. Das Deutschtum wird immer nur im Einzelnen echten Bestand haben und von da aus in die Masse gehen müssen, nicht aber als „Erlaß" dem Volk beigebracht werden können.

Buchbesprechungen.

Unser Tirol, ein Heimatschutzbuch von Kunibert Zimmeter (erschienen im Verlag des Vereins für Heimatschutz in Tirol, Innsbruck 1919).

Vielen gehören die Reisen ins Land Tirol zu den schönsten Erinnerungen, die aus den Zeiten vor dem Weltkriege in die Jetztzeit hereinklingen, seien es nun Reisen um der Berge und Täler willen, sei es um der Architekturschätze und der Kunstschätze willen. Mit Sehnsucht empfinden dies besonders die süddeutschen Architekten, aus deren Reihen große Verehrer Tiroler Kunst und Kultur immer wieder das Ziel aufsuchten, das beim ersten Besuche Bewunderung ausgelöst hat. Jahre war das Ziel verschlossen. Ungeheure Ereignisse liegen dazwischen. Und da kommt uns eine Schrift in die Hände, geschrieben von einem wahren Kenner der Volkskunst seines Heimatlandes, die zeigt, wie emsig auch in den Zeiten, die Krieg und Not über Tirol gebracht haben, Einzelne auf dem Gebiete des Heimatschutzes gearbeitet haben. Einer der Tätigsten, Kunibert Zimmeter in Innsbruck, bringt in seiner Schrift „Unser Tirol" eine zusammenfassende Darstellung über die tirolischen Heimatschutzfragen, führt die Ziele, das Erreichte und Erstrebte in Wort und Bild vor Augen. Der gründliche Kenner des Landes hat Kulturgeschichtliches hineingewoben und damit dem Werk

einen großen Reiz gegeben. Mannigfaltig ist das Gebotene in den engen Rahmen einer Schrift gefaßt. In eindringlicher Weise, in der Form von Beispiel und Gegenbeispiel, sind die Schönheiten der Städte und Dörfer neben Beispielen der auch in Tirol sich breitmachenden internationalen unschönen Gleichmacherei gebracht. Wir finden die Bilder der schönen Straßen und Plätze in Innsbruck und Brixen, die malerischen Gruppen in Hall, in Sterzing und Bozen. Wenn mit dem unglücklichen Kriegsausgang auch manches Gebiet verloren gegangen ist, die herbe Schönheit der Siedlungen zeigt noch weiter die Zugehörigkeit zum Tiroler Land. Eingehend sind im Buche jene Denksäulen und Bildstöcke behandelt, die den Wanderer auf allen Wegen und Straßen so freundlich grüßen. — Und wie die Außenseiten der Häuser der eingesessenen Tiroler einfach, breit, eindrucksvoll sind, so auch die Einrichtung der Bürgerzimmer und der Bauernstuben. Über diese bürgerlichen Möbel spricht Zimmeter wahrscheinlich als einer der Ersten und bringt charakteristische Beispiele aus früher gotischer Zeit bis in die Jahre um 1800; er erzählt, wie allmählich sich die Möbel den jeweiligen neuen Bedürfnissen angepaßt haben. Bei den Bauernmöbeln geht er auf die in den einzelnen Tälern des Landes sich verschieden herausbildenden bestimmten Typen ein. — Der Verfasser will, daß der Heimatschutz mithilft, zur Wahrheit und zur Einfachheit zurückzukehren; das empfiehlt er eindringlich am Schlusse seines Buches, das von seltener Liebe für die Schönheiten des Landes zeugt und allen Freunden Tirols ein Wegweiser zu neuen Schönheiten werden kann. Blößner.



Bauersleute aus der Nürnberger Umgebung
Steindruck aus dem Münchner Verlag von J. M. Hermann.
(Zur Abhandlung: Von der Lederhose.)

Der Pfarrer als Pfleger der wissenschaftlichen und künstlerischen Werte seines Amtsbereichs. Von Paul Bretschneider, Pfarrverweser in Wartha. Breslau 1918. Verlag von Franz Goerlich. VIII und 1933.

Das Werk ist als „praktisch angelegte und sehr nützliche Anleitung zur Erfüllung wichtiger Aufgaben der pfarrlichen Verwaltung“ vom Fürstbischof Adolf von Breslau empfohlen worden: „Es ist mein Wunsch, daß das flüssig und mit Sachkunde geschriebene Buch in allen Pfarreien und Seelsorgestellen benützt werde.“ — Warum muß denn aber das schlesische Buch in einer bayerischen Zeitschrift besprochen werden? Weil das, was darin steht, nicht nur für den schlesischen und nicht nur für den deutschen katholischen Geistlichen wichtig ist, sondern ganz ebenso für den protestantischen Seelsorger, ja ebenso wichtig für jede Behörde oder Verwaltung, der die Obhut eines künstlerisch oder geschichtlich wertvollen Bauwerks anvertraut ist. Gewiß gibt es der Vorschriften für die Pflege genug. Und gerade Pfarrer Bretschneider bringt mehrere bezügliche vortreffliche amtliche Erlasse zum Abdruck. Allein es ist ein ander Ding, ob gesagt wird, was geschehen soll und was zu verhüten ist, oder ob, wie hier, mit warmer Sorge im einzelnen angegeben wird, wie die Arbeit angepackt werden muß, welches Material dazu gut, weniger gut, oder gar nicht geeignet ist, und was eintreten könnte, wenn dies oder jenes versäumt würde. Dabei arten die Einzelheiten nie in Kleinlichkeiten aus, nie erklingt der nicht jedem zuträgliche weinerliche Ton und keine salbungsvolle Redeblüte verletzt die Geduld des Lesers. Bei dieser strengen Beschränkung aufs Sachliche weiß der Verfasser auf den zweihundert Seiten nicht nur jedem Berufsgenossen eine Menge neuer Dinge zu sagen, sondern auch den mit allen Hilfsmitteln vertrauten Fachmann auf vieles aufmerksam zu machen, an das weder eine Verordnung, noch der eigene Scharfsinn gedacht hatte. Otto Hupp.

Deutsches Alpenland. Ein Heimatbuch. Von Dr. Anton Mayer-Pfannholz. Mit Zeichnungen von Adolf Seitz-München. Leipzig 1920. Friedrich Brandstetter (M. 22,50).

Wenn der Raum unserer Monatsschrift es gestattet hätte, würden wir dieses Buch schon vor Weihnachten angezeigt haben; denn es hätte sicher viel Freude erweckt. So sei es denn jetzt zu Beginn des neuen Jahres besprochen — und empfohlen. Als Glied einer neuen Reihe von Heimatbüchern [1]) geht es uns Leute vom Heimatschutz und unsere Weggenossen recht nahe an, namentlich uns, die wir im Angesichte der Alpen unser Wesen haben, und alle, die sich aus ihnen je und je Erfrischung und Erneuerung holen.

Das Buch trägt seinen Inhalt anthologisch aus der Fülle des einschlägigen älteren und neueren Schrifttums zusammen, und an mehreren Stellen ergreift der Herausgeber in Person (und noch der eine oder andere schätzenswerte Mitarbeiter) das Wort mit selbständigen Beiträgen. Er behandelt dabei das ganze bayerische Alpenland von der Salzach im Osten bis hinüber zu den Ufern des Bodensees. Diesem größten Abschnitte des Buches schickt er einen kürzeren allgemeinen über „Das Land und seine Geschichte" voran; den Schluß bilden Schilderungen „Von des Volkes Sitt' und Art" unter den Stichworten: Charakter, Arbeit, Wohnung — Aus dem Kalender — Vom Leben und Sterben. Das Hauptgewicht liegt, wie schon der Umfang zeigt, auf dem mittleren Teil, der sich „Die Landschaften in Natur, Sage und Geschichte" betitelt. — Die Beurteilung der Leistung des Herausgebers bemißt sich, laut dem Gesagten, nach zwei Gesichtspunkten und konzentriert sich demgemäß in den zwei Fragen: wie hat er seine Auswahl aus den Schriften anderer gestaltet und wie weisen sich seine eigenen Beiträge aus?

Nach beiden Richtungen ist das Ergebnis der Prüfung ein erfreuliches. Freilich, was die Auswahl anbetrifft, so wird es kaum je einem Sammler gelingen, die Wünsche und Meinungen aller zu treffen. So wird immer der eine dies, der andere jenes vermissen oder für entbehrlich halten. Abgesehen von diesem notwendigen und unvermeidlichen Vorbehalt kann man aber bei verständigen Ansprüchen unbedenklich sagen, daß die Wahl gut ist, was die Autoren anbelangt, und daß auch die ausgehobenen Stücke selbst fast sämtlich eine gute Charakteristik dessen geben, was sie darstellen sollen. — Die eigenen Beiträge des noch jungen Herausgebers halte ich für vortrefflich. Nicht nur, daß sie eine beachtenswerte Kenntnis des Volkstums und seiner verschiedenen Beziehungen an den Tag legen, sie zeigen obendrein, was mindestens ebenso wichtig ist, daß diese Kenntnis nicht äußerlich eingelernt, sondern innerlich erlebt, aus verstehendem Herzen organisch erwachsen ist. So nebenbei fällt in ihnen



Ochsenfurter Tracht.
Nach einem Lichtdruck der Sammlung Flüggen, Helbing 1899 (München, Knorr und Hirth).
(Zur Abhandlung: Von der Lederhose.)

[1]) Auch über den anderen für Bayern einschlägigen Band, Asanger's und d'Ester's „Um Main und Donau", hoffen wir bald berichten zu können.
Die Schriftleitung.

auch da und dort manch gut geprägtes Wort von allgemeinerer Bedeutung und Tragweite ab.

Der Buchschmuck erhöht den Reiz des Ganzen; er weist eine beträchtliche Zahl vortrefflicher, zum Teil wirklich volkstümlicher Stücke auf.

Heimatfreunde, gebt das Buch auch der heranwachsenden Jugend in die Hand; ihr tut damit sicherlich Gutes am Heimatwerke und ehrt den Autor, der solche Aufmunterung vollauf verdient. Wir glauben in ihm ein Licht aufschimmern zu sehen, das das Zeug in sich haben möchte, eine tüchtige Leuchte zu werden.

Welzel.

Aus Altbayern, Städte und Bilder von Dr. Hans Karlinger. Verlag für praktische Kunstwissenschaft, F. Schmidt, München, Leipzig, Berlin. Preis 36 M. Zeichnungen von Prof. Julius Diez, München. Lichtbilder von cand. arch. Ed. Härtinger, München.

Der Preis des Buches ist voll gerechtfertigt durch seine Ausstattung, die selbst in der Vorkriegszeit besondere Anerkennung verdient hätte. Immerhin würden wir ihn von unserem Standpunkte aus lieber etwas niedriger ermöglicht sehen, denn wir müssen wünschen, daß solche Bücher, die mit der dem Verfasser eigenen Kenntnis unseres altbayerischen Landes und der bei ihm gewohnten Wärme von seiner Schönheit, seiner Eigenart und seinem Reichtum sprechen, weiteste Verbreitung finden. Nichts kann unsere Heimatliebe und unseren Heimatstolz mehr fördern, als wenn wir unter berufener Führung die alten Städte durchwandern und uns einprägsam verweisen lassen auf all das, was uns die bekannten Stätten längst lieb gewinnen ließ, uns aber auch seither noch unbekannte Werte erschließt.

Das zu Weihnachten erstmals erschienene Buch, das manche Neuauflage erwarten läßt, enthält Abhandlungen über: Die altbayrische Landschaft, Erding, Landshut, Straubing, Das romanische Jahrhundert, Aichach, Landsberg, Altbayerns Anteil an der Spätgotik, Regensburg, Nabburg, Wallfahrtskirchen, Burghausen, Wasserburg, Passau, Altmünchner Porzellan. Damit möge die Reichhaltigkeit des schmucken Bandes erwiesen sein; von der Liebe und dem Verständnis, mit denen die einzelnen Abschnitte behandelt sind, braucht unseren Mitgliedern nicht gesprochen zu werden, sie kennen, als Freunde der Heimat, längst den Verfasser aus unserer Monatsschrift — siehe auch diese Nummer — unseren gelben Heften, seinem verdienstvollen „Altbayern und Schwaben", aus Vorträgen, wissenschaftlichen Werken und Beiträgen in Fachzeitschriften und der Tagespresse, die alle immer aufs neue die reichen Kenntnisse, den starken Sinn für die Heimat und das mit deren Schönheiten erfüllte Gemüt eines ihrer besten Kenner bezeugen. So ist es eine reine Freude dieses liebe Buch zur Hand zu nehmen, das bei aller Kürze doch reich zu beschenken weiß.

Möge die Verbindung zwischen dem schöpferischen Verfasser und dem jungen strebsamen Verlag, der schon so bemerkenswerte Belege für sein gutes Wollen und seine schönen Ziele gab, fortbestehen, ihr werden wir dann noch manche weitere Gabe auf dem Gebiete der Heimatliteratur zu danken haben.

Die Zeichnungen von Professor Diez, der den besprochenen Städten in seiner markanten Art deren Wappen vorausschickt und noch durch manch anderen Beitrag die tiefe, stolze Stimmung des Buches unterstützt, wie auch die gut gesehenen charakteristischen Ausschnitte aus den Städtebildern, die cand. arch. Härtinger bringt, alles in der Wirkung gehoben durch eine würdige Wiedergabe auf Papier besserer Tage, vervollkommnen den Inhalt des kleinen Werkes zu seltener Geschlossenheit. Seine Lektüre in stiller Feierstunde bringt wieder Mut, läßt aufschauen in die Fruchtbarkeit der Fluren, zum Gewerbefleiß in den alten Städten und zu ihren Zeugen einer ruhmvollen Vergangenheit.

Ein echtes, rechtes Buch der Heimat, das man mit Bedauern weglegt, wenn der Alltag ruft.

Rattinger.

Gurlitt, Geheimrat Professor Dr. Corn., Dresden: **Die Pflege der kirchlichen Kunstdenkmäler.** Ein Handbuch für Geistliche, Gemeinden und Kunstfreunde. 1921. IV, 158 S. Preis M. 14.—, geb. M. 19.—. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl, Leipzig, Königstr. 25.

Durch die Gefahr, daß bei einer Trennung von Kirche und Staat die Staatsaufsicht ganz in Wegfall kommen oder sehr eingeschränkt werden könnte, ist das interessant geschriebene Werkchen dieses in Denkmalspfleger- und Heimatschutzkreisen angesehenen Gelehrten in der jetzigen Zeit ganz besonders aktuell. Es beabsichtigt nicht, Kunstgeschichte oder Altertumskunde zu lehren, vielmehr behandelt es den Teil der Denkmalspflege, der dem Geistlichen und den Gemeindemitgliedern zusteht. Darüber hinaus gibt es aber auch für jeden Kunstliebenden wertvolle Anregungen und zeigt den Weg, der die mannigfaltigen Kunstschätze unserer Kirche vor Schaden bewahrt. Vor allem will das auch äußerlich ansprechend ausgestattete Buch die Liebe wecken und stärken, die die Gemeinde an den ihr überkommenen Kunstbesitz binden soll, nicht nur um der Kunst, sondern um des kirchlichen Lebens willen.

R.

Heimatkundliche Studienfahrt.

Die Regensburger Volkskurse veranstalten mit Genehmigung des Staatsministeriums für Unterricht und Kultus in der Woche vom 31. Juli zum 6. August eine heimatkundliche Studienfahrt an die nördliche Donau. Durch Vorträge und Führungen sollen die Teilnehmer mit einem Stück deutschen Kulturbodens bekannt gemacht werden. Im einzelnen ist folgendes vorgesehen: Vorträge: „Das römische Regensburg", „Kirchliche und profane Kunst", „Geographische und wirtschaftliche Bedeutung Regensburgs", „Geologie der Landschaft um Regensburg"; Führungen: Städte Regensburg, Abensberg, Kelheim, Burgruinen Donaustauf und Brennberg, Walhalla, Befreiungshalle, Kloster Weltenburg, Römerlager Eining (castra Abusina), Beginn des limes bei Hadersfleck (Hadriani vicus), Keltische Ringwälle bei Kelheim, Mündung des Donau-Main-Kanals, Hafenanlagen, Talsperre bei Wiesent, Donauschlucht bei Weltenburg, Granitblockmeere des Urgebirges bei Falkenstein. Als Lehrkräfte wurden erste Autoritäten gewonnen. Männer und Frauen, die Liebe zur deutschen Heimat hegen, sind herzlichst eingeladen. Die Teilnehmergebühr beträgt einschließlich Unterkunft, Verpflegung und der von Regensburg aus notwendigen Eisenbahnfahrten 350 M. Anmeldungen können nur bis einschließlich 30. Juni entgegengenommen werden. Nähere Auskunft erteilt Studienrat Joseph Ostler, Regensburg, Dechbettenerstraße 38.

Wettbewerb für ein Kriegerdenkmal in Kiefersfelden.

Der von der Gemeinde Kiefersfelden zur Errichtung eines Kriegerdenkmals aufgestellte Ausschuß beabsichtigt durch einen Wettbewerb unter den Mitgliedern des Bayerischen Landesvereins für Heimatschutz geeignete Entwürfe für das Kriegerdenkmal in Kiefersfelden zu erlangen.

Das Preisgericht setzt sich zusammen aus: Akademie-Professor Balthasar Schmid, Professor Schwegerle, Professor Franz Rank, Bauamtmann Hocheder, Architekt Dr. Steinlein, Bürgermeister Josef Danner, Kiefersfelden, Werkmeister Josef Merkl, Kiefersfelden.

An Preisen stehen zur Verfügung: 1. Preis 500 M., 2. Preis 400 M., 3. Preis 300 M., weiters sind zwei Ankäufe zu je 200 M. vorgesehen.

Einlieferungstermin ist 15. Juni 1921. — Sämtliche Entwürfe werden zunächst 8 Tage lang in einem noch zu bestimmenden Lokale in München ausgestellt und können gegen Vorweis der Mitgliedskarte besichtigt werden. Darnach erfolgt noch eine Ausstellung sämtlicher Entwürfe in Kiefersfelden.

Die preisgekrönten und angekauften Entwürfe gehen in das Eigentum der Gemeinde Kiefersfelden über mit der Bestimmung: daß das Veröffentlichungsrecht und die Weiterverwertung des Projektes dem Künstler gewahrt bleibt, sofern dessen Entwurf nicht zur Ausführung kommt.

Die näheren Wettbewerbsunterlagen: Situationsplan, Programm von der Geschäftsstelle des Vereins, Ludwigstraße Nr. 14, III. Eingang.





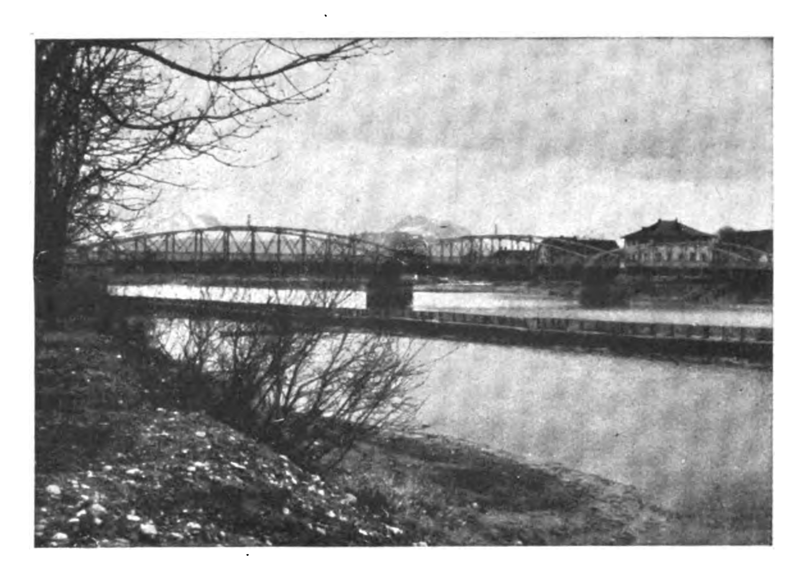
Säge- (ehedem Mahl-) Mühle unweit des Jodbades Sulzbrunn bei Kempten aus dem Jahre 1786.
Aufnahmen von Bezirksbauführer Heckel

Eine eiserne Brücke im Landschaftsbild.

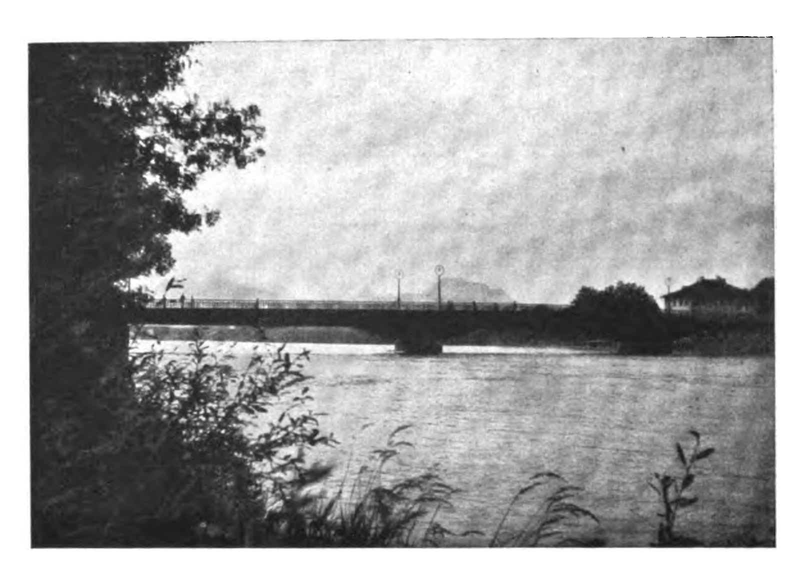
Die eiserne Innbrücke in Rosenheim wurde im Jahre 1914 einem Umbau unterzogen, wobei es sich darum handelte, auf den alten bestehen bleibenden Strompfeilern und Widerlagern eine neue breitere Fahrbahn zu schaffen.

Die neue Konstruktion wurde von der Maschinenfabrik Georg Noell & Co. in Würzburg entworfen und ausgeführt unter der Oberleitung des Straßen- und Flußbauamtes Rosenheim. Der schon an dem Entwurf beteiligte Architekt Prof. Dr. ing. Schweighart arbeitete auf möglichst geschlossene Massen hin unter Vermeidung einer über die Fahrbahn emporragenden Konstruktion, besonders aus Rücksicht auf die von dieser Brücke sich bietende schöne Gebirgsaussicht. Mit fünf Gerberträgern, von denen die drei inneren Gitterträger sind, die zwei äußeren, der Brücke die Silhouette verleihenden aber vollwandige Blechträger, konnten die drei je 40 m weiten Stromöffnungen überspannt werden, ohne eine Störung des Landschaftsbildes befürchten zu müssen. Die Gehbahn wurde mangels ausreichender Länge der alten Strompfeiler beiderseits ausgekragt. Die Linien der Konstruktion erhielten keinerlei aufgezwungene Formen und wurden so einfach als möglich durchgeführt. Nur Geländer und Beleuchtungsmasten wurden freier ausgebildet, aber in enger Anpassung an die Formenwelt des Eisens. In den Ringen der Beleuchtungsträger waren geschlossene Laternen von entsprechender Größe vorgesehen. Sie kamen über dem Kriegsausbruch nicht mehr zur Ausführung.

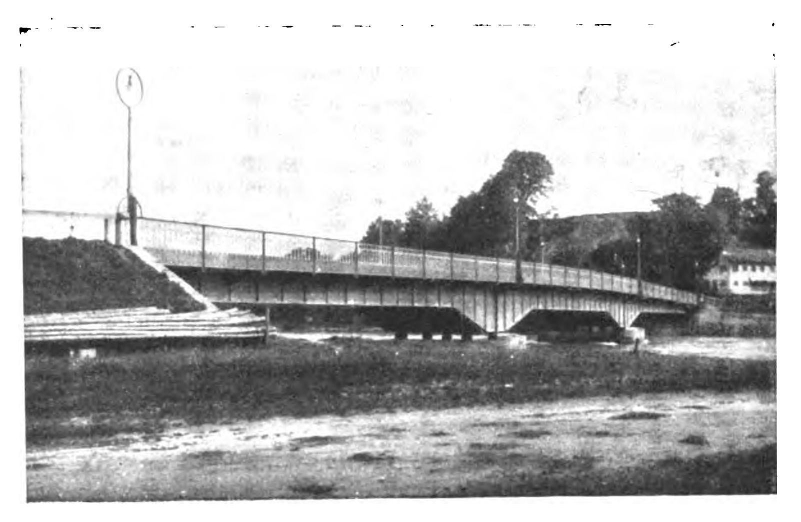
Die großen Flächen der Blechträger erhielten rotbraunen, die vortretenden Profile und Gurtungen sowie das Geländer graugrünen Anstrich, sodaß die Hauptlinien der Konstruktion auch in der Farbe klar heraustreten, während die dunklen Flächen doch überwiegen und dem Auge die nötige Ruhe gewähren. Rattinger.



Innbrücke in Rosenheim vor dem Umbau vom linken Ufer aus.



Die Brücke von gleicher Stelle aus gesehen nach dem Umbau.









Hausinschriften im Bayerischen Wald

(B.-A. Wolfstein).

Wo gehst Du hin, du Wandersmann,
Stehe still und schau mich an;
Betrachte mich an meinem Kreuz
Und dann verrichte Deine Reis'.
(Ernsting.)

O Gott, gib, daß ich jeden Tag
Mich deiner Güte freuen mag,
Wend Unglück ab in deiner Huld,
Und wenn es kommt, so gib Geduld.
(Schiefweg.)

Wir leben in den Tag hinein
Und nehmen's nicht in acht,
Daß ein jeder Augenblick
Unser Leben kürzer macht.
(Ratzing.)

Von Gold das Herz,
Den Sinn von Erz,
In Freud und Schmerz
Stets himmelwärts.
(Steinerleinbach.)

Das Haus gehört mein und doch nicht mein,
Und der nach mir kommt, dem wird's auch nicht sein.
Den Dritten trägt man auch hinaus,
Nun sag mir, wem gehört dies Haus?
(Zwischen Grund und Erlangwiesel.)

Hausinschriften im Bayerischen Oberland.

Dieses Haus ist nur ein kleiner Punkt
In Gottes weiter Welt.
Doch ist's ein Himmelreich,
Wenn es dein Glück enthält.
(Aubof. B.-A. Aibling.)

Das Bauen ist ein schöner Lust,
Daß sovill kost hab ich nit gewußt.
Gott behüt uns alle Zeit
Vor Maurer und Zimmerleuth.
Bitte Gott für uns Sankt Florian,
Daß er nicht straft mit Feuerflamm.
(Höpflinger Mühle bei Siegsdorf, B.-A. Traunstein, 1816.)

Wir bauen Häuser hübsch und fest,
Und bauen darin nur fremde Gäst,
Doch wo wir sollen ewig sein,
Da bauen wir so wenig ein,
Bei Gott sind alle Menschen gleich,
Sie mögen arm sein oder reich,
Verachtet oder vornehm sein,
Gott sieht auf Tugend nur allein.
(Bidingen, B.-A. Markt Oberdorf.)

Der läßt den lieben Herrgott walten,
Macht neue Schuh und flickt die alten.
(Aibling, an einer Schuhmacherwohnung.)
(Aus dem Volkskundearchiv des Vereins.)

Abbildungen:
Häuser aus dem bayerischen Wald.

Oben: Gütlerhaus in Rechertsried bei Kollnburg.
Mitte: Gütlerhaus bei Viechtach.
Unten: Gehöft bei Viechtach.

Aufnahmen von Hauptlehrer Stephan Kubelt, München.

Schriftleitung und preßgesetzliche Verantwortung: Oberregierungsbaurat Richard Rattinger in München.



Monatsschrift des bayerischen Landesvereins für Heimatschutz — Verein für Volkskunst und Volkskunde — in München. (Ludwigstr. 14. Fernspr. Nr. 21753. Postscheckkonto 4684.)

XIX Jahrgang. Nr. 6 : 7. Das bayerische Innstadthaus. — Heimat-Tagung in Passau. 4.—7. August 1921

Das bayerische Innstadthaus.

Dr. ing. Emil Schweighart, Professor an der Bauschule in München.

Die vorliegende Arbeit befaßt sich mit dem Bürgerhaus, wie es in den bayerischen Städten am Inn zwischen der südlichen Landesgrenze und dem Einfluß der Salzach, an der Salzach selbst und in dem dazwischenliegenden Chiemgau in so ausgeprägter Eigenart besteht, daß kaum jemand daran vorübergehen kann, ohne zu bemerken, daß da etwas Besonderes, von der Bauart der Häuser anderer Städte Abweichendes ist.

Die Aufgabe findet nach Westen hin von selber eine Begrenzung. Der Typ verschwindet in dieser Richtung rasch. Nach Süden, Norden und Osten setzt er sich mehr oder weniger fort, ist aber nirgends mehr so scharf umrissen, wie gerade in den bayerischen Städten der genannten Gegend, die sämtlich zum Flußgebiete des Inns gehören. Deshalb mag der gewählte Name Innstadthaus erlaubt sein, wenn auch nicht alle diese Städte am Inn liegen.

1. Die bisherige Auffassung über Art und Herkunft des Innstadthauses.

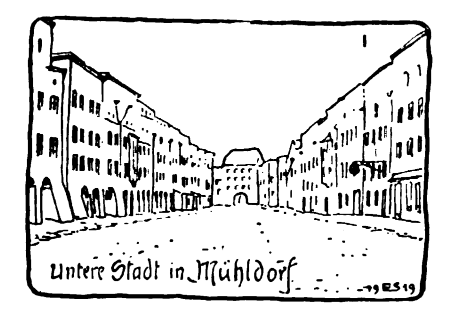
Die Innstädte machen einen italienischen Eindruck.

Heiserer schreibt in seiner topographischen Geschichte von Wasserburg 1860[1]): „Man sieht diese Stadt in größtenteils noch rein erhaltener italienischer Bauart mit hohen, die Dächer verdeckenden Giebelmauern auf einer schmalen Erdzunge fast zu einem Knaul zusammengedrängt" und von Hefner sagt in seiner gleichzeitigen Chronik von Rosenheim[2]): „Die Häuser des innern und zum weitaus größten Teil auch die des äußern Marktes sind in der welschen Bauart der früheren Jahrhunderte und gleichen vollkommen denen aller Städte längs des Innstromes von Innsbruck bis Passau, und im Gebirg einwärts findet sich diese Bauart der Städte und Häuser desto häufiger, je näher man dem eigentlichen Welschland kommt. Es ist kein Zweifel, daß die uralten Handelsverbindungen der Städte längs des Innstroms mit Italien die Grundideen dieser Bauart mit sich gebracht haben, wie denn auch noch die Städte an der Salzach, von Hallein angefangen bis zur Einmündung in den Inn, denselben Hauptcharakter tragen.

Diese alten Häuser Rosenheims nun zeigen das Eigentümliche, daß sie keine Dächer sehen lassen, sondern dieselben durch eine oben gerade abgeschnittene Stirnmauer verdecken, zu deren Seiten man allenfalls die Öffnungen für die Wasserrinnen bemerken kann. Diese hohen Stirnmauern geben den verhältnismäßig nicht zu hohen, gewöhnlich mit dem untersten Gaden dreistöckigen Häusern ein stattliches Ansehen, und da die Häuser selbst meistens in ihrer Vorderseite auf einem gewölbten, durch Säulen gestützten Bogengang ruhen, so bieten sie, namentlich wo noch Erker und Ecktürme sich erhalten haben, in der Regel den Anblick eines Gebäudes, das unsere Voreltern mit dem stolzen Namen „Herrenhaus" zu bezeichnen pflegten."

Kürzer faßt sich Dr. Huber in seiner Geschichte der Stadt Burghausen 1862[3]): „Die Bauart der Stadt müßte, wo keine modernen Fronten das Ursprüngliche verdrängten, die Formen des 16. Jahrhunderts aufweisen; aber wie in andern südbayerischen Städten fehlen die charakteristi-

[1]) S. 24.
[2]) S. 42.
[3]) S. XXIII.







schen Giebeldächer fast gänzlich und sogenannte Feuermauern verstecken nach welscher Art die Dachungen. Dadurch erscheinen die Häuser höher, aber auch gleichförmiger und eintöniger."

Auch das Inventarisationswerk „Kunstdenkmale des Königreichs Bayern" äußert sich in ähnlichem Sinne wie die Chronisten, so über Rosenheim[4]): „Die Straßenbilder des alten Rosenheim, in der inneren sowie in der äußeren Stadt, zeigen den Einfluß der welschen Architektur, in welchem sich der rege Handelsverkehr mit Tirol — die Schiffe verkehrten auf dem Inn bis Hall bei Innsbruck — deutlich widerspiegelt. Rosenheim teilt diese Eigenart mit anderen Städten des Inn- und Salzachgebietes bis hinab nach Passau. Drei Momente sind es, welche die äußere Erscheinung der Häuser charakterisieren: die Lauben, die gerade abgeschlossenen Stirnmauern (Vorschußmauern) und die Erker. Die Lauben bilden offene Bogengänge an der Straßenseite des Erdgeschosses, deren Gewölbe gegen die Straße zu auf Säulen oder Pfeilern ruhen. Meist zeigen diese Lauben noch spätgotische oder Frührenaissanceformen, es finden sich Spitzbögen und Rundbögen, letztere oft profiliert. Die Stützen sind gewöhnlich aus rotem Marmor, der aber später überweißt worden ist. Durch die gerade abschließenden Stirnmauern rufen die Häuser die Täuschung hervor, als besäßen sie flache Dächer. In Wirklichkeit aber dienen die Stirnmauern nur zur Verkleidung der Grabendächer, die senkrecht zur Straßenachse ziehen. Die Wasserrinnen zwischen den Dachsenkungen durchbrechen die Stirnmauern. An großen Häusern zeigen sich entsprechend der Anzahl der Dachsenkungen mehrere solche Mündungen von Dachrinnen .... Die Erker finden sich in mannigfachen Formen; bezeichnend ist besonders auch das Auftreten der in Tirol so beliebten polygonen Eckerker an den Eckhäusern, die vom ersten Obergeschoß bis zum Abschluß der Stirnmauer sich erheben, z. B. am alten Ruedorfferhaus in der äußeren Stadt.

Charakteristisch für die alten Häuser ist noch die ausgedehnte Anwendung von Gewölben im Erdgeschoß."

Auch von den andern Städten des Inngebietes verzeichnet das Inventarisationswerk[5]) das Gleiche.[6]) In der schönen Literatur wird ebenfalls, wo es sich um Innstädte handelt, selten vergessen, der „italienischen" Bauart zu gedenken. Es mag hier nur die Schilderung Platz finden, die Ludwig Thoma in „Peter Spanningers Liebesabenteuer" gibt: „Die Häuser sind mannigfaltig gebaut. Viele haben nach italienischem Muster breite Fassaden, welche in geraden Maueraufsätzen die Dächer überragen. Diese sind mit Schindeln gedeckt und stoßen hart aneinander."

Der Eindruck, daß die Innstädte italienische Bauart haben, ist also allgemein. Die Größe der Flächen, das Fehlen eines deutlichen Dachgiebels, die regelmäßige und völlig geschlossene Aneinanderreihung der Innstadthäuser sind es wohl, die diesen Eindruck hervorrufen. Sucht man aber nach wirklichen Vergleichspunkten mit italienischen Bauwerken, so kommt man außer den Lauben — solche haben nur die Minderzahl der Innstadthäuser, und in Italien treten sie auch nicht regelmäßig auf, — nicht weiter.

Das italienische Dach ist und war, wie alle, auch die mittelalterlichen Bilder zeigen, nichts dem Grabendach der Innstädte Ähnliches. Seine Traufe geht nach dem Hofe, nach der Straße, nach der Nachbarseite, aber sie ist nicht „inwendig",

[4]) Band I S. 1563.

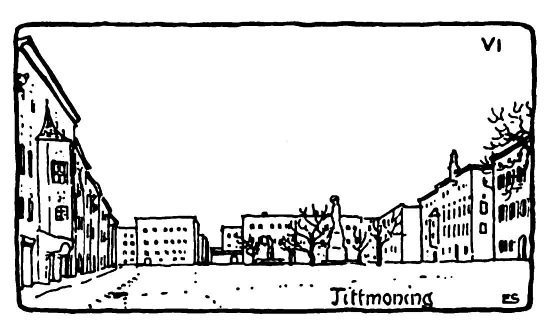
[5]) Der Kürze halber wird im Nachfolgenden das Inventarisationswerk „Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern mit **Kdm. K. B.** bezeichnet. Es handelt sich hier immer um den 1. Band, Oberbayern.

[6]) Wasserburg S. 2115, Mühldorf S. 2212, Neuötting S. 2585, Burghausen S. 2501, Tittmoning S. 2828, Trostberg S. 1879, Laufen S. 2772.

Westseite des Stadtplatzes in Burghausen nach Jakob Sandtners Modell von 1574









in dem Dache selbst gelegen, wie beim Innstadthaus.

Der Umriß des Innstadthauses ist hoch und schlank, aber die Verhältnisse der Einzelheiten, der Türen, der Fenster, der Bögen, der Lauben sind keineswegs italienisch proportioniert, sondern echt deutsch: gedrungen.

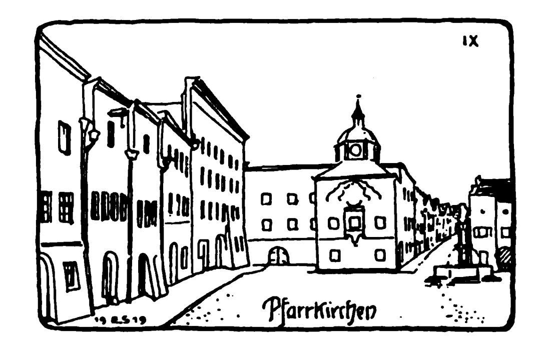
Mittelalterliche italienische Gebäude vom Typ des Dogenpalastes in Venedig möchte man wegen ihrer Flächigkeit als geeignet zum Vergleiche ansehen. Die Fassaden des Dogenpalastes stammen aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Zu dieser Zeit und noch lange nachher trugen aber die Fassaden der Innstädte vorwiegend Treppengiebel, wie später zu erweisen sein wird.

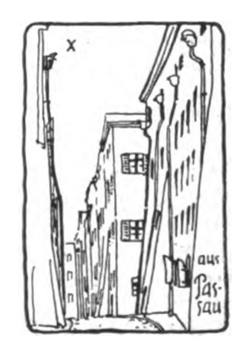
Gemeinsam ist dem italienischen Haus und dem Innstadthaus nur das, daß man das Dach von der Straße aus nicht sieht, aber der Grund hiefür ist doch ein verschiedener: das eine sieht man nicht, weil es geringe Neigung hat, das andere weil es hinter einer Vorschußmauer verborgen liegt. Steht unter den Bürgerhäusern wirklich einmal etwas, was vom italienischen Palazzo herstammt, wie etwa in Schwaz neben der Pfarrkirche, so fällt es unter den andern geradezu heraus.

Das Verbreitungsgebiet weist nicht so unbedingt, wie Hefner meint, nach Italien hin. Die typische Form des Innstadthauses haben in reinster Form die oberbayerischen Städte am Inn, nämlich Rosenheim[7]), Wasserburg, Mühldorf, Neuötting, samt den nahegelegenen Märkten Kraiburg, Tüßling, Tann usw., dann an der Salzach: Burghausen, Tittmoning und Laufen, dazwischen im Chiemgau Trostberg, weniger deutlich und erst seit später Zeit Traunstein und Reichenhall. Am Inn abwärts ist Braunau schon durchsetzt mit anderen Formen, namentlich mit steileren Dächern, in Passau ist zwar die äußere Form des Innstadthauses unverkennbar vorhanden, aber der Grundriß, der, wie wir später sehen werden, besonders typisch ist, kann in Passau keineswegs als vorherrschend angesehen werden. Weiterhin gibt es abwärts an der Donau und ihren Nebenflüssen zahlreiche Vertreter unseres Innstadttyps, so in Linz, in Wels, in Steyr, in Krumau, in Stein a. d. Donau u. a. Westlich vom Inn läuft ein weiteres Verbreitungsgebiet, wenn auch nicht rein erhalten, von Mühldorf ausgehend im Rottal nach Norden und verliert sich mit einzelnen Ausläufern erst in der Oberpfalz, in Cham noch deutlich nachweisbar. Wie überall sind auch im Rottal nur die Städte und geschlossen gebauten Märkte Träger der besprochenen Bauart. An der Salzach ist sie bis Hallein aufwärts zu finden. Der alten Bischofstadt Salzburg gibt sie viel zu ihrem köstlichen Gepräge, doch ist das Bild etwas anders wie in den bayerischen Innstädten. In Salzburg wie in Passau bringt höfischer Einfluß eine andere Note herein. Das Bürgerhaus ist nicht mehr die Hauptsache wie in den Innstädten. In Tirol setzt sich die gleiche oder wenigstens sehr ähnliche Bauart weit nach Süden fort. Brixen weist noch unzweifelhaft innstädtische Bauart auf. In Bozen aber sehen wir eine andere, sich der italienischen wirklich nähernde Art: die Traufe verläuft nicht mehr ausschließlich senkrecht zur Straßenfront, sondern auch parallel dazu, Hohlkehlen schließen die Fassaden ab, oder, in echt italienischer Weise, ein kräftiges Hauptgesims oder ein wagrechter Dachüberstand. Neumarkt, Trient, Rovreit leiten noch mehr ins

[7]) Rosenheim, erst seit 1864 Stadt, nach Bedeutung und Rechten längst einer solchen gleich.















Welsche hinüber. Nicht einen Übergang, sondern eine Trennung der Innstädtischen Bauart von der italienischen können wir feststellen.[8])

Die Handelsbeziehungen der Innstädte mit Italien dienten als naheliegende Erklärung welschen Gepräges. Zweifellos mündet ein uralter Handelsweg aus dem Süden im Inntal nach Bayern aus und die Römer kamen auch auf diesem Wege zu uns. Von den Zeiten der Frankenkaiser bis gegen 1400 war Regensburg der Mittelpunkt des bayerischen Handels mit dem Welschlande.[9]) Der Weg dorthin führte wohl auch über die Innstädte. Wäre auf diesem Wege der uns als Innstadthaus auffallende Bautyp aus Italien nach Bayern gekommen, so müßte er in dem Haupthandelsplatze Regensburg vorherrschend auftreten. Das ist aber nicht der Fall. Von 1392 an (Teilung Bayerns) fällt der Handel Regensburgs und nimmt derjenige der Städte München, Landshut, Ingolstadt und Straubing zu. Die lebhaften Beziehungen Augsburgs zu Italien im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit sind bekannt. Der Verkehr ging nicht nur dem Inn entlang nach dem Süden, sondern auch über die Scharnitz und über den Fernpaß und erreichte oder vielmehr kreuzte den Inn erst bei Innsbruck, um dann der Brennerstraße zu folgen. Demnach war für die anderen bayerischen Handelsstädte und für Augsburg ein mindestens ebenso starker Einfluß Italiens gegeben als für die Innstädte. Warum sollte er sich gerade in diesen allein in einer so besonderen Art geäußert haben?

Die Bürger der Innstädte lebten zweifellos direkt oder indirekt vom Handel.[10]) Die ausgedehnten gewölbten Lagerräume, die riesigen Dachböden aller Häuser mit ihren Aufzügen weisen darauf hin. Die Hauptartikel waren Wein, Salz und Getreide. Schon zu den Zeiten der Römer gingen große Mengen südtiroler Weines über die Alpenpässe und dann auf Schiffen nordwärts.[11]) Die Tradition bezeichnet zahlreiche Innstadthäuser als ehemalige Weinhäuser. In Wasserburg gab es im Jahre 1464 nicht weniger als 43 Weinschenken.[12]) Das Salz wurde aus dem Salzburgischen auf der Salzach verfrachtet oder auf den „Scheibenstraßen" (Scheibenform hatte früher das Salz) nach Rosenheim und Wasserburg gebracht. Dort und in Burghausen gab es große Salzstädel, die dem Namen nach zum Teil heute noch bestehen (auf den Plänen in Abb. 1 eingetragen). In Wasserburg gibt es heute noch eine

[8]) Als Merkwürdigkeit mag erwähnt sein, daß in weiter Ferne sich etwas äußerlich Ähnliches entwickelte. In Metz gibt es hohe schmale Häuser mit einer Laube im Erdgeschoß und einer Vorschußmauer am Dach. Abb. S. 101 in „Volkstümliche Kunst aus Elsaß-Lothringen" von Karl Staatsmann. In Nr. 80 der Deutschen Bauzeitung von 1918 schreibt Cornelius Gurlitt, daß er in Warschau und in Brügge Häuser mit Vorschußmauern und versenkten Dächern gefunden habe.

[9]) Zirngibl, Geschichte des bair. Handels mit rohen Produkten, München 1817.

[10]) Hierüber bei den schon genannten Hefner und Zirngibl, dann Ludwig Eid: Aus Alt-Rosenheim (Rosenheim 1906), Joh. Gg. Bonif. Huber: Geschichte der Stadt Burghausen (1862) und Franz Reithofer: Gesch. d. Stadt Wasserburg (1814).

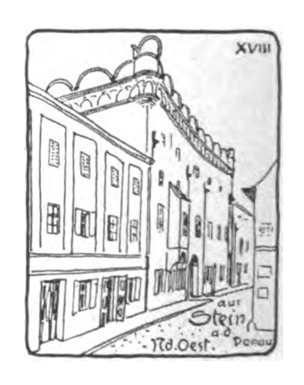
[11]) Eduard Glück: Vorrömische und römische Kultur in den bayr. Alpen. Zeitschr. d. D. u. Oe. Alpenvereins 1893 S. 77.

[12]) Heiserer S. 13.









Straße, die „Salzsenderzeile" genannt wird. Der Getreidehandel wurde häufig mit dem Weinhandel zugleich durch dieselbe Person ausgeübt und ging innaufwärts nach dem an Getreide ärmeren Tirol. Aber all diese Handelsgegenstände kamen auf dem Inn nicht weiter als bis Hall bei Innsbruck. Dort hörte die Schiffbarkeit des Flusses auf und das Gut kam in andere Hände, die der Säumer, welche es etwa weiter über die Brennerstraße führen mochten. Also südwärts kamen die Innstädter nicht weit, dagegen wissen wir, daß z. B. die Rosenheimer Schiffleute weit auf der Donau hinabfuhren und dahin folgte ihnen ja auch der Bautyp. Nach Italien reichten diese Handelsbeziehungen höchstens in ihren Ausläufern durch zweite oder dritte Hand. Soll man an eine starke Beeinflussung des Bauwesens denken, dann müßten direktere Verbindungen nachgewiesen werden. Soll Tirol den italienischen Einfluß vermittelt haben, so müßte es selbst viel italienischer sein als die Innstädte, man müßte einen allmählichen Übergang bis weit heraus wahrnehmen. Das ist aber nicht der Fall, vielmehr ist eine genügend klare Scheidung in der Gegend zwischen Brixen und Bozen erkennbar.

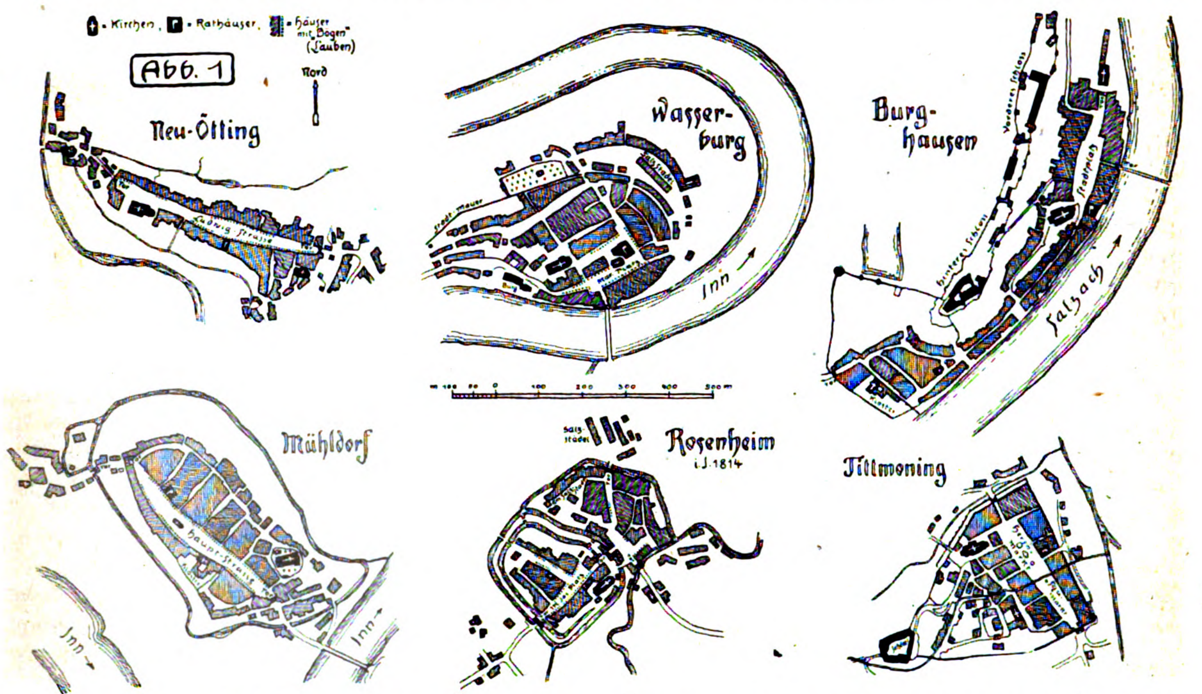
Zwischen der Entwicklung des Bürgerhauses und des Bauernhauses in den Alpen braucht und kann sicherlich keine völlige Trennung angenommen werden. Vom Bauernhaus aber sagt Bancalari: Im Etschtale südwärts geht der Achenseetypus schon von Bozen an der Verwelkung entgegen.[13])

[13]) Gustav Bancalari: Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen. Zeitschr. d. D. u. Oe. Alpenvereins, 1893, S. 152.

2. Die Einzelheiten des Innstadthauses.

Um den Grundriß des Bürgerhauses würdigen zu können, muß man erst die Anlage der Stadt betrachten.

Den Kern der Inn- und Salzachstädte (Abb. 1) bildet ein langgestreckter Marktplatz, dessen Größe recht verschieden ist, der aber immer eine Hauptverkehrslinie durch sich ziehen läßt. Auf den langen Plätzen von Rosenheim, Mühldorf, Neuötting, Tittmoning, Trostberg und Traunstein geht der Verkehr an einem Ende zum Tor herein (leider sind nicht alle erhalten), am entgegengesetzten Ende zum Tor hinaus. An einen zwischen zwei



Stromengen aus den Ufern getretenen Fluß erinnert die Form dieses Marktplatzes. Der Verkehrsstrom ist zwischen den Engen, die die Tore bilden, über die Ufer der Straße getreten und die Überflutung ist dauernd geblieben. Wasserburg und Burghausen machen eine kleine Ausnahme hievon. Der Hauptverkehr läuft dort nicht durch die ganze Länge des Platzes. Er tritt zwar auch durch eine Enge an einem Ende ein, durchstößt aber dann die eine seitliche Platzwand, um über eine Brücke die Stadt zu verlassen. Der Zugang zur Brücke ist dabei so schmal, daß er als Unterbrechung der Platzwand kaum fühlbar wird. Der Wasserburger und der Burghauser Stadtplatz sind auch kürzer und von schönerer Wirkung als die der übrigen Innstädte. Nur etwa ein Viertel des Platzes zu Wasserburg durchzieht der Hauptverkehr und etwa die Hälfte in Burghausen. Nicht allein dies war die Ursache der kürzeren Bildung, sondern vor allem der beschränkte Raum

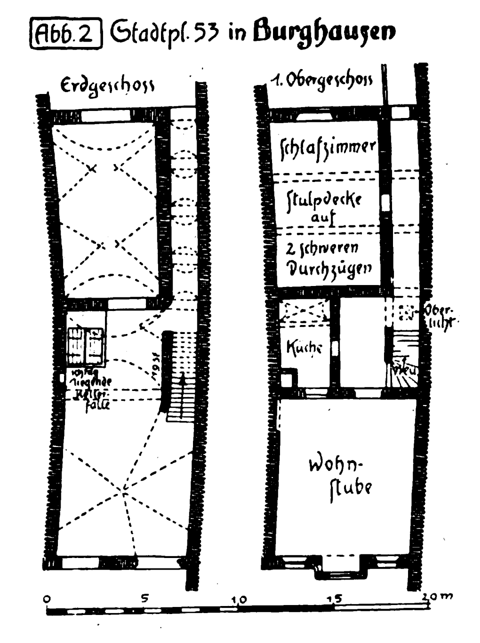


Abb. 2 Stadtpl. 53 in Burghausen

auf der Innhalbinsel hier, zwischen Schloßberg und Salzach dort, nötigte zu sparsamer Anlage des Marktplatzes. In Laufen erfolgte die Bildung des Stadtplatzes nicht so klar nach dem gleichen Schema, immerhin sind die gleichen Grundzüge erkennbar.

Langgestreckte Hauptplätze sind keineswegs eine Eigentümlichkeit nur der Innstädte allein. Sie bilden auch den Kern vieler Tiroler Städte und kommen sonst noch öfter vor, so in Freising, in Landshut, in Straubing u. a. Nach Kdm. K. B. (S. 2816) ist der langgestreckte Marktplatz die Regel besonders bei den durch bayerische Ansiedler vorgenommenen Neugründungen des 13. Jahrhunderts.

In Passau und in Salzburg ist ein solcher, das Stadtbild beherrschender Marktplatz nicht vorhanden. Nicht der Handel des Bürgers war hier die Hauptsache, sondern Kirche und Bischofshof.

Um den Hauptplatz der Innstädte liegen allerlei Gassen und Gäßchen neben draußen, teils sehr eng und klein, wie in Mühldorf und Burghausen, oder auch sehr beträchtlich wie die Lederer- und Herrngasse in Wasserburg, die an Fläche den Stadtplatz weit übertreffen, und der äußere Markt in Rosenheim. Die Häuser dieser Nebenstraßen treten aber an Bedeutung hinter denen des Marktplatzes entschieden zurück, sie sind später entstanden, weniger stattlich und nur vereinzelt von künstlerischem Wert, während sich auf dem Platz das Beste zusammendrängt und das ist bis auf den heutigen Tag trotz aller Verunstaltung im 19. Jahrhundert so geblieben.

Die Pfarrkirche steht nur in Traunstein am Hauptplatz, dagegen in Neuötting am Ende, in Burghausen am Ende und etwas beiseite gerückt, ganz vom Platz abgetrennt in Rosenheim, Wasserburg, Mühldorf, Tittmoning und Laufen.

Daß der Hauptplatz auch dort, wo er jetzt nicht mehr so genannt wird, früher Marktplatz war, bedarf keines Beweises. Hat auch der offene Markt heute an Bedeutung verloren, so sind jetzt die Geschäftsläden so zahlreich an den Wänden der alten Hauptplätze gelegen, daß sie heute noch gerade so die Hauptstätten des Handels sind, wie zu den Zeiten der Schöffleut (Innschiffer) und Samer (Säumer).

In Rosenheim, Wasserburg, Mühldorf und Neuötting umgeben zusammenhängende, gewölbte, vorne offene Gänge, „unter den Bögen" oder kurz „Bögen" genannt, den Tiroler Lauben gleich den Marktplatz. Vereinzelt, und meist nicht in langen Reihen finden sich diese Bögen auch in den anderen Gassen. (S. Abb. 1.) Vielfach sind die Lauben schon als charakteristisch für das Innstadthaus angesehen worden. Dem widerspricht ihr Fehlen bei einer sehr großen Zahl von Häusern in den genannten Städten und das gänzliche Ausbleiben in den Salzachstädten. Auch in Tirol treten sie in einzelnen Städten auf und fehlen in anderen. Die nächsten Tiroler Städte südlich von Bayern, Kufstein, Rattenberg, Schwaz haben keine Lauben. Dagegen finden wir sie in anderen bayerischen Städten, so in München und in Landshut, und in vielen alten Orten Deutschlands, Italiens und Frankreichs.

Um den Marktplatz drängen sich enge die Bürgerhäuser mit schmalen Fronten. Das Raumbedürfnis mußte hauptsächlich nach der Tiefe hin befriedigt werden. Die Verteilung der Räume auf die Geschosse ist folgende:

Das Erdgeschoß enthält regelmäßig nur Räume für Handels- oder Gewerbebetrieb, meist gewölbt,

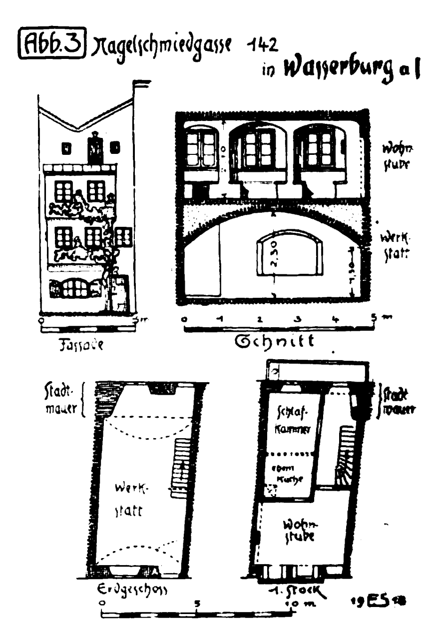
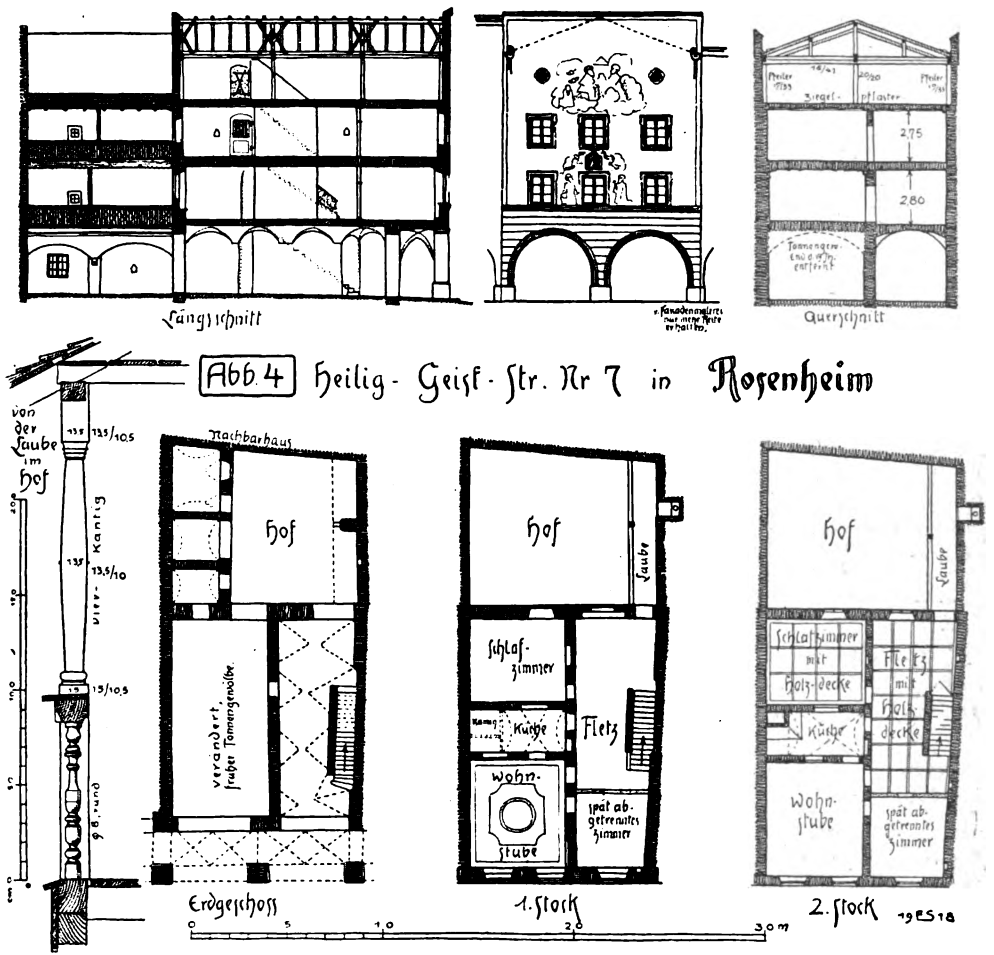
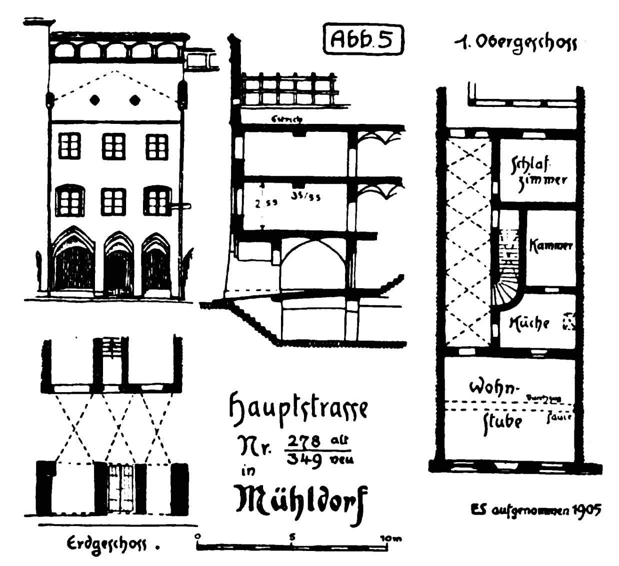
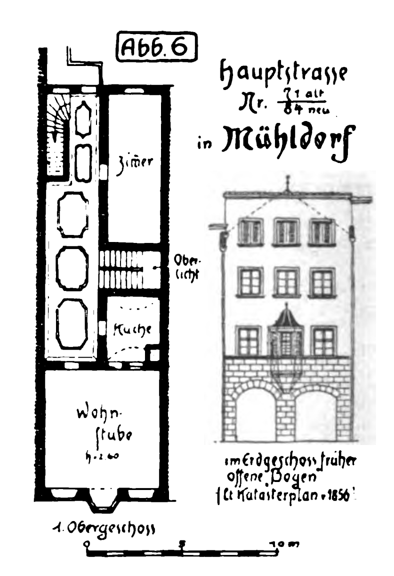


Abb. 3 Nagelschmiedgasse 142 in Wasserburg a I



mit starken Mauern und geringer Lichtzufuhr. Entweder es nimmt eine kaum nennenswert unterteilte Halle das ganze Erdgeschoß ein, von welcher aus auch die Treppe antritt, so in Burghausen, Stadtplatz Nr. 53 (Abb. 2), und in Wasserburg, Nagelschmiedgasse Nr. 142 (Abb. 3), oder es ist neben dieser Halle ein besonderer Flur, Fletz genannt, abgetrennt, in dem die Treppe beginnt, so in Rosenheim, Heil. Geiststr. 7 (Abb. 4). Anstelle der einen gewölbten Halle treten auch eine Reihe gewölbter Räume, wie in Rosenheim, Max Josephplatz 2 (Abb. 9). Häufig ist auch eine Durchfahrt angelegt, von der seitlich der Treppenantritt zugänglich ist. Als Beispiel sei das Haus Nr. 64 an der Hauptstraße in Mühldorf genannt (Abb. 13). In anderen Fällen liegt der Treppenanfang unmittelbar hinter der Haustür. Man sieht, daß das verschiedenartige Geschäftsbedürfnis gestaltend gewirkt hat. Nicht immer liegen die erdgeschossigen Räume auf ungefähr gleicher Bodenhöhe mit der Straße. Im Hause Nr. 53 am Stadtplatz in Burghausen steigt ihr Boden nach dem höher gelegenen Hofe stark an. Zuweilen ist ihr Boden unter dem Straßenniveau oder es ist am tief sitzenden Gewölbekämpfer zu erkennen, daß dies früher der Fall war (Mühldorf, Hauptstr. 64). Auch niedere und trotzdem gewölbte Zwischengeschosse zwischen Erdgeschoß und 1. Stock kommen vor, so in Rosenheim, Max Josephplatz 2 und Ludwigsplatz 8a. Diese treten aber nicht an der Straßenfront in die Erscheinung. Erdgeschossige Wohnungen gibt es in den Häusern mit „Bögen" nicht, auch in den anderen selten und da wohl erst in später Zeit eingerichtet. Die Regel bleibt die Verwendung des Erdgeschosses als Lager oder als Werkstatt. Das Erdgeschoß ist häufig, aber nicht immer, vor allem nicht immer in der ganzen Ausdehnung unterkellert. Wo Lauben sind, liegt der Kellereingang in Form einer wagrechten hölzernen Falltür im Fußboden der Laube, zwischen den Pfeilern der Bögen (Abb. 5 und 8) oder, besonders in Burghausen, vorne draußen auf dem Straßenkörper (jetzt nicht mehr erhalten). Eine Treppe führt unmittelbar von der Straße hinunter und zeigt deutlich, daß wir es nicht mit einem Haushaltungskeller, sondern mit einem Warengewölbe zu tun haben, in das von der Straße direkt abgeladen wurde. Selbst an Häusern ohne Lauben findet man zuweilen die Kellerhälse vorne auf der Straße, so in der Herrngasse in Wasserburg. Auf dem Sandtnerschen

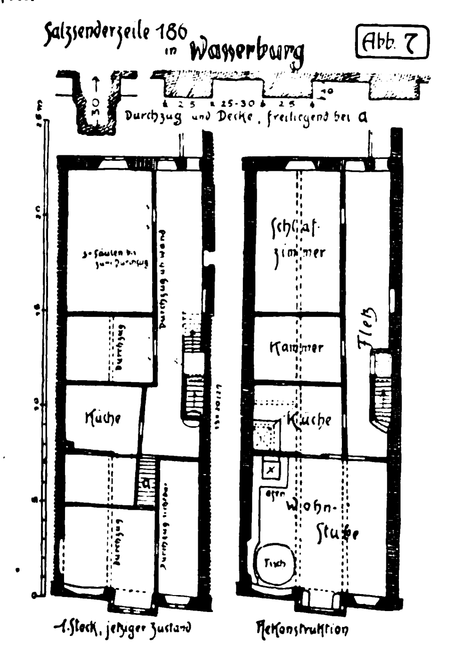


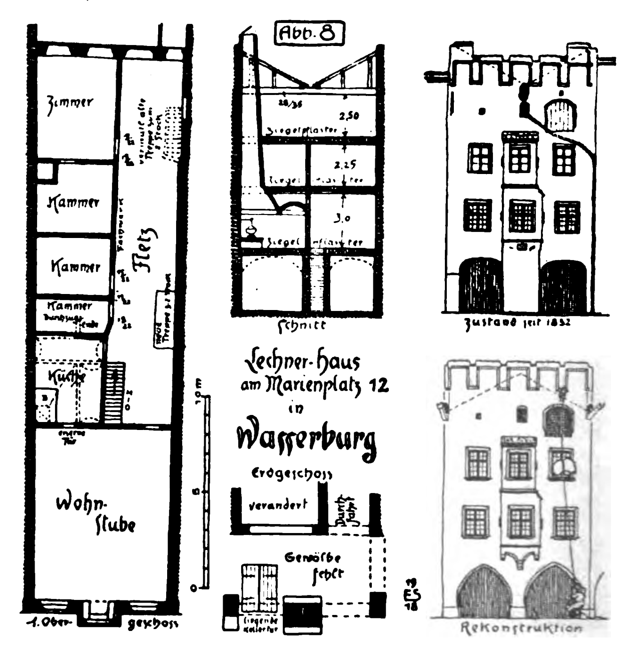


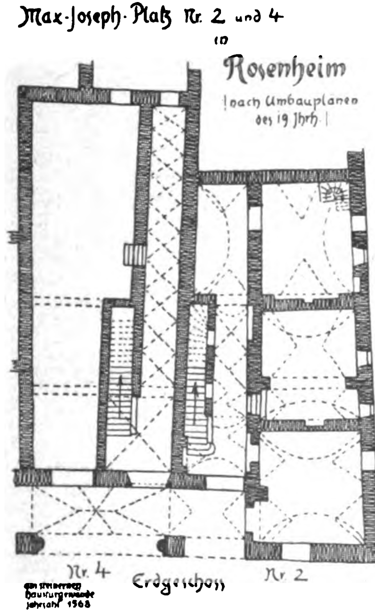
Modell von Burghausen sieht man die Kellerhälse auf dem Stadtplatz weit vor die Häuser vorgeschoben.

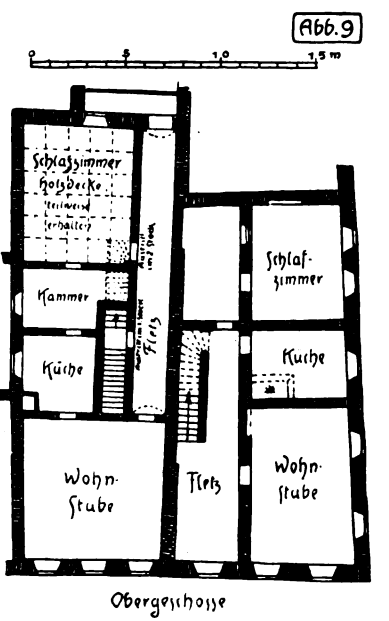
Das erste und das zweite Obergeschoß enthalten die Wohnräume und sind im Grundriß gleich. (Abb. 2 bis 9.) Vorne an der Straße nimmt eine Stube die ganze Breite des Hauses ein. In neuester Zeit wurde sie vielfach unterteilt schon wegen ihrer Größe.[14]) Ausmaße von 50 qm und darüber sind keine Seltenheit, ganz abgesehen von den Gasthäusern. Der Rest des Stockwerks zerfällt in zwei Teile, einen großen Flur, auch hier Fletz genannt und eine Zeile von Räumen, von denen nur der hinterste, offenbar das Schlafzimmer der Eheleute, direktes Licht hat und unverkennbar immer ebensogut ausgestattet war, wie die Wohnstube. (Stuckdecken und Holzdecken in den Abbildungen 4 und 9.) Zwischen Stube und Schlafzimmer liegt eine Reihe mehr oder weniger dunkler Räume, von welchen derjenige neben der Stube die Küche ist, von der Stube indirektes Licht empfängt und eine Verbindungstür zu ihr besitzt. Die Küche ist sehr klein im Verhältnis zur Stube und enthält den, meist einzigen, weiten besteigbaren Kamin des Hauses, der sich unmittelbar auf dem Gewölbe oder dem Holzkranz der Rauchkutte über dem offenen Feuerherd aufsetzt. Der Herd war gemauert, etwas unter Tischhöhe und hatte unten einen tonnenförmigen Hohlraum. Solche Herde sind mir bekannt geworden in Rosenheim im Hause Heil. Geiststr. 7, in Wasserburg Marienplatz 12 (Abb. 8) und Schustergasse 94. Sie unterscheiden sich nicht von

[14]) Soweit solche Zwischenwände ganz sicher als neu erkennbar waren, wurden sie in den Abbildungen weggelassen.









In abgelegeneren Stadtteilen kommen auch einstöckige Häuser vom gleichen Typ vor, dagegen scheint es ein bewohntes drittes Obergeschoß vor dem 19. Jahrhundert nur ganz selten gegeben zu haben.

Die Treppe zieht an der Wand des Flezes hinauf (Abb. 2, 3, 4, 8), ist aber oft seitlich hinausgeschoben, so daß sie von der Küche oder den dunklen Nebenräumen etwas wegnimmt (Abb. 5), bei späteren Anlagen endlich zwischen diese zu liegen kommt (Abb. 6). In sehr alten Häusern kommen Wendeltreppen vor, deren An- und Austritt bündig mit der Flezwand sind. Ihre Spindel bildet die starke Mauer, ihre Stufen sind unterwölbt und gemauert (Abb. 20).

denen der Bauernhäuser der Umgebung. Im Rosenheimer Museum ist eine hübsche Nachbilbildung. Die Küchen scheinen immer gewölbt gewesen zu sein, wobei aber zuweilen Holzbalken ganz unbekümmert als Widerlager benützt wurden, so Marienplatz 12 in Wasserburg. Beim modernen Umbau der Kamine fielen die meisten dieser Gewölbe, da sie mit dem alten Kamin zu sehr verbunden waren. Bei dieser Gelegenheit wurde den Küchen in sehr vielen Fällen Oberlicht vom Dach aus zugeführt. Auch die an manch anderen Stellen auftretenden Oberlichter in Form von begehbaren Eisengittern dürften nicht allzu alt sein. Im zweiten Stockwerk lassen die älteren Kaminanlagen keine Küche vermuten. An ihrer Stelle ist dort eine Kammer, beleuchtet und zugänglich wie unten die Küche. Es konnte eine bevorzugte warme Schlafkammer sein für alte Leute, wie man dieses Geschoß wohl vorzüglich als die Wohnung der auf dem Altenteil sitzenden Eltern (Austrägler) ansehen dürfen wird.

Die Räume zwischen Küche und Schlafzimmer dienen heute noch zur Aufbewahrung von Vorräten, teilweise auch als Schlafräume für Kinder, Dienstboten und Gewerbegehilfen (Ehhalten).

Das Flez ist von verschiedener Breite, oft sogar breiter als die erwähnten Nebenräume, immer aber reicht es bis zur Rückseite des Hauses. Manchmal, aber nicht in der Mehrzahl der Fälle, wird es von einem Gewölbe überdeckt. In Kdm. K. B. sind schöne Beispiele davon abgebildet[15]. (Auch Abb. 5 und 9.)

Über dem zweiten Stockwerk befindet sich ein geräumiger, hoher und luftiger Dachboden, von dem später bei der Dachkonstruktion noch zu sprechen sein wird.

[15]) Burghausen, Herzog Georg-Straße 123 u. 177, S. 2503 u. 2504, Neuötting, Ludwigstr. 30, S. 2588.

Es gibt in den Innstädten auch jene Stiegen, die von der Straße bis zum obersten Stockwerk in einer Geraden hinaufführen (Abb. 7 u. 9), in jedem Geschoß seitlich zu dem Flez einen Austritt zulassend, vom obersten Flez aus etwas Licht erhalten, oder durch ein Fenster beleuchtet werden, das in der Verlängerung der schrägen Treppenrichtung hoch oben in der Hinterwand des Hauses sitzt. Himmelsleitern hört man solche Treppen nennen. Sie sind keine ausschließliche Eigentümlichkeit der Innstädte, sondern auch in alten Münchener Häusern heute noch zu sehen. Das Haus Salzsenderzeile 186 in Wasserburg (Abb. 7) gibt einen Aufschluß, wie diese Anordnung entstand. Der erste Lauf ist gut ausgeführt und überwölbt, der zweite, den ersten im Sinne der Himmelsleiter fortsetzend, ist schlechter gebaut, ungedeckt und seitlich nur grob zugeschalt, sieht wie ein Behelf aus. Die abgeschnittenen Balkenköpfe treten ohne Wechsel und ohne handwerksgerechte Unterstützung an den zweiten Treppenausschnitt heran. Er ist deutlich erst nachträglich herausgeschnitten, dagegen kann man an Boden, Wand und Decke Spuren erkennen, daß der zweite Treppenlauf ursprünglich über dem ersten lag. Irgend verwertbarer Raum wurde durch diese Änderung nicht gewonnen, der Zweck ist daher anderwärts zu suchen.

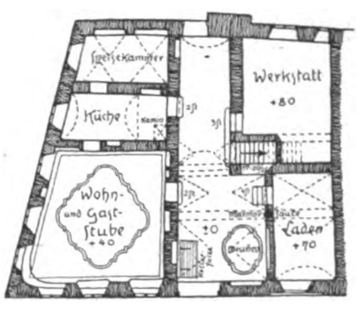
Es ist heute noch in den Innstädten das Herbergensystem anzutreffen, nach welchem das Haus nicht einen, sondern mehrere Eigentümer hat. Stockwerkweise teilen sich diese in das Haus. Da war es nun recht unerwünscht, wenn der Besitzer des zweiten Stockes durch das Flez des ersten Stockes gehen mußte, um in seine Herberge zu gelangen. Änderte man die alten, übereinander gelegenen Treppen in dem Sinne der Him-

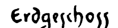
melsleiter, so war dieser Übelstand beseitigt. Sicher aber ist das Herbergsystem nicht ursprünglich, sondern eine Folge der Verarmung bei Zurückgang des Handels der Städte. Ein solcher ist öfters, zuletzt im 18. und 19. Jahrhundert erfolgt. — Ein Beispiel mag Entstehen und Vergehen dieser merkwürdigen Besitzspaltung erläutern:

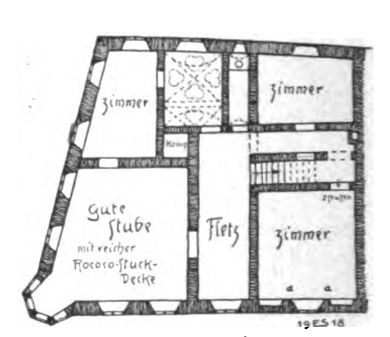
Nach Verkaufsurkunden (in Privatbesitz) hatte das Haus Ludwigsplatz 8a in Rosenheim im 18. und 19. Jahrh. folgende Schicksale:

Ruedorffer Haus Kaiserstr. 1 in Rosenheim

Abb. 10







1. Obergeschoss

1763 Simon Hoegner erwirbt das Haus beim Fleischtor um 1300 fl.
1769 Simon Hoegner verkauft den 2. Stock seines Hauses an Thomas Kain, Schneidermeister um 740 fl.
1771 Simon Hoegner verkauft den „mittleren" Stock seines Hauses „wies Nagel und Band haltet" an Ignaz Himler um 600 fl. 1 Thlr.
1792 Ignaz Himler verkauft den „mittlern Stock der Hoegnerschen Behausung" an Mathias Dettendorfer um 500 fl. und 6 Thlr.
1818 Dettendorfer verkauft den mittleren Stock an Simon Hoegner um 1300 fl.
1842 Schneidermeister Alois Schultes verkauft seinen Anteil (2. Stock) am Hoegnerschen Hause an Simon Hoegners Witwe um 1200 fl.

Bei Eckhäusern ist der Grundriß nicht anders als bei eingebauten, wenn auch das seitlich einfallende Licht eine Verbesserung der Nebenräume ergibt. Max Josephplatz 2 in Rosenheim (Abbild. 9) ist ein Beispiel dafür.

Umbauten sind schon in der Zeit der Gotik, mehr noch in der Barockzeit in großer Anzahl vorgenommen worden und sie haben nach außen die stattlichsten Erscheinungen geschaffen. Der ehemalige Gasthof zum Schwan in Mühldorf ist so entstanden. Innerlich sind mühelos die Einzelhäuser zu erkennen, ja die Fassadenteilung verrät sie schon. Die gerade Stirnmauer gleicht die verschiedenen Dachhöhen bequem aus, oder vielmehr, täuscht über sie hinweg. Eines der schönsten Objekte dieser Art ist das Kern-Haus am Marienplatz in Wasserburg, dessen Fassaden mehrfach abgebildet wurden, wohl am besten bei Aufleger: Architekturbilder aus deutscher Vergangenheit (1. Abteilung, dort Amtsgerichtsgebäude genannt). Prächtige Stukkaturen machen da aus mindestens drei alten Fassaden eine äußerst repräsentable Einheit. Kdm. K. B. nimmt die Entstehung der Stuckfassade um 1740 an. Umgekehrt zeigt das alte Mauthaus in Wasserburg (bei Aufleger als „Häusergruppe an der Ecke der Bruckgasse") äußerlich zwei völlig getrennte Fassaden, so daß man erstaunt ist, innen nur ein Objekt zu finden, da die Trennung der Grundrisse durch Umbauten verwischt ist. Das Ruedorffer-Haus in Rosenheim (Abb. 10, Schaubild in Kdm. K. B. S. 1562) läßt schon außen an der etwas verschiedenen Höhenlage von Fenstern die Zusammenziehung zweier früherer Häuser erkennen. Innen wird das noch deutlicher. Die Fußböden im ersten Stock liegen wie die Fenster in verschiedener Höhe; im nördlichen Teil ist die Fassadenmauer innen in eine Pfeilerstellung bei **a a** im Grundriß des Obergeschosses aufgelöst, während der südliche Teil gewöhnliches Mauerwerk besitzt. Die Treppenanlage ist etwas gezwungen, wahrscheinlich bei der Zusammenfassung nicht besser zu lösen gewesen. Im Erdgeschoß verbindet ein geräumiger gewölbter Fletz die Räume[16]). Er war ehedem vermutlich zweischiffig, denn eine marmorne Säule ragt noch aus der Wand und die Gewölbegurten laufen von beiden Seiten auf diesen Stützpunkt zu. In der Ecke des Fletzes, von der nebenliegenden Haustür her malerisch beleuchtet, steht ein kräftig gehaltener barocker Brunnen aus dunkelrotem Marmor mit zierlichem Schmiedeeisengitter besetzt[17]). Das Bogenfeld hinter dem Brunnen nimmt ein Gemälde, Jesus am Jakobsbrunnen, ein. An der südlichen Ecke des Erdgeschosses liegt die große behagliche Wohnstube[18]), zugleich dem Metausschank dienend und darüber im 1. Stock eine „gute Stube" mit prächtigem Rokoko-Plafond. Rückwärts in diesem Stockwerk ist noch ein kleiner Raum wegen seines stukkierten Gewölbes bemerkenswert. Die Motive haben sakralen Charakter, es war wohl früher eine Hauskapelle. Durch dekorative Kunst gehobene Wohnlichkeit im Innern, schlichte ruhige Würde am Äußern zeichnen dieses Haus aus, trotzdem es nicht als Einheit von Grund aus entstanden ist.

Das Haus Nr. 36 am Marktplatz in Tittmoning besteht ebenfalls aus zwei früheren

[16]) Kdm. K. B. S. 1564.
[17]) Gute Abbildung bei Eid, Altrosenheim, S. **347**, Zeichnung von G. Steinlein.
[18]) Phot. Abbildung bei Eid, S. 348.

Häusern (Abb. 11). Da ist ein Erker geschickt zwischen die beiden Teile gesetzt. Die Erkerfenster des ersten Stockes gehen an der Sohlbank mit den Fenstern des rechten Teiles und am Sturz mit denen des linken Teiles zusammen, sind dadurch ziemlich nieder geworden, ziehen aber gerade durch das auffallende Format den Blick von der ungleichen Lage der beiden Fensterreihen ab. Die dekorative Bekrönung der Fenster über dem ersten Stock ist links gestreckt, rechts gedrückt, aber unauffällig und geschickt. Der Gesamtanblick ist durchaus harmonisch.

Eine weitere derartige Umbauschöpfung ist der ehemalige Pfarrhof an der Ecke des Max Josephplatzes und der Hl. Geiststraße in Rosenheim, von außen wie im Grundriß zunächst scheinbar einheitlich.[19] (Abb. 12.) Doch bemerkt man bei näherem Zusehen, daß das erste Gewölbejoch der Lauben im Norden und das letzte im Westen andre Einzelheiten besitzen als die übrigen Joche, auch ist bei a die Flucht der Mauer etwas vorgeschoben, noch deutlicher ist dieser Absatz an der gegenüberliegenden Rückseite des Hauses. Der Grundriß zerfällt in drei Teile und am Eck bleibt ein Haus vom bekannten Instadttyp übrig, ähnlich dem auf Abb. 9.

Das Ellmaierhaus in Rosenheim mit einer (auch vor dem jüngsten Umbau vor wenigen Jahren schon) einheitlichen Fassade läßt sich mühelos in drei Anwesen zerlegen, von welchen das südwestlichste am besten erhalten ist und in Abb. 9 mit Max Josephplatz 4 bezeichnet wurde, obwohl diese Hausnummer jetzt für das Ganze gilt.

Immer wieder stellen sich größere Bauobjekte als nicht ursprünglich heraus, mehr oder minder deutlich bleibt das übliche Grundrißbild des Innstadthauses als der alte Kern übrig.

Selbst dann, wenn die Bürgerhäuser zu Gasthäusern wurden, und deren waren nicht wenige, wurde der Grundriß nicht wesentlich anders. Die Gaststube war und ist heute noch meist im 1. Stock untergebracht an der Stelle der Wohnstube, die Küche blieb am alten dunklen Platz, wurde höchstens durch Hinzunahme von Nebenräumen erweitert. Im Erdgeschoß wurde zuweilen in einem ehemaligen Lagerraum ein zweites, einfaches Gastzimmer eingerichtet, wie etwa das „Greiderer Löchl" in Rosenheim oder das „Gwölberl" im Schwan in Mühldorf. Ein Anwesen, das für Gasthauszwecke wohl schon frühzeitig eingerichtet wurde — die Form der Gewölbe in den Nebenräumen ist spätgotisch, und nur in einem Gasthause brauchte man so viel Nebenräume — ist das Haus Nr. 64 an der Hauptstraße in Mühldorf[20]) (Abb. 13). Am Rückgebäude findet sich die Jahrzahl 1567. Im Grundriß ist die nach rückwärts angesetzte Erweiterung deutlich wahrzunehmen, auch ist der betreffende Teil des Daches niederer gelegen. Die Absicht der Vergrößerung der Küche und der andern Nebenräume ist unverkennbar. Im 2. Stock nimmt die ganze Hausbreite ein Saal von etwa 70 qm ein. Trotz des besonders rückwärts sehr beschränkten Raumes wurde an der Grundrißtradition festgehalten. Beachtenswert ist das Ausguckfenster mit zwei seitlichen Sehschlitzen im 1. Stock, unter nahezu bedenklicher Schwächung des Mauerwerks hergestellt. Solch schräge Schlitze kommen auch sonst vielfach vor, besonders neben der Haustür, um den Ankömmling beobachten zu können. Die Fassade weist hier vier Fensterachsen auf. Die jetzt vorne geschlossene[21]), sonst aber völlig erhaltene Laube hat drei Achsen und auch die Aufzugsöffnung im Dachgeschoß liegt in der Mittelachse. Man möchte schließen, daß da früher eine andere Teilung war.

Unter den offenbar ursprünglichen, also nie wesentlich abgeänderten Innstadthäusern ist mir keines mit mehr als drei Fensterachsen bekannt geworden. Drei Fenster in der Front waren die Regel, und mit zweien begnügte man sich nur, wenn die allzu schmale Fassade für drei nicht ausreichte. Die hohe dreigeteilte Fläche hat ja etwas so Befriedigendes, Ruhiges und Klares an sich, daß man über das Festhalten des Geschmackes an dieser Teilung sich nicht zu wundern braucht. Zudem erlaubte sie den beliebten Erker als Mittelbetonung und befriedigte auch dann noch, wenn dieser, wie in Wasserburg zu finden, zwei Achsen einnahm (z. B. Nagelschmiedgasse 142, Abb. 3).

Die lichten Höhen der Räume schwanken etwa zwischen 2,40 und 3 m. Die meisten sind ungefähr im Mittel zwischen diesen beiden Werten.

[19]) Abb. 12 unter Benützung eines Grundrisses bei Eid hergestellt.

[20]) Jetzt nicht mehr Gasthaus, aber der Tradition nach als solches sicher. Schöner Fuhrmannsschild (Speditionsfirma Fichtner).

[21]) Noch 1873 offen (Katasterplan von Mühldorf).

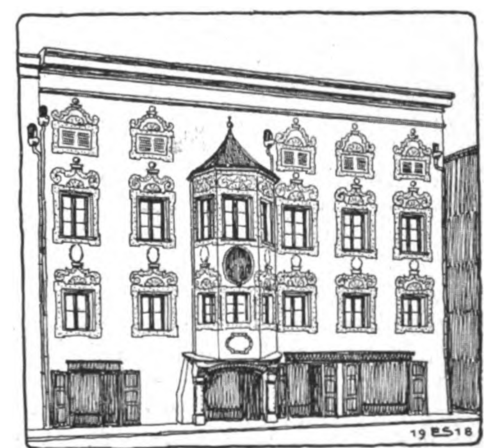
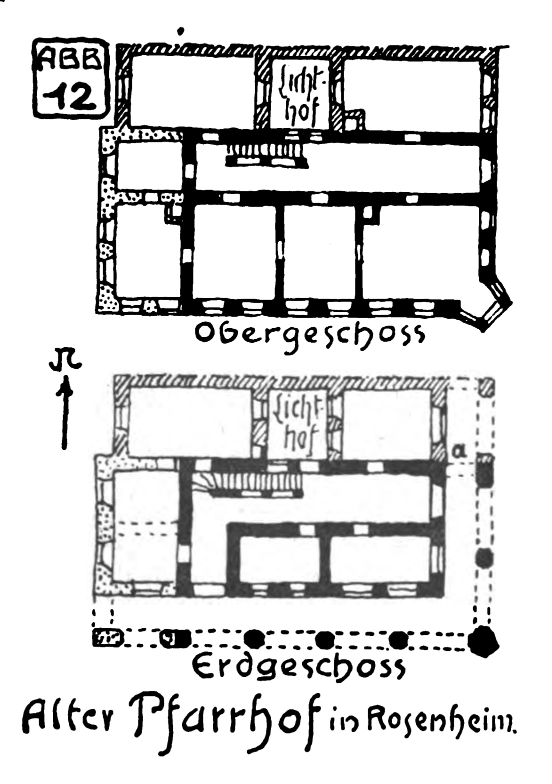


Abb. 11





In dem kleinen Haus an der Stadtmauer in Wasserburg (Nagelschmiedgasse 142) beträgt die Höhe des 1. Stockes gar nur 2,10 m. Trotzdem mutet die Stube mit der hübschen Gliederung der Vorderwand ungemein wohnlich an. (Abb. 3.)

Man kann nicht feststellen, daß das Wölben an einem Orte vorherrschend gewesen wäre, an einem anderen die Balkendecke, beides kommt vielmehr örtlich und zeitlich nebeneinander vor. Bei den Wohnstuben verhinderte schon die große Spannweite die Einwölbung. Nebenräume aber wurden, wie bei Küchen und Fletzen erwähnt, gerne mit Gewölben überdeckt. Die Tonne mit einzelnen Stichkappen und das Kreuzgewölbe wiegen vor. Hölzerne Zwischendecken sind nicht immer durch Balkenlagen in unserem heutigen Sinne gebildet. In Burghausen und Wasserburg kommt eine Art Stulpdecke vor, die aus Balken von etwa 10×25 cm sichtbarer Stärke besteht, auf dem breiten Weg liegend, in 25—30 cm Lichtabstand. (Abb. 7.) Die Bretter, welche die Lücken überdecken, laufen nicht, wie zu erwarten wäre, quer zu den tragenden Dielen, sondern parallel zu ihnen. Ob diese Bretter gleich den oberen Fußboden bilden, oder ob noch eine Lage folgt, konnte ich nicht feststellen. Möglicherweise sind die Bretter in die Balken seitlich eingenutet, so daß sie oben mit den Balken eben sind. Auf diese Art brauchte man keine Nägel zum Fußboden. Dr. Baumeister hat im „Bauernhaus des Wallgaues" den Querschnitt einer derartigen Decke abgebildet, deren Unteransicht den erwähnten Innstädtischen gleicht. Gelegentlich von Abbrüchen könnte man Genaueres finden, denn sicher steckt eine solche Decke noch unter mancher Putzdecke. Die häufig auftretenden Durchzüge legen diese Vermutung nahe. Eine solche Decke konnte nämlich nicht sehr weit frei gespannt werden, sie wurde daher in entsprechenden Abständen mit starken Unterzügen unterfangen und zwar entweder deren zwei nach der Tiefe des Hauses, so Salzsenderzeile 186 in Wasserburg (Abb. 7) oder einer quer durch die Stube. Es kommen aber auch offene Balkenlagen von der Stärke und dem Abstand unserer heutigen vor, so in dem Hause Marienplatz 12 in Wasserburg.

Der Fußboden des Fletzes und teilweise auch der Nebenräume wurde gerne mit Ziegelplatten belegt, selbst dann, wenn keine Gewölbe, sondern eine Balkendecke darunter ist. Das Gleiche gilt für die Dachböden.

Die Treppen liegen fast immer zwischen Wangenmauern. Die frei in das Gebälk eingeschnittene Treppe des Bauernhauses ist selten. Die einzelnen Läufe wurden mit flachen Kappen überwölbt, auf dem Gewölberücken die Stufen des nächsten Laufes aufgemauert und mit hölzernen Trittbrettern abgedeckt. Am Austritt war der Treppenlauf mit einer hölzernen oder eisernen im Steinfalz liegenden Gittertür verschließbar. (Schnitt auf Abbild. 4.)

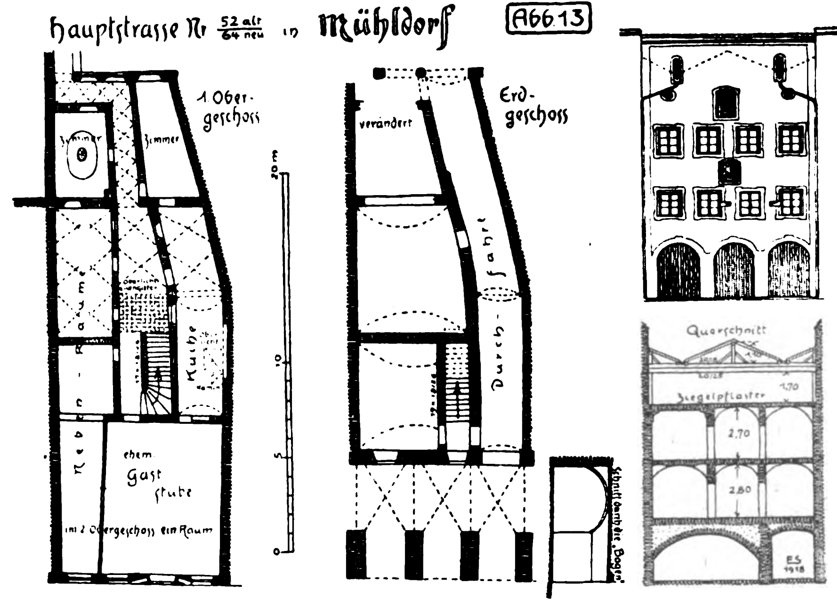
Zur Herstellung der Umfassungs- und Kommunmauern benützte man vorwiegend Bruchsteine. Später scheint man immer mehr zum Backstein gegriffen zu haben, daher sind Vorschußmauern und Brandmauern im Dachgeschoß meist aus solchen hergestellt.

Mauerstärken, Material und Formen deuten darauf hin, daß die unteren Teile der Häuser durchwegs sehr alt sind und, je mehr nach oben gelegen, desto öfter erneuert und verändert wurden. In Burghausen sollen, wie wir gelegentlich der Beschreibung des Brandes von 1504 erfahren[22]), die Mauern aus Tuff gewesen sein. Untermischt mit anderen Bruchsteinen und Backsteinen habe ich solchen auch in Rosenheim bei Abbrüchen gesehen. Eine eigentümliche Konstruktion der Wände kommt in Rosenheim, Wasserburg und Burghausen vor. Die Umfassung ist in steinerne oder gemauerte Stützen von geringem Querschnitt innen völlig aufgelöst und die Fenster sitzen nur in schwachen Wänden. (Abb. 3 und 10, dort bei a, a im 1. Obergeschoß.) Die Stützen sind zuweilen künstlerisch ausgebildet, wie im Hause Herrngasse 41 in Wasserburg[23]), eine echt gotische Anordnung, die man aber auch außerhalb der Innstädte antrifft. Eine Auflösung der Innenwände in Stützen und Durchzüge, also Holzfachwerk, jedoch ohne schräge Konstruktions-

[22]) Huber S. 130.

[23]) Erwähnt in Kdm. K. B. S. 2119, auf 1510—15 datiert.





Dach geführt sind, so entsteht auch im Falle des Satteldaches an der Seite eine Art von Graben mit einer senkrechten und einer geneigten Seite. Ist das Haus von größerer Breite, so werden zwei Gräben gebildet (Abb. 13 u. 20). Der Dachstuhl liegt nicht auf der Decke des obersten Wohngeschosses, sondern fast eine ganze Stockwerkshöhe weiter oben, so daß ein hoher, luftiger Bodenraum entsteht, in dem Stützen, selbst unter beträchtlichem Aufwande von Balkenstärken, möglichst vermieden sind. Aufzüge zeigen seine Bestimmung als Lagerraum, in erster Linie wohl für Getreide. Die Dachneigung ist die des Legschindeldaches, 18 bis 22°. An der Legschindeldeckung wurde trotz aller Brände bis in die neueste Zeit hinein zähe festgehalten. Erst Falzziegel und Walzblech haben gründlich damit aufgeräumt, aber ganz verschwunden sind sie noch nicht.

Als Merkwürdigkeit mag hier erwähnt sein, daß man in Mühldorf die Ziegelplatten auch Schindel nennt. Es ist nach dem Wechsel der Sache wenigstens das alte Wort beibehalten worden. Nach der Herkunft des Wortes scindula von scindere = spalten kann kein Zweifel bestehen, daß damit ursprünglich immer gespaltenes Holz gemeint war.

War die Traufe ursprünglich an der Nachbarseite, vermutlich sogar den Nachbarn gemeinsam, wie in Mittenwald, Tölz usw. heute noch, so muß man sich fragen, wie es zum Grabendach und der Anlage der Traufe in der Mitte des Hauses kam. Der Graben war ja schon da, nur war er den Nachbarn gemeinsam. Die vielen Brände brachten die Wahrnehmung, daß das Feuer schließlich an einer zufällig überragenden Mauer Halt machte, dann war nicht mehr weit zur absichtlichen Anlage einer über Dach reichenden, nach der Nachbarseite hin schützenden Mauer. Damit mußten die Traufen getrennt werden und lagen nun jede in einem steilen Winkel, in dem der Schnee sich hoch anhäufte. Taute es, so war es unausbleiblich, daß das Wasser durch die Legschindeln ins Innere drang. Um Abhilfe zu schaffen, mußte man den Schnee wegschaufeln. Das war nun wieder in dem engen Winkel an der Brandmauer sehr unbequem zu bewerkstelligen. Legte man die Traufe von der Brandmauer weg, etwa mitten über das Haus, so entstand wieder der geräumige flache Winkel, in dem der Schnee sich nicht so hoch anhäufte oder wo man doch ungehindert arbeiten konnte, wie vorher

teile, findet sich gleichfalls in Wasserburg. Die bereits mehrfach genannten sehr interessanten Häuser Marienplatz 12 (Einzelheit mit Tür auf Abb. 22 unten) und Salzsenderzeile 186 sind Beispiele hiefür, dann das Haus Marienplatz 8 und noch andere.

Von den letzten umfassenden Bränden, die alle Innstädte heimgesucht haben, liegt derjenige in Wasserburg von 1339 am weitesten zurück[24]). Die späteren Brände betrafen nur Teile. Wasserburg dürfte demnach die ältesten bürgerlichen Bauwerke bergen und hat uns damit auch die genannten gotischen Stützenkonstruktionen in Stein und Holz überliefert. Sonst sind die Innenwände und die Gewölbe in den meisten Fällen aus Backstein. Zum Wölben und zu Rauchkutten und Kaminen wurde gerne ein besonders kleines Format von 10—11 cm Breite, im Volksmunde Bockeisel oder Kaminel genannt, verwendet.

Das Dach des Innstadthauses hat von jeher die Aufmerksamkeit der Fachleute wie der Laien erregt. „Die Dächer sind inwendige oder Grabendächer" heißt es überall. Dieser Ausdruck ist aber nicht so zu nehmen, daß sich das Dach immer nach innen senkt. Das ist nur die auffallendste Art, wenn der Rinnenkessel mitten in der Fassade erscheint und das Fallrohr oft geradezu grotesk verzogen ist. Sieht man genauer zu, so findet man wohl ebenso oft ein gewöhnliches Satteldach. Immer aber verläuft die Traufe senkrecht zur Straßenachse. Da die Kommunmauern zwischen den einzelnen Anwesen über

[24]) Jahreszahlen der Brände, durch welche die nachgenannten Städte ganz oder größtenteils zerstört wurden: Wasserburg 1339, Burghausen 1504 Tittmoning 1571, Mühldorf 1285 und 1640, Rosenheim 1469 und 1641, Trostberg 17. Jahrh., Neuötting 1797, Laufen 1663 und 1843, Traunstein 1704 und 1851.

bei der gemeinsamen Traufe. Wollte man über sehr breiten Häusern hohe und deshalb schwere Dachstühle vermeiden, dann legte man eben zwei solcher inwendigen Traufen an. In einzelnen Fällen wurden die Traufen nur ganz geringfügig von der Kommunmauer abgerückt, so daß die Absicht ganz deutlich ist, nur Schnee und Nässe von der Mauer wegzuleiten und den Winkel geräumiger zu gestalten. (Abb. 14.)

Die hölzernen Rinnen, welche in der Traufkante lagen, standen weit über die Fassade vor, so wie es in Mittenwald heute noch ist. Ein Votivbild in Tuntenhausen[25]) und ein Votivbild von 1744 in der Spitalkirche in Rosenheim bezeugen sie für Rosenheim. Die Einrichtung war in den anderen Innstädten die gleiche. Das Dachwasser ergoß sich nämlich aus den Rinnen in weitem Bogen in einen offenen Graben, der bei engen Gassen in der Mitte, bei weiten Straßen und Plätzen an jeder Seite in entsprechendem Abstand von den Häusern verlief. Diese Gräben sind in Mühldorf heute noch an der alten Stelle, nur sind sie jetzt mit Steinplatten zugedeckt. In Rosenheim sind sie verschwunden. Vor etwa 30 Jahren war noch ein Stück zwischen altem Landgericht und Stockhammerbräu erhalten, mit Holzbohlen eingedeckt. In Wasserburg und Burghausen zeigt die tiefste Linie des Straßenprofils ihre ehemalige Stelle an.

Das Dach wurde verblendet durch eine Mauer, die „Vorschußmauer". Die verschiedenen Zeiten haben diesem Bauteil, zumal er nicht streng an eine Konstruktion gebunden war, allerlei Formen gegeben. Ursprünglich war es wohl ein flacher Treppengiebel, wovon später noch die Rede sein wird, dann folgen gerade Abschlüsse mit Zinnen (Abb. 8) oder mit vorgeblendeten Zwerggalerien (Abb. 5, 20), später auch geschwungene und gebrochene Endigungen (Abb. 15) oder eine nüchterne Gerade mit kleinem Gesims, in der Salzburger Gegend mit Hohlkehle. (Abb. 22 rechts.)

Die gotischen Fassaden waren einfach (Abb. 3, 5, 8, 20), zeichneten sich aber durch gute Verhältnisse aus. Das Fensterlichtmaß ist größer als bei gleichzeitigen Bauernhäusern, das Format mit wenig Ausnahmen aufrecht, das Verhältnis der Breite zur Höhe auch bei absolut verschiedenen Maßen ziemlich konstant, nämlich 3:4 bis 6:7[26]), und hat sich in den nachfolgenden Stilperioden nicht geändert. Erst dem 19. Jahrhundert war es vorbehalten, bei zahlreichen Umbauten einen Wandel zu häßlichen Verhältnissen zu schaffen.

Die äußere Kante der Fensterleibung wurde durch eine flache Hohlkehle mit oder ohne Rundstab gegliedert. In den Salzachstädten, auch in Mühldorf, einer ehedem bischöflich salzburgischen Stadt, findet man die Fenster nach salzburgischer Art so tief versetzt, daß außen eine breite Leibung stehen bleibt. Eine rotmarmorne Sohlbank mit abgeschrägten Ecken bedeckt den Boden dieser äußeren Fensternische, unten mit einer Hohlkehle über die Fassadenfläche heraustretend.

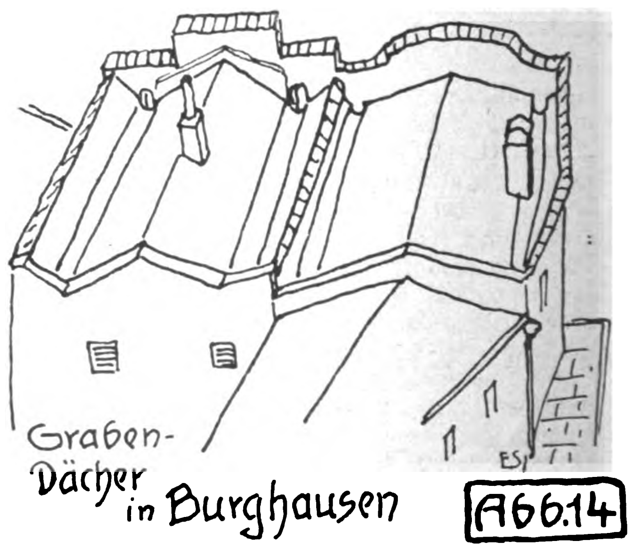
In der Ausbildung der Fassaden spielt der Erker eine große Rolle. Mit Behagen haben die alten Innstädter dieses Erzeugnis gemütlicher Wohnungskunst nach allen Möglichkeiten ausgekostet. Heft 57/58 der Architekturstudien des Akad. Architektenvereins München gibt auf fünf Blättern eine Auswahl davon. Am öftesten vertreten ist die flache Erkerform. Unter diesen haben die drei Erker in der Bruckgasse in Wasserburg vielfach Beachtung gefunden. Sie zeigen reichere Steinarchitektur. Kdm. K. B.[27]) setzt ihre Entstehungszeit auf 1531. Die polygonale Erkerform kommt hauptsächlich an den Ecken vor. Der ganz in einen hölzernen Fensterstock ohne Mauerpfeiler aufgelöste Tiroler Erker ist selten und zeugt damit von der Sonderart der bayerischen Innstädte. Wasserburg hat die meisten Erker, darunter auch solche, die sich über zwei Fensterachsen erstrecken und sehr hübsche Innenansichten ergeben (Abb. 3). Da und dort sieht man massige vom Boden auf gemauerte Stützen der Erker. Sie sind offenbar nur ein plumper Ersatz schad-

[25]) Rekonstruiert in Kdm. K. B. S. 1564.

[26]) z. B.:

Kaiserstr. 1 in Rosenheim:	1,00:1,30 m	= 3:4
Marienpl. 12 in Wasserburg:	1,15:1,50 m	= 3:4
Hl. Geiststr. 7 in Rosenheim:	1,24:1,60 m	= 3:4
Hofberg 67 in Burghausen:	1,10:1,40 m	= 4:5
Stadtplatz 53 in Burghausen:	1,20:1,50 m	= 4:5
Hauptstr. 358 in Mühldorf:	1,30:1,60 m	= 4:5
Nagelschmiedgasse 142 in Wasserburg:	0,88:1,05 m	= 5:6
Hauptstr. 64 in Mühldorf:	1,15:1,35 m	= 6:7
Hauptstr. 349 in Mühldorf:	1,20:1,40 m	= 6:7
Fabrikstr. 197/98 in Mühldorf:	1,20:1,40 m	= 6:7

[27]) S. 2117, mit Bild. Weitere Abbildungen bei Aufleger, Einzelheiten in den erwähnten Studien des A. Arch.-V. M.



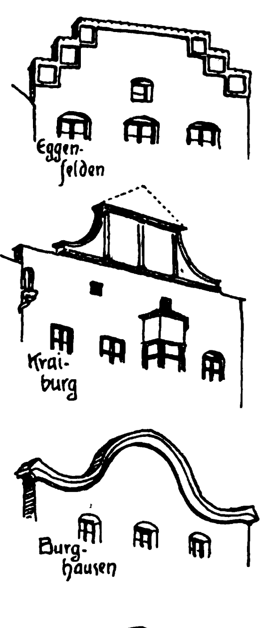
Graben-Dächer in Burghausen Abb.14



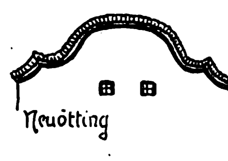
haft gewordener Erkerfüße. Eine nähere Betrachtung scheint mir der in Wasserburg mehrfach vorkommende im oberen Stockwerk einhüftig abgesetzte Erker zu verdienen. Das Lechnersche Haus, Marienplatz 12, besitzt einen solchen[28] (Abb. 8). Der Grundriß der beiden Stockwerke gibt keinen Aufschluß über die Veranlassung dieser merkwürdigen Bildung. Die Anlage ist nicht etwa nachträglich so geändert, sondern ursprünglich. Ein nebenanliegendes Fenster, das nicht senkrecht über dem unteren, sondern mitten in dem durch das Ausweichen des Erkers entstandenen Raume sitzt, zeigt das. Die Aufzugstür im Dachgeschoß gibt eine Aufklärung. Beim Aufziehen kann man sehen, daß unten ein Mann steht, der mit einem von der Last herabhängenden Seil den emporschwebenden pendelnden und sich drehenden Gegenstand leitet und durch Wegziehen von der Fassade deren Beschädigung verhütet. Je weiter nun die Last nach oben kommt, desto schwieriger wird diese Arbeit. Die Hilfe des Untenstehenden wird unsicherer und das Pendeln und Sichdrehen der Last immer stärker. Liegt es da nicht nahe, mit dem oberen Teil des Erkers auszuweichen ohne unten in der Stube den Sitzplatz im Erker zu beeinträchtigen oder ohne den ganzen Erker unschön nach der anderen Seite des Hauses zu verschieben? Sollte es nur ein Zufall sein, daß gerade an dieser Stelle sich der Aufzug befindet, auch wenn zwei Öffnungen im Dachgeschoß zur Verfügung stehen?

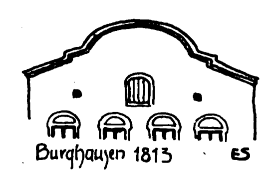
Eine besonders wirkungsvolle Bereicherung erfährt die Fassade durch die Laube im Erdgeschoß. Mit einem, zwei oder drei wuchtigen Bögen öffnet sie sich nach der Straße. Selten sind sie gleich weit. Einer richtet sich oft nach der Einfahrt, die andern teilen sich in den Rest, wobei sie größer oder kleiner werden können. Die gemauerten Pfeiler, nieder und gedrungen, oft kaum höher als breit, ziehen auf. Wo dieser Anzug sehr stark ist und über den Bogenkämpfer hinaufreicht, mag er auch eine nachträgliche Verstärkung sein, etwa nach Bränden oder um dem Schub schadhafter Gewölbe entgegenzutreten. In Mühldorf sind die Lauben am tiefsten, in Rosenheim am seichtesten. Auch der Pfeilerquerschnitt ist in Mühldorf so tief, daß ganze Läden

Abb. 15 Vorschussmauern in Giebelformen









zwischen die Pfeiler hineingesetzt werden konnten, in Rosenheim tritt vielfach eine marmorne Säule an seine Stelle.[29]). Unter dem Einflusse der Renaissance wurden am Ellmaierhause flache Halbsäulen der Pfeilerleibung vorgelegt. Überschätzte man in Mühldorf den Gewölbeschub, so unterschätzte man ihn in Rosenheim: die Säulen sind da und dort aus dem Lot gewichen. Die Gewölbe der Lauben sind Tonnen mit Stichkappen oder Kreuzgewölbe, auch einfachere Netzgewölbe mit leicht angeputzten Graten. Einige sind mit spätgotischen Rippen ausgestattet. Davon bildet das Werk Kdm. B. K. zwei ab (S. 2219 und 2118) und datiert das erstere ins 15. Jahrhundert. Ein anderes, gegenüber der Pfarrkirche in Neuötting, trägt die Jahreszahl 1500 am Schlußstein.

An Haustürbildungen ist aus gotischer Zeit nur wenig erhalten. In Mühldorf hat das schöne Türgewände am Hause Nr. 349 auch den letzten Umbau vor wenigen Jahren glücklich überlebt.

Seit dem Eindringen der Renaissance in Deutschland hat die Zahl der Bürgerhäuser in den Innstädten nicht mehr merklich zugenommen und der Typ hat auch keine innere Weiterentwicklung mehr erfahren. Dagegen wurden seit dieser Zeit viele Umbauten vorgenommen, die zwar innerlich einen behelfsmäßigen Eindruck machen, äußerlich aber eine Wandlung im Sinne des von Italien beeinflußten Geschmackes mit sich brachten.

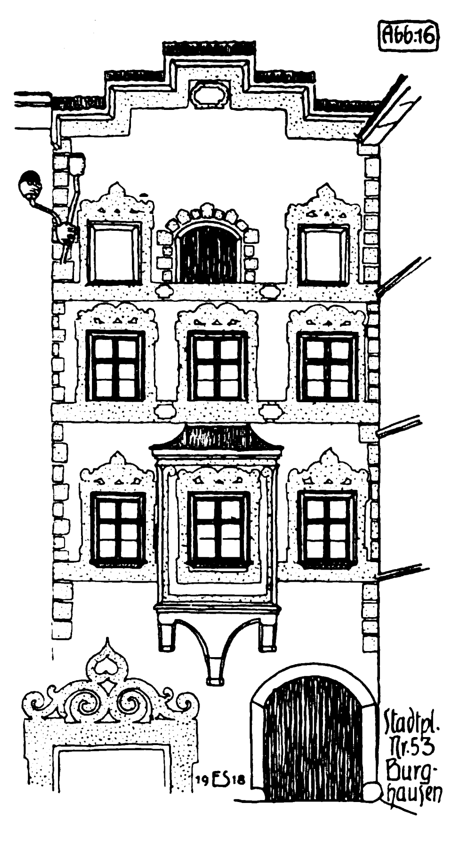
Eine phantastische Behandlung im Sinne der deutschen Renaissance erhielt, wenn man einem undatierten Votivbilde in der Pfarrkirche in Mühldorf glauben will, das Mühldorfer Rathaus. Drei kleine reiche Ziergiebel erhoben sich auf der geraden langen Vorschußmauer. Bei Merian sind sie ebenfalls zu sehen, wenn sie auch hier nicht so schreinermäßig wirken, wie auf jenem Bilde. Eine hübsche Renaissance-Fassade haben wir in dem Hause Nr. 84 an der Hauptstraße in Mühldorf (Abb. 6). Der Erker mit den geschnitzten Pfosten ist in Kdm. B. O. S. 2223 noch besonders abgebildet.

Aus dieser späten Zeit datiert erst der italienische Eindruck, den die Innstädte auf uns machen. Er hätte nicht entstehen können, wenn die gotische Vorschußmauer nicht bequeme Vorbedin-

[28]) Bei Steinlein, Altbürgerl. Baukunst II, Bl. 5, ein ganz gleicher aus der Salzsenderzeile.

[29]) Hefner (S. 43) sah deren noch mehr, als heute erhalten sind.

gungen dazu geboten hätte. Wie leicht war es, die Zinnenmauer zu schließen oder die paar niedrigen Staffel des Treppengiebels zu erhöhen und damit Flächen zu schaffen, auf denen sich Fassaden im Zeitgeschmack vortäuschen ließen. Die alte ehrliche Aufzugtür wurde zum verschämten Fenster, daneben schuf man weitere mit Jalousien geschlossene Dachbodenfenster, auch dann, wenn sie den Sparren überquerten und ganz oder zum Teil blind sein mußten, und — die Fassade hatte eine dritte Fensterreihe, wenn auch nur eine verschlafene mit ewig geschlossenen Läden. Diese Wandlung ins Pseudomonumentale hatte der Innstädter viel leichter als seine Nachbarn in München und Landshut, denen ihr Steildach wesentliche Hindernisse gegen die Entwicklung der Fassade im welschen Geschmack entgegensetzte. Die Stukkatoren der Barock- und Rokokozeit übten denn auch auf den großen Flächen der Innstadthäuser mit Erfolg ihre Kunst (wie S. 19 u. ff. schon erwähnt).



Als Ausläufer der Auftragkunst können wir den in Rieselwurf hergestellten mehr handwerklichen Fassadenschmuck ansehen, wie ihn das Haus Nr. 53 am Stadtplatz in Burghausen trägt (Abbild 16). Abgesehen von dieser Dekoration hat das Haus auf dem Sandtnerschen Modell von 1574 in Fenstern, Erker und Treppengiebel die gleiche Form. Ein Haus in der Salzsenderzeile in Wasserburg[30]) hat eine Rieselwurfdekoration in der gleichen Technik. In beiden Fällen wurde ein altes gotisches Haus mit neuem modischen Gewande im 18. Jahrhundert bekleidet ohne ein Profilchen zu ändern, ein Muster des Verhaltens gegenüber guten alten Werken für unsere Zeit, die bald zerstörend bald hilflos anbetend an solche herantritt. An das schöne Haus in Tittmoning (Abb. 11) mag in diesem Zusammenhange nochmals erinnert werden.

Wie Augsburg, München und andere Städte, so bekamen auch die Innstädte in der Barockzeit Fassadenmalereien, freilich von bescheidenerer Art. Leider ist gar wenig davon bis auf uns gekommen. Hl. Geiststraße 7 in Rosenheim bewahrt von Jahr zu Jahr mehr verwitternde Reste einer umfangreichen Bemalung religiösen Stoffes. Hefner berichtet von einem gemalten Schiffzug am Greidererhaus und von Malereien am Hofbräuanwesen. Kleine Füllungsbilder in Erkernischen sind noch da und dort erhalten. Bei Reparaturen sah ich öfter Spuren, die erkennen ließen, daß viele Häuser bemalt oder wenigstens farbig behandelt waren. So könnte man auch heute über die schmierige Tünche hinwegkommen, die jetzt die Innstädter Fassaden überzieht. Damals gaben öffentliche Gebäude das gute Beispiel, wie die Rathausfassade in Rosenheim mit Figuren, Wappen und Spruch und, jetzt noch erhalten und von ganz verwandter Art, die Bemalung des Brucktors in Wasserburg. Für das Wasserburger Rathaus wurde 1634 durch den einheimischen Maler Pittenhart ein Entwurf zur Fassadenbemalung angefertigt[31]) aber nicht ausgeführt. Bemalt war das Rathaus sicher, wie Spuren noch erkennen lassen. — Endlich mag noch der spätesten Fassaden aus der klassizistischen und Biedermeierzeit gedacht sein, von welchen Marienplatz 11 in Wasserburg, dann die Brauerei Vier Jahreszeiten u. a. in Burghausen recht ansprechend sind.

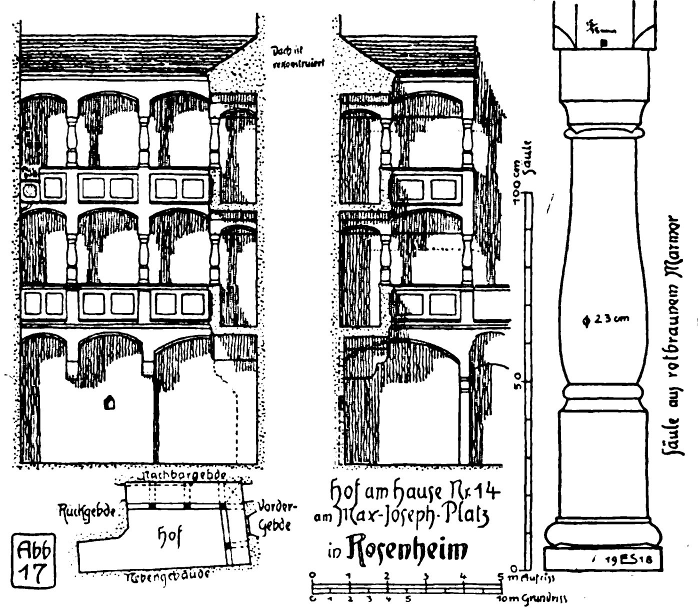
Die Rückseiten der Innstadthäuser sind ganz einfach, die Vorschußmauer fehlt dort häufig und es zeigt sich dann die unverhüllte Form des Grabendaches. Es kommt aber auch an der Rückseite das hölzerne Vordach unseres Bauernhauses vor und die langen hölzernen Lauben. Wenings Abbildung von Burghausen bestätigt es und einige davon sind noch erhalten. Vereinzelt wurden die hölzernen Lauben durch gemauerte ersetzt, namentlich dann, wenn durch Hinzutritt eines Rückgebäudes sich ein Hof bildete. Diese loggienartigen Gänge unterscheiden sich nicht wesentlich von den in München oder Salzburg vorkommenden, verdienen aber hier so gut wie dort wegen ihrer reizvollen Gestaltung unsere Aufmerksamkeit. Kdm. K. B. bringt einige Abbildungen aus solchen Höfen, so von dem in mehreren Perioden ausgebauten in der Brauerei Unterholzner in Neuötting[32]), aus dem Rathause, den Häu-

[30]) Abb. in G. Steinlein, Altbürgerliche Baukunst, II, Blatt 5.

[31]) Im Wasserburger Museum, auch abgebildet in einer Beilage zum „Vaterlandsfreund", herausg. von D. T. v. Hefner, München 1864, Nr. 6.

[32]) S. 2586 u. 87, kleiner, als nach dem Bilde zu vermuten.



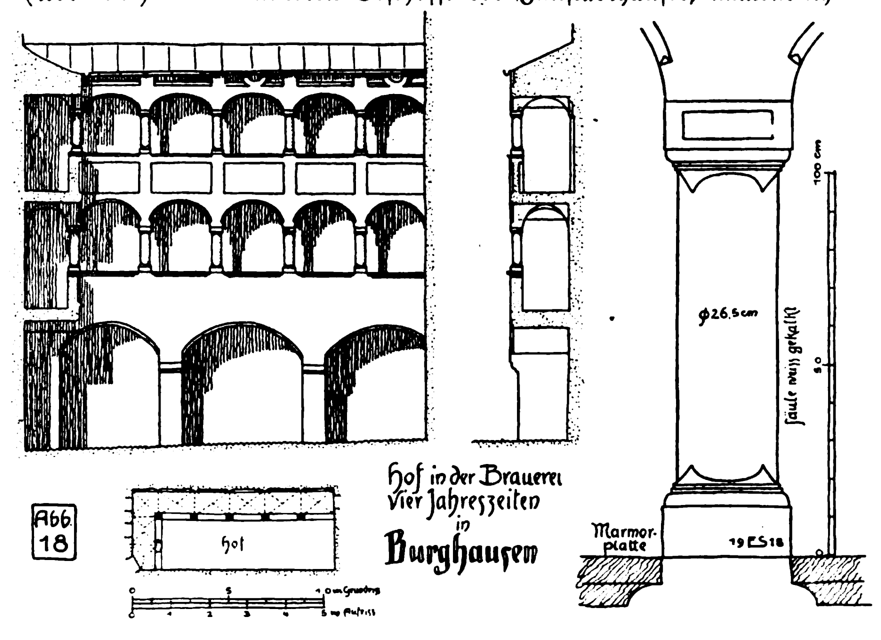


3. Entwicklung des Innstadthauses und Zusammenhang mit der Bauart der Umgebung.

Die Innstädte sind sämtlich im Mittelalter entstanden. Die Erbauung Wasserburgs verlegt Heiserer in die Zeit zwischen 1097 und 1137 und zwar als neue Ansiedelung. Mühldorf wird schon 955 als oppidum erwähnt, 1251 als civitas. Burghausen erscheint 1025 zum ersten Male, dann 1130 als befestigter Ort, wurde vermutlich im 13. Jahrhundert Stadt. Rosenheim taucht 1234 urkundlich auf, wird 1273 als Markt genannt und 1328 den übrigen Städten Bayerns gleich erachtet. Zur Stadt erhoben wurde es erst 1864, obwohl es bereits 1504 in einer kaiserlichen Urkunde Stadt genannt wurde. Zwischen Altötting und Neuötting wird 1231 zuerst unterschieden. Neuötting ist zu dieser Zeit schon ein Markt mit Toren. Altötting scheidet für unsere Betrachtung aus. Es hat keine Bauwerke im Sinne des Innstadthauses, war ja auch kein geschlossener Handelsplatz, sondern ein offener, teils klösterlicher, teils ländlicher Ort. Trostberg bestand im 12. Jahrh. bereits, erhält aber erst 1457 Marktrechte. Tittmoning ist 1242 oppidum, Traunstein wird 1254 erwähnt und Laufen ist schon im 12. Jahrhundert ein bedeutender Platz. Mag auch bei einigen der genannten Orte eine Römersiedlung an gleicher Stelle wahrscheinlich sein, eine bauliche Kontinuität mit jener frühen Zeit braucht sicherlich nicht angenommen zu werden. Mühldorf ist also am ältesten. Die bauliche Anlage der Lauben unterstützt diese Annahme. Die unteren Geschosse der Innstadthäuser, namentlich

sern Hauptstraße 74 und 360 in Mühldorf[33]), dann von denjenigen im Studienseminar[34]) in Burghausen, endlich noch einen aus Tittmoning[35]). Außer diesen birgt noch einen sehr hübschen Laubenhof mit dunklen Marmorsäulen das Haus Nr. 14 am Max Josephplatz in Rosenheim (Abbild. 17) und die Brauerei Vier Jahreszeiten in Burghausen (Abb. 18.) Am letzteren sind die Säulen zwar verweißt, aber die Feinheit der Profilierung läßt auf Marmor schließen. Noch reicher ausgebildet als all die genannten ist der Hof in der Apotheke in Wasserburg. Obgleich hier kein edles Material verwendet ist, kam durch die große Geschicklichkeit und den sicheren Geschmack vermutlich eines einfachen Maurers auf kleinstem Raume Vorzügliches zustande. (Abb. 19.)

Auf den tiefen Grundstücken der Innstädte wurden allenthalben auch Rückgebäude angelegt. Teils dienten sie landwirtschaftlichen oder Lagerzwecken, so sind in der Hafnergasse in Rosenheim einige Stadel, die Rückgebäude der Hl. Geiststraße bildend, z. T. mit gar nicht unschönen Ansichten, teils sind sie zu allerlei Zubehör zum Vorderhause, später auch als Mietwohnungen ausgebaut worden. Sie sind meist jünger und vielfach verändert, so daß Typisches in ihnen kaum zu finden ist.



[33]) Tafel 254 und Seite 2224 und 25.

[34]) Seite 2502.

[35]) Seite 2828.

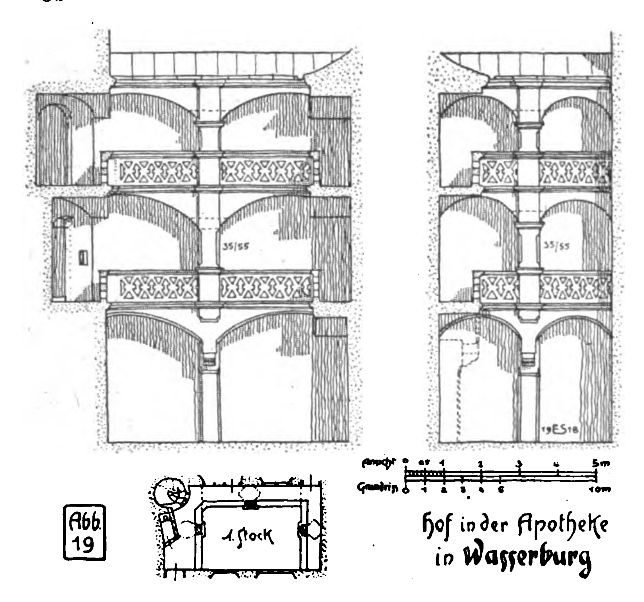


Abb. 19

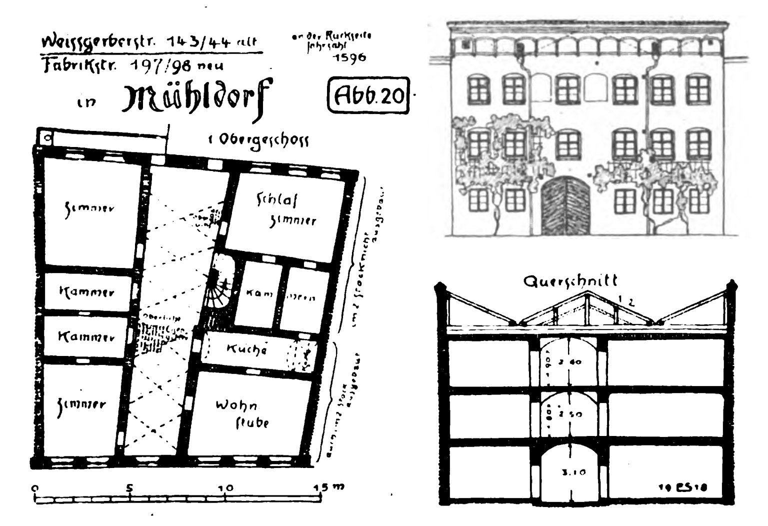
Keller und Erdgeschoß mit ihrer fast rein massiven Konstruktion haben sicher auch die schwersten Brände überdauert und wohl öfter neuen Stockwerken als Unterlage gedient. Wie früher schon erwähnt, sind die Lauben in Mühldorf von sehr großer Tiefe, ihre Pfeiler von beträchtlichem Querschnitt. Die Innenwand der Laube rückt aber auch hier nur in einzelnen Fällen so weit zurück, daß die Stubeninnenwand der Obergeschosse auf ihr steht. (Schnitt auf Abb. 5.) Diesen so naheliegenden Baugedanken sollte man aber doch als ursprünglich vermuten. Es macht den Eindruck, als ob die beiden genannten Mauern sich umso weiter voneinander entfernen, je jünger die Objekte sind. Rosenheim, die jüngste unter den Innstädten, hat tatsächlich die seichtesten Lauben, deren Innenwände ungefähr mit der halben Stubentiefe zusammen treffen. Wasserburg und Neuötting reihen sich entsprechend ihrem Alter mit den Dimensionen der Lauben zwischen Mühldorf und Rosenheim ein. Die Salzachstädte bieten keinen so bequemen Anhalt zur Altersvergleichung, doch sind die Untergeschosse der Häuser in Burghausen sicher auch von hohem Alter.

An romanischen Resten ist in den Bürgerhäusern unseres Kreises nicht viel zu finden. Der Keller im Hause Nr. 65 an der Hauptstraße in Mühldorf[36]) mit primitiven Kapitälen und schweren vierkantigen Gurten, ähnliche Keller in der Apotheke in Burghausen und im Amtsgerichtsgebäude in Tittmoning, endlich das schöne Gewölbe im Weinhause Santa in Rosenheim, welches Kdm. K. B.[37]) in das 13. Jahrhundert verweist, gehören zum erkennbar Ältesten. Im 14. Jahrhundert war mindestens der Kern aller Innstädte bereits vorhanden. Für die jüngste unter ihnen, Rosenheim, gibt Eid[38]) diese Zeit für die Vollendung des inneren Marktes an. Wir können somit annehmen, daß die untersten Geschosse vieler Innstadthäuser seither bestehen. Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts tauchen mehr Anhaltspunkte, auch Jahreszahlen an den Häusern auf. So ist die Zahl am Erkerfuße des Irlbeckhauses in Wasserburg nach Kdm. K. B.[39]) 1497 zu lesen und sind die Säulen im Obermeierhause auf 1510—15 zu datieren[40]). 1500 steht am Schlußsteine eines Laubengewölbes gegenüber der Pfarrkirche in Neuötting. Die Zahl 1531 findet sich am Turmbräu[41]) in Mühldorf und am Bräuwinkel[42]) in Wasserburg, 1542 am Hause Nr. 367[43]), 1567 am Rückgebäude des Hauses Nr. 64 in Mühldorf, 1568 am Torbogen des Ellmaierhauses in Rosenheim. Das Haus Nr. 197/98 in der Fabrikstraße (früher Weißgerberstraße 143/44) in Mühldorf trägt an der Rückseite die Jahrzahl 1596.[44]) Das Haus Nr. 349 an der Hauptstraße hat gleiche Einzelheiten, nämlich der Bogenfries an der Vorschußmauer ist derselbe, die Fenster waren von gleicher Größe (jetzt nicht mehr, 1905 gemessen), Treppen und Fletzgewölbe waren ganz ähnlich, so daß dieses Haus sicher in dieselbe Zeit zu versetzen ist. Man hat sogar den Eindruck, daß beide aus derselben Hand hervorgegangen sind. (Vgl. Abb. 5 und 20.)

In das Jahr 1500 fällt nach Eid, Altrosenheim S. 43, der Höhepunkt der Bevölkerungsziffer von Rosenheim mit etwa 2000 Einwohnern. Heiserer (S. 13) gibt für Wasserburg im 15. und 16. Jahrhundert 600 bis 700 Bürger an, beides für die damalige Zeit, wo die größten Städte nur 50 000 Einwohner hatten, recht beträchtliche Ziffern. Da die Häuser Einfamilienwohnungen waren und Wasserburg im 19. Jahrhundert nach dem Katasterblatt etwa 250 Bürgerhäuser aufweist, muß die Stadt im 15. und 16. Jahrhundert mindestens den heutigen Umfang gehabt haben. Die Zahl der Anwesen hat sich seitdem nur scheinbar vermindert dadurch, daß, wie schon erwähnt, öfters mehrere Häuser zu einem zusammengebaut wurden.

Um 1500 dürfen wir uns die Inn- und Salzachstädte als fertig im heutigen Umfang — abgesehen von dem losen Zuwachs der neuesten Zeit — denken. Um diese Zeit hatte die Renaissance noch nicht einmal in München viel Boden gewonnen, in die kleineren Orte war davon kaum etwas gedrungen. Unsere Innstädte sind also in ihrem wesentlichen baulichen Bestand gotisch.

[36]) Abgebildet S. 2220 in Kdm. d. K. B.
[37]) S. 1565.
[38]) S. 45.
[39]) S. 2117.
[40]) S. 2119.
[41]) Ebenfalls in Kdm. K. B., S. 2119.
[42]) Ebenda S. 2118.
[43]) Ebenda S. 2118.
[44]) Ebenda S. 2119.



Aus dem Jahre 1574 haben wir einen ebenso genauen als vollständigen Einblick in den baulichen Bestand einer Salzachstadt, nämlich das Sandtnersche Modell von Burghausen, jetzt im Nationalmuseum. (Abb. IV.) Auch dieses zeigt die Stadt schon im heutigen Umfang. Das Burghausen von 1574 ist unverkennbar gotisch. Nun war aber Burghausen 1504 abgebrannt, nach einem zeitgenössischen Bericht restlos, nach einem anderen bis auf 14 Häuser[45]). Es ist also zwischen 1504 und 1574 **nochmals** im wesentlichen **gotisch** aufgebaut worden. Nichts als diese Tatsache könnte besser zeigen, wie fest die Gotik in den Städten um den Chiemgau saß. Im 17. und 18. Jahrhundert ging die Bevölkerung zurück, der Gegensatz zwischen arm und reich wurde größer. Die Reichen kauften Häuser zusammen und statteten sie im Barockstil aus, die Armen bewohnten herbergsweise die alten gotischen Häuser fast unverändert und so sind uns viele davon erhalten geblieben.

Es mögen vor den gotischen Steinhäusern als die ersten Anfänge hölzerne Blockhäuser nach der Art unserer Bauernhäuser um die Marktplätze gestanden haben, aber Brände, Festigung des Besitzes, nicht zuletzt die hohe Entwicklung der Mauertechnik zur gotischen Zeit verdrängten sie. Der starke Raumbedarf am Marktplatz hatte sie wohl schon zu nahe zusammengerückt und damit zu feuergefährlich gemacht. An **Mittenwald**, einem offenen Fuhrmannsdorf, ähnlich wie die Innstädte Händler- und Schiffleutegemeinden waren, nehmen wir die gleiche Erscheinung des Zusammendrängens, der schmalen tiefen Grundstücke wahr. Es kommt dort sogar zur Teilung der Häuser durch die Mitte. Der Übergang von der Landwirtschaft zum Handel führt zum Aufgeben des breiten Bauernhauses. Es bedarf dazu nicht einmal der Beengung durch Stadtmauer und Graben.

Mittenwald ist auch das Zwischenglied in der Kette der Grundrißbildung zwischen oberbayrischem Bauernhaus und Innstadthaus.

Der Grundriß des Bauernhauses in der Inngegend und zwar von den Alpentälern bis weit hinab ins niederbayrische Flachland ist stets der gleiche. Bancalari nennt ihn den Achenseetypus. August Thiersch sagt im Deutschen Bauernhauswerk: „Der Plan mit dem Eingang an der Giebelseite scheint der ältere, in den Alpen seit Urzeiten heimisch zu sein. Er herrscht im Osten der bayerischen Alpen, am Inn und im Chiemgau ausschließlich." Das von Thiersch umrissene Gebiet ist auch dasjenige, in dem das Innstadthaus in seiner reinsten Form die städtische Bauweise unbedingt beherrscht. Henning[46]) zählt den genannten Bauernhaustyp zum fränkisch-oberdeutschen. Die Ähnlichkeit des Mittenwalder Hauses mit dem Bürgerhause der Inn- und Salzachstädte ist nicht von der Hand zu weisen. Man vergleiche nur die Grundrisse[47]). (Abb. 21 mit 4 u. 9.) Dabei muß man allerdings von den Mittenwaldern das Erdgeschoß heranziehen und von den Innstadthäusern das Obergeschoß, denn der Mittenwalder wohnt im Erdgeschoß, der Innstädter im Obergeschoß. In beiden Fällen ist vorne nach der Straße die Stube, seitlich ein langes Fletz, in Mittenwald zugleich als Tenne benutzt, auf die Stube folgt die Küche mit indirekter Beleuchtung und dann eine oder einige dunkle Kammern, dann kommt wieder ein Zimmer mit Licht von rückwärts, an dessen Stelle in Mittenwald auch der Stall treten kann. Zwischen den Mittenwalder Grundrißen Haus Nr. 83, 84 und 98 und den Rosenheimer Grundrissen Abb. 4 und 9 rechts besteht überhaupt kein nennenswerter Unterschied. In den Innstädten vergrößert sich in den meisten Fällen die Stube und schiebt sich damit quer vor das Fletz. In Mittenwald konnte das nicht geschehen, da das Fletz zugleich als Eingang dient.

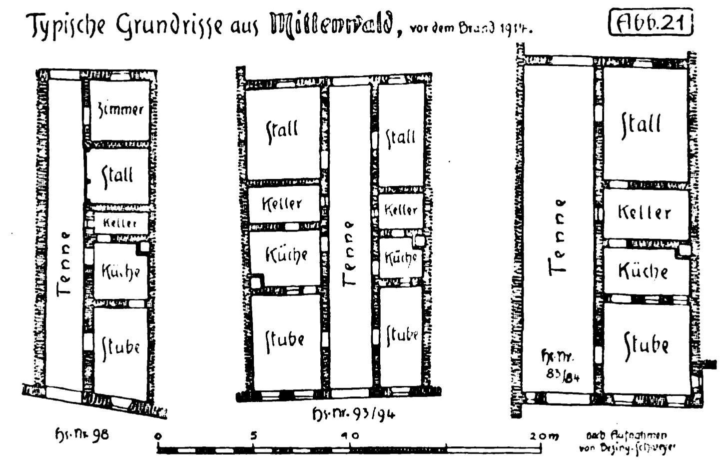
Diejenigen Mittenwalder Häuser, die an einem Mittelfletz zwei Stuben haben und dann natürlich auch die anderen Räume doppelseitig, sind im Grundrißbild dem Achenseetypus des Bauernhauses gleich. Die Übereinstimmung zwischen Bauernhaus und Mittenwalderhaus und zwischen diesem und dem Innstadthaus will keineswegs so gedeutet werden, als ob die Entwicklung des Innstadthauses über Mittenwald gegangen wäre.

[45]) **Huber**, S. 129.

[46]) Rudolf **Henning**: „Das deutsche Haus" in „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker", Straßburg 1882. XLVII. Heft, Seite 140.

[47]) Aus Bayerischer Heimatschutz 1917, S. 9.

Typische Grundrisse aus Mittenwald, vor dem Brand 1914. Abb. 21



Bei Mittenwald erweist die äußere Erscheinung schon recht augenfällig den Zusammenhang mit dem Bauernhaus. Was in Mittenwald vor sich gegangen ist, ist auch in den Innstädten geschehen, nur früher und hat äußerlich zu anderen Formen geführt. Das Innstadthaus ist ebensogut aus dem Achenseetyp des Bauernhauses entstanden wie jenes. Mittenwald liefert uns sogar noch das Bild, wie das zweistöckige Bürgerhaus aus dem einstöckigen Fuhrmannshaus sich entwickelt. Im oberen Markt stehen beide Formen wiederholt nebeneinander[48]). Diese Mittenwalder Bürgerhäuser sind Bilder der Innstädthäuser, wie sie aussahen, ehe sie die Vorschußmauer anstelle des Vordaches setzten. Das breite Vordach des Achenseetyps findet sich in den Innstädten selbst vor, besonders am Rande der Städte, so in Burghausen an dem alten steilen Weg zur Burg, dann an mehreren Häusern gegen die Salzach hinaus. Auf dem Sandtnerschen Modell sind zahlreiche Vordächer an der Salzachseite wahrnehmbar. Andere sind ersichtlich weggebrochen, da Sandtner den Vorsprung nicht durch überschießen des Daches bildete, sondern durch angeleimte Leistchen. Auch auf dem Weningschen Bilde von Burghausen sieht man diese Vordächer. Merkwürdig ist, daß Merian sie nirgends andeutet, auch z. B. bei Berchtesgaden nicht, wo sie doch sicher vorhanden waren. In Wasserburg sind Vordächer erhalten, eines sogar mit doppeltem Grabendach.[49]) Traunstein und Reichenhall haben den Übergang vom Vordach zur Vorschußmauer sehr spät, im 19. Jahrhundert[50]), und auch dann nur teilweise vollzogen. In Trostberg sind die Vordächer an der Rückseite des inneren Marktes, im Vormarkt auch an der Vorderseite erhalten geblieben[51]). Auch in der Färberstraße in Rosenheim gibt es Häuser mit Vordächern neben solchen mit Vorschußmauern. Ursprünglich waren also die Innstadthäuser mit dem weitausladenden Vordach des Achenseetyps versehen und haben dann dieses beseitigt und die Vorschußmauer eingeführt.

Zwei Beweggründe sind für die Änderung denkbar. Der eine ist ein praktischer, die Feuergefährlichkeit zu mindern, der andere ein ästhetischer. Der erstere erscheint nicht recht stichhaltig, denn was hätte es für einen Sinn gehabt, vorne für Feuersicherheit zu sorgen, hinten aber, wo durch Anhäufung von hölzernen Lauben, Schuppen usw. bekanntlich die höhere Brandgefahr ist, den hölzernen Dachüberstand zu belassen? Bleibt somit nur ein ästhetischer Beweggrund. Der gotische Geschmack war es, der zuerst das Vordach beseitigte, zunächst an der Vorderfront, an den besseren Häusern auch an der Rückseite, und durch einen Treppen- oder Zinnengiebel ersetzte. Der Treppengiebel war in der gotischen Zeit eine Mode, der auch die Innstädter sich nicht verschließen wollten, so wenig es ihrem flachen Schindeldach eigentlich angemessen war. Adelssitze und Bürgerhäuser weit und breit waren mit Staffel- oder Zinnengiebeln versehen. In Landshut trägt nach dem Sandtnerschen Modell fast jedes Haus einen solchen. Das Modell von Nürnberg im Nationalmuseum aus dem Jahre 1540 hat sie ebenfalls durchgehends; sogar über die wagrechte Traufe sind noch Zinnen emporgezogen. Fiel nun der innstädtische Treppengiebel auch etwas flach aus, herrischer sah er doch aus, als das bäuerische Vordach.

Staffel- und Zinnengiebel sind die herrschende Form auf dem Sandtnerschen Modell von Burghausen sowohl auf der Burg wie in der Stadt. Manche von ihnen sind noch erhalten, andere an der Innenseite der Vorschußmauer erkennbar geblieben. Auf dem Merianschen Stich von Wasserburg sind die wagrecht abgeschlossenen Zinnengiebel in der Mehrzahl, aber es gibt dort heute noch Treppengiebel, so an der schon öfter erwähnten Gruppe an der Ecke der Bruckgasse und in der Salzsenderzeile, beide abgebildet bei Aufleger. Ein Votivbild im Wasserburger Museum (Kat. II Nr. 14) von 1673 zeigt Zinnen und Treppengiebel an fast allen Häusern. In Neuötting tragen mehrere Häuser zwischen Pfarrkirche und Landshuter Tor Staffelgiebel, auch Trostberg hat einige. In Rosenheim ist heute keiner mehr, aber nach dem Stich von Magg trug das sogen. Duschlbräuhaus 1799 noch einen solchen. Der Meriansche Stich von Rosenheim läßt mehrere und zwar steile Treppengiebel erkennen, ist aber kaum verläßlich, da er auch sonst so wenig

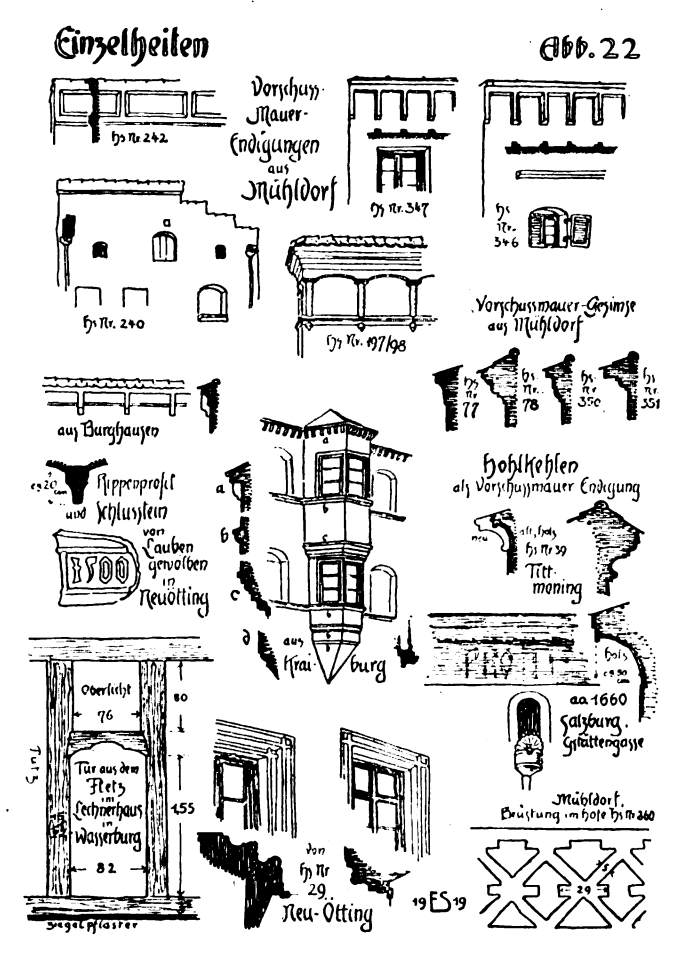
[48]) Abbildungen im Bayer. Heimatschutz 1917, S. 4 und 5.

[49]) Abbildung in Kdm. K. B., Seite 2114.

[50]) Kdm. K. B., Seite 1727 u. 2877.

[51]) Ebenda Seite 1880.

naturgetreu ist, daß man im Zweifel bleibt, ob er Spiegelbild ist oder nicht. Das Auffälligste, die Staffelform, hat der Zeichner wohl aufgefaßt, die geringe Dachneigung dagegen nicht beachtet. In Mühldorf sind ebenfalls einige Treppengiebel erhalten, so in der Katharinenvorstadt, wo Merian nur gerade Vorschußmauern wiedergibt, dann in der Lederergasse[52]). In Tirol, soweit es die verwandte Bauart hat, sind vielfach Treppengiebel zu finden, wovon ich nur eine hübsche Gruppe in Brixen erwähnen möchte (Abb. XIV.) All diese Häuser mit Staffel- und Zinnengiebeln gehören zu den sehr alten, wenn nicht den ältesten Objekten, wodurch die Meinung, es habe diese Form das Vordach abgelöst, unterstützt wird. Geradezu phantastisch, unter spielerischer Verwendung von Motiven aus der Befestigungskunst, ist der Treppengiebel am Studienseminar in Burghausen ausgebildet.



Erst lange Zeit nachdem im Kern der Innstädte die Vorschußmauer sich eingeführt hatte, kamen anscheinend einzelne Behörden auf den Gedanken, aus Gründen der Feuersicherheit, mit Hilfe von Bauvorschriften die in Vorstädten und kleineren Orten noch vorhandenen Vordächer durch Vorschußmauern zu ersetzen.

Ein Salzburger Bischof hat eine solche Vorschrift für eines seiner kleinen Landstädtchen erlassen und ein Landrichter von Traunstein hat die Vorschußmauer dort erst im 19. Jahrhundert eingeführt.

Die Dachdeckung, wie schon früher bemerkt, steinbeschwerte Legschindel, verleugnet die Verwandtschaft mit dem Bauernhause nicht. Auch hierin ist das Modell von Burghausen wieder interessant. Sandtner hat die Schindeldächer genau von den Ziegeldächern unterschieden. Die wenigen Steildächer, meist kirchlichen oder fürstlichen Gebäuden angehörend, sind rot bemalt, die vielen flachen Schindeldächer grau. Daran, daß die vorstehenden Rinnen ebenfalls etwas Gemeinsames mit dem Bauernhause darstellen, sei hier nochmals erinnert.

Das Bauernhaus wurde vorwiegend aus Holz errichtet, während das Innstadthaus sich in Mauerkonstruktion weiter entwickelte. Es gibt aber Vertreter des Achenseetyps, namentlich Wirtshäuser und Herrenhäuser auf dem Lande, die schon frühe in Mauerwerk aufgeführt wurden.

[52]) Abbildung in Kdm. K. B., Seite 2218.

Diese stehen d[illegible]
und oft zwische[illegible]
nerlich den In[illegible]
Wirtshaus in N[illegible]
von.

Ein weiteres beliebtes Motiv des Achenseetyps des Bauernhauses, die hölzerne Laube, fehlt nicht am Innstadthause. Die Rückseiten oder die Innenhöfe sind, soweit sie nicht gemauerte Galerien erhalten haben, mit hölzernen Lauben versehen, die in der Konstruktion und Einzelbehandlung der Bauteile völlig den Lauben der Bauernhäuser gleichen. Meist ziehen sie sich an zwei Seiten hin, an der Rückseite des Hauses und an der Kommunmauer des Hofes in der Verlängerung des Fletzes zu einem Rückgebäude (Abb. 4) führend. Jetzt sind auch Aborte und Ausgüsse dort angelegt. Wo die Rückseite des Hauses frei steht, wie an der Innseite von Wasserburg und an der Salzach in Burghausen finden wir die Lauben in ganz analoger Weise wie am Bauernhause angebracht. Oft tritt auch noch das Vordach hinzu.

Zusammenfassend kann gesagt werden:

Der Innstadttyp ist ein schmales, tiefes Haus. Im Erdgeschoß enthält es Geschäftsräume, vor denen in den Innstädten Lauben vorkommen. In den Salzachstädten fehlen diese. Im 1. Obergeschoß ist vorne eine sehr große Stube, dann folgt ein Fletz bis zur Rückwand des Hauses [illegible] liegt eine Küche, [illegible] aus der Stube er[illegible] dem Kamin, ferner ein oder zwei dunkle Kammern und ein Schlafzimmer, das Licht von rückwärts empfängt. Das zweite Obergeschoß ist ebenso eingeteilt. Das Dachgeschoß ist hoch, besteht aus einem einzigen Raum über das ganze Haus. Das Dach hat 18—22° Neigung, ist ein Grabendach, bald mit inneren bald mit seitlichen Gräben und war mit Legschindeln gedeckt. Die Fassade enthält drei Fensterachsen und ist mit einer Vorschußmauer über das Dach hinaus erhöht. Der Typ ist vor 1500 entstanden und gotisch. Früher hatte das Haus gleich dem Achenseetyp des Bauernhauses ein weit ausladendes Vordach. Die Verwandtschaft beider erweist sich allenthalben. Das Innstadthaus ist der städtische Brudertyp des Achenseehauses.

Nicht infolge des Verkehrs mit Italien entstand die eigentümliche italienisch anmutende Außenerscheinung, sondern die Innstadt zog das gotische Gewand anderer Städte über ihr früheres Bauerngewand, weil die Innstädter selbstbewußte Bürger waren im Gegensatz zu den Bewohnern der mehr ländlichen Orte Oberbayerns wie Tölz, Weilheim usw.

Erst in den Zeiten der Renaissance und des Barock wandelte sich die Fassade des Innstadthauses durch vorwiegend gerades Abschließen der Vorschußmauer zu dem um, was wir heute als italienisch empfinden.

[53]) Abgebildet in Kdm. K. B., Seite 1807.

Heimat-Tagung in Passau. 4.—7. August 1921.

Der vorbereitende Ausschuß erläßt an die in der Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossenen heimatkundlichen Vereine des Inn-Salzachgaues und alle sonstigen Freunde der Heimatkunde Ostbayerns die Einladung zur Tagung in Passau. Die Arbeiten umfassen **besonders** die Gebietskunde des Inn-Salzachgaues und allgemein: Ziele und Wege der Heimatkunde auf dem Lande und in der Stadt, Schule und Heimat, Vereinstätigkeit, Heimatschutz, deutsches Volkstum.

An Vorträgen finden statt: Prof. Dr. W. M. Schmid und Dr. E. Kriechbaum: Erlebtes und Erreichtes im Inn-Salzachgau. Stadtschulrat Seidl, Passau: Berichterstattung und Besprechung über Arbeiten im Inn-Salzachgau. Prof. Dr. Frz. Berger, Linz: Die Besiedelung des Innviertels. Direktor S. Greiderer, Salzburg: Das Salzburgische Bauernhaus. Dr. E. Kriechbaum, Braunau: Von der Heimatkunde zur Heimatlehre. Prof. Dr. W. M. Schmid, München: Ziele und Wege der Heimatkunde in der Stadt. Direktor Dr. Guby, Wien: Der Donaustil. Prof. Dr. W. M. Schmid, München: Wolfgang Huber, der Maler von Passau. Prof. Dr. Kubitschek, Prachatitz: Das Böhmerwälder Volkstum. Komm.-Rat K. Zimmeter, Innsbruck: Zwölf Jahre Heimatschutz in Tirol. Univ.-Prof. Dr. R. Sieger, Graz: Heimatkunde eine Schutzwehr deutschen Volkstums. Prof. J. Blau, Freihöls: Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaften. Dr. E. Kriechbaum, Braunau: Lehrerfortbildung und Heimatkunde. Prof. Dr. H. Karlinger, München: Altbaierns Romanische Bildwerke.

Führungen durch die Stadt und ihre Baudenkmale. Besichtigung von Schloß Neuburg a. Inn, restauriert und eingerichtet als Künstlererholungsheim vom bayer. Landesverein für Heimatschutz, der Stadt und des Museums Schärding und der Sehenswürdigkeiten in Obernzell.

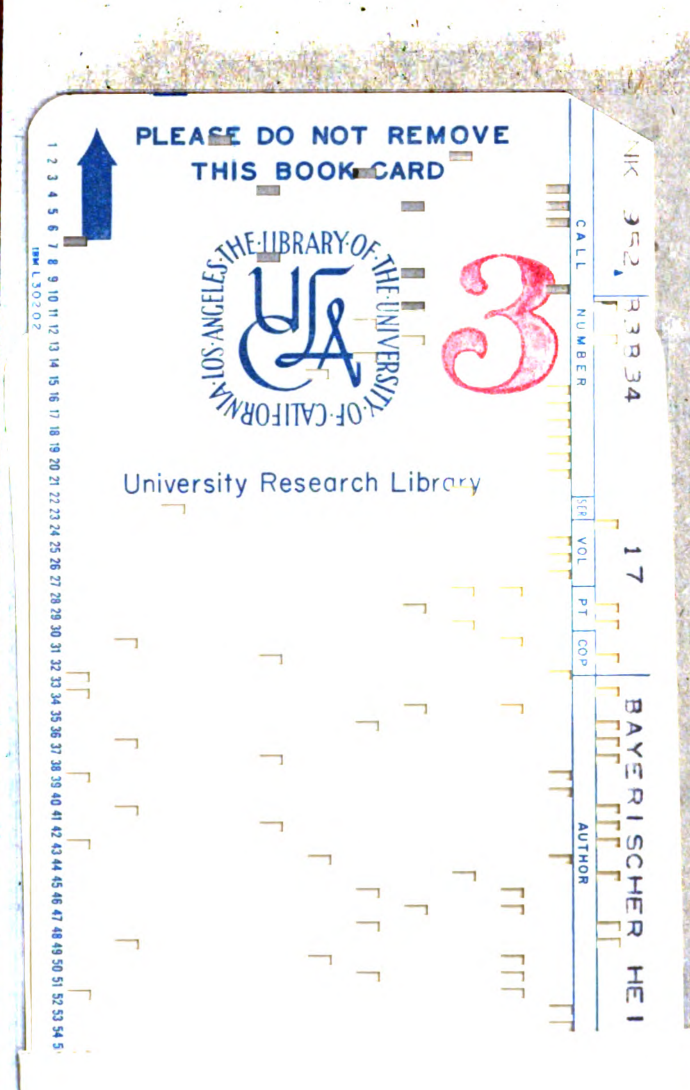
Der bayerische Landesverein für Heimatschutz bringt auf der Tagung eine Reihe von Beispielen aus seiner bauberatenden Tätigkeit im Inn-Salzach- und Donaugau und im Bayer. Wald in Plänen und Skizzen, ferner Entwürfe von Kriegerdenkmälern und Modelle für solche und schließlich eine Reihe von Veröffentlichungen des Vereins auf seinem Arbeitsgebiet zur Ausstellung.

Heimatvereine und Einzelpersonen wollen baldmöglichst ihre Teilnahme mittels Karte an den Stadtrat Passau (heimatkundliche Tagung) melden.

Der vorbereitende Ausschuß erhofft sich trotz der Not der Zeit eine recht rege Teilnahme, da es sich bei der Tagung nicht nur um die Förderung der Kunde und Pflege der engeren Heimatbezirke handelt, sondern auch um die Stärkung der kulturellen Zusammengehörigkeit des bajuwarischen Volksstammes, die heute mehr wie je durch äußere und innere politische Verhältnisse gefährdet ist.

Schriftleitung und preßgesetzliche Verantwortung: Oberregierungsbaurat Richard Rattinger in München.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
D 000 814 703 5


PLEASE DO NOT REMOVE
THIS BOOK CARD
THE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LOS ANGELES
UCLA
3
University Research Library
CALL NUMBER
NK 952 B3B34
VOL
17
PT
COP
AUTHOR
BAYERISCHER HEI

